This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

43. g. 4

Das weſtrömiſche Reich

von

Dr. Heinrich Richter.

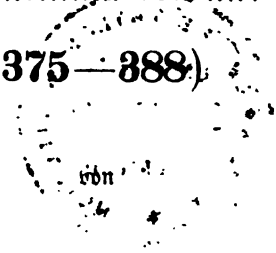
Das weſtrömiſche Reich

beſonders

unter den Kaiſern

Gratian, Valentinian II. und Maximus

(375—388).



von

Dr. Heinrich Richter.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann)
1865.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 OCT. 1942
OF OXFORD

Vorwort.

Es war urſprünglich meine Abſicht geweſen, eine Geſchichte des weſtrömiſchen Reiches von der Alleinherrſchaft Theodoſius des Großen bis zur Zeit Theoderich des Großen zu ſchreiben. Ich wollte zeigen, wie im Laufe dieſes Jahrhunderts die chriſtliche Kirche und das ins Reich aufgenommene Germanenthum anwuchſen, wie dieſe beiden neuen Mächte den alten römiſchen Staat untergruben, ihn zerſtörten und über ſeinem endlichen Fall in engere Verbindung zu einander traten; wie namentlich die Germanen nicht von außen her das Reich zertrümmerten, ſondern die im Reichsverbande ſelbſt lebenden den Haupttheil der Arbeit thaten, den großen römiſchen Staat in eine Anzahl germaniſcher aufzulöſen.

Allein je bekannter ich mit jenem Jahrhundert wurde, deſto mehr ſah ich ein, daß es faſt unverſtändlich ſei ohne genauere Kenntniß der vorhergehenden Zeit. Denn das Germanenthum wie das Chriſtenthum hatten bereits ganz eigenartige und beſtimmte Geſtaltungen hervorgebracht; beide waren in ſich abgeſchloſſene Mächte, beide hatten ſchon bedeutende Wirkungen auf den Staat und das ſociale Leben ausgeübt, die aus früheren Perioden erklärt ſein wollten. Es gab bereits eine traditionelle Art der Kaiſer und Miniſter, ſie in die Berechnungen ihrer Politik aufzunehmen, eine traditionelle Art der Unterthanen, ſich ihnen gegenüber zu verhalten, es gab Parteien für und wider, mit beſtimmt ausgeprägter Phyſiognomie.

Ich ging demnach auf die nächſten Jahrzehnte vor Theodoſius Regierung im Abendlande zurück. Und ihr Studium, von den angeführten Geſichtspunkten aus, überzeugte mich, daß auch hier bereits dieſelben Zuſtände herrſchten, oder daß ſie beſonders hier ſich kräftig bildeten. Auch unter den Kaiſern Gratian, Valentinian II. und Maximus beſtimmten religiöſe Fragen und das Ger-

manenthum die Politik der Machthaber und die großen Geſchicke des Reiches. Aber auch dieſe Periode, das erkannte ich bald, war nur wenig verſtändlich ohne ein Zurückgehen bis auf die Zeit der Kaiſer Probus und Diocletian, wo das Chriſtenthum zuerſt als eine nicht mehr zu überſehende Macht auftrat, welche die Handlungen der Herrſcher, das Leben der geſammten Bevölkerung fortan beeinflußte; wo die Kaiſer begannen, die Germanen in großen Maſſen dem Reich einzuverleiben, und bald ihnen eine weitgehende Bedeutung in der Armee, am Hof, in der Regierung einräumten.

So iſt das Buch entſtanden, welches ich hiermit den Geſchichtsfreunden übergebe. Es behandelt den Zeitraum von Probus und Diocletian bis Gratian mit zunehmender Genauigkeit, die Zeit der Kaiſer Gratian, Valentinian II. und Maximus ausführlich. Es bildet wohl ein Ganzes für ſich und ſchließt mit einem Jahre ab, deſſen Begebenheiten, meiner Anſicht nach, einen wichtigen Wendepunkt in der Geſchichte des römiſchen Reiches herbeiführen. Jedoch mein Wunſch wäre allerdings, man möchte es zugleich als eine Art erſten und einleitenden Band zu dem Werke anſehen, das ich in den erſten Zeilen genannt, und das ich unter der Feder habe.

Ich kann dies Vorwort nicht ſchließen, ohne mein Buch der Nachſicht zu empfehlen, deren eine Erſtlingsarbeit doppelt bedarf; und vielleicht um ſo mehr, wenn ſie eine Zeit beſpricht, für welche die zerſtreuten, ungenauen, widerſpruchsvollen und parteiiſchen Quellen beſonders ſchwer zu ſammeln und zu ſichten ſind, wo es oft Mühe genug koſtet, ſich das Richtige herauszuleſen, und leicht ein nicht unweſentlicher Punkt, eine nicht unwichtige Notiz überſehen wird. Was die Hülfsbücher betrifft, ſo habe ich, damit der Umfang der Noten nicht zu ſehr anſchwelle, ſie durchſchnittlich nur genannt, wenn ich ihnen direct etwas verdanke oder geradezu einer ihrer Anſichten entgegen ſein muß.

Was ich ſonſt noch über die hiſtoriſche Behandlung des betreffenden Zeitraums und die Geſichtspunkte welche mich leiten, zu ſagen habe, giebt die Einleitung.

Berlin im October 1865.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1— 31

Erſtes Buch.

Die chriſtliche Kirche und die Germanen im römiſchen Reich.

Erſtes Kapitel. Die römiſchen Kaiſer und die chriſtliche Kirche von Diocletian bis zum Tode Conſtantins I.; 284—337 . . 31—101

Zweites Kapitel. Die römiſchen Kaiſer und die chriſtliche Kirche vom Tode Conſtantins I. bis zur Wiederherſtellung der Glaubensfreiheit durch Kaiſer Jovian, nach dem Tode Julians des Apoſtaten; 337—363 . . . . . 101—180

Drittes Kapitel. Die Germanen im römiſchen Reich. Die germaniſchen Sklaven und Kriegsgefangenen; der Colonat und die germaniſchen Colonen; die Gentilen; die Läten, ihr Charakter, ihre Treue und ihr Nutzen. Germaniſche Völker im römiſchen Reich; die Bataver, Ubier und Gugerner. Die Vandalen; Stilicho der Vandale. Die Salier. Die kleinen Gothen und Ulfila. Contingente germaniſcher Völker; die Capitulanten und germaniſchen Truppen im Reich. Germanen im Civil und Heer; ihr politiſcher Einfluß und merkwürdiges Verhalten; Stimmung der Römer gegen ſie. Die Kaiſer begünſtigen die Germanen. Conſtantin I. wird zuerſt ihrer eigentlichen Bedeutung gerecht. Gothen im Palaſt von Byzanz; Alamannen und Franken im Palaſt von Mailand. Die römiſche Partei; der fränkiſche Uſurpator Silvanus. Das Germanenthum und das Chriſtenthum. Die Kaiſer Valentinian und Valens . . . . 181—268

Zweites Buch.

Kaiſer Gratian, 375—383.

Erſtes Kapitel. Gratians Familie. Schwierige Stimmung der Legionen im Lager von Bregetio. Der General Merobaudes. Kaiſer Valentinian II. Gratians Charakter. Die Religionsfreiheit wird definitiv aufgehoben. Die Donatiſten. Der Arianismus. Biſchof Damaſus von Rom. Gratians Begünſtigung der Kirche . . . . . 269—372

Seite

Zweites Kapitel. Das weltliche Regiment unter Gratian. Der Franke Merobaudes. Die deutschen Minister am römischen Hof. Der Präfekt Maximin. Der römische Senat und die deutschen Minister. Der General Theodosius und sein Sohn 372—412

Drittes Kapitel. Die Gothen. Die Empörung des General Procopius. Krieg mit den Westgothen. Kaiser Valens. Die Zustände im oströmischen Reich; die Zustände bei den Westgothen: Christenthum und innere Zerwürfnisse. Der Uebertritt der Westgothen ins Reich. Valens Entscheidungen und ihre Rechtfertigung. Die Beamten. Ausbruch der gothischen Feindseligkeiten 412—468

Viertes Kapitel. Gratian sendet Hülfe ins oströmische Reich. Sein Krieg mit den Alamannen. Schlacht bei Argentaria. Schlacht bei Hadrianopel. Valens Ende. Der Arianismus. Theodosius. Gratian, die Priscillianisten und das Heidenthum. Gratian und das Germanenthum. Die Empörung des Maximus. Gratians Ende . . . . . 468—576

Drittes Buch.

Die Kaiser Valentinian II. und Maximus, 383—388.

Erstes Kapitel. Friedensverhandlungen zwischen Maximus, Valentinian II. und Theodosius. Gesandtschaft des Bischofs Ambrosius nach Gallien. Frieden. Die Relation des Senators Symmachus zu Gunsten des angegriffenen Heidenthums. Die Entgegnung des Bischofs Ambrosius. Arianische Versuche des Hofes von Mailand. Ambrosius besiegt die Kaiserin Justina und Valentinian II. . . . . 577—619

Zweites Kapitel. Maximus. Der katholische Klerus Galliens. Die Priscillianisten. Der heilige Martin von Tours. Maximus schreibt an den römischen Bischof Siricius und an Valentinian. Des Ambrosius zweite Gesandtschaft nach Trier. Maximus vertreibt Valentinian II. aus Italien. Sein Krieg mit Theodosius und sein Ende. Schluß . . . . . 620—664

Anmerkungen . . . . . 665—697

Berichtigungen.

Seite 30, Anm. letzte Zeile lies: im 2. des dritten.
Seite 221, Zeile 14 von unten lies: Specimina statt Examina.
Seite 297, Zeile 11 streiche N. 32.

Einleitung.

Die beiden weſtrömiſchen Imperatoren Gratian und Maximus zählen zu den unbekannteſten der Kaiſergeſchichte. Die ganze Periode des Imperiums, welcher ſie angehören, erfreut ſich keiner großen Theilnahme und Bekanntſchaft Seitens der Geſchichtsfreunde. Es giebt kein Werk, welches uns die Zeit von Conſtantin dem Erſten an recht zugänglich machte, und ihre volle Bedeutſamkeit vergegenwärtigte. Franzoſen, Italiäner und Engländer haben im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mehr dafür gethan, als die Deutſchen und das neunzehnte Jahrhundert. Die Annalen des Cardinal Baronius, die Critica-Historico-Chronologia in annales Baronii von Pagius, die histoire des empereurs und die mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des Tillemont ſind hervorragende Werke von großer Gelehrſamkeit, und für das Studium dieſer Zeit, wie überhaupt der römiſchen Kaiſergeſchichte unentbehrlich. Zum Leſen werden ſie Keinen mehr einladen, auch der franzöſiſch und nicht ungeſchickt ſchreibende Tillemont kaum. Die rigoroſe und zudringliche Art ihrer theologiſchen Geſchichtsauffaſſung iſt glücklicher Weiſe höchſt befremdlich geworden, ſelbſt für die meiſten Derjenigen, welche ſonſt ihren Glauben theilen möchten. Die Germanen jenſeits des Rheins und der Donau, deren Geſchichte ſo untrennbar mit der römiſchen zuſammenhängt, ſind von jenen Hiſtorikern noch nicht wie es ihnen zukommt, aufgefaßt worden; ihr Eingreifen in die Begebenheiten des Reiches noch nicht in ſeiner ganzen Wichtigkeit dargeſtellt. Der Charakter, die Anlagen, die Culturſtufe der Germanen ſind viel zu niedrig angeſchlagen, ſoweit man ſich überhaupt Gedanken hierüber machte und das Wort Barbar,

welches die Römer zu dieser Zeit wenigstens nicht immer im wegwerfenden Sinne gebrauchten, nicht schlechtweg in seiner schlimmsten modernen Bedeutung nahm. Die Germanen im römischen Reiche, die von der Mitte des vierten Jahrhunderts an immer wichtiger werden, um die sich bald die römische, die Weltgeschichte dreht, müssen in den genannten Werken völlig zurücktreten.

Ein ganz anderes Bild bieten die neueren Historiker, namentlich die deutschen dar. Man gelangt zu einer immer tieferen Würdigung der damaligen Germanen und faßt eine immer höhere Ansicht von ihnen; man nähert sich immer mehr dem erstrebten großen und doch zugleich in's Einzelne dringenden Gesammtblick auf das Wesen und die Geschichte der Deutschen. Die Zustände und Begebenheiten im römischen Reich seit Constantin dem Ersten dagegen sind wohl mannigfach betrachtet worden, allein weniger ihrer selbst als der Aufschlüsse wegen, welche sie für die Geschichte und Eigenart der Germanen liefern. Denn nur aus den zerstreuten, oft ganz beiläufigen Angaben der Autoren, welche die römische Geschichte schrieben oder mittelbar für dieselbe Material geben, kann die deutsche Geschichte in ihren ersten Jahrhunderten zusammengetragen werden. Diese Arbeit ist eine äußerst mühsame und minutiöse; dennoch bleiben manche Lücken, man muß sie entweder, wohl oder übel, ganz offen lassen oder durch Conjecturen und Erläuterungen auszufüllen suchen. Und auf diesem Gebiete ist denn bekanntlich eine Reihe der wichtigsten Schriften erschienen, überraschende Resultate sind festgestellt, anziehende Hypothesen aufgeworfen, interessante Controversen entstanden, ein reges Leben der Forschung und Darstellung herrscht, und weitere Aufschlüsse über bestimmte Manifestationen des germanischen Wesens stehen zu erwarten.

Aber eine nicht unwichtige Seite desselben hat bisher weniger Beachtung erfahren: das Leben und der Einfluß der Germanen im römischen Reich und am Hofe der Kaiser ist kaum geschildert worden; ausgenommen in einigen, später zu nennenden Monographien: und auch in diesen nur zum Theil. Von dem großen Einbruch der Gothen in das Reich, und vom Auftreten des Vandalen Stilicho an, gestaltet sich dies freilich schon günstiger, und es wird Gelegenheit sein, einige der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften anzuführen. Allein auch vor dem Gotheneinbruch und dem Walten jenes großen deutschen Ministers am Hofe

des Honorius, spielen die Deutschen eine hervortretende Rolle im römischen Imperium: sie sind culturhistorisch überaus wichtig, sind in jeder Beziehung unentbehrlich für das Reich, bestimmen das Schicksal der Kaiser und des Staates.

Was nun die von den Germanen so wesentlich beeinflußte römische Geschichte selbst anbetrifft, so liegt sie, abgesehen vom Gebiet der speciellen Kirchen- und Rechtshistorie, seit Gibbon fast ebenso unangebaut und verlassen da, wie zu jener Zeit die fruchtbarsten Landstriche und Güter, und beinahe das gesammte Feld der geistigen Thätigkeit. Der allerdings ganz allgemeine und unheilbare Verfall, welcher in der letzten Periode des römischen Reiches dem ersten Blick entgegenschlägt, scheint abgeschreckt zu haben. Allein schon der zweite Blick zeigt die neuen Keime, die sich lebendig und hoffnungsreich gerade auf dem Boden der abwelkenden römischen Welt regten, aus denen das Mittelalter, die neue Zeit hervorgewachsen sind. In seiner Geschichte der Völkerwanderung gönnt von Wietersheim auch den römischen Verhältnissen und Schicksalen einen größeren Raum. Er würde dem seit Constantin dem Ersten immer schneller im römischen Imperium emporblühenden und um sich greifenden Germanenthum gewiß eine genauere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Leider hat er sich entschlossen, im vierten Bande seines Werkes die letzten Zeiten des abendländischen Reiches nur kurz zu behandeln. Eben so sehr ist es zu bedauern, daß er nicht auch die Zunahme der christlichen Religion, die von Jahr zu Jahr steigende Machtentfaltung der Kirche in seine Darstellung eingeschlossen hat. Gerade von Wietersheim, mit seiner festen und freudigen Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Glaubenslehren und ihrer erlösenden und erneuernden Wirkung auf das Menschengeschlecht, mit seinem klaren Gefühl für jede Verunstaltung des Christenthums und der Erkenntniß der Schranken, welche die entartete Generation dessen Einflüssen damals zog, mit seinem unbestochenen aber milden Blick für die Schwächen und Sünden der Vertreter, wie für die guten Eigenschaften der Gegner desselben, und mit der Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, welche im Stande ist, das als richtig Erkannte ruhig und unbeirrt auszusprechen, aber nicht im Stande, über fatale Thatsachen hinwegzuschlüpfen, sie zu bemänteln oder zu beschönigen: wäre vielleicht zu einer unbefangenen Erörterung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse berufen ge-

weſen. Die politiſche Geſchichte der letzten Periode Roms, ja in mehrfacher Hinſicht auch die der gleichzeitigen Germanen, iſt enge mit der religiöſen verſchmolzen, und ohne das Eingehen auf die letztere oft nur halb verſtändlich.

Gibbon hat allerdings in den Bereich ſeines herrlichen Geſchichtswerkes „von der Abnahme und vom Fall des römiſchen Reiches“ die drei Hauptgebiete aufgenommen, welche das Leben der damaligen Generationen umfaßten. Erſtens die ſocialen und politiſchen Abwandlungen im verfallenden römiſchen Imperium; zweitens das Aufſtreben des Chriſtenthums und der Kirche gegenüber dem depravirten und verſchwindenden Polytheismus; drittens die aufblühende Macht der Germanen, ſowohl jenſeits der Reichsgränze als im Reiche ſelbſt. Indeſſen unſere Kenntniſſe und Anſchauungen, namentlich von den Germanen, ſind doch ganz andere geworden ſeitdem; und der wichtigen Erſcheinung der Germanen im Reich konnte Gibbon bei den ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln nicht viel gerechter werden als Tillemont, obſchon ſeine hiſtoriſche Intuition ihn Einiges errathen ließ. Zudem iſt der Theil von Gibbon's Werk, welcher das vierte und fünfte Jahrhundert behandelt, mehr oder weniger noch immer Einleitung, und gerade über die Zeit vom Regierungsantritt Gratian's bis zum Tode Theodoſius des Erſten, ja noch weiter hinaus, hat der große Hiſtoriker es vorgezogen, beſonders flüchtig fortzueilen. Nach der Freude über ſeine prachtvolle Darſtellungsart, die auch hier ſich nicht verleugnet, tritt doch das unbehagliche Bedenken hervor, daß in einer von den allerbedeutendſten Ideen aufgeregten Zeit mehr als ein viertel Jahrhundert ohne alle ſichtliche Einwirkung derſelben auf die politiſchen Umwälzungen und die dabei handelnden Perſonen verfloſſen ſein ſoll. Und gerade in dieſen Zeitabſchnitt drängen ſich die jäheſten Erſchütterungen dicht zuſammen. Es werden Kaiſer ermordet oder verjagt und wieder eingeſetzt, Empörungen gelingen, Uſurpatoren erheben ſich und gehen unter, mächtige Miniſter, von denen die Kaiſer abhängen, finden ein raſches Ende, die Herrſcher bekriegen einander, die Heereszüge hören kaum auf. Alles dies ſoll, wie früher, ohne Beziehung zu dem geſchehen ſein, was in den Völkern rege war. Der Ehrgeiz einzelner Köpfe, die Schwäche einzelner Charaktere, ein ziemlich ſinnloſer und zufälliger Soldatenaufſtand muß es erklären, wie in der älteren, ideenarmen Kaiſerzeit. Die Unterthanen ſahen, zufolge der

geltenden Auffassung von diesem Zeitraum, fast ganz gedankenlos und ohne Theilnahme den gewohnten wilden und wechselvollen Scenen zu, die sich auf der kaiserlichen Bühne abspielten. Sie betrauerten den Fall keines Imperators, begrüßten oder verwünschten nicht den Sieg seines Gegners, noch die Thronbesteigung seines Mörders; sie unterstützten Keinen und widerstanden Keinem in der Durchführung seiner Absichten und hatten selbst keine Absichten, deren Erfüllung sie von ihrem Kaiser verlangten oder hofften. Es gab keine Wechselwirkung zwischen den Herrschern und Beherrschten; die Imperatoren thaten einseitig was sie wollten, die Unterthanen ohne Weiteres was ihnen nach Willkür geboten ward. Höchstens, daß sie in ihrer Dumpfheit sich noch mit banger Erwartung fragten, ob der neue Machthaber die Einbrüche der Germanen abhalten, die Steuerlast erhöhen oder vermindern werde. Allerhöchstens, daß die von den Heereszügen eines neuen Bürgerkrieges ausgeraubten Provinzen erseufzten, oder entferntere, augenblicklich von Truppen entblößte Reichstheile, welchen neue Steuern die Kosten des Bürgerkrieges abpressen mußten, in lauten Jammerrufen oder verzweifelten Aufständen sich Luft machten: natürlich zu ihrem erhöhten Schaden.

Indessen dem war nicht mehr ganz so. Diesen traurigen Zuständen, welche fast den alleinigen Inhalt der vorhergehenden Periode ausmachten und auch jetzt sich noch fortsetzten, gesellten sich doch frischere, höhere Elemente bei. Das Christenthum und das Germanenthum, beide im römischen Reich energisch um die Wette aufstrebend, hatten mitten in der tödtlich kranken antiken Welt doch wieder ein gesunderes Verhältniß hergestellt. Auch ganz abgesehen von dem Trost, welchen der neue Glaube Millionen gedrückter Seelen gewährte, von dem regeren Leben, welches sie in viele Verhältnisse warf, und von dem Nutzen, welchen die Germanen in Krieg und Frieden gewährten: es ging wieder durch alle Völker des Imperiums, was man heute das Strömen der öffentlichen Meinung nennen würde.

Zwar, den politischen Institutionen nach, schienen die Unterthanen ganz meinungslos und ohne Willen; ihre Selbstthätigkeit schien völlig gebrochen; die kleinsten Dinge in den entferntesten Provinzen bedurften der devoten Anfrage im Palast des Kaisers oder doch wenigstens des prätorischen Präfecten; auch fragten die Unterthanen gern, wenn schon nicht immer sehr vertrauend, an.

Durch den Despotismus langer Jahrhunderte gebrochen, kam ihnen gar nicht der Gedanke mehr, daß sie sich selber rathen und helfen könnten; und wäre es einmal geschehen, sie würden sich sehr bald erst recht übelberathen und hülflos erschienen sein. Aber der demuthsvoll erharrte Entscheid von Oben ließ oft genug Jahre auf sich warten, und kam nicht selten, wenn schon der eigene Lauf der Dinge entschieden hatte. Die erflehte Hülfe in den mannigfachen üblen Lagen blieb nur allzu häufig ganz aus. In orientalischer, ängstlich ceremoniöser Abgetrenntheit vom Volke lebten die Kaiser, welche die regierungsbedürftigsten aller Unterthanen regieren sollten, ohne deren Bedürfnisse recht zu kennen. Nur durch den Mund meistentheils selbstsüchtiger, lügnerischer, intriganter Beamten und Höflinge erfuhren sie von denselben; die unmittelbare Stimme des Volkes drang nie durch die Pforten des Palastes und die Vorhänge der heiligen Gemächer an das kaiserliche Ohr. In jenem versunkenen Zeitalter war dieses geheimnißvoll abgeschiedene Leben des Fürsten allerdings eine traurige Nothwendigkeit geworden, und, nebst dem Pomp, welchen die Kaiser entfalteten, wenn sie sich einmal öffentlich zeigten, auf die verflachten Gemüther wohl berechnet. Es wurde ein Nimbus um das Haupt des gebietenden Wesens verbreitet, welcher es unnahbar erscheinen ließ und mit ehrfurchtsvoller Scheu vor ihm erfüllte: ein nicht unwirksames Mittel gegen die alte Gewohnheit des Kaisermordes und die daraus jedesmal entspringenden Leiden und Erschütterungen für das Reich. Wirklich brachte jetzt die Armee ihre Imperatoren nicht mehr mit derselben Regelmäßigkeit um, wie vordem. Aber die Unterthanen, welche von dem einen Uebel sich einigermaßen befreit sahen, empfanden das andere, wodurch es vertrieben war, auch schwer genug, beklagten und schilderten es mit Kummer und Bitterkeit. Zu Rom stellte ein Abendländer in öffentlicher Rede seine Betrachtungen über die Kaiser an, welche glaubten, die fürstliche Majestät werde geschmälert und gemein gemacht, wenn sie nicht, eingeschlossen in einem Cabinet des Palastes wie in einem Heiligthum der Vesta (das bekanntlich kein Mann betreten durfte), eine verborgene Anbetung sich gefallen ließen; wenn sie nicht, im Dämmer des göttlichen Hauses ihre Tage hinbringend, sich mit einer vorsorglichen Einsamkeit, mit weitverbreitetem Schweigen, wie mit einem Wall umgeben hätten. Und kämen sie einmal an das Licht hervor, könnten sie den Tag ertragen, dann säßen sie auf Sänften

und in Wagen, von dichten Kriegshaufen umgeben, von Waffen wie von einem Schutzdach geschirmt, und der Zug bewege sich langsam, in feierlich gemessenem Schritte. Das Volk werde weit hinweg getrieben, die Hand der Büttel sei nicht müßig und theile wacker Schläge aus. So Pacatus in seiner Lobrede auf Theodosius den Großen. Zu Constantinopel drückte der Grieche Synesius dieselbe Betrübniß der Unterthanen aus. Er behauptete, nichts habe den Staat so heruntergebracht, als der königliche Prunk und die Anbetung, die man den Kaisern im Verborgenen zolle, wie wenn man opferte, und als die barbarische Schaustellung ihrer Würde, wenn sie öffentlich erschienen. In Gold und Purpur seien sie gehüllt, mit Steinen ausländischer Gebirge und Meere bedeckten sie sich, ihr Diadem und ihren Thron. Gingen sie in den Senat, so wäre ihnen nicht einmal das Estrich erträglich; ein Heer von Dienern müßte Goldsand streuen, welchen Lastschiffe und Frachtwagen aus fernen Gegenden gebracht. Sonst aber pflegten sie ihr bewundertes Zuhausesitzen, wie Meerpolypen und Eidexen, denn sie fürchteten, die Menschen möchten dahinter kommen, daß sie Menschen seien, wenn ihr Anblick ein gewohnter würde. So belagerten sie sich gleichsam selbst, denn sie sähen und hörten das Wenigste von dem, was praktische Einsicht giebt, und so lange sie den Menschen nicht kennten und unter ihrer Würde achteten, würden sie nie die Vollendung des Menschen erreichen. Den Nebel aber, welchen ihre unnatürliche Lebensart um ihre Seele lege, sollte ihnen das Geschmeiß der Höflinge und Eunuchen zerstreuen, schwachköpfige, kleingeistige Creaturen, lachlustig und weinerlich wie es beliebte, Grimassen schneidend, lärmend und schmarotzend, nur kein vernünftiges Wort aus der Dumpfheit ihrer Gedanken hervorbringend. — Aber nicht allein die Minorität der besseren Unterthanen war sich über die großen Nachtheile klar, welche das Schaugepränge und die Abgeschlossenheit der kaiserlichen Würde nach sich zog. Derselbe Kaiser, welcher geglaubt hatte, sie einführen zu müssen, um noch größeren Uebeln zu begegnen, verbarg sich ihre Schäden nicht. „Nichts ist schwieriger," pflegte Diocletian zu sagen, „als gut zu regieren. Vier oder fünf vereinigen sich zu einer Cabale, um den Imperator zu betrügen: sie stellen ihm vor, wie zu entscheiden ist: der Imperator, im Palaste eingeschlossen, kennt die Wahrheit nicht: er ist genöthigt nur das zu wissen, was Jene ihm sagen: er setzt unwürdige Beamte

ein und entfernt die würdigen welche ihre Stelle behalten mußten: der klügste, beste Imperator wird verkauft!" Wohl dem Staatswesen, wenn der Kaiser wenigstens nicht im Purpur geboren war; wenn er in der Schule administrativer und militärischer Aemter sich die Kenntniß der Welt, der Menschen, der Geschäfte und des Krieges errungen; die Bedürfnisse der Völker, die Noth und Hülflosigkeit der Niedrigen, den Uebermuth der Reichen und Vornehmen, die Masse des Betruges, der heimlichen Verbrechen und Ränke durch eigene Anschauung und Erfahrung einsehen gelernt, seinen Blick geschärft, seinen Willen gestählt hatte. Nicht blos zur Zeit des Augusteischen Hauses, des Domitian und Commodus: auch in dieser Periode läßt sich ein großer Unterschied bemerken zwischen den Kaisern welche in ihren besten Mannesjahren zu Herrschern gewählt wurden, und zwischen denen, welche eine sorgsame, aber weichliche, unter Höflingen von der übrigen Menschheit abgetrennte Palasterziehung auf ihr großes Amt hatte vorbereiten sollen, und ihnen gerade das nicht gegeben hatte, was dem Fürsten am meisten Noth thut. Die ungeheuerliche Größe und Verwegenheit der Laster, welche jene Erbkaiser zu Phänomenen macht, findet sich bei diesen nicht mehr: der Ernst der Zeiten, die Mahnungen des Christenthums, selbst die Erschlafftheit des Geschlechtes wirkten zügelnd ein; manche von ihnen waren sogar edle Persönlichkeiten und wollten das Beste. Allein Unzulänglichkeit des Geistes, eine Mattigkeit des Herzens, Mangel an Umsicht, Erfahrung und Thatkraft kennzeichnet sie alle. Und auch die kräftigen, erfahrenen Wahlkaiser, ein Diocletian, ein Constantin der Erste, Valentinian und Theodosius der Große waren gegen das Ende ihres Regimentes nicht mehr ganz dieselben. Aufhören der persönlichen Berührung mit allen Klassen der Unterthanen und mit den Kundgebungen versammelter Volksmengen oder ihrer vertretenden Organe, wie dies zur Zeit eines Trajan, Hadrian, Marc Aurel noch so heilsam und erfreulich stattfand, machte auch das scharfe Auge solcher Männer im Lauf der Jahre stumpfer, gab ihre Ansichten und Entschließungen in die Gewalt der Räthe und Beamten.

Die Verbindung zwischen den allmächtigen und doch so beschränkten Imperatoren, und zwischen der willenlosen Unterthanenmasse sollte der geistreich erfundene Aufbau einer vielgegliederten, vielschreibenden Büreaukratie, durch einen endlosen Instanzenzug

hinauf, bewerkstelligen. Neben der Armee, dem christlichen Klerus und dem allerdings immer wirkungsloseren heidnischen Priesterthum, war diese neue Beamtenhierarchie die vierte große Körperschaft, welche sich bedeutend aus der Fläche einer in ihre Atome zerfallenen Bevölkerung erhob. Etwas von Rührigkeit und selbstständigem Leben regte sich in ihr, wenn auch nicht so stark wie im Klerus und im Heer. Ihre Einrichtung ist das unsterbliche Verdienst Diocletians und Constantins des Ersten: eine Nothwendigkeit in der allgemeinen Auflösung und Erschöpfung nach den blutigen Wirren des dritten Jahrhunderts. Nur mit ihr war überhaupt noch eine Regierung und Administration, ein Fortbestehen socialer Bande und annähernder Ordnung möglich. Indeß auch sie brachte neue Uebel für die alten: das Staatswesen stand nicht völlig still, der Staat existirte weiter, allein statt plötzlich zusammenzubrechen, wurde er langsam vergiftet und zu Grunde gerichtet. Das Regieren war unendlich schwerfällig und weitschweifig gemacht, dem Unterthanen der allerletzte Rest eines selbstständigen Willens in seinen kleinsten socialen Angelegenheiten und der Würde eigener Verantwortlichkeit genommen. Kaiserliche Beamte waren auf allen Landstraßen, in allen Dörfern, Städtchen und Städten; sie beaufsichtigten, leiteten, notirten alles. Von ihnen ging es in die Büreaus der Provinzialstatthalter, von dort in die Büreaus der Diöcesangouverneure, von dort in die Büreaus eines der vier prätorischen Präfecten, von dort in die Büreaus der kaiserlichen Aula, wo sieben große Hofbeamte nach Willkür, Bestechung oder Connexion ihr Dafür und Dawider hatten, bis es von den Großwürdenträgern im Consistorium des Kaisers durchberathen wurde. Jetzt ging es den Instanzenzug wieder hinab, wurde von den betreffenden Offizianten gedeutet, erweitert, verengt, oder verschwand auch ganz auf diesem weiten Wege, der oft vom Rhein bis zum Nil und Euphrat zu machen war.

In absolut regierten Staaten ist es der Verlauf innerer Nothwendigkeit, daß über einer verarmenden Bevölkerung der verblendende Glanz des Hofes und alles dessen, was mit ihm in Verbindung steht, rücksichtslos zunehmen muß. So wurden auch für die Erhaltung und die nothwendig erfundene prunkvolle Repräsentation der Büreaukratie, den ausgesogenen römischen Unterthanen ungeheure Summen abgefordert. Aber kaum war dies das

Schlimmste. Die Verworfenheit des Zeitalters, alle seine schleichenden Laster fanden in der Büreaukratie einen Ausdruck. Die ruchlosen Beamten überwogen durchaus. Eine unglaublich kriechende Schmeichelei gegen die Kaiser, die Vorgesetzten und Mächtigen, welche in's Geheim auf jede Weise betrogen und verrathen wurden; ein Ehrgeiz der keine Mittel scheute; verschmitzte Intriguen zu gegenseitigem Sturz oder zum Ruin eines Höheren; Intriguen mit und für einander; eine Habgier welche jeder Bestechung offen stand und jeden Raub beging; ein Hochmuth, eine Hartherzigkeit gegen die Unterthanen, welche sie diesen bald für bösere Feinde als die plündernden Barbaren gelten ließ: das waren die Eigenschaften der civilen und auch der militärischen Magistrate, welche das Reich ruinirten, und mehr noch als die Untüchtigkeit der römischen Soldaten, seine Provinzen den Germanen in die Hände lieferten. Durch die ganze Geschichte zieht sich die Bestätigung der diocletianischen Klage: die Kaiser wollten zumeist das Gute und thaten ihr Bestes, doch die Nichtswürdigkeit ihrer Beamten ließ sie oft in gutem Glauben das Schlimmste thun; immer wieder hatten die Imperatoren sich anzustrengen, um die Erschütterungen auszugleichen, welche schließlich das Hausen ihrer Beamten offenbarten. Gelangte einmal durch eine Deputation die Stimme einer Stadt oder Provinz direct zum Herrscher, so wußte sie von vornherein, und die Beamten hatten es ihr noch einmal eingeschärft, daß an das geheiligte Ohr nur erfreuliche Berichte schlagen dürften. Auf die eindringlichsten Fragen des Kaisers erfolgten die glückseligsten Schilderungen. Nur der äußersten Verzweiflung entrang sich dann und wann ein Wort der Wahrheit; allein die Gefahr für den kecken Sprecher war groß.

Hierzu kam, daß die Entscheidungen der Gerichte ganz von den hohen Magistraten abhingen, daß es nichts Feileres und Gehorsameres gab als den damaligen römischen Richter, nichts Härteres als das Gerichtsverfahren. Die Bücher des Ammianus Marcellinus, des vortrefflichen Sittenschilderers dieser Zeiten, sind voll von entsetzlichen Prozeduren und Justizmorden. Der Tod wurde mit einem Leichtsinn zuerkannt, der für eine zusammenschwindende Bevölkerung doppelt verhängnißvoll war. Der hatte von Glück zu sagen, der nur unter dem Beile fiel; der Scheiterhaufen und langsame, gräuelvolle Martern waren sehr gewöhnlich. Die ganze Barbarei, in welche die Civilisation umgeschlagen war,

ſteht in der Rechtsgeſchichte dieſer Periode zu leſen. Die Folter war für Jeden, einige Privilegirte ausgenommen: auch für die Zeugen bereit; tauſend Unſchuldige geſtanden alles was man wollte, um durch den Tod von ihren Qualen befreit zu werden. Auch den Losgeſprochenen erinnerten die Narben der Geißelhiebe und eiſernen Krallen Zeitlebens an die furchtbaren Stunden der Unterſuchung. Es gab Perſonen, welche ſchon auf dem Wege zum Tribunale die Angſt vor dem Richter und den Folterknechten tödtete. Mancher Verbrecher trat wohlgemuth vor die Schranken: Unſchuld galt wenig, Geld und ein vornehmer Freund alles.

Hart wie das Gerichtsverfahren war das gegen die Staatsſchuldner, deren es eine große Menge gab. Schwere Steuern ſchienen nothwendig und wurden eingetrieben, theilweiſe ſogar aufgelegt von unbarmherzigen Beamten, die ihre Säckel immer für leer hielten. Zwar gab es noch eine bedeutende Maſſe von Reichthum, aber das Geld war möglichſt ungeſund vertheilt und zirculirte ſchlecht. Große Partieen des liegenden und beweglichen Gutes waren im Genuß der einzelnen großen Corporationen: der heidniſchen Prieſtercollegien und der chriſtlichen Kirche; deren Glieder ſich außerdem noch mannigfacher Privilegien und Immunitäten erfreuten. Einzelne Privatperſonen beſaßen ungeheure Gütercomplexe in den verſchiedenſten Provinzen. Das Gold lag zuſammengehäuft in den Paläſten weniger Reichen, die noch dazu manche Steuerfreiheiten nicht ſelten genoſſen. Ihr Luxus war gränzenlos, barbariſch. Ammianus Marcellinus ſchildert im Abendland, der heilige Chryſoſtomus im Morgenland vorzüglich ihr Schaugepränge und ihr Benehmen, welches dem Heiden wie dem Chriſten ein Aergerniß war. In ſeidenen, goldgeſtickten Gewändern gingen ſie einher, immer von Salben und Wohlgerüchen duftend, der Gürtel war von Gold, die Schuhe glänzten von Gold. Sie unterhielten ein Heer von tauſend bis zweitauſend Sclaven, darunter eine Menge Barbaren — namentlich Germanen — und Eunuchen. Alle ſtrotzten von Gold, Ketten und Armſpangen, dufteten von Salben. Sie beſaßen die ausgebreitetſten Ländereien und zehn bis zwanzig Paläſte und Bäder. Ihre Häuſer glänzten mit vergoldeten Dächern und elfenbeinernen Doppelthüren. An den Wänden ihrer Tafelzimmer und Schlafcabinette wechſelte Marmor mit Goldplatten ab; in den Moſaik des

Estrichs waren Edelsteine eingelassen, und diese Pracht mit noch kostbareren Teppichen bedeckt. Die schweren Tische, mit dickem Golde oder Silber ausgelegt, konnten, gleich den ungeheuren Weinschalen, kaum zwei rüstige Männer tragen, und bei ihren täglichen Schmäusen bediente sie eine Menge schöner, wohlgepflegter und gesalbter, behender Jünglinge, während indische, arabische, persische Wohlgerüche, und die Chöre der Flöten- und Zitherspieler sie unterhielten. Begaben sie sich aus, so fuhren sie auf goldenem Wagen oder ritten auf goldgezäumtem Pferde; die Schaar der Diener hielt in den Gassen und auf dem Forum das gemeine Volk von den stolz Umherschauenden ab, und demüthig umgab sie der Haufe der Klienten und Parasiten. Aber diese Reichen genossen ihr Glück nicht ungetrübt. Nicht ohne Argwohn beobachtet von den Herrschern, hatten sie eine Menge geheimer Feinde und Neider. Die Angeber erhielten in vielen Fällen gesetzliche Belohnungen und wurden wohl noch häufiger nicht ungnädig angesehen; der Fiscus liebte nichts mehr als Confiscationen, und der Staat unterhielt auf allen Wegen, in allen Gassen seine Aufpasser, welchen das Denunziren ein wohlbelohntes Geschäft war. Damals konnte das kleinste Vergehen, ein Wort, ein übelgewähltes Kleid zum todeswürdigen Majestäts-Verbrechen gestempelt werden.

Gegen den Prunk jener wenigen Reichen stach der Zustand der übrigen Volksmasse um so greller ab. Mehr als ein Jahrhundert unaufhörlicher Thron- und Bürgerkriege, Volks- und Soldatenaufstände, die Zügellosigkeit der Armee, das Hausen und die Usurpationen unbeaufsichtigter Statthalter und Feldherren, stets wiederholte Einbrüche der Barbaren, namentlich der germanischen Völker, von denen kaum die entferntesten Winkel des Imperiums verschont geblieben, dazu die Pest, die Begleiterin fast aller lange anhaltenden Kriege und Revolutionen, hatten zu Anfang des dritten Jahrhunderts das Reich etwa auf die Hälfte seiner Einwohner reduzirt. Seitdem fuhr die Bevölkerung fort, eher ab- als zuzunehmen. Was lebte, war verarmt oder der Verarmung nahe und entmuthigt. Der Kunstfleiß, die Gewerbe, der Handel, der Ackerbau lagen schwer darnieder und konnten sich nicht mehr erholen. Viele Städte waren ganz oder zur Hälfte eingeäschert und verlassen, nur wenige hatten den einstigen Wohlstand erhalten können, eine noch geringere Zahl nahm an Blüthe zu. Das Proletariat häufte sich in ihnen erschreckend an, neben den Schätzen

einzelner Reichen. Der mittlere Bürgerstand, welchem recht eigentlich die gesunde Behäbigkeit zukommt, fühlte sich sehr herabgedrückt und schmolz zusammen; und wie die Curien der Städte zu einer von den kaiserlichen Beamten ganz abhängigen Schattenexistenz verurtheilt waren, so konnte der erblich erklärte Stand der Decurionen einer der unglücklichsten genannt werden. Die Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten, welche der Staat auf diese Bedauernswürdigen gehäuft hatte, namentlich in Sachen der Steuereintreibung, waren eine unerträgliche Last. Auf jede Weise suchten die Decurionen sich denselben zu entziehen. Sie traten in den Clerus ein, sie suchten die Cönobien der Mönche auf, sie zogen ein elendes Flüchtlingsleben in Wäldern, Wüsten, Höhlen und Einöden vor, sie gingen die ehrenkränkende Ehe mit einer Sclavin ein, um nur von ihrem Ehrenamte befreit zu werden. Alles vergebens. Strenge Gesetze wurden gegen eine solche Flucht erlassen; selbst die Sclavenehe rettete die Decurionen nicht. Mit Gewalt wurden sie in ihr verabscheutes städtisches Amt zurückgeführt. — Traurig wie in den Städten sah es auf dem Lande aus. Weite Striche des fruchtbarsten und einst ertragreichsten Bodens lagen verlassen und wüst. Campaniens Schönheit, sein lockendes Klima, die Freigiebigkeit seiner Felder für alle Fruchtarten, die Pracht der Villen, das Glück und die Fülle seiner Bewohner waren einst hochberühmt und von den Dichtern besungen. Auf der Scheide des vierten und fünften Jahrhunderts erwies eine offizielle Besichtigung, daß 528042 Joche vordem bepflanzten Bodens unangebaut lagen. Ein Complex von ungefähr vier und zwanzig Quadrat-Meilen Ackers in der von der Natur gesegnetsten Provinz, wo dreimal gesäet und geärntet wurde, etwa der achte Theil von Campaniens gesammtem Flächeninhalt, von seinen Bewohnern verlassen und der Wildniß zurückgegeben! Die zähe kaiserliche Kasse entschloß sich, diese Joche den nachbarlichen Gütern oder jedem Provinzialen der sie haben wollte, zuzuschlagen und die Rollen auf denen die rückständigen Steuern verzeichnet waren, zu verbrennen; damit nur Aussicht vorhanden sei, daß sie überhaupt wieder bestellt würden. Campanien war nie von einem Raubzug der Germanen oder anderer Barbaren, vielleicht ebensowenig von den brandschatzenden Kriegsmärschen römischer Truppen heimgesucht worden. Seine Verödung war eine Folge der allgemeinen römischen Zustände, der nothwendigen, aber auf die

Dauer zu Grunde richtenden despotischen Verfassung, der ungeschickten Verwaltung abgeschlossen lebender Kaiser und der üblen Wirthschaft ihrer Beamten. Welch ein Bild mochten erst die vielen Provinzen gewähren, die jene beiden Prüfungen immer wieder von Neuem hatten bestehen müssen! Schon zu Constantins des Ersten und seines Vaters Zeit waren in dem fruchtbaren Gallien weite Ackerstrecken zu Sümpfen und Haiden geworden, und auf den Bergen verwilderte die Weinrebe. Ueberall nahm der große Grundbesitz in den Händen einiger Reichen noch fortwährend zu. Mit ihm die Flüchtigkeit der Bodenbestellung durch Sclavenarbeit und die Anlage ausgebreiteter Parks und Gärten, wo Kornfelder so nöthig gewesen wären. Der nützlichste Reichthum eines Staates, die Masse der mittleren und kleinen Grundbesitzer welche das Feld, von dem sie leben müssen, mit allem Fleiß bebauen, verschwand zusehends. Die geringeren Possessoren und „freien Colonen" konnten die Schwere der Grundsteuer, die Menge der Naturallieferungen, der Requisitionen, der Kriegsleistungen, Truppendurchzüge, Einquartierungen und aller anderen Lasten nicht mehr ertragen. Eine stets geringere Zahl vermochte sich in ihrer achtbaren, persönlich unabhängigen Stellung zu erhalten. Ihr Fleiß brachte sie um nichts vorwärts, die Entmuthigung über die unaufhaltsamen Rückschritte ihres Wohlstandes machte sie, gleich den übrigen Bewohnern des römischen Reiches, träge. Das Günstigste war noch, wenn sie, um doch Jemanden zu haben der einigermaßen für sie sorgte und einstand, ihre Scholle in den Besitz eines reichen Gutsnachbaren gaben, dessen tief verfallene Schuldner sie ohnedies wohl meistens gewesen. Dann waren sie „unfreie Colonen" geworden und bebauten ihr vordem freies Land in einem Hörigkeitsverhältniß weiter fort, welches thatsächlich von dem Loose des Sclaven nicht allzu sehr sich unterschied. Vergebens eiferten kaiserliche Gesetze dagegen: die Allmacht der Imperatoren scheiterte an der Lage der Dinge. Im Mittelalter suchte Karl der Große ebenso umsonst sich ganz ähnlichen Umwandelungen entgegenzustemmen. Allein es herrschte ein großer Unterschied zwischen dem, was in seinem Kaiserreich, und dem, was im römischen Imperium vor sich ging. Bei den Germanen war das Verschwinden der kleinen freien Grundbesitzer der Anfang neuer, lebensfähiger, großer Bildungen: des Ritter- und Vasallenthums; bei den Römern nur eins von den Symptomen, daß die

alten Zustände zerfielen und das Leben überhaupt aufhörte. Viele Landleute ließen den Pflug auch geradezu stehen, wandten ihrem Gute den Rücken und mochten sich in den Städten oder sonstwo umhertreiben. Das ländliche Plebejat und Proletariat, welches kein Stück Boden zu eigen besaß, stand hinter dem städtischen darin zurück, daß es die Kopfsteuer bezahlen mußte. Aus einer Verordnung des Kaisers Gratian geht hervor, daß nicht allein alte und schwache Leute, sondern junge, rüstige Männer in Schaaren nach den Städten wanderten und dort das herumlungernde, bettelnde, unruhige und freche Gesindel vermehrten. Eine große Flucht vor den Forderungen des Staates war bei den Unterthanen eingerissen, und in geistigen Gebieten setzte sich diese Abwendung bei dem christlichen Klerus und den eifrigeren christlichen Laien fort. Um so rücksichtsloser faßte der Staat Diejenigen an welche ihm blieben, und die Flüchtlinge, deren er noch wieder habhaft werden konnte.

Denn das Staatswesen, die Regierungsmaschine mußte fortbestehen. Ja, ihre Organe sollten um so mehr durch äußeres Schaugepränge den Barbaren sowohl wie den eigenen Unterthanen imponiren, je weniger man vor sich selbst die innere Hohlheit und Verderbtheit derselben leugnen konnte. Durch alle Mittel der Prachtentfaltung sollte ein Schein der alten Macht und Würde des Weltreiches aufrecht erhalten werden, so viel und so lange es eben ging. Von einer verarmten Bevölkerung mußte daher ohne Rücksicht der blendende Pomp des kaiserlichen Hofstaates bezahlt werden. Oft, bei den Reichstheilungen eines zwei- und dreifachen Hofstaates, mit seinen sieben Großwürdenträgern des Palastes, die sich unermeßlicher Gehälter und Nebeneinkünfte erfreuten, außer dem Tribut welchen Jeder fast selbstverständlich an sie zahlen mußte, der bei dem Kaiser ein geneigtes Ohr, bei irgend einem andern Mächtigen eine Empfehlung haben wollte. Dann kamen die Armeen der Hofbüreaubeamten und Schreiber; der eiteln und prachtvollen Großen, welche nur einen Repräsentationsposten hatten; der Eunuchen und anderen Kämmerlinge, der Pagen, Trabanten und Musikanten, der Stallmeister, Reitknechte, Jäger und Kutscher, der Tafeldecker und Mundschenken, und von diesen auserlesenen, schönen Sclaven bis zu den gemeinsten herab. Alles rauschte und blitzte von Seide, Gold und Juwelen. Eine merkwürdige Notiz belehrt uns, daß schon so niedrig bestallte Leute,

wie Hofköche und ihres Gleichen, neben einem schweren Jahrgehalt zwanzig tägliche Portionen aus der kaiserlichen Küche, eben so viel Rationen für Pferde und Vieh, und eine Menge höchst einträglicher Sporteln und Nebeneinnahmen genossen. Nach dem bezeichnenden Ausdruck Kaiser Julians ging ein Hofbarbier im Aufzuge eines Finanzrathes einher. Es war ein unübersehbares Gewimmel üppiger, hochmüthiger und frecher Creaturen, welches sich in die kostbaren Paläste der kaiserlichen Domänen fortsetzte. Ihrer unersättlichen Habgier und Raubsucht, ihrer Dummheit oder abscheulichen Pfiffigkeit, ihren Cabalen und Einflüsterungen und ihrer Kunst zu verheimlichen, schrieben übereinstimmend Lateiner und Griechen einen großen Theil des öffentlichen Unglücks zu. Ihre Ausstaffirung und ihr Unterhalt wog die Kosten für die Legionen auf. — Die Legionen waren natürlich nicht zu entbehren. Auf die möglichste Vollständigkeit ihrer Reihen mußte ein großes Augenmerk gerichtet werden. Allein schon die ausschweifenden Gehälter der großen Generäle der Infanterie und Cavallerie (magistri equitum et peditum), der übrigen Obergenerälе, Generäle und der Provinzialkommandeure, und die verschwenderische Ausrüstung der Schildtrabanten, einer hochbesoldeten Prunktruppe, verschlang keinen unbedeutenden Theil der Staatseinkünfte. Ein alter, braver Soldat klagt bitter über die gesunkene Disciplin des einst musterhaften und unbesieglichen römischen Heeres. Weichliche Lieder seien dem Sinn des Kriegers angenehmer geworden als der Schlachtruf. Er schlafe in schwellenden Federbetten, statt auf dem steinigen Boden; seine Becher seien schwerer als sein Schwert, er schäme sich des alten irdenen Soldatentrinkkruges; suche marmorne Wohnungen auf, sei unbändig und räuberisch gegen die römischen Provinzialen, feige und weibisch gegen den Feind; nicht durch Kriegsthaten, sondern durch Schliche und die Gunst mächtiger Freunde suche er Fortkommen und Reichthum, und wisse nichts besser zu beurtheilen, als den Werth der verschiedenen Edelsteine. Dennoch muß man es der Armee zugestehen, daß sie von sämmtlichen alten Institutionen den größten Rest römischen Geistes bewahrte. Sie konnte noch willig große Strapazen durchmachen, ihr Ehrgefühl konnte lebhaft erregt werden, sie konnte blutige Schlachten gewinnen. Alles kam auf die Impulse an, welche eine hervorragende Führung ihr einzuflößen wußte. Indessen die mittelmäßige schon versagte nur zu oft. Dann löste

ſich ſofort jede Zucht auf, der Soldat wurde zum Räuber und zum Feigling. Es geſchah, daß chriſtliche Biſchöfe die duldende Laßheit der Bürger ihres Kirchſprengels auf Augenblicke ſo weit überwanden, um an deren Spitze die eingefallenen Barbaren zu vertreiben, nachdem die Truppen, ohne Führung, ſich aufgelöſt hatten. Und auch jener muthige Geiſt, welchen die Armee nicht ſelten verrieth, ſtammte vornehmlich aus den germaniſchen Elementen her, welche in dieſelbe eindrangen, einen neuen kriegeriſchen Sinn mitbrachten und bald genug lernten, auf den römiſchen Namen ſtolzer als auf den heimathlichen zu ſein. Das Verächtlichſte und Unheilvollſte aber war die militäriſche Kaſſen- und Intendanturverwaltung der römiſchen Offiziere. Der großartige Maaßſtab ihrer ebenſo liſtigen als frechen Veruntreuungen war für die kaiſerliche Schatulle ſehr fühlbar, für die Provinzen verheerend. Hatte der Zuſtand der größten Auflöſung ſich nothdürftig durch gewaltſame Mittel wieder aufgenommen, ſo mußten erhöhte Steuern decretirt werden, um die Schäden einigermaßen wieder her zu ſtellen.

Zu ſolchen Ausgaben kamen die Gehälter der hohen Büreaukraten. Sie werden noch bedeutender geweſen ſein, als die der hohen Offiziere. Nach römiſcher Anſchauung galt die Büreaukratie wo möglich für noch vornehmer als das Militär, und Kaiſer Valentinian I., welcher das letztere vorzog, erregte ſelbſt bei einem alten Soldaten Anſtoß. So belief ſich denn auch das feſte Jahreseinkommen eines jeden der vier prätoriſchen Präfecten auf vielleicht 30,000 Thaler. Etwas Ungeheures in dieſer geldarmen Zeit. Die Summen, welche dieſe Staatsdiener, bei dem Syſtem allgemeiner Käuflichkeit und Unterſchlagung in ihren Beuteln auf Koſten der Regierten anſammeln konnten, ſind unberechenbar. Die Gehälter der vierzehn Diöceſanvicare und hundertundzwanzig Provinzialgouverneure werden den ihrigen entſprochen haben. Die Gelegenheit ſich durch Abfälle, Sporteln, Unterſchlagungen und nothgedrungene Geſchenke zu bereichern, ſtand in demſelben Verhältniß; die Gelegenheit directer, ungeſtrafter Erpreſſung war noch größer. Und ſo ging es mit Gehältern und privater Ausnutzung der Unterthanen bis in die niedrigſten Schichten und geringſten Ausläufer dieſer an Abſtufungen und Verzweigungen ſo überreichen Corporation. Zu den Summen, welche die Beamtenhierarchie verſchlang, kamen die Staatsgehälter, welche die heidni-

schen Priesterschaften für sich, für die Opfer und den erforderlichen Glanz des sonstigen Götterdienstes forterhielten: im Abendlande wenigstens bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts noch ziemlich ungeschmälert. Es kamen die reichen Geschenke in Liegenschaften, Geld und Immunitäten, womit die Kaiser seit Constantin dem Ersten die christliche Kirche und deren Priester überschütteten. Und schon damals war die eigenthümliche Dankesform der Kirche, neben der Verheißung der Seligkeit, die freundlich dringende Forderung an den Geber um noch mehr. Es kamen die Kosten für die Spiele im Circus, Amphitheater und auf der Schaubühne, welche möglichst in alter Weise, ja in mancher Hinsicht, wie es scheint, mit noch barbarischerem Prunk gefeiert werden sollten, um das hungernde Volk zu vergnügen, die wählerischen Reichen zu befriedigen und die Herrlichkeit des römischen Imperiums darzustellen. Dann kamen die schweren Geschenke in Gold, welche die unglücklichen Unterthanen ihren Imperatoren bei einer erstaunlichen Menge freudiger Gelegenheiten und bei directen Bitten an sie, unter dem Namen des Kronengoldes darbringen mußten. Es kamen die mannigfaltigen Ausgaben für die Vergnügungen und ausgesuchten Köstlichkeiten, welche die Kaiser sich verschaffen wollten. Es kamen die Kosten für die Bauten: theils Festungen und Kastelle zur Sicherung der stets bedrohten Gränzen, theils Prachtbauten zur Verschönerung der Städte. Beides betrieben die Kaiser in ausgedehntem Maaßstabe. Es kamen die Gelder für die mannigfachen inneren Anstalten: das Postwesen, das Proviantwesen, die Erhaltung der Heeresstraßen, das ausgebreitete Spionirwesen, die Gerichte und was dergleichen mehr. Es kamen die ungeheuren Summen, welche die fortwährenden, meistens erst nach vielen Wechselfällen beendeten Kriege verschlangen. Es kamen die Goldhaufen, welche die germanischen Könige und Gauvölker bei den Friedensschlüssen zu erhalten gewohnt waren. Es kam das Gold, welches sie im Frieden als fortlaufenden Tribut, unter dem schwach verhüllenden Namen huldvoller Geschenke forderten. Und so ging es fort.

Alle diese ungeheuren Mittel sollten dem erschöpften Vermögenszustand einer verhältnißmäßig sehr dünnen Bevölkerung entzogen werden. Und in dieser Bevölkerung selbst gab es wiederum eine höchst verderbliche Anzahl von Steuerfreiheiten. Zwar die Grundsteuer, die feste Haupteinnahme des Staates, war für alle,

auch die größten Besitzer. Es gab hierin keine privilegirten Güter; auch die Ländereien der Kirche waren abgabepflichtig. Allein bei der Kopfsteuer fingen die Immunitäten an. Gerade die Hochstehenden, vom Staate reichlich Besoldeten, die wohl Begüterten waren von ihr befreit. Ueberhaupt, die eigentliche Wucht der gesammten Steuerlast fiel durchaus auf die wenig bemittelten Klassen. Die Masse der Bevölkerung erlag schon den unumgänglichen Steuern als einer langsam, aber unerbittlich tödtenden Aussaugung. Dennoch wurde sie oft, vielmehr im Grunde fortwährend, weit über die Nothdurft angestrengt. Einige vergleichende Zahlen drängen sich herbei. Nach einer gewiß nicht weit fehlgreifenden Wahrscheinlichkeitsrechnung betrugen zu Augustus Zeit, 30 vor Christo bis 14 nach Christo, die Ausgaben für den Staatshaushalt etwa 150 Millionen Thaler unseres Geldes. Nicht viel höherer Tribut mag eingefordert worden sein. Danach belehrt uns Kaiser Vespasian (70 bis 79) durch eine eigene Aeußerung, daß er jährlich 4000 Millionen Sesterzen, ungefähr 195 Millionen Thaler, zur Verwaltung des römischen Reiches gebrauche. Alles in allem wird unter den Antoninen bis zum Jahre 180 dieser Bedarf eher vermindert als vermehrt worden sein, und das liebevolle, wirthschaftliche Regiment jener Kaiser keine größeren Summen als nöthig den Völkern der drei Welttheile abgenommen haben. Damals betrug die Einwohnerzahl des Imperiums vielleicht 95 bis 100 Millionen. Unter der Alleinherrschaft des Kaisers Constantius (353 bis 361) konnte Gallien sicher nicht mehr als 6 bis 8 Millionen Bewohner aufweisen, von denen doch nur der geringere Theil dem Possessorenstande angehörte. Das Land hatte unter den Einbrüchen der Alamannen und Franken, welche Jahre lang in ihm hausten, furchtbar gelitten. Es bedurfte der Schonung wie kein anderes. Trotzdem mußte es blos an Grundsteuer die unglaubliche Summe von 128 Millionen Thalern in die kaiserliche Schatulle liefern! Dazu kamen die übrigen directen und indirecten Abgaben, die Kopfsteuer, die Zölle und Gefälle, die Naturallieferungen, alle die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Tribute! Ebenso unglaublich, wie jene Summe, klingt, was Julian der Apostat thun konnte. Mit einem einzigen Schlage setzte er jene 128 Millionen auf den siebenten Theil herab. Ueberall im Reiche ließ Julian die Steuern nach; dabei konnte er auswärtige Kriege führen und die innere Verwaltung ging einen sichreren Gang als

vorher. Mit vollem Rechte hat man aus der Möglichkeit jener erstaunlichen Herabsetzung das Resultat gezogen, daß die Steuererhebung unter den späteren Kaisern weniger die Gestalt einer regelmäßigen, geordneten Maaßregel, als einer stets erneuerten Brandschatzung hatte. Julian der Apostat besaß außerordentliche Gaben für jedes Fach der Administration und eine herzliche Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen. Allein der Lichtblick, welcher den Römern in Bezug auf ein besseres materielles Gedeihen mit ihm aufging, verschwand eben so rasch mit Julians frühzeitigem Tode. Die Nachfolger des Apostaten kehrten allmählig zu dem früheren System zurück. Allerdings weniger freiwillig als nothgedrungen durch die Ueberhandnahme der äußeren Kriege und der inneren Auflösung. Bald erreichte das Uebel den unerträglichsten Grad. Männer aller Parteien und Farben, christliche Priester, Heiden, alte Soldaten, selbst hohe Fiscalbeamten mit Titeln und Würden, aber von Gefühl und Redlichkeit, Männer welche persönlich von dem Uebel nicht betroffen wurden, brechen in dieselben Klagen und beweglichen Schilderungen eines Steuerelendes aus, wo Superindictionen den Indictionen folgten, wo nicht allein Geld, sondern ihr geringer Schmuck den Frauen, den Säuglingen ihr kleines Amulet entrissen wurde, wo Vielen kaum das letzte Kleid blieb, um ihre Blöße zu bedecken, wo alle Städte, Dörfer und Landwohnungen voller Seufzen und Thränen waren, wo Männer von einstiger Wohlhabenheit aus ihrer Heimath flohen, die Kerker beständig von Staatsschuldnern angefüllt waren, Mancher, des Lebens überdrüssig, zum Selbstmorde griff, wo, bereits im vierten Jahrhundert, die Einwohner der betroffenen Provinzen den Stolz des römischen Namens über ihren Jammer vergaßen und laut die Germanen als Retter herbeisehnten.

Das Verhältniß der Abgabenhöhe zur Wohlhabenheit pflegt ein sicherer Gradmesser, nicht allein der Freiheit, sondern auch der Sittlichkeit eines Volkes zu sein. Kernhafte, fleißige, wohlhabende, aber einfache und unverdorbene Geschlechter werden selten, und auf die Dauer niemals, sich das nützlichste, unentbehrlichste Grundrecht abdringen lassen, ihre Abgaben selbst, nach eigener Einsicht zu bestimmen. Ueppigkeit und die Hand in Hand gehenden Laster der Erschlafftheit und Verwilderung führen nothwendig zu einer um so unfreieren Verfassung, je größer sie sind. Besitzen aber die Herrscher erst die Macht, willkürlich die Steuern festzusetzen,

werden Eigenwille, Vergnügungssucht, Unkenntniß, Leichtsinn und alle die andern verderblichen Momente, welche in der unumschränkten Gewalt liegen, sie schleunig zu einer rücksichtslosen und ungeschickten Finanzwirthschaft forttreiben. Drückende Steuern aber wirken auf ein Volk ebenso erschlaffend und verwildernd, wie Nahrungssorgen auf die Einzelnen. Sie sind einer von den vielen Factoren, wodurch eine anhaltende despotische Herrschaft die Uebel in das Unendliche vermehrt, aus denen sie entstanden ist. Dies war denn auch im römischen Reiche auf eine Weise geschehen, wie nie vorher und nachdem. Alle Gebrechen und Laster, welche eine durch Jahrhunderte geknechtete Nation verunstalten und peinigen, fanden sich in ihren höchsten Graden dort vereint. Alle dem römischen Imperium unterworfenen Nationalitäten waren so ziemlich auf dieselbe Stufe herabgesunken. Der Syrer, Cappadozier und Aegyptier, der Hellene, Italiäner und Gallier zeigten manche qualitative Verschiedenheiten in der Corruption, es traten bestimmte Züge derselben besonders grell hervor, je nach den ursprünglichen Charaktereigenschaften dieser Völker. Die Summe jedoch des Verfalls war in allen drei Welttheilen mit geringen Unterschieden dieselbe. Höchstens daß zwischen der Gesammtheit des Orients und Occidents zu Gunsten des letzteren in einigen Dingen entschieden werden darf. Im Occident wieder war es Gallien, welches in seinen Städten und Bildungsanstalten noch am längsten einen Abglanz altrömischen Geistes und altrömischer Haltung bewahrte, während auch seine ländliche Bevölkerung regsamer geblieben war, als die der meisten übrigen Provinzen. Diese Eigenschaft spiegelte sich in den hier ausgehobenen Legionen wieder. Manches Mal freilich auf nicht unbedenkliche, übermüthige Weise. Ueberall zwar hatte sich die so zu sagen jauchzende Verwegenheit ausgetobt, welche früher an den Kaiserhöfen und in einzelnen Ständen, wie in dem der Soldaten, der Ritter und Senatoren herrschte: deren Laster und Unthaten, mit menschlichem Maaße kaum noch zu messen, etwas Gigantisches und Imponirendes besaßen. Nach den schrecklichen Erfahrungen des dritten Jahrhunderts war die Besinnung eingetreten, daß man an sich halten, daß man die Sitten verbessern müsse. Aber im Allgemeinen blieb es bei dieser Erkenntniß; mindestens bewirkte sie keine wahrhafte, innere Moralität. Nur daß die große Verworfenheit, welche sich vordem im goldenen Hause Roms und in den anderen Hauptstädten des

Reiches, endlich im Heere conzentrirt hatte, jetzt, in kleine Münze umgesetzt, allen Kreisen der römischen Völker gemein geworden war. Die Einsicht, daß eine Umkehr nothwendig sei, die Bestrebungen gegen die fressende Verderbniß, waren natürlich von der Minorität der Besseren ausgegangen. Aber sie überwanden nicht den Mangel aller rückwärts gewandten Versuche. Sie äußerten sich in der Rigorosität von Forderungen und Edicten, welche die Natur des Zeitalters, ja überhaupt die menschliche Natur verkannten. Die drakonischen Sittengesetze der Kaiser seit Diocletian vermochten im Grunde nur, das Laster noch schlauer im Aufsuchen heimlicher Wege zu machen. Die ascetischen Lehren ausgesuchter Enthaltsamkeit, Buße und Kasteiung, welche die neuplatonische Philosophie den Heiden, die christlichen Priester ihren Laien predigten, zogen die Wenigsten an. Und diese waren dann der Welt verloren, wie sehr auch namentlich derartige Christen ihr zu nutzen glaubten. Die Mehrzahl fühlte sich zurückgeschreckt, fand sich mit dem Bekenntniß von der Erhabenheit jener Forderungen und der ihnen zu Grunde liegenden Wahrheiten leicht ab, und gab sich erst recht dem Verderben hin. Der Verein aller jener wohlgemeinten und heftigen Bemühungen konnte schließlich nur eine gewisse äußerliche Zucht und Anständigkeit über das Menschengeschlecht verbreiten. Unter dieser leichten und trübseligen Hülle wirkten alle die kleinlichen, schleichenden Laster fort, wie sie an einem erschöpften Wesen zehren, das die Kraft und den Muth zu kühnen Ausbrüchen seiner eigentlichen Natur nicht mehr besitzt. Alle Erscheinungen zusammengenommen, glich die römische Menschheit einem verderbten Greise, welchen fromme Anwandelungen nur peinigen, aber nicht bessern können. Der letzte Grund jedes Verfalles, die Unsittlichkeit, war nicht mehr auszurotten.

Auch körperlich kündigte sich die Entartung an. Münzen, Porträtstatuen, Mosaiken, Grabmonumente zeigen an den Köpfen dieser letzten Jahrhunderte eine auffallende Verhäßlichung der Gesichtszüge wie des Ausdrucks. Auf allen geistigen Gebieten des höheren Kunstfleißes, der Kunst und Wissenschaft, herrschte derselbe Verfall. Fast jeder Ansatz zu wirklicher Productivität fehlt selbst den besten Geistern dieser Periode. Ausgenommen etwa drei oder vier, sehr unschön schreibende christliche Priester. Ihre Werke haben Stellen von sprudelndem Geist, lebhafter Phantasie und Erregung; schon die neue, große Lehre, welche sie verkündigen,

drückt ihnen das Gepräge eines schöpferischen Wirkens auf. Aber anmuthslos und hitzig, voll einseitiger Begeisterung, voll bitterem Haß, gewaltsamer Sinnesart und verdüsterter Lebensanschauung wie sie sind, gewährt ihre Lectüre welche die damaligen Christen als etwas unbeschreiblich Schönes und Heiliges fortriß, jetzt eine sehr zweifelhafte Erbauung. Kaum giebt es einen Schriftsteller, den man seiner selbst wegen lesen würde; keinen Künstler, dessen Werk einen wirklichen Kunstgenuß erweckt. Es war schon viel, wenn die ausgezeichnetsten Heiden in ängstlicher Nachahmung der klassischen Muster eine gesuchte Einfachheit und Grazie zu Stande brachten, und die Gedanken der Alten, theils ganz direct, theils etwas gewendet, ihren Arbeiten einverleibten. Hierdurch kommt es, daß man bei ihnen ein entferntes Flügelrauschen des antiken Genius zu vernehmen glaubt. Im Allgemeinen machte sich der schlimmste Ungeschmack breit. Der Schwulst der Diction, die zusammengeholten Redeblumen bei der Trockenheit kleinlicher und übertriebener Gedanken war in den Werken der Rhetoren und Sophisten dasselbe, was auf anderen Feldern der wüste Prunk ausgedehnter, goldstrotzender Paläste, die Colossalität der Monumente und Statuen bei winzigen Motiven und die groteske Tracht der Vornehmen war, welche sich mit bunter Seide Thiere und Blumen in ihre golddurchwirkten Gewänder sticken ließen und groteske Touren und Wülste von verschiedenfarbigem Haar auf ihre Köpfe setzten.

Noch immer giebt es Aesthetiker, welche den in das römische Reich einbrechenden Germanen, besonders aber dem Christenthum, den Verlust der unzählbaren Denkmäler aus den besten Kunstperioden nicht verzeihen können. Die Wahrheit ist, daß bereits die heidnischen Römer anfingen, diese Monumente zu zerstören, um mit deren Bruchstücken ihre werthlosen Productionen herzustellen. Der Triumphbogen des Constantin ist hiervon ein sprechendes Zeugniß. Ja noch mehr, ohne jene beiden neuen Mächte dürfte es heute wohl kaum einen Aesthetiker geben, welcher die zu Grunde gegangenen Kunstschätze bedauerte und an ihren verstümmelten Ueberresten sich erfreute. Ohne die Germanen würde sich das Christenthum auf die Dauer nutzlos am Menschengeschlecht erwiesen haben. Ohne das Christenthum würde kein Germane und kein Romane je zu der geistigen Höhe gelangt sein, um sich an der antiken Herrlichkeit zu entzücken, welche von ihren letzten

Epigonen selbst preisgegeben wurde, deren Entartung das Christenthum zu bekämpfen hatte und deren Ueberreste nur durch christliche Hände einer besseren Nachwelt erhalten und ausgeliefert worden sind. Es scheint unzweifelhaft: ohne die belebende Dazwischenkunft einer neuen Race und Religion, sich selbst und seinem zersetzten Polytheismus überlassen, würde das römische Menschengeschlecht der schon damals einreißenden Sterblichkeit vollends erlegen sein. Der Boden wäre immer schneller verödet und die Länder um das Mittelmeer lägen heute nur von Thieren bevölkert da. Es hätte sich in einem Prozeß von Jahrtausenden vollzogen, was schon damals in vielen Gegenden seinen Anfang nahm. Wenigstens so viel ist gewiß: es würde jetzt eine Menschenart auf der Erde herumkriechen, nicht werth, von der Sonne beleuchtet zu sein. Bei der Zunahme der Unproductivität und des Ungeschmacks, bei der orientalisch allegorisirenden Tendenz, zu welcher der Polytheismus zurückzukehren begann, würde man den Sinn für die schönen Göttergestalten Griechenlands und Roms, die schon jetzt den Idolen Aegyptens und Syriens weichen mußten, allmählig verloren und sie durch Gebilde von der Scheußlichkeit indischer und afrikanischer Götzen verdrängt haben.

Dergestalt waren die Aussichten und Zustände in der letzten Periode des römischen Reiches und die Leiden, mit denen die Menschheit ihre Entartung bezahlte. Hierbei war nicht ausgeschlossen, daß aus dem Schutt und Staube des Verfalles rings umher nicht noch manche bedeutende, edle Gestalten von innerer Festigkeit und liebenswürdiger Erscheinung sich hervorgehoben hätten. Es gab rüstige Kaiser, mit scharfem Blicke begabt; kluge und unsträfliche Beamte; tapfere Generale ohne Gewinnsucht. Gerade in der letzten Zeit treten uns die ehrwürdigen Gestalten großer Kirchenväter entgegen: eines Chrysostomus, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus. Der christliche Klerus im Ganzen übte viele Tugenden der Enthaltsamkeit; heidnische Priester suchten durch Würde, Maaß und Keuschheit ihren Göttern Geltung zu verschaffen; mancher Mann von reiner und ernster Gesinnung tritt in den Berichten jener Jahrhunderte auf. Sie verdienen doppelte Hochachtung, da sie in einem solchen Zeitalter sich redlich und thatkräftig erhalten hatten. Allein vom Staube des Verfalls waren auch sie mehr oder weniger angeweht. Sie müssen nachsichtig mit dem Maaße ihrer Zeit gemessen werden. Der beste Beamte mußte

Dinge geſchehen laſſen und Strafen auferlegen, vor denen Cato ſich entſetzt haben würde; der edelſte, gegen ſeine Truppen gütigſte Feldherr handhabte die Disciplin mit einer Grauſamkeit, von deren Möglichkeit Scipio nichts ahnte. Dem Ideal eines chriſtlichen Prieſters, wie humanere Zeiten es vorgezeichnet haben, kamen wenige der großen Geiſtlichen nahe. Sogar die edle, gütige Natur Theodoſius des Großen ließ ſich zu einzelnen Thaten verführen, wie ſie als Symptome der Bosheit und Blutgier eines Caracalla beſchrieben werden. Freilich war ſeine Reue exemplariſch, und er unterwarf ſich demüthig den Bußen, welche die Kirche ihm durch ihren kühnen, gewaltigen Biſchof Ambroſius auferlegte.

Aber wie auch die Einzelnen ſich auszeichneten und anſtrengten: eine Beſſerung der ganzen Volksſittlichkeit und der allgemeinen Zuſtände war nicht mehr möglich. Eifrige Heiden behaupteten wohl, wenn die gottlos gewordene Menſchheit nur erſt zu den Altären zurückgekehrt ſei, würden die wieder verſöhnten Götter den alten Ruhm und Segen von Neuem gewähren. Dagegen hofften chriſtliche Prieſter und enthuſiaſtiſche Laien, — die zuverſichtlichſten und freudigſten Römer jener Tage —: mit der vollkommenen Bekehrung aller Heiden werde ſich die Wiedergeburt vollziehen. Aber auch das Chriſtenthum vermochte dies Werk nicht auszuführen. Es konnte in ſeiner Kirche eine großartige Inſtitution für Jahrtauſende ſchaffen, es konnte einen Prieſterſtand bilden, welcher durch gewiſſe Tugenden ſich vor den übrigen Römern auszeichnete, es konnte manche einzelne Männer und Frauen zu warmer Frömmigkeit und Reinheit des Wandels ſtimmen: doch es war ohnmächtig in der Läuterung der geſammten römiſchen Menſchheit. Im Gegentheil, es wurde nicht unweſentlich von deren Verkümmerung angeſteckt und von ihren zuſammenſchrumpfenden Begriffen um die urſprüngliche Weite der ſeinigen gebracht. Noch immer hat es die Eindrücke zu überwinden, welche es in ſeinen erſten Zeiten, unter den Römern, empfing. Laſter, die ſpezifiſch chriſtliche geworden ſind, bildeten ſich aus. Beſonders die Unduldſamkeit und Herrſchſucht, der verketzernde und verdammende Haß, von denen man ſich mit Mühe erinnern muß, daß ihre Urquelle die chriſtliche Liebe und Ueberzeugungswärme, die Sorge für die Tugend und einſtige Seligkeit des Bruders iſt. Im fünften Jahrhundert ſah ſich ein wohlmeinender chriſtlicher Prieſter gezwungen zu bekennen, daß die chriſtliche Menge es den Barbaren und Heiden

an Wildheit zuvorthue. Es war die Leitung eifernder und intriguirender Bischöfe, es war der religiöse Fanatismus, den man einem moralisch unverbesserlichen Geschlechte eingepflanzt hatte, welche diese Wirkungen ausübten. Konnte das Christenthum seine vorzüglichste Aufgabe: die moralische Vervollkommnung durch die Liebe zu Gott und Menschen, unter den Römern nicht mehr vollbringen, und freut man sich trotzdem über jeden Fortschritt in der Christianisirung der Heiden, in der Organisation, Befestigung und Macht der Kirche, so geschieht dies nicht allein, weil der Sieg eines neuen, größeren Gedankens über den kleineren stets ein erwünschter Anblick ist und weil er vielen einzelnen Römern zur Erhebung und zum Wohle gereichte. Es geschieht großentheils, weil es für die bald kommenden Zeiten und für das Gedeihen aller späteren nothwendig war, daß den Germanen eine in sich festgeschlossene, imponirende und unbesiegbare religiöse Gemeinschaft, mit einer möglichst großen, sicher beherrschten Masse christlicher Laien gegenübertrat, um nach längerem, theilweise hartem Kampfe auf sie und auf die neu sich bildenden romanischen Nationen die Lehre und sonstigen Segnungen zu übertragen, welche den Römern nichts mehr nutzen konnten.

Der römische Staat mußte preisgegeben werden, und die Mehrzahl der Römer gab ihn im Grunde preis. Selbst einer der bedeutendsten christlichen Priester, welcher rastlos für das Wachsthum seiner Religion bemüht war, rief es aus: „die römische Welt rollt ihrem Untergange zu!“ Die Ursache sah er ganz richtig in der allgemeinen Verderbniß und Erschlaffung; allein er hoffte eigentlich keine Besserung. Was danach kommen sollte, wußte natürlich Niemand. Man sah in eine große, alles umfassende Dunkelheit hinein. Zwar sagte es eine alte druidische Prophezeiung schon zu den Zeiten des Tacitus, daß der Besitz der menschlichen Dinge an Völker jenseits der Alpen übergehen werde. Und bei dem erstaunlichen Aberglauben der letzten römischen Zeiten trug man sich viel mit Prophezeiungen, Sibyllinischen Sprüchen und Divinationen. Allein der Gedanke war doch zu furchtbar, daß die blonden Barbaren welche jetzt im Norden der Alpen wohnten, in die von der Natur gesegnetsten Länder herabsteigen und die tausendjährige Civilisation verschlingen sollten, auf deren verkümmernde Ueberreste man, genau betrachtet, noch stolzer, jedenfalls eitler war, als die früheren Geschlechter auf den reinen

Vollbesitz. Provinzen, die von den Leiden dieser Civilisation besonders heimgesucht wurden, sehnten allerdings auf Augenblicke das Kommen der Germanen herbei. Aber daß diese Wünsche einst für immer bewahrheitet werden sollten, glaubte man doch nicht; und irgend eine Siegesnachricht über die Germanen ließ die Hoffnung auftauchen, jetzt werde sich das Imperium halten, jetzt werde ein wenigstens erträglicher, wenn auch nicht überschwenglich blühender Zustand wiederkehren.

Doch über das Hin- und Herschwanken solcher raschen, in einander übergehenden Stimmungen breitete sich eine allgemeine dumpfe Niedergeschlagenheit aus; eine stets wachsende Verzweiflung an den socialen Verhältnissen. Dies machte einen Theil der Unterthanen träge und indolent. Ein anderer suchte in dem unsicheren und vielleicht sehr kurzen Dasein eilfertig zu genießen, was sich bot: eine frivole Gesinnung, Schwelgerei, Habgier, ein rastloses Jagen nach Titeln, Ehren und Aemtern riß ein. Ernste Männer wandten sich völlig von der Welt ab; Heiden suchten in mystischen Grübeleien, in einer abstrusen Philosophie, in Zauberwesen und Beschwörungen der Götter und Todten ihren Trost. Christen flüchteten zu Tausenden in ein ascetisches Leben der Wüsten und Einsiedlerhöhlen.

Und so hätte man glauben sollen, daß dieses ungesunde Gemisch bedrückter, verzweifelnder oder verderblicher Existenzen zu nichts mehr tauglich war, als sich willenlos von seinen Herrschern und Beamten knechten und aussaugen zu lassen und die Auflösung der Gesellschaft unthätig zu erwarten. Am allerletzten sollte man vermuthen, daß die materielle Noth und der Charakter des Greisenthums es zu lebhafter Bewegung für große Ideen und noch zu neuen Bildungen im römischen Reiche kommen ließen.

Und doch, dem war so! Es fand, wie gesagt, wieder ein Strömen der Meinungen, Interessen und Antipathien von großer historischer Bedeutung statt. Nicht blos, wie früher, in einzelnen Städten welche die Weltgeschichte ausmachten: Athen, Sparta, Rom, sondern durch alle Nationen des römischen Reiches. Es bildeten sich namentlich in dem wichtigsten Erdtheil, in Europa, neue Erscheinungen socialer und politischer Natur, an welche sich die Umgestaltung der alten Welt anknüpfte. Nur hatten diese Dinge wenig mit dem zu thun, was den Inhalt des antiken Wesens in Griechenland und Rom ausgemacht. Bürgerliche Freiheit,

Schönheit des Daseins, Handel, Schifffahrt und Kunst, Aristokratie und Demokratie, Ausgleichung der Stände, Befriedigung der besitzlosen Klassen, opfermuthiger, kriegerischer Patriotismus, Ausdehnung der Weltherrschaft durch neue Eroberungen: das alles war abgethan und in Erstarrung gerathen, kaum wurde danach gefragt. Aber das Christenthum beschäftigte alle Römer für und wider. Die Germanen waren in das Reich gedrungen, hatten Besitz von römischem Boden genommen, bildeten einen sehr wichtigen und bedeutenden Theil der kaiserlichen Unterthanen und wirkten auf alle politischen Verhältnisse ein: schon längst vor dem berühmten Einbruch der Westgothen und der Schlacht bei Hadrianopel, von welcher Zeit man das Hervortreten der Germanen im römischen Reiche zu datiren pflegt.

Und nun erscheint ein merkwürdiger Gegensatz im römischen Reich. Alles was den antiken Staat und die antike Religion an sich betraf, lag im Absterben oder war schon völlig erstarrt. Wo es die neue Religion und die neue Race galt, da war Rührigkeit, Kraft und ein unaufhaltsames Emporstreben. Sogar der alte Geist regte sich da hin und wieder in überraschender Lebendigkeit den neuen Mächten feindlich entgegen. Man kann sagen: in der letzten Periode des Imperiums gab es kaum noch eine eigentliche römische Geschichte. Es ist die Geschichte der christlichen Religion und des Germanenthums auf römischem Boden. Das eigentliche Römerthum kommt nur soweit in Betracht, als es einerseits suchte, durch jene beiden Mächte neue Stärkung zu gewinnen und doch an die Kirche seine besten Kräfte verlor, und unter den Tritten der Germanen mehr und mehr zerbröckelte: als es andererseits in Versuchen gegen die neuen Prinzipien gleichsam krampfhaft aufzuckte und gerade hierdurch seinen Untergang beschleunigte: als endlich die Kaiser in diesen Kämpfen Partei zu nehmen sich gedrungen sahen, ja vielmehr an die Spitze der Bewegung für oder wider zu treten suchten. Auf religiösem Gebiet hatten sie diese Bewegung nicht hervorgerufen, sondern unterdrücken wollen, bis sie von ihr geschoben wurden. Aber auch die germanische Angelegenheit bekam bald einen selbständig kräftigen Zug, dem die Imperatoren eher nachgaben oder voranschritten.

Und darin eben bestanden die gesunderen Verhältnisse, welche, wie gesagt, im absterbenden Körper des römischen Reiches hervortraten. Die Welt hing nicht mehr an dem Winke eines Auto-

kraten und blieb regungslos, wo er nicht anordnete. Es waren Gedanken und Intereſſen in die Bevölkerung eingeſchlagen. Die Bevölkerung bildete mit deren Fortentwickelungen, Kämpfen und Reactionen wieder das treibende Moment im Staat. Die despotiſch-büreaukratiſche Verfaſſung hinderte nicht, daß die völlig abſoluten, im „Dämmer der heiligen Paläſte“ eingeſchloſſenen Herrſcher ſich mußten von dem beeinfluſſen und leiten laſſen, was in den untergebenen Regionen, in den Herzen und Köpfen geknechteter Unterthanen vor ſich ging. Hier war alles Partei für oder wider den Gott der Chriſten oder die alten Götter. Innerhalb der chriſtlichen Kirche war ein heißer Kampf entbrannt für oder wider den eingeborenen Chriſtus des Athanaſius und den geſchaffenen des Arius: die Menge der kleineren Secten nicht zu erwähnen. Nicht lange nachher zeigten ſich die erſten Spuren von der großen Einwirkung, zu welcher die Germanen auf die öffentlichen Ereigniſſe im Reiche immer raſcher gelangten, und von dem Antagonismus, in welchen heftige römiſche Factionen gegen die immer ſteigende Zahl und Begünſtigung derſelben an den Kaiſerhöfen, in den Büreaus, in den höchſten Ehrenſtellen, auf dem flachen Lande, in den Legionen traten.

Vorzüglich die religiöſen Fragen hatten bisher zu erbitterten Parteikämpfen und Verfolgungen, oft zu blutigen Straßentumulten geführt. Zeitweiſe durchzog ein kleiner Krieg, mit Knütteln und Aexten durchgefochten, ganze Provinzen des Imperiums. Die geiſtigen Kämpfe in den Kirchſprengeln und auf den Synoden hörten niemals auf: immer mehr wurde die kaiſerliche Aula in Mitleidenſchaft gezogen, ſtets heftiger aufgeregt. Seit Conſtantin dem Erſten, vielmehr ſeit Diocletian war kein Herrſcher mehr, welcher in der religiöſen Angelegenheit nicht eine beſtimmte Stellung einnahm. Die Verhältniſſe, unter denen die Germanen im römiſchen Reiche lebten, zogen noch gewaltſamere Erſchütterungen nach ſich, als die religiöſen Streitigkeiten. Die Unzufriedenen verſchworen ſich. Aufſtände und Bürgerkriege brachen aus. Mehre Kaiſer büßten ihr Leben ein; mächtige Miniſter und ausgezeichnete Germanen erlitten ein blutiges Ende. Seit Gratian und Theodoſius dem Großen, ja ſeit den Söhnen Conſtantins des Erſten war kein Imperator mehr, welcher nicht ſein Verhalten gegen die wichtige Klaſſe ſeiner germaniſchen Unterthanen nach entſchiedenen Grundſätzen einrichtete und die Reactionen der entgegenſtehenden

Parteien erfahren mußte. Merkwürdige Combinationen traten ein. Kirchlich gesinnte Kaiser, sowohl nicänischer wie arianischer Confession, begünstigten das Germanenthum in auffallender Weise. Andere suchten es möglichst niederzuhalten. Es trat ein Bündniß germanischer Minister mit dem absterbenden Heidenthum ein. Andere Germanen verfolgten eine für jene Zeit gemäßigte Richtung in den religiösen Verhältnissen. Dagegen verband sich die römische Reaction mit der bigottesten Richtung des Christenthums. Ihre Maaßnahmen bewirkten das Gegentheil des gewünschten Erfolges. Das Germanenthum schwoll zu einer überwältigenden Macht im Staate an; mit ihm trat der Arianismus von Neuem hervor, welchen die Römer abgestreift hatten und die Germanen noch lange festhielten.

Diese letzteren Ereignisse gehören allerdings etwas späteren Decennien an, als dem in vorliegendem Buche zu schildernden. Der Franke Arbogast, der Vandale Stilicho und der Westgothe Alarich spielen dabei die Hauptrolle. Allein unter der Regierung des Gratian und Maximus bereiten sie sich vor. Und seit Maximus war kein Tyrann*) mehr, welcher nicht den Namen der hintangesetzten Sache auf sein Schild schrieb, um die Unzufriedenen für sich zu gewinnen. Von solchen Vorfällen und Umwandelungen hatten alle Unterthanen zu fürchten und zu hoffen, in materieller wie in ideeller Hinsicht. Alle Volkskreise nahmen Theil an ihnen: oft unmittelbar durch Thaten, oft durch Widerstand oder endliche Rebellion, immer durch ihre Empfindungen und deren manchmal sehr lebhaften Ausdruck. Dies wirkte auf die Herrscher zurück und bestimmte deren weitere Handlungen.

Von diesen Gesichtspunkten aus erhält die römische Geschichte seit Constantin dem Ersten, trotz des unheilbaren Verfalles auf jedem Gebiet, das nicht unmittelbar mit der christlichen und germanischen Sache zusammenhängt, eine Frische, ein Interesse zurück, welches den früheren Kaiserzeiten abgeht. Es ist nicht mehr die absolute Ruhe friedlichen Genießens, wie unter den Antoninen;

*) „Tyrann" ist bekanntlich der damalige Ausdruck für einen Usurpator, der bei seiner Unternehmung gescheitert war oder den gegenwärtigen Imperator noch nicht gestürzt hatte. Sicher im Besitz des geraubten Diadems, galt er für eben so legitim wie der Gestürzte. Doch traten seit Diocletian in diesen Anschauungen einige Modificationen ein. Vergl. das über die Legitimität Gesagte im 1. Kapitel des zweiten Buches und im 1. des dritten.

es herrſcht nicht mehr die abſolute Verwirrung der Revolutionen, Einbrüche und unbeſchreiblichen Drangſale des dritten Jahrhunderts: Zuſtände, durch welche ſich kaum ein erſichtlicher Faden hiſtoriſcher Entwickelung zieht, ſo daß es oft ſcheint, als ſeien die Völker dreier Welttheile aller Gedanken baar geworden. Es giebt wieder eine Reichsgeſchichte, eine Volks- und Weltgeſchichte, eine ſichtbare Arbeit der Völker für große, bleibende Ideen. Man hat ſich nicht mit Palaſthiſtorien und Biographien, einem Haufen meiſt kleinlicher und ſcandalöſer, ſelten erbaulicher Anecdoten abzufinden. Der erhöhte Inhalt der letzten Periode des römiſchen Reiches verleiht denn auch unbekannteren Kaiſern, wie Gratian und Maximus, eine Bedeutung, welche den viel berühmteren, perſönlich größeren vergangener Zeiten fehlt. Sie treten als Repräſentanten oder Bekämpfer von Mächten und Tendenzen auf, welche die Geiſter ihrer Unterthanen bis zur äußerſten Leidenſchaft bewegten, und von entſcheidender Wichtigkeit bis auf unſere Tage, ja, deren unwandelbare Grundlagen geblieben ſind.

Um klarer zu erkennen, woher die Gründe floſſen, welche die Handlungen und das Schickſal der Kaiſer Gratian und Maximus beſtimmten, ſcheint es nothwendig, die Stellung näher zu betrachten, welche das Chriſtenthum und das Germanenthum damals im römiſchen Reiche einnahmen.

Erſtes Buch.

Die chriſtliche Kirche und die Germanen im römiſchen Reich.

Erſtes Kapitel.

Die römiſchen Kaiſer und die chriſtliche Kirche von Diocletian bis zum Tode Conſtantin des Erſten.

Aus dem allgemeinen Abſterben der alten Völker Europas, Aſiens und Afrikas, und der Auflöſung des antiken Römerthums im vierten und fünften Jahrhundert ragten vier größere Organiſationen von verſchiedener Feſtigkeit und Bedeutung hervor. Die älteſte war die der heidniſchen Prieſtercollegien. Ihr lockerer Zuſammenhang ſtand im Begriff, mit dem Heidenthum ſelbſt und ſeinen Prieſtern zu verſchwinden. Die zweite, die neu eingerichtete Büreaukratie, ſtürzte zugleich mit dem römiſchen Reiche zuſammen, und nur wenige Trümmer retteten ſich in die jungen germaniſchen Staaten hinüber. Neben jenen beiden erhoben ſich zwei Körperſchaften von vorzüglich feſter Geſchloſſenheit und ſelbſtändigem Leben: die chriſtliche Kirche und das Heer.

Die Kirche, zunächſt ganz abgetrennt vom Staat und unabhängig vom Kaiſer, ſog die beſten Elemente der römiſchen Bevölkerung je länger je mehr in ſich auf. Es kam endlich dahin, daß die wenigen guten Köpfe und begeiſterungsfähigen Herzen, welche das Zeitalter noch hervorbrachte, vorzugsweiſe Chriſten wurden, in den Klerus eintraten oder in den Mönchscönobien und Eremitenhöhlen ſich dem bedürftigen Staate gänzlich entzogen. Macht und Reichthum der Kirche wuchſen zuſehends, und ſchon vor den Söhnen Theodoſius des Großen (er ſtarb im Jahre 395) hatten an den frömmelnden Kaiſerhöfen eifrige Biſchöfe oder Laien den weſentlichſten Einfluß: ſehr oft zum Schaden des Staates, deſſen Ruin die Kirche überlebte, um die Segnungen ihrer Lehre, welche dem Römerthum nicht mehr hatten aufhelfen können, dem jungen, empfänglichen Geiſte der Germanen mitzutheilen.

Das römiſche Heer war urſprünglich ein Bürgerheer geweſen. Nur das Bürgerrecht hatte dem Privatmanne die Ehre verliehen, in den Reihen der Legionen kämpfen zu dürfen, welche die Welt eroberten. Dann waren, gegen Ende der Republik, im Drange der Bürgerkriege, Aushebungen unter den Nichtbürgern und Proletariern vorgenommen worden. Danach hatten die Kaiſer ein ſtehendes Soldheer eingerichtet. Und eine ſo vollkommene Umkehr der einſtigen Anſchauungen und Verhältniſſe trat ein, daß der Nichtbürger welcher in den Legionen diente, römiſcher Bürger wurde. Caracalla endlich hatte allen freien Unterthanen des Imperiums die Civität gegeben. Jedoch die Einrichtung des ſtehenden Soldheeres wurde natürlich beibehalten. Durch alle dieſe Veränderungen hindurch zog ſich aus den erſten Zeiten der Republik her die Tradition: die Armee ſei das unter Waffen verſammelte römiſche Volk. Dieſe veraltete Tradition, ſo unentſprechend der neuen Lage der Dinge, war ſchließlich zum Verderben des Staates ausgeſchlagen. Aus Söldnern mit einer ſo zu ſagen lebenslänglichen Dienſtzeit gebildet, in ihren Standlagern vom übrigen Volke und ſeinen Intereſſen beinahe gänzlich abgetrennt, in ihrem aufgeſchwollenen Standesgefühl von Verachtung des Bürgerthums in der Toga und ſeiner Organe erfüllt: hatte die Armee ſich angemaßt, über die höchſten Angelegenheiten des Staates zu entſcheiden. Sie verleugnete die Rechte des Senats, ſie ernannte und ſtürzte die Kaiſer, ſie mißhandelte den unbewaffneten Bürger, meiſterte und zerrüttete das Reich: bis ſie ſelbſt, vollkommen verwildert, in Luxus verweichlicht, ohne die alte, berühmte Mannszucht, durch die einbrechenden Germanen immer von Neuem, faſt wehrlos aufgerieben, die blutigen Strafen ihrer Anmaßung und Zuchtloſigkeit empfing. Und jetzt trat eine neue, epochemachende Veränderung ein. — Schon in früher Zeit waren einige germaniſche Miethshaufen in den Kriegen Roms verwendet worden. Die Kaiſer hatten gerne deutſchen Leibtrabanten ihre Perſon anvertraut. Die Dienſte, welche germaniſche Söldner bereits in der Schlacht von Pharſalus dem Julius Cäſar gegen Pompejus leiſteten, ſind berühmt. Sie gaben mit den Ausſchlag, daß der Sieger die genialen Grundzüge der Monarchie vorzeichnen konnte, welche Auguſtus, von einer deutſchen Leibwache umgeben, ausarbeitete. Aber zuerſt Kaiſer Probus (276—282) reihte in großartigem Maßſtabe in die von den Germanen decimirten römiſchen Legionen Germanen ein. Mit

einem Schlage wurden sechszehntausend Deutsche den Truppenkörpern in den verschiedenen Provinzen einverleibt. Unzweifelhaft, daß Probus dieses Verfahren in kleineren, von der Geschichte nicht verzeichneten Maßen öfters wiederholte. Dieser Kaiser hatte noch die Vorsicht gebraucht, die Deutschen so im Heere zu zerstreuen, daß, wie er sagte, es wohl empfunden, aber nicht gesehen würde, wie Barbaren den Römern hülfen [1]). Die folgenden Kaiser gaben diese Vorsicht auf: vielmehr es wurden so viele Germanen in die Legionen eingereiht, so viele als Hülfstruppen in den römischen Dienst gezogen und unter anderen Bedingungen dem Reiche incorporirt, daß auch die geschickteste Vertheilung diese Thatsache den kurzsichtigsten Augen nicht mehr entziehen konnte. Das römische Heer wurde recht eigentlich die Domäne der im Reiche bereits angesiedelten oder förmlich zuströmenden Germanen. Im vierten Jahrhundert, etwa zur Zeit Gratians (375—383), hielt das römische Element in der Armee dem deutschen noch die Wage. Aber schon schlugen deutsche Generale die Schlachten des Imperiums am Euphrat und Tigris, an der Donau und am Rhein, gaben als Consuln dem Jahre ihren Namen und leiteten als Minister die Kaiser und die gesammte Reichsverwaltung. Immer seltener wurden die eingeborenen Römer in den Legionen und Geschwadern; eine Menge germanischer Auxiliartruppen und sonstiger, kleinerer Abtheilungen war über das Reich vertheilt und hatte selbst an den fernen Gränzen Mesopotamiens Station. Bald, im fünften Jahrhundert, traten ganze Völkerschaften, wie die Westgothen, unter ihren Königen in ein militärisches Dienstverhältniß zum römischen Kaiser. Im Namen des Kaisers eroberten sie von anderen, eingebrochenen Germanen die Provinzen zurück und nahmen sie als eigene Königreiche, unter der nominellen Oberhoheit Roms in Besitz. Zuletzt bestand in Italien und den paar benachbarten Provinzen welche dem weströmischen Kaiser gegen Ende des fünften Jahrhunderts noch verblieben waren, die ganze Armee aus Germanen. Im stolzen Bewußtsein ihrer Macht und ihres nationellen Unterschiedes von einer tief versunkenen Race, theilten sie den Boden des römischen Reiches wie den eines eroberten Landes unter sich, und ihr Anführer Odoaker verjagte den letzten weströmischen Imperator aus Italien: aus dem Stammlande der römischen Weltherrschaft.

So lange das Reich noch existirte, waren die Kirche und das

Germanenthum einander fremd geblieben. Die Kirche hatte eher eine feindselige Stimmung gegen die heidnischen oder doch heterodoxen, im besten Falle immer nicht sehr devot gläubigen barbarischen Eindringlinge gezeigt. Erst über dem gefallenen Reiche gaben beide sich die Hand, um eine neue Welt zu begründen.

Zu Anfang und Mitte des vierten Jahrhunderts war von den letzten, vernichtenden Wirkungen beider, namentlich der angesiedelten und dienenden Germanen auf das Imperium wenig oder nichts vorauszusehen. Im Gegentheil: es schien sehr nützlich, es schien durchaus nothwendig, die Kirche und das Germanenthum auf alle Weise zu begünstigen und für die erneute Festigung des tief erschütterten Staates zu verwerthen. Dies wird klar, wenn man sich der socialen und sittlichen Zustände im Reich, und seiner politischen Verfassung erinnert: wenn man ermißt, welch ein Leben in der Kirche waltete, und zu welcher unerschütterlichen, Orient und Occident bewegenden Macht sie gediehen war: wenn man erkennt, in welcher überraschenden Menge die rüstigen, tapfern und klugen Germanen das Reich bewohnten, wie sie ein großer, integrirender Theil der Bevölkerung und zwar ihr nützlichster und bester Theil geworden waren.

Was die Kirche betrifft, so wird ihre Geschichte seit der Christenverfolgung Diocletians, und ein Blick auf ihre Organisation uns die Bedeutung derselben und den Sinn ihrer Angehörigen am lebhaftesten darthun. Die religiöse Geschichte ist hier so eng mit der politischen verflochten, daß auch zugleich diese uns bekannt wird, soweit es zum näheren Verständniß unserer eigentlichen Erzählung wünschenswerth erscheint. Wir beginnen mit dem Todesjahr des schon erwähnten Kaisers Probus, um andeuten zu können, welchen Verhältnissen Diocletian ein Ende machte, welche großen und segensreichen Neuerungen er einführte, bevor er sich zu dem Versuche gedrängt sah, die Macht des Christenthums und der Kirche zu brechen.

Im Jahre 282 wurde der edle Kaiser Probus von den Soldaten ermordet. Während der Waffenruhe welche seinen außerordentlichen Siegen über Alamannen, Burgunden, Vandalen und Franken folgte, hatte er sie zu friedlichen und gemeinnützigen Be-

schäftigungen angehalten. Sie mußten Weinberge und Straßen bauen, Sümpfe austrocknen und Kanäle ziehen. Denn sie sollten nicht durch Müßiggang in die Zuchtlosigkeit zurückfallen und auf ihre alten bösen Gedanken kommen. Auch pflegte Probus zu sagen, der Soldat dürfe sein Brod nicht umsonst aufessen [2]). Der geheime Groll der Truppen über eine so ernste und ungewohnte Behandlung mußte wachsen, wenn sie bedachten, welche Autorität Probus dem Senat einräumte. Von der Armee zum Kaiser proclamirt, brachte er den Vätern die ausgesuchtesten Huldigungen dar, erklärte offiziell, der Senat regiere die Welt von Anbeginn und werde in alle Zukunft ihr Gebieter sein. Mit schmeichelhafter Demuth und Unterwürfigkeit beugte er sich freiwillig vor der entzückten Curie welche anfing ihr Haupt wieder zu erheben, während das Heer niedergedrückt wurde. Der Curie rechnete er seine Siege zu [3]). Er schien die Zeiten der alten Republik und des Senatsregimentes herstellen zu wollen. Aber es herrschte eine mehr als hundertjährige Rivalität zwischen der Armee welche thatsächlich die Kaiser ernannte, und dem Senat, welchem dies Recht zukam. Die Gährung in den Gemüthern wurde verschärft als man hörte, der Kaiser träume von einer nahen Zeit, wo der Soldat überhaupt nicht mehr nöthig sei, wo nur die Toga das Gewand des friedlichen, fleißigen und wohlhabenden Bürgers sein werde. Zunächst freilich bereitete Probus einen nothwendigen Kriegszug gegen die Perser, die alten Erbfeinde des Reiches, vor. Unterdessen aber ließ er in der Nähe von Sirmium, seiner Vaterstadt, in einer sumpfigen Gegend, die Truppen Abzugsgräben und einen Kanal anlegen. Bei dieser Arbeit brach ihr lange verhaltener Zorn plötzlich aus. Sie verfolgten den fliehenden Kaiser in einen nahe gelegenen Wachtthurm und ermordeten ihn hier. So erlag, nach fünfjähriger bewunderungswerther Regierung einer der größten und besten Herrscher dem damals gewöhnlichen Imperatorenschicksal. Er hatte nicht allein fast alle bedeutenderen germanischen Völkerschaften von den römischen Gränzen abgehalten, sondern zuerst den militärisch und volkswirthschaftlich gleich fruchtbaren Gedanken: mit Germanen das Heer zu verstärken und die Provinzen zu colonisiren, zum Prinzip gemacht und in großem Umfange durchgeführt. Diese Neuerung hatte Fortgang, während sein rückwärts gewandtes Ideal einer altrepublikanischen Zeit mit einem noch allgemeineren Weltfrieden, als er in den Tagen Hadrians und An-

tonins des Frommen gewaltet, dem Looſe der ſchönen Träume verfiel. Nach ſeiner Ermordung nahmen die Soldaten die weggeworfenen Spaten wieder zur Hand und errichteten dem großen Fürſten unter Trauer und Wehklagen einen ungeheuren Grabhügel, welcher ihre zu ſpäte Reue noch den folgenden Generationen verkündete.

Die Armee proklamirte den prätoriſchen Präfekten des ermordeten Kaiſers, den Illyrier Carus, zum Kaiſer: einen tüchtigen Feldherren und ernſten, viel erprobten Mann bereits vorgerückten Alters, welcher ihre Zuneigung beſaß. Der Senat wurde weiter nicht gefragt: das Licht welches ihm nach der Ermordung Kaiſer Aurelians, ſeines Gegners, den man den Pädagogen des Senats nannte, und mit Probus' Regierungsantritt überraſchend und blendend aufgegangen war, erloſch eben ſo ſchnell. Carus war nicht ſein Freund. Er würdigte ihn nur einer kalten und ſtolzen Anzeige ſeiner Thronbeſteigung. Er gratulirte den Vätern vielmehr daß ein Mitglied ihres Standes Auguſtus geworden, als daß er ſie mit der devoten Höflichkeit des Probus um ihre Sanction gebeten hätte [4]). Die Väter beeilten ſich natürlich, dem ihnen vom Heere gegebenen Princeps ihre freudige Beiſtimmung in einer von den langen Spruchſentenzen zu verkündigen, wo der Ausruf: „die Götter erhalten Dich" ſtets der dritte zwiſchen den kurzen, oft wiederholten Sätzen zu ſein pflegte. Aber nach dem Entſetzen über die blutige That der Armee lagerte ſich eine tiefe Trauer über Senat und Volk, welche den Unterſchied zwiſchen Probus und Carus erwogen und an die Sitten ſeines Sohnes und muthmaßlichen Nachfolgers Carinus dachten.

Auf die Kunde vom Tode des gewaltigen Probus regten ſich überall wieder die eingeſchüchterten Gränzvölker. Deshalb ernannte Carus ſeine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäſaren. Dem älteren Carinus gab er Britannien, Gallien und Spanien, Afrika, Italien und Illyricum als cäſarianiſches Verwaltungsgebiet mit ziemlich unbeſchränkter auguſtiſcher Gewalt [5]), und ſandte ihn an der Spitze eines auserleſenen Heeres gegen die drohenden Germanen. Er ſelbſt beſiegte die plötzlich eingebrochenen Jazygen: ein ſtarkes, unruhiges und räuberiſches Reitervolk ſarmatiſchen Stammes zwiſchen Donau und Theiß, welches mit der ausgeſprochenen Abſicht umging, nicht allein Illyrien, ſondern auch Thracien und Italien anzufallen. Sechzehn-

tausend Jazygen sollen auf diesem raschen Feldzuge geblieben, zwanzigtausend Gefangene beiderlei Geschlechtes gemacht worden sein. Vermuthlich traf nicht Alle das Sclavenloos: ein Theil mochte, gleich den meisten germanischen Kriegsgefangenen seit Probus, wüstes Land zum Bebauen erhalten. Jetzt brach Carus unter Zustimmung der Legionen in Eile gegen die Perser auf, deren Einbruch die Boten bereits während des Sarmatenkrieges gemeldet [6]). Seine Kämpfe waren glücklich; er bemeisterte sich Mesopotamiens, er nahm das wichtige Cochen und die persische Hauptstadt Ctesiphon; er verdiente sich von der Armee den Namen des Persikers. Vom Glück ermuthigt, gedachte er dem alten warnenden Glauben — dem Resultate vieler traurigen Erfahrungen — zu trotzen: daß nach den Beschlüssen des Fatums kein römischer Feldherr ungestraft Ctesiphons Umkreis überschreiten werde. Aber schon lauerte der Verräther an seiner Seite. Der Gardepräfect Aper hatte den Augustus vornämlich überredet, in das Innere Persiens weiter vorzudringen. Jetzt erkrankte der Kaiser. Er lag in seinem Zelte, als ein furchtbares Gewitter losbrach. Die Finsterniß war so groß, daß Keiner den Anderen dicht neben sich sehen konnte; der Sturm, die unaufhörlichen Blitze vollendeten die Verwirrung. Da mischte sich in die Donnerschläge das plötzliche Geschrei, der Augustus sei gestorben. Die Kämmerlinge, wie vom Schmerze betäubt, zündeten das imperatorische Zelt an; der kaiserliche Leichnam verschwand in den Flammen, und man behauptete, der Blitz habe Carus erschlagen, oder die Krankheit ihn überwältigt [7]).

Carus hatte seinen jüngeren Sohn, den Cäsar Numerianus, einen talentvollen, literarisch fein gebildeten und liebenswürdigen Jüngling, auf den persischen Feldzug mit sich genommen. Es scheint daß die Soldaten, sehr gegen die Wünsche seines Schwiegervaters, des prätorischen Präfekten Aper, ihn ohne Weiteres als Augustus betrachteten. Der Imperator, von zärtlicherem Gemüth als es die Wucht der Umstände und seines Berufes gestattete, vergoß so viel Thränen über den Tod des Vaters, daß ihn eine heftige Augenkrankheit ergriff. Auf dem sogleich angetretenen Rückzuge mußte er in einer verschlossenen Sänfte getragen werden. Diese Gelegenheit benutzte sein Schwiegervater, ihn heimlich zu ermorden. — Auf solche Weise rafften damals Aufstände der gemeinen Soldaten, oder Intriguen hoher Offiziere auch die besten

und kräftigsten Kaiser hin. Die gefährlichsten Lagen, in denen sich die Armee oder das Imperium befand, konnten die trotzige Wildheit und den Ehrgeiz von diesen Blutthaten nicht abhalten, und jedesmal folgten dem Sturze eines Imperators Verwirrungen und Unglücksfälle, unter denen das ganze Reich blutete. — Aper verheimlichte den Tod des jungen Imperators und hielt die drängenden Soldaten, welche ihren Feldherren sehen wollten, unter dem Vorwande hin, Numerians heftige Augenentzündung mache jedes Zudringen der Sonne und der Luft gefährlich. Unterdessen suchte er unzweifelhaft auf die Armee zu wirken, daß sie ihn zum Augustus proklamiren möchte, anstatt des kranken und untauglichen Jünglings. Die prätorischen Präfekten, welche bis auf Diocletian die Summe der militärischen und administrativen Angelegenheiten in ihren Händen vereinigten, wurden sehr oft auf ihr eigenes Anstiften vom Heere zu Kaisern ausgerufen. Die Macht, welche sie durch ihre eminente Stellung besaßen, machte sie nur lüstern nach der höchsten Würde und Gewalt. Apers Bestrebungen indessen hatten so unerwartet geringe Erfolge, daß endlich der aus der Sänfte aufsteigende Geruch seine Schandthat verrieth. Die wüthenden Soldaten warfen sich über ihn, rissen ihn vor ein schnell errichtetes Tribunal, und ein großes Soldatengericht sollte über den Gardepräfekten abgehalten werden, der bisher im Namen Numerians den Kaiser gespielt hatte. Man fragte in den erregten Haufen hin und her, wer Numerians geeigneter Rächer, wer der beste Kaiser sein werde, und der Name Diocletian erscholl. Diocletian, Oberster der Leibgarden, ein längst bewährter Kriegsführer, durfte das Tribunal besteigen und wurde als Augustus begrüßt. Dann eilte er die Stufen hinab, zog sein Schwert, stürzte sich auf den Gardepräfekten Aper und durchbohrte ihn. Aberglaube und Prophezeiungen waren damals eine die Welt, namentlich die heidnische Welt bedingende Macht. Ein druidisches Weib hatte einst Diocletian in Gallien gewahrsagt, er werde Kaiser werden, wenn er einen Eber (aper) getödtet habe. Seitdem war die Ahnung und Begierde der Herrschaft nicht mehr aus seiner Seele gewichen, und fleißig hatte er auf allen Jagden Eber zu tödten gesucht. Jetzt glaubte er den Sinn des druidischen Orakels zu erkennen, und soll in die Worte ausgebrochen sein: „endlich habe ich den verhängnißvollen Eber getödtet!“

Aber noch war des Carus ältester Sohn, der jetzige Augustus Carinus zu überwältigen.

Carinus, ein Mann von natürlichem Muth und bedeutenden Feldherrengaben, hatte sich in Gallien und in Rom allen Lüsten und Grausamkeiten hingegeben, welche von den Nachfolgern des Augustus, des Titus und Marc Aurel erzählt werden. Als sein ehrenwerther, aber furchtbar strenger Vater die Berichte über Carinus frevelhaftes Leben vernommen, hatte er schmerzlich ausgerufen: „er ist nicht mein Sohn!“ Es reute den Kaiser, daß er in der Eile und im Drang der Umstände ihn zu seinem Stellvertreter ernannt. Er soll daran gedacht haben, ihn abzusetzen, ja ihn zu tödten, um dem tugendhaften Constantius, dem späteren Kaiser, das Cäsarenamt zu übertragen. Die Abneigung gegen den Senat theilte Carinus mit seinem Vater, mit dem Heere und den meisten früheren Kaisern; aber er drückte sie auf die beleidigendste Weise in hochmüthigen Briefen aus, und versprach dem römischen Pöbel die senatorischen Güter [8]). Jetzt schreckten den Carinus zu Rom, mitten in der Ueppigkeit verschwenderischer Spiele, die Botschaften auf, daß sein Vater vom Blitz erschlagen, sein Bruder ermordet, Diocletian zum Augustus ausgerufen sei und gegen ihn heranziehe. Er raffte sich zusammen, rückte dem Usurpator entgegen, und ein halbjähriger Krieg um die Weltherrschaft zerriß von Neuem das Reich. Mehre blutige Schlachten wurden in Mösien geschlagen; der Kampf bei Margus, einer kleinen Stadt am Einfluß der Morava in die Donau, dem heutigen Passarowitz gegenüber, schien die Ueberlegenheit der Carinischen Legionen oder Feldherrengaben entscheidend festzustellen. Diocletian wäre vielleicht verloren gewesen, wenn nicht nach dem Siege das Heer von seinem mißachteten und grausamen Imperator zu dem persönlich höher geachteten sich hinübergeneigt hätte. Diocletians heimliche Geschenke und Versprechungen wirkten sicher noch anziehender auf die Offiziere und Soldaten seines Gegners, und die Hand eines Tribunen, welcher die Entehrung seiner Frau an Carinus rächte, befreite Diocletian von der lästigen Wahl, den vom Heere verrathenen und verlassenen Augustus entweder zu tödten oder als einen immer drohenden Prätendenten leben zu lassen [9]). Wie sehr Diocletian vor weiterem Blutvergießen und jeder sonstigen Härte zurückscheute, zeigte sich, sobald er im un-

angefochtenen Besitz des Reiches war. Eine ausnahmslose Amnestie für alle Anhänger und Freunde des besiegten Gegners überraschte die Unterthanen; seit Marc Aurel waren dergleichen Gnadenacte etwas Unerhörtes. Diocletian ging in seiner klugen Milde soweit, daß er die treuen, erprobten Diener des Carus und Carinus meistens in ihren Aemtern bestätigte, sie mit seinem Vertrauen beehrte und ihre Liebe zu gewinnen suchte.

Diocletian, ein Illyrier wie seine Vorgänger und die meisten seiner bedeutenderen Nachfolger, war von der niedrigsten Geburt. Man sagte, er sei der Sclave eines Senators Anulinus gewesen und von seinem Herren freigelassen. Die sein Herkommen besonders hoch angaben, nannten ihn den Sohn eines Schreibers [10]). Der unbeachtete oder geringschätzig angesehene junge Mensch kam in die Armee, das Glücksfeld für alle Aufstrebenden und Ehrgeizigen. Durch Gaben des Verstandes noch mehr als durch einen ungestümen Heroismus ausgezeichnet, rang er sich durch die geringeren militärischen Grade empor, wurde Statthalter von Mösien, erhielt die Consulartoga, wurde Oberster der kaiserlichen Leibtrabanten, wurde Kaiser. Er war um diese Zeit ein Mann auf der Höhe des Lebens, der im steten ahnungsvollen Hinblick auf sein letztes erhabenes Ziel die eingeborenen wilden Triebe seiner Brust in strengen und beharrlichen Kämpfen gebändigt [11]), seine großen und feinen Herrschergaben durch Studium, Beobachtung und Nachdenken rastlos ausgebildet hatte. Durch diese beständige Uebung war er zu einer gelassenen Ueberlegenheit des Charakters und Geistes gelangt, welche den Trotz der zügellosesten Menschen wie im Spiele lenkte, sie zur bewundernden Hingebung brachte, und die ganze verwilderte Welt sich unterthänig schuf, wie die Bemühungen keines Kaisers vor ihm. Sein vorsichtiger, scharf eindringender Blick, die klug berechneten Mittel materieller und moralischer Art, durch die er seine Person und seine Herrschaft sicherte, die feinen aber starken Fäden, womit er allmählich die ganze Welt umflocht und lenkte, machten es sogar möglich, das entsittlichende Institut einer großen, vom Staate besoldeten Corporation von Spähern abzuschaffen, welche alle Wege, Gassen und Häuser belauerten, und eine Geißel auch für die Unschuldigsten waren. Diocletian besaß vollkommen die Schlauheit, deren ein Augustus in jenem verderbten Zeitalter bedurfte, wenn er nicht durch das zweifelhafte Mittel der Furcht vor seinen Spio-

nen und seiner blutigen Strenge, sondern durch den zuletzt doch nützlicheren Ruf vertrauenswerther Leutseligkeit die Unterthanen regieren wollte. Die Christen, sonst ganz blind in ihrem Hasse gegen ihn, bemerkten fein, daß alle gütigen Maßregeln deutlich als von ihm selbst ausgehend erschienen, daß aber vor jedem Akte welcher unliebsam sein konnte, die Diener, Rathgeber und Mitherrscher in augenfälliger Weise herbeigezogen wurden[12]). Diesen übertrug Diocletian die verhaßte Ausführung, und behielt sich die schöne Rolle vor, ein gnädiges Halt zu gebieten, wenn er den gewollten Eindruck erreicht glaubte, während die geängstigten Unterthanen noch weitere Strafen erwarteten. Glaubte aber Diocletian die Majestät seines Kaiserthums im Ernste beleidigt, dann hielt er es für nothwendig, in eigener Person mit einer Strenge hervorzutreten, welche keine Blutströme scheute und ganze Städte seines Reiches vernichtete. Doch war es sein Herrscherideal, in ruhiger, feierlicher Hoheit über den Völkern zu thronen, selbst unnahbar fast wie ein Gott, ihnen von oben herab die Gaben des Friedens und der Gnade auszutheilen, und sein leises Walten mehr empfinden als sehen zu lassen.

Um so nöthiger hielt es Diocletian, sich Werkzeuge auszuwählen, welche die gröberen Regentenpflichten vollzögen. Schon die ungeheure Aufgabe, das zerrüttete Weltreich zu ordnen, neue Empörungen und Usurpationen niederzuschlagen, die äußeren Feinde an allen Gränzen zurückzuweisen, trieb dazu, das Beispiel des Carus und einiger anderer Vorgänger nachzuahmen. Im Jahre 285 ernannte Diocletian seinen alten Kriegsfreund, den illyrischen Bauernsohn Maximian zum Cäsar und gab ihm ein Jahr darauf die Augustenwürde. Als die Aufgaben immer schwieriger wurden, nahm Diocletian sich den heftigen und kriegerischen Galerius, einen früheren illyrischen Hirten, zum Cäsar. Der ungestüme und rauhe Maximian erhielt den maßvollen, feingebildeten und tapferen Constantius Chlorus als cäsarischen Stellvertreter. So war für Ergänzung der Charaktere und Anlagen gesorgt. Was die beiden Auguste noch nicht vollendet hatten, führten die beiden Cäsaren aus. Endlich konnte, etwa drei Jahre vor Beginn des neuen Jahrhunderts, durch die vereinigten oder gleichzeitigen Bemühungen der vier Herrscher das römische Reich beruhigt genannt werden. Persien war der Friede dictirt, das aufständische Aegypten furchtbar gezüchtigt, die Usurpatoren waren unterlegen, die

empörten Bauern Galliens niedergedrückt. In Gallien hatten die eingebrochenen Alamannen durch Constantius eine blutige Niederlage erlitten, nachdem der Cäsar die Angelegenheiten des wichtigen Britanniens geordnet. In Britannien hatte sich um das Jahr 286 ein merkwürdiges Kaiserreich gebildet. Der Menapier Carausius, vom Kaiser zur Besiegung der seeräuberischen Franken und Sachsen abgeordnet, war mit seiner Flotte nach der Insel übergesetzt. Von zahlreichen fränkischen Hülfstruppen unterstützt, hatte er sich zum Herren Britanniens erklärt, fränkische Kleidung angelegt, den Purpur über sie geworfen, den herbeieilenden Augustus Maximian geschlagen, von Diocletian die Würde eines dritten Augustus für Britannien und den friedlichen Namen eines Bruders ertrotzt, immer mehr Franken auf die Insel gezogen und eine Art fränkischer Herrschaft in Britannien eingerichtet. Er wurde im Jahre 294 von Alectus ermordet, welchen Constantius besiegte. Auch die Franken hatten in ihren eigenen Gauen den Arm dieses kriegerischen Cäsars zu empfinden, welcher das Werk des Probus fortführte und das Reich mit gefangenen Germanen colonisirte. Die schlaue Politik Diocletians brachte es endlich dahin, daß die germanischen Völker unter sich in die wildesten Zerwürfnisse geriethen. Ostgothen, Westgothen, Vandalen, Gepiden, Burgunden, Alanen kämpften mit oder gegen einander in blutigen Feldzügen, während die Römer triumphirten, daß endlich der Wahnsinn der Bürgerkriege von ihnen auf die Germanen und Perser übergegangen sei. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts lag die römische Welt ruhig und unangefochten zu Diocletians Füßen da.

Unterdessen hatte der Kaiser sein Hauptwerk gethan, welches ihn unter die Männer stellt, nach denen die Epochen gezählt werden. Er war einer der größten organisatorischen Köpfe des Alterthums. Schon lange vor seinem Regierungsantritt des Glaubens und der Vorbereitung auf sein künftiges Amt lebend, hatte er Zeit und fortwährende Anregung gehabt, zu beobachten und zu bedenken, was der Welt noth that, welche neuen Einrichtungen ihr Beherrscher treffen müsse. Nicht wie Probus hatte er die alten freien und heroischen Zeiten zurückführen wollen: die Welt erhielt ein ganz neues Ansehen durch ihn. Es war so unheroisch und unrepublikanisch wie möglich, aber es kam ihr zu, als am natürlichsten und heilsamsten. Diocletian führte den orientalischen ceremoniösen Despotismus möglichst rein durch, mit der berühm-

ten büreaukratischen Verwaltungsmaschine[13]); und was er unfertig ließ, das vollendete Constantin der Erste nach seinem Muster. Das Reich erstarrte völlig unter diesem Despotismus, und die Bevölkerung schwand zusammen; aber ohne ihn wären beide unter furchtbaren Zuckungen noch schneller zu Grunde gegangen. Vor allen Dingen galt es, den Respekt neu zu begründen, welchen die kaiserliche Würde mit der Zeit eingebüßt hatte, und die blutige Hand der Soldaten für die Zukunft vom Haupte des Imperators abzuhalten. Hierdurch schwanden die Bürgerkriege, die Usurpationen von selbst, welche die Provinzen verwüstet, die besten Kräfte aufgerieben und das Reich wehrlos den Einfällen der Barbaren preisgegeben. Drei Jahrhunderte lang hatte die Fiction des Octavian Augustus wenigstens der Anschauung nach bestanden. Die Stadt Rom wurde als ein republikanisches Gemeinwesen erklärt, wo Senat und Volk sich einen allerhöchsten Beamten: den Kaiser bestellten, welcher in ihrem Namen die unterworfenen drei Welttheile regierte und als Imperator ihre Heere führte. Diese Fiction, einst so heilsam wie es eine nothwendige Lüge überhaupt sein kann, war zum entsetzlichen Unheil geworden. Die Legionen, als das römische Bürgerthum in Waffen, hatten sich angemaßt, ihre Imperatoren selbst zu ernennen und dem Senat seinen Princeps zu geben. So war das Elend des dritten Jahrhunderts hereingebrochen. Diocletian zerstörte gründlich jene Lüge während eines etwa zwanzigjährigen Regimentes. Rom, wo die Kaiser im Frieden sich aufhalten sollten, um mit dem Senat und Volk zu verhandeln, wurde als Residenz aufgegeben und wie eine alte, ehrwürdige aber unbrauchbare Rarität sachte bei Seite gesetzt. Nicomedien, Sirmium, Mailand und Trier wurden die Residenzen der vier Regenten. Diocletian setzte es durch, daß der Kaiser nicht mehr als ein Beamter Roms, sondern als der höchstgebietende „Herr" (dominus) des ganzen Reiches verehrt wurde, welcher alles, auch seine Nachfolger, ohne Widerrede, ohne Sanction irgend einer Behörde oder Gewalt unumschränkt und nur von ihm selbst umstößlich zu bestimmen hatte. Hiermit war auch den Legionen der Boden genommen, auf welchem sie unter einigen, ihnen scheinbaren Argumenten ihre Akte der Wahl und des Mordes hatten vollziehen dürfen. Die mystische Zurückgezogenheit des Augustus, der Glanz des neuen kaiserlichen Kostüms; die weitläuftigen Ceremonien um die „allerheiligste" Person, sowohl im Palaste

wie bei dem seltenen Erscheinen draußen; die sieben hohen, prächtigen Hofbeamten: Großwürdenträger des Reiches; das Gewimmel der vielen tausend aufgeputzten und flüsternden Hofleute und was alles sonst zum Pomp und Ton des Comitats gehörte, sollten einen heiligen Schauer der Ehrfurcht vor dem „venerablen" Wesen hervorrufen. Das Nahen des Unterthanen, welcher zu Boden fallen mußte, sollte eine Art Anbetung im Innern der allerheiligsten Gemächer sein. Was unter einer freidenkenden Bevölkerung Unwillen und Gelächter hervorgerufen hätte, erreichte bei der servilen römischen seinen Zweck. Selbst der verwilderte Soldat wurde von dem wohlberechneten Eindruck ergriffen; seine Mordgedanken schienen verschwunden zu sein und machten der Botmäßigkeit Platz.

Hierzu kam, daß gewiß schon von Diocletian die neue Heerverfassung angebahnt wurde, welche Constantin und seine Nachfolger zu Ende führten, und mit deren schließlicher Form uns ein merkwürdiges offizielles Verzeichniß der militärischen und civilistischen Würden und Aemter, vom Ende des vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts bekannt macht[14]). Die großen Massen der verhältnißmäßig wenigen Legionen wurden in eine Menge kleiner Legionskörper auseinander gebrochen. Ihrer sind 138 genannt, neben einer erstaunlichen Zahl anderer, selbständiger Regimenter und Geschwader, die nicht von bedeutender Stärke sein konnten. Sahen sich Diocletian und seine Nachfolger auch genöthigt, das Heer im Ganzen zu verstärken, vielleicht zu verdoppeln, so konnten die neuen Legionen doch nur winzig gegen die früheren erscheinen[15]). Genügte vordem die Laune einer oder zweier Legionen, um den Kaiser zu stürzen und nöthigenfalls ihren neu ausgerufenen Imperator mit Waffengewalt durchzusetzen, so mußte jetzt das Gefühl ihrer Schwäche sie mehr an den Gehorsam binden; und es gehörte die schwierigere Conspiration vieler Kriegshaufen dazu, um das Wagniß zu unternehmen und auszuführen. Auch hatten die Kaiser das schlau berechnete Rangwesen vom Civil auf das Militär übertragen. Außer den vornehmen Compagnien der eigentlichen Leibgarde gab es die stolzen palatinischen Legionen, die minder angesehenen comitatensischen und die am niedrigsten stehenden pseudocomitatensischen. Der Hochmuth, die Rivalität unter den Kriegsgenossen, wie sie solchen Unterscheidungen zu entspringen pflegen, konnte den Imperatoren nur nützlich

sein. Die vornehmeren Truppen mochten es geringschätzig verschmähen, mit den tiefer stehenden zu conspiriren, diese weder Vertrauen noch Neigung haben, mit jenen in Gemeinschaft zu treten. Zudem war nicht mehr ein Herrscher, es waren mehrere zu besiegen. So wurde das Heer gezügelt; die Ansprüche des Senats von Rom waren gänzlich beseitigt; der gefährliche prätorische Präfekt wurde unschädlich gemacht, indem Diocletian ihm die militärische Oberleitung gänzlich nahm und unter mehre Kronfeldherren zertheilte. Die Geschäfte der höchsten bürgerlichen Administration wurden an vier prätorische Präfekten gegeben. Sie standen an der Spitze der vierzehn Diöcesanstatthalter und 116 Provinzialgouverneure und der ganzen vielverzweigten, geistreich organisirten Büreaukratie, welche überall war, schrieb, berichtete und verwaltete. Ueber die heidnischen Priestercollegien übte Diocletian als Pontifex Maximus die Gewalt aus. So schien um das Jahr 300 alles gedemüthigt, alles beruhigt, alles umsponnen und willenlos beherrscht. Die drei Mitregenten sahen mit ehrfürchtigem Staunen zu Diocletian wie zu einem Vater, ja wie zu einem Gott empor, und das gemeinsame Walten der zwei Auguste und Cäsaren wurde mit der Harmonie eines Conzertes verglichen, welches der Oberkaiser leitete. Das Unerhörte war eingetreten: seit 18 Jahren hatte das Heer keinen Imperator ermordet. Es schien kein Winkel mehr in den drei civilisirten Erdtheilen, wo das Auge des Autokraten durch seine Organe nicht hindrang und sein Wink nicht verfügte.

Gleichwohl gab es ein Gebiet, wo der Despot ohnmächtig war. Gegen den Willen der Kaiser hatte sich eine große, wohlgeordnete, begeisterte und einflußreiche Gemeinschaft im Reiche gebildet, in der ein niedriger Handwerker oder Krämer, wenn er hier ein Amt bekleidete, mächtig wie ein König war gegenüber dem ganz wirkungslosen Kaiser. Als seinen politischen Unterthanen konnte der Augustus oder Cäsar ihn zertreten; aber so lange er als Beamter jenes Staates lebte, spottete er der weltlichen Macht; und wenn er starb, war schon ein Anderer da, der in demselben Geiste an seine Stelle trat. Diese Macht, welche ihre Organe durch die Provinzen Asiens, Afrikas und Europas schon soweit erstreckte, wie der Despotismus die seinigen, dieser völlig unabhängige Staat in dem absolutesten aller Staaten, war die christliche Kirche.

Das Christenthum hatte damals noch nicht alle sittlichende Gewalt auf seine Anhänger verloren wie in den kommenden Jahrhunderten. Die Christen konnten im Allgemeinen als die ruhigsten, fleißigsten und sittenreinsten Unterthanen gelten. Ihre Bischöfe und die sonstigen Priester ermahnten sie, dem Kaiser zu geben was des Kaisers sei: die Steuern willig zu zahlen, sich duldend gehorsam in allen Stücken zu halten, so lange ihr religiöses Gewissen — freilich ein oft höchst empfindliches, so zu sagen erfinderisches Gewissen — nicht tangirt würde. In solchem Falle konnten sie sich störrig, fanatisch und aggressiv zeigen. Es kam vor, daß besonders fromme Christen als eingezogene Rekruten sich standhaft weigerten ihren Kriegspflichten zu genügen, und lieber den Tod erlitten. Centurionen warfen plötzlich ihre Waffen fort und erklärten unter Schmähungen auf den Kaiser, sie würden nur Jesu Christo dienen. Die Lehren vorzüglich eifriger Kirchenväter, welche den Kriegsdienst als Heidenthum brandmarkten, riefen solche Erscheinungen hervor. Aber auch der Haß der späteren Heiden wagte dem christlichen Klerus den Ruhm eines hervorstechend keuschen Lebenswandels nicht streitig zu machen. Dagegen mußten freilich christliche Priester selbst bekennen, daß zur Zeit Diocletians in der Kirche nicht mehr alles sei wie es sein sollte. Trägheit und Nachlässigkeit der Laien wie der Seelenhirten war in religiösen Dingen vielfach eingerissen; Meinungs- und Sektenhader erbitterte die Gemeinden und Vorsteher gegenseitig; Haß, Intriguen, Heuchelei und Herrschsucht der Bischöfe gaben große Aergernisse [16]), und den Heiden ein angenehmes Schauspiel. Man klagte viel darüber, ermahnte zur Besserung und Eintracht, verlangte alles vom Bruder, und that persönlich alles um die Sache zu verschlimmern. Aber ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, der großen katholischen Einheit in der Liebe und im Glauben ging dennoch durch die ganze Kirche; der einzelne Hader wurde vergessen, wenn es das gesammte Interesse gegen das Heidenthum galt. Der weltliche Staat, ganz mit den Ceremonien und Riten des Götzenthums durchzogen, wurde als die verruchte, dem Fluch und Verderben geweihte Babel, der Kaiser als ihr abgöttischer Herr betrachtet, und die Kinder des Volks Gottes wurden gewarnt, sich möglichst vor jeder Berührung mit allem zu hüten, was unter der Gewalt der Dämonen stand und dem ewigen Schwefelpfuhl entgegen lebte. Kaiser Diocletian hatte bisher

nicht gewagt, an dieser Gemeinschaft zu rühren. Kleine Bedrängnisse konnten nur schaden, und er dachte zu groß für sie. Wirkliche Gewalt, um die Kirche zu unterdrücken, schien bedenklich. Zunächst mußte auch für die Ruhe und Neugestaltung des Reiches gesorgt werden. Folgerichtig in allem Denken und Handeln, hatte er deshalb den Christen die vollkommene Freiheit gelassen, deren sie sich nun seit vierzig Jahren, seit der fruchtlosen Verfolgung des Decius, des „exsecrablen Thieres“ [17]), — einige geringe Zwischenfälle abgerechnet, — erfreuten. Aller Orten, wo nur eine christliche Gemeinde bestand, erhoben sich Bethäuser: in manchen Städten umfangreiche und prächtige Basiliken. Das Elend der Zeiten, einer der besten Lehrer des Christenthums welches die entschädigenden Wonnen des Paradieses, und dem gläubigen Bettler die herrlichste Krone versprach; das Sündenbewußtsein der verderbten Römer, welches anfing nach Buße und Erlösung zu verlangen, und auch die Heiden zu den wunderlichsten Casteiungen und Ceremonien trieb, ließ die Menge der Christen immer rascher anwachsen. „Wer vermöchte die zahllosen Schaaren zu schildern, welche sich dem Christenthum zuwandten!“ ruft ein Kirchenvater aus. Offen und ungestraft trat Jeder mit seinem Bekenntnisse hervor, und den christlichen Soldaten im Heere war es nachgegeben, sich von den gebräuchlichen Opfern und Festlichkeiten fern zu halten. Noch mehr. Die in der Armee dienenden Christen mochten zumeist durch Rekrutirung hineingekommen sein: aber es traten auch viele Christen freiwillig in den Civildienst. Denn nicht alle Laien waren so weltfeindlich gesinnt wie die Kirche und der Clerus im Ganzen; und den Priestern schien es andererseits auch wieder erfreulich, wenn eine recht große Zahl Glaubensbrüder als Salz und Sauerteig in alle Regionen eindrang. Christen waren sogar Provinzialgouverneure, und an Diocletians eigenem Hofe bekannten, vom Oberkammerherren bis zu den Pagen und geringsten Eunuchen herab, nicht Wenige laut und stolz den Erlöser. Sie alle waren durch die Nachsicht des Kaisers von der beängstigenden Nothwendigkeit, den überaus häufigen Opfern und Ceremonien beizuwohnen befreit: geschweige daß sie selbst vor die Altäre treten mußten. Diocletians eigene Gemahlin Prisca, und seine dem Cäsar Galerius vermählte Tochter Valeria wußte man dem Christenthum zugethan.

Wie aber alle Unruhen und Kriege gedämpft, die neue Staats-

organisation durchgeführt worden, trat an Diocletian unabweislich die Frage heran, was mit einer mächtigen und stolzen Körperschaft beginnen, deren völlige Selbstherrlichkeit in das System der Autokratie schlechterdings nicht hineinzupassen schien, deren Abneigung gegen den Staat und seine Götter unverholen in den stärksten Schmähungen zu Tage trat, deren immer fortschreitendes Wachsthum dem Staat und den Altären über Kurz oder Lang höchst gefährlich werden mußte; mit einer Körperschaft die den Kaiser verachtete und den Göttern verhaßt war. Man konnte sich die Kirche durch Gunst gewogen machen, ihr endlich die gesetzliche Berechtigung zugestehen, und indem man für ihr Wohl und Wachsthum zu sorgen schien, Einfluß und endliche Herrschaft über die dankbare Corporation zu erlangen suchen. Aber dieses Mittel konnte Diocletian nur verabscheuen. Er war ein inniger und scrupulöser Verehrer der Götter; er glaubte, die Kaiser hätten ein besonderes Numen im Olymp, und ihre Macht, ihr beabsichtigter fast göttlicher Nimbus auf Erden würde dadurch verstärkt, daß die Unterthanen dieses Numen fleißig anbeteten [18]). Ja, wenn ihn selbst, der alles außer der Kirche beherrschte, überhaupt eine Gewalt beherrschte, so war es das wunderliche System, in welches damals die bunte Masse des heidnischen Aberglaubens gebracht worden. Ahnungen, Omina, Träume, Erscheinungen erfüllten und beengten seinen Geist; und je näher er dem Greisenalter rückte, um so ängstlicher forschte er in den Eingeweiden und befragte die Götter. Alle Heiden aber waren darüber einig, daß der Verfall und die vielen Drangsale der römischen Gesellschaft mit dem Emporkommen des Christenthums begonnen hätten, daß sie eine Strafe der beleidigten Götter seien, deren Tempel an vielen Orten verlassen ständen, und die, nach dem frevelhaften Prahlen der Christen, gänzlich aus der Welt vertrieben werden sollten. Was würde erst geschehen, wenn der Kaiser selbst, der Pontifex Maximus, diese Pläne gottloser Schwärmerrotten gewissermaßen zu den seinigen machte. Es war schon mehr als genug, daß man so lange aus Klugheitsrücksichten den „Atheisten" gestattet, sich der vom Staate und der Religion geforderten Opfer zu entschlagen und ihren eigenen, unwesentlichen Fabelgott in nur zu großen Versammlungen und Bethäusern zu feiern. Das Christenthum wuchs den berechtigten Mächten zusehends über den Kopf. So mußte man endlich zu der Ueberzeugung gelangen, die neue

Religion und ihre Kirche sei zu vertilgen; und das schnell, bevor es völlig zu spät sei. Aber auch hiervor schreckte Diocletian zurück. Es war vorauszusehen, daß gelinde Mittel, die er am liebsten wirken ließ, nichts helfen würden. Gewalt aber schien dem Kaiser geradezu entsetzlich. Er wußte, daß die Christen gern für ihren Glauben stürben, ein furchtbares Blutvergießen fast in allen Städten des Morgen- und Abendlandes mußte eintreten, und das Reich bedurfte der Ruhe, die zusammengeschmolzene Bevölkerung der sorglichsten Schonung.

Wenigstens das Heer, welches ganz besonders des Schutzes der Olympier, vor allen der Victoria und des „unbesiegten Sonnengottes" bedurfte, sollte von deren Feinden gesäubert werden. Als im Jahre 298 dem Reiche der Frieden nur eben zurückgegeben war, und der Verlust mancher tüchtigen Soldaten und Offiziere allenfalls verschmerzt werden konnte, wurde den christlichen Kriegern freigestellt, entweder zu opfern oder auszutreten. Hierbei hatte es fürs Erste sein Bewenden; aber christliche Priester klagen, daß ein solcher Fingerzeig Gottes auf herannahende Züchtigungen die Gemeinden und Vorsteher von ihren Sünden, Bosheiten und Zerwürfnissen nicht zurückgebracht hätte [19]). Den Winter des Jahres 302 auf 303 verlebten Diocletian und sein Cäsar Galerius im Palaste von Nicomedien zusammen. Galerius war ein tüchtiger, vom Glücke meistens begünstigter Krieger und ein rechtschaffener Mann. Doch besaß er nicht viel höhere Gedanken und Regenteneigenschaften als einen braven Sinn für allgemeine Gerechtigkeit, der sich oft in derb zufahrender Weise äußerte. Der Hirtensohn liebte es, sich für das grobe Brod das er einst gegessen, in ausgesuchten Tafelfreuden schadlos zu halten; aber noch immer roch der Kaiser nach dem Stall und dem Acker den er als junger Mensch besorgte, und war roh und ungestüm geblieben. Dazu ein superstitiöser Verehrer der Götter, hielt er das Christenthum für eine arge, höchst verderbliche Bosheit, und war ein hitziger Feind der Bekenner des Kreuzes, die er bereits unter der Hand so viel als thunlich gedrückt hatte, und die ihn wiederum als eine mit allen Lastern behaftete „Bestie" schilderten. Des Galerius heftige Vorstellungen brachten die Fragen welche den greisen Diocletian bedrängten, in erhöhte Anregung; man sagt, sein Votum war, daß Alle die sich weigerten zu opfern, lebendig verbrannt werden sollten. Diocletian pflog den ganzen Winter hin-

durch eifrige Berathungen mit ſeinen Vertrauten und zog mehre hohe Beamte und Offiziere hinzu. Sie alle, heißt es, ſtimmten für eine blutige Verfolgung, um das Uebel ſchnell und radical auszurotten. Endlich waren Diocletians Entſchlüſſe ſo ziemlich reif, doch er ſandte noch einen Opferſchauer, um das Orakel des mileſiſchen Apoll zu befragen. Dieſer Gott ließ ſich die erwünſchte Gelegenheit nicht entgehen, als Feind ſeiner Verleugner zu antworten, die ihn einen ſcheußlichen Dämon ſchmähten; und Diocletian, vom Götterſpruche beſtärkt und eines günſtigen Ausganges verſichert, trat am Feſte des Gränzgottes (23. Februar) 303 mit ſeiner erſten Maßregel hervor. Am frühen Morgen ließ auf kaiſerlichen Befehl der prätoriſche Präfekt, an der Spitze mehrer Beamten und Offiziere, eines Kriegshaufens und einer Abtheilung Arbeiter, die große Kirche von Nicomedien öffnen, unterſuchen und niederreißen, in der die Chriſten bald das heilige Oſterfeſt zu feiern gedacht hatten. Die vorgefundenen Werthgegenſtände wurden den Soldaten gegeben, die heiligen Schriften verbrannt.

Tages darauf laſen die Bewohner von Nicomedien ein angeſchlagenes Edikt gegen die Chriſten, welches zeigte, daß Diocletian durch unblutige Mittel die neue Religion zu unterdrücken hoffte. Die Kirchen ſollten im ganzen Reiche niedergeriſſen, die heiligen Schriften dem Feuer überliefert werden, die gottesdienſtlichen und ſonſtigen Verſammlungen verboten ſein. Die Chriſten in Aemtern und Würden verloren dieſelben; bei gerichtlichen Unterſuchungen durfte gegen Alle ohne Ausnahme die Folter angewandt werden; die chriſtlichen Sclaven konnten nicht die Freilaſſung erhalten [20]). Jeder Ausſicht auf Ehre und Fortkommen verluſtig, in die niedrigen Geſellſchaftsregionen zurückgebannt, durch die Vernichtung ihrer heiligen Schriften ohne den eigentlichen Boden für ihre Begeiſterung und ihre Dogmen, durch das Aufhören ihrer Verſammlungen zerſtreut und ohne gegenſeitigen Anhalt, ſollten die Chriſten mit der Zeit verkümmern, ihre Lehre vergeſſen und wieder im Heidenthume untergehen. Ohne dieſe Verſammlungen und ohne Gottesdienſt, dachte Diocletian gewiß, ſollten auch die Prieſter nicht gewählt und ordinirt werden, und nicht wirken können; ſie mußten allmählich verſchwinden, und mit ihnen der geſammte Bau der Kirche.

Es kam jetzt auf die Haltung der Chriſten an. Was Dio-

cletian zunächst erfuhr, schien nur dazu angethan, ihn die ganze Masse dieser „Atheisten" im Lichte höchst trotziger, politisch gefährlicher Bösewichter erblicken zu lassen. Beinahe sechzig Jahre lang im Genuß vollkommener Freiheit, ihres endlichen Sieges gewiß, voll Verachtung gegen die Heiden, nahmen die Christen ihre jetzige Bedrängniß zuerst nicht mit der früheren duldenden Ergebung auf. Sie erwiderten den Angriff. Ein hoher Staatsbeamter riß das kaiserliche Edikt unter höhnischen Bemerkungen von der Mauer und zerfetzte es. Er wurde als Rebell und Majestätsbeleidiger langsam verbrannt. Da bald darauf mehre Hofbeamten, Pagen und Eunuchen unter Martern hingerichtet wurden, auf das christliche Bekenntniß aber die Todesstrafe nicht gesetzt war, so muß ein herausforderndes Betragen der Grund ihres Todes gewesen sein [21]). Hierauf brach zweimal kurz hintereinander Feuer im Palast von Nicomedien aus. Einige Christen behaupteten, Galerius habe es durch die Kämmerlinge anlegen lassen und die Schuld auf die Christen geschoben. Constantin, der spätere Kaiser, welcher sich damals am Hofe von Nicomedien befand, sagte, der Blitz habe es gethan. Diocletian glaubte zu wissen, woran er sich zu halten hätte; und Galerius verließ mitten im Winter Nicomedien, wo er sein Leben vor dem wachgerufenen Fanatismus der Bekenner Christi nicht mehr sicher meinte. Jetzt pflanzte sich die Bewegung in die Provinzen fort: in Melitene und in Syrien griffen Usurpatoren nach der Krone, und der Bischof Eusebius selbst muß es halb zugestehen, daß christliche Priester die Hand dabei im Spiele hatten. Wahrscheinlich, daß jene Verwegenen die Christen durch Versprechungen für sich zu gewinnen dachten, und einige Priester so verblendet waren, sich ihnen anzuschließen, für sie zu wirken und zu predigen.

Diocletian sah das Höchste was er auf Erden kannte, die Majestät des Kaiserthums, beleidigt, den Thron gefährdet; er mußte in den größten Zorn gerathen, dessen er fähig war. Als einige Jahre vorher die Aegypter sich gegen seine Hoheit rebellisch und hartnäckig bewiesen, hatte er für nöthig erachtet, die Milde bei Seite zu legen und im Blutbade ganzer Bevölkerungen, in der Vertilgung ganzer Städte, die Macht und Autorität des Augustus zu zeigen. Jetzt gebot ein Edikt, alle christlichen Priester gefangen zu setzen. „Da füllten sich die Kerker, sonst für Mörder und Grabschänder bestimmt, mit Bischöfen, Presbytern,

Diaconen, Lectoren und Exorcisten, und für die wirklichen Verbrecher war kein Raum mehr da.“ Bald erfolgte ein drittes Edikt, welches Diocletian vielleicht als eine Milderung des zweiten ansah. Wer sich von den Eingekerkerten zum Opfern entschließen würde, sollte freigelassen werden; die Hartnäckigen dagegen sollte die Folter bekehren. Traf dieser Erlaß hauptsächlich nur die Priester, so wurden endlich im Jahre 304 auch alle Laien der Verfolgung, und zwar bis zum Tode preisgegeben.

Nach dem Aufflackern eines offensiven Widerstandes im Palaste von Nicomedien und an einigen zerstreuten Orten, hatten die Christen nichts Gewaltsames mehr unternommen. Im Gegentheil, das nächste Resultat der Verfolgungen konnte günstig für Diocletians Absichten erscheinen. Apostasie war überall erfolgt, die heiligen Schriften waren vielfach ausgeliefert worden; nicht wenige Priester ließen auf schimpfliche Weise ihre Heerde im Stich, flohen oder benahmen sich so feige, daß sie den Spott der Heiden erregten. Als aber die Unwürdigen sich von der Gemeinschaft abgetrennt hatten, zeigte sich erst das wahre Resultat: der Kampf in den sich die Herrscher viel überlegter und dennoch thörichter Weise verwickelt, war schwieriger als der gegen alle Aufstände, Usurpatoren und Barbaren zusammengenommen. Die Verfolgung erhitzte sich an sich selber; die ganze Wuth des damaligen Gerichtsverfahrens wurde allmählich gegen die Christen losgelassen; die heidnischen Obrigkeiten machten es schließlich mehr zu einer Frage des Stolzes als der Religion, den duldenden Widerstand, den sie nicht begriffen und eine alberne, strafwürdige Hartnäckigkeit nannten, bei diesen Menschen zu brechen. Aber Tausende starben singend und jauchzend unter immer neu erdachten Martern, deren Scheußlichkeiten auszumalen den Kirchenschriftstellern eine schmerzliche aber barbarische Genugthuung ist. Auch bei den Christen regte sich neben den höchsten Empfindungen deren die Menschenbrust fähig ist, der Stolz und ein frevelhafter Ehrgeiz des Martyriums. Viele drängten sich freiwillig zu den Tribunalen, erklärten sie hätten heilige Schriften, würden sie aber niemals hergeben. Die herausgeforderten Gerichte marterten sie schonungslos, und maßvolle christliche Priester mußten ihre Stimme erheben, daß solche vorwitzige und eitle religiöse Selbstmörder nicht als Märtyrer verehrt werden dürften. Auch äußere und innere Bedrängniß suchte den Tod und das Leiden auf.

Staats- und Privatschuldner welche ihres Lebens satt waren, oder nach muthigem Bestehen der Folterqualen von ihren gerührten Glaubensbrüdern Unterstützung hofften; Darbende welche bedachten daß die Christen ihren gefangenen Brüdern, — wie schon in den Zeiten der allerersten Verfolgungen — ohne Todesfurcht Speise, Trank und Geld in die Kerker brachten, und dergleichen Leute suchten zugleich mit der Besserung ihrer Lage noch Ansehen und Ruhm zu erlangen. Leute mit beladenem Gewissen meinten durch den Martertod ihren Qualen zu entgehen und den Himmel zu gewinnen. Aber der Kern der Christen welche die Leiden an sich herankommen ließen, zeigte eine Standhaftigkeit die so hoch über dem Heroismus der Schlachten steht wie der Himmel über der Erde. Der ernste Sinn, die aufrichtige Begeisterung für den Glauben, die Liebe zu den Brüdern durchzog wieder alle Gemeinden; die Verfolgung wurde als Strafe für die früheren Sünden, den Hochmuth und die Zanksucht angesehen. Je länger sie dauerte, desto weniger wußten sich die erbitterten Behörden zu helfen, obgleich das von christlichen Elementen gesäuberte Heer jetzt bequem gegen diese störrigsten aller Unterthanen gebraucht werden konnte. Es zeigte sich unmöglich, alle aufgegriffenen Christen zu tödten: man mußte Auskunftsmittel ersinnen. Die Soldaten schleppten sie vor die Altäre und hielten sie fest, um den Opferhandlungen beizuwohnen; wie laut sie dann riefen, sie hätten nicht geopfert, sie verabscheuten die fluchwürdigen Götzen: man schlug ihnen mit der Waffe auf den Mund, um sie stumm zu machen, jagte oder riß sie an Armen und Füßen fort, und nahm an, sie hätten geopfert [22]). Diese äußerliche und kindische Bekehrung erinnert an die Art, wie die mittelalterlichen Christen mit den Ketzern und bei den Judentaufen verfuhren; und hier wie dort war sie die mildeste. Doch ist es klar, daß die überwiegende Mehrzahl der Christen den Blicken oder doch der Verfolgung der Obrigkeiten entging, und daß unter einigen Millionen — denn so hoch mochte ihre Menge sich schon belaufen — nur einige Tausende den Tod erlitten [23]).

Acht Jahre und darüber hinaus dauerte der Kampf der unbeschränktesten, mit allen materiellen Waffen ausgerüsteten Machthaber gegen eine wehrlose Gemeinschaft, die nichts als ihren Glauben hatte. Im zweiten Jahre des ungeheuren Schauspiels welches die Christen gewährten, trat ein politisches Ereigniß ohne gleichen

in der römischen Geschichte ein. Am 1. Mai 305 stieg Diocletian zu Nicomedien freiwillig von der Höhe herab, auf die er den römischen Kaiserthron gestellt hatte. Das Ereigniß wurde doppelt unerhört, da Diocletians eminente geistige Ueberlegenheit den herrschsüchtigen und trotzigen Augustus Maximian Herculius bewogen, an demselben Tage zu Rom ein Gleiches zu thun. Nach dem wahrscheinlichen Thronfolgesystem welches Diocletian ausgesonnen, nahm der Cäsar Galerius für den Orient, der Cäsar Constantius Chlorus für den Occident das Augustendiadem, und Jeder von ihnen ernannte sich wieder einen Cäsar, der wiederum nach einer bestimmten Frist seinem abdankenden Augustus auf den Thron nachrücken sollte. Die Söhne der Auguste wurden dabei absichtlich ausgeschlossen: Adoption sollte eintreten [24]); und da die neu erhobenen Cäsaren abermals aus Illyrien stammten, so ist es unzweifelhaft Diocletians Meinung gewesen, daß immer Illyrier den Thron der Welt einnähmen. Eine Absicht die sich wirklich bis auf den Spanier Theodosius hin realisirte.

Aber seine übrigen Wünsche sah Diocletian sehr bald von seinem Palast und den selbstgepflegten Gärten von Salona aus zu Grunde gehen. Im Jahre 306 starb der Augustus Constantius der Blasse zu Eboracum (York) in Britannien. Das Heer desselben, in welchem der Alamannenkönig Crocus mit seiner Schaar eine bedeutende Rolle spielte, und Constantin, des Constantius ältester aber wahrscheinlich unächter Sohn, ein genialer, feuriger, unendlich herrschbegieriger Mann von dreißig Jahren, kümmerten sich wenig um die sorglichen Feststellungen des abgedankten Alten von Salona. Die frühere Willkür der Soldaten kehrte wieder: von der Hoffnung auf reiche Geschenke angelockt, riefen sie Constantin, einen bereits erprobten, kühnen Feldherren zum Nachfolger seines Vaters aus. Der junge Mann trat vor den Palast von York, weigerte sich erschrocken und bescheiden, eine solche Würde anzunehmen, und ließ sich den Purpur umlegen [25]). Diese Usurpation war der Anstoß zu allgemeinen Anmaßungen und Verwirrungen. Maxentius, der unächte oder untergeschobene Sohn des abgedankten Augustus Maximian Herculius trat in Rom als Augustus auf, und fand in dieser von Diocletian und seinen Mitherrschern zurückgesetzten, unzufriedenen Stadt ausreichenden Anhang. Der alte Maximian konnte es nicht ertragen geherrscht zu haben: er nahm wieder den Purpur, legte ihn wieder ab, nahm ihn wieder,

und wanderte ruhelos, wie sein eigenes Gespenst im Reiche umher, um zu sehen, wo er noch einmal Boden fassen möchte. Galerius, der jetzige Oberkaiser, ernannte Cäsaren und Auguste jenen Usurpatoren gegenüber, die er halb anerkannte, halb verwarf. Endlich wollte Niemand mehr Cäsar, Jeder Augustus sein; in Aegypten trat ein Usurpator auf; im Jahre 308 gab es sieben Auguste. Jeder hatte sein Reichsgebiet, schloß es eifersüchtig vom verhaßten Nachbar ab, und rüstete sich; Jeder war des Anderen offener Feind oder nur sein Verbündeter gegen einen Dritten, bis er ihn selbst zu gelegener Zeit würde stürzen können. Alle Intriguen, Laster und Verbrechen wurden entfesselt. Haß des Sohnes gegen den Vater, des Vaters gegen den Sohn, Mord der nächsten Verwandten, Selbstmord aus Verzweiflung, Truppenzüge, Schlachten, Abfall der Heere, Ruin der Provinzen, waren der Inhalt dieser Jahre, wo die Zeit der dreißig Tyrannen zurückgekehrt, das Reich und alles was Diocletian geschaffen, aus den Fugen zu gehen schien. Dabei dauerte in den meisten Reichsgebieten die Christenverfolgung fort, und minderte sich nur oder mehrte sich je nach der Stellung der Gewalthaber zu einander. Die religiöse Frage wurde zur politischen. Die Feindschaft, der drohende oder ausgebrochene Krieg gegen einen Augustus der den Christen milder gesinnt war, rief doppelt strenge Maßregeln gegen diese „Gottlosen" bei dem Anderen hervor. Die Furcht vor ihm, das gefühlte Bedürfniß seiner Freundschaft zwang den Christenfeind zu einem Nachlaß der Verfolgung.

Da geschah es im Jahre 311 daß der Oberkaiser im Osten: Galerius „der Urheber des ganzen Uebels" heftig erkrankte. Er hatte die letzte Zeit in Frieden zubringen und sich mannichfacher Sorge für die wirthschaftliche Hebung seiner Länder widmen können. Die frühere Wildheit seines Gemüthes scheint sich mit dem Alter gelegt zu haben. Doch in den Peinigungen seiner widerwärtigen Krankheit, welche in dem matten, von früherer Völlerei aufgeschwemmten Körper die beste Nahrung fand, sahen die Christen das wohlverdiente göttliche Strafgericht ihres Verfolgers; und mit noch größerer aber auch noch unschönerer Genugthuung als die Leiden ihrer Brüder, beschrieben sie den Verlauf eines Prozesses, wo Eiter und Würmer am Leibe des Imperators fraßen. Aber sie durften eine höhere, wirklich moralische Genugthuung empfinden. Auf seinem Schmerzenslager, dem Alle nur mit Ekel

nahten, ſcheint der alte Chriſtenfeind den Gedanken gefaßt zu haben, der Gott der Chriſten möchte doch ein ſehr mächtiges Numen in der Zahl der Olympier ſein, das ihn jetzt beſtrafe und verſöhnt werden wolle. In demſelben Nicomedien, wo vor 8 Jahren zuerſt das Verfolgungsedikt publicirt worden, ließ er jetzt ein Edikt anſchlagen, welches bald in allen Städten des Orients bekannt gemacht wurde. Es widerrief, „vermöge der Menſchenliebe und der Gewohnheit des Kaiſers, gegen alle Menſchen Gnade zu üben“ ſämmtliche acht Jahre lang wirkſame Verordnungen wider die Chriſten; es geſtand ihnen Gottesdienſt und den Aufbau ihrer Verſammlungshäuſer zu. Es ging ſo weit, ſie aufzufordern, daß ſie für das Wohl des Reiches und das des Kaiſers beten möchten, „damit der Staat in jeder Hinſicht wohl erhalten bleibe, und die Chriſten ruhig in ihren Wohnungen leben könnten“ [26]). Dies iſt das erſte, und durch die Perſon ſeines Autors merkwürdigſte der kaiſerlichen Toleranzedikte, die von jetztab in raſcher Folge die Chriſten erfreuten. Ungefähr fünf Monate nachdem der rigoroſe Heide den moraliſchen Sieg des Chriſtenthums offiziell anerkannt, erlag er ſeiner Krankheit (311), und die Chriſten betrachteten jetzt ſeinen Tod als den Lohn Gottes für jenes Manifeſt.

Bald darauf wurde in Afrika der Uſurpator Alexander durch die Generale des Kaiſers Maxentius aus dem Wege geräumt, und es gab vier Auguſte, die ſich gegenſeitig mit Eiferſucht, Beſorgniß und ſteigendem Haſſe betrachteten. Maximinus war der Nachfolger des Galerius in Aſien; ein Mann, der zu bereuen pflegte was er im Trunke gethan, und deshalb verbot, ſeine Befehle zu vollziehen bis er nüchtern geworden ſei; nach chriſtlichem Urtheile ein Tyrann, der gottloſeſte Menſch den es je gegeben, der heftigſte Feind der Religion des allmächtigen Gottes, ein Ungeheuer das alles Gute haßte und allen Tugendhaften hinterliſtig nachſtellte. Als er zur unbeſchränkten Regierung kam, hatte das Widerrufungsedikt des Galerius bereits fünf Monate gewirkt; die Bekenner waren aus den Kerkern und Bergwerken entlaſſen und kehrten unter dem Jubel ihrer Glaubensbrüder mit „einer unausſprechlichen Heiterkeit“ in der Seele, nach ihren Städten und Wohnungen zurück. Zuſammenkünfte und Gottesdienſt wurden gehalten, Prozeſſionen fangen auf den Landſtraßen und den öffentlichen Plätzen; alle Chriſten die ſich ſtill und verborgen gehalten, traten mit ihrem Glauben hervor; die in den Heimſuchungen unterlegen

waren, flehten inbrünstig um Vergebung und Wiederaufnahme in die Gemeinschaft. Die Heiden glaubten ein Wunder zu sehen, als nach achtjährigem Vertilgungskriege die Anhänger der neuen Religion in unverminderter Zahl plötzlich wieder auftauchten; sie begannen zu meinen, der Gott der Christen sei sehr groß, und wünschten selber dessen Verehrern Glück zu ihrer Befreiung. Aber Maximin war ein Gegner des Christenthums, und der Haß gegen seinen Nachbar, den Kaiser Licinius, verschärfte diese Gesinnung. Auf seine eigene Anregung soll die Petition einiger heidnischen Bürger Antiochiens, einer vorzüglich christlichen Stadt, um Vertreibung der Christen aus ihren Mauern an ihn ergangen sein. Da diese Petition sehr gnädig aufgenommen wurde, so beeilten sich alle Provinzialstatthalter und Stadtmagistrate, gleiche Petitionen zu veranstalten, und vor dem Throne des Kaisers niederzulegen. Mit dem Scheine, das Flehen seiner Unterthanen huldvoll zu gewähren, konnte Maximin das Edikt in den Städten anschlagen lassen, daß alle Gottlosen welche in ihrer verfluchten Thorheit beharrten, aus den Städten und deren Umkreis verbannt werden sollten. Jetzt begann die Hoffnung bei den meisten Christen zu ersterben. Aber eine große Pestilenz und Hungersnoth welche im Orient ausbrach, scheint die Ausführung der kaiserlichen Befehle ins Stocken gebracht zu haben. Die Christen sahen sie als Lohn Gottes für die „Prahlereien" des Kaisers und die Beschlüsse der Städte an; und wie sie, nach der Barmherzigkeitslehre ihrer Religion sich fast allein der kranken und hungernden Heiden annahmen, so begann die Stimmung für sie eine günstige zu werden, und ihr Gott wurde als ein wahrer und mächtiger Olympier anerkannt. Die Mehrzahl der Heiden selbst war augenscheinlich der fruchtlosen Verfolgungen satt.

Im Westen des Maximinischen Reiches herrschte der Augustus Licinius über Griechenland und die illyrischen Provinzen. Er war ein kluger und erfahrener Feldherr, doch als Politiker nicht sehr geschickt noch besonnen, und die Grausamkeit dieser hartherzigen Zeiten riß auch ihn zu Wildheiten fort. Doch hielt er auf ehrbare Sitten und war ein besonderer Feind des verderbten Hoflebens mit seinem Eunuchengezüchte. Die Christen gaben viel auf ihn, als auf einen durch Klugheit und Gottseligkeit ausgezeichneten, gottgeliebten Mann; denn er hegte tolerante Grundsätze: noch war er nicht „in Wahnsinn verfallen", und das Edikt des

Galerius galt in seinem Gebiete unverkürzt. Um so ärger hauste in Rom, Italien und Afrika der Tyrann Maxentius, auf die prätorianischen Cohorten und zahlreiche Legionen gestützt. Ist dem Bischof Eusebius zu glauben, so hatte er sich zu Anfang als Christ geberdet, um die christliche Bevölkerung Roms zu gewinnen. Doch war dies wohl höchstens eine seiner Launen gewesen. Er wüthete ohne Unterschied gegen Heiden und Christen in der Art, als hätte er sich den Nero und Caligula zum Muster genommen; das gesammte Volk verabscheute ihn, der alles, auch die Tempel der Götter [27]) plünderte und schändete. Zum Ueberfluß hatte er sich den vielfachen Arten der heidnischen Zauberei ergeben, deren düstere Begehungen mit blutigen Greueln verbunden waren. Es schien als sollten für die Stadt Rom die Tage der früheren Imperatoren zurückkehren, bis hin zu den Kämpfen zwischen Prätorianern und Volk. Rom erkaufte die Ehre, wieder die Residenz eines Augustus zu sein, mit den schlimmsten Leiden. Aber zum Glück war Maxentius der letzte Tyrann im altrömischen Stile; und gänzlich fehlte seinem Treiben bereits jene ungeheure, unbekümmerte Ausgelassenheit, welche durch eine gewisse Naivetät und Kraft das Laster nicht bis zur äußersten Widerwärtigkeit gelangen ließ, und die damaligen Imperatoren mehr zu Phänomenen als zu abscheulichen Menschen machte.

Während alle Provinzen des römischen Reiches vom Euphrat bis zum Rhein und den Alpenkämmen, fast zehn Jahre lang unter den Schlägen der Tyrannei, der Bürgerkriege und Christenverfolgungen bluteten, hatten Britannien, Gallien und auch Spanien [28]) sich eines verhältnißmäßig glücklichen Loses erfreuen können. Dort regierte zur Zeit des verhängnißvollen Diocletianischen Ediktes von Nicomedien (303) der edle, hochbegabte und menschenfreundliche Constantius der Blasse als Cäsar des Maximianus Herculius. Um das Jahr 298 waren auch hier wie im übrigen Reiche die Aufstände und Usurpationen beseitigt, die äußeren Feinde: Franken und Alamannen besiegt und von weiteren Einbrüchen abgeschreckt worden. Man konnte sich die Pflege der tief verarmten Bevölkerung, und, so weit noch Hände und Kräfte ausreichten, die erneute Cultur der in Sumpf und Heide verwandelten Felder, der verwilderten Weinberge angelegen sein lassen. Constantius regierte nach dem Grundsatze, daß es besser sei, wohlhabende Bürger als einen gefüllten Schatz zu haben. Da kamen im Jahre 303 die

Boten mit den Verfolgungsedikten Diocletians. Constantius haßte jede religiöse Beunruhigung: er war auch kein eigentlicher Heide mehr. Es hatte sich in dieser religiös fragenden Zeit eine Art von Monotheismus gebildet, der ein allmächtiges, gütiges und gerechtes Numen annahm, etwa im Mithras oder Apoll, den Sonnengöttern, dessen geeignetste menschliche Vorstellung sah und die übrigen Götter mehr zu Allegorien seiner verschiedenen Eigenschaften auflöste. Diese Monotheisten rekrutirten sich zumeist aus hochstehenden und feingebildeten Heiden, und auch Constantius gehörte zu ihnen. Tolerant von Natur und durch die Art seiner religiösen Ueberzeugung, suchte er die scharfen Befehle des Oberkaisers und seines Augustus Maximian in der Ausführung so viel als möglich abzuschwächen. Pflichtgemäß mußte er die christlichen Kirchen niederreißen lassen; aber „den wahren Tempel Gottes, der in den Menschen ist, ließ er unversehrt“ [29]); und während drei „überaus rohe Bestien von Sonnenaufgang bis zum Abend wütheten“ brauchten die Christen von ihm weiter nichts zu besorgen. Als er im Jahre 305 Augustus wurde, gestaltete sich das Loos derselben natürlich noch günstiger.

Im Jahre 306 folgte ihm sein Sohn Constantin in der Herrschaft. Er hatte die religiösen Gesinnungen des Vaters geerbt, und als ein Verehrer des Apoll tritt der zwei- und dreißigjährige Kaiser in der Geschichte des Glaubens zuerst auf. Er mag sich von vornherein den Christen noch huldvoller als sein Vater bewiesen haben, und da er Lobsprüche über alles gern hörte, so konnte er sich an dem überschwenglichen Preise der Bischöfe und Laien aller Provinzen weiden, die aus ihren schweren Prüfungen heraus mit Entzücken und Hoffnung zu ihm hinüber sahen, ihn den Frommen, von einem höchst frommen und vernünftigen Vater Entsprossenen nannten, alle Tugenden auf ihn häuften, welche je einen Menschen geziert haben, und seine Fehltritte vertuschten. Aber selbst als ein vollkommener Polytheist hätte sich Constantin schwerlich zu dem Versuche hinreißen lassen, die Verehrer des Kreuzes auszurotten. Es war nicht seine Sache, sich in Unternehmungen zu verwickeln, welche den Stempel des Unausführbaren an der Stirne trugen. Doch Constantin hat alles ausgeführt was seine Herrschbegier und die Lage der Dinge verlangte. Sein merkwürdiges, kalt und klar berechnendes Genie, seine unergründliche Verstellungskunst, die Gabe, bei großer Herz-

losigkeit innig begeistert zu scheinen und alle Menschen, die Truppen, die Priester für sich zu begeistern; das überlegene Geschick, eine Partei zu begünstigen ohne die andere zu kränken; die Geduld und Selbstbeherrschung mit der er seinen brennenden Ehrgeiz bis zum geeigneten Momente zügeln und verbergen konnte, der niederschmetternde Ungestüm mit dem er sich auf seinen Gegner stürzte wenn alles sorgsam vorbereitet war; dazu die vielleicht höchste Kunst, sich im Besitz des Erworbenen alsbald so zu befestigen, daß er kaum jemals einen Fußbreit Terrain wieder aufgeben mußte; sein tiefer politischer Verstand, die eminenten und erfinderischen Feldherrentalente, und bei dem allen noch eine imponirende Repräsentation, durch körperliche Schönheit und Kraft unterstützt — ein solcher Verein außerordentlicher Eigenschaften erregte das Staunen der Zeitgenossen, und sicherte Constantin die Zukunft.

Constantin hatte nach dem Tode seines Vaters die Franken, beinahe das furchtbarste germanische Volk, in mehren Feldzügen durch Kriegslisten sowohl als kühne Kämpfe aufs Haupt geschlagen, zwei Könige und eine Menge Gefangener den wilden Thieren im Circus von Trier vorgeworfen, andere zu Sclaven, und sicher auch zu Colonen auf wüstem Lande gemacht [30]). Er hatte die Gränzen durch Festungsbauten gesichert, und den Provinzialen noch einen Steuernachlaß gewähren können. Im Jahre 312 hielt er die Zeit gekommen, seinen Nachbar Maxentius zu vernichten. „Ihn jammerte des unglückseligen Roms" sagten die Christen, „und er brach auf, nachdem er Gott und dessen Logos Jesum Christum um Beistand angerufen." Wie tief Constantin von der Wichtigkeit der christlichen Kirche und von der politischen Nothwendigkeit einer freundlichen Stellung zu ihr überzeugt war: alle seine Kriegszüge gegen die übrigen Kaiser verfolgten nur den ehrgeizigen Zweck der Alleinherrschaft. Trotzdem ist es ihr großer historischer Inhalt, daß sie die Standarte der Glaubensfreiheit von Gallien bis nach Armenien und Mesopotamien vorwärts trugen. Auch Maxentius hegte übrigens nichts Geringeres im Sinn, als seine beiden Nachbarn Constantin und Licinius [31]), und schließlich wohl auch den Maximin zu vernichten. Fürs Erste hatte er ein Bündniß mit diesem: Constantin dagegen ein gleiches mit Licinius abgeschlossen, und so reichten sich die beiden christenfeindlichen und christenfreundlichen Augusti über einander fort die Hände. Constantin brach im Jahre 312 mit einer verhältnißmäßig schwa-

chen, zum großen Theil aber aus Germanen bestehenden Kriegsmacht in Italien ein. Des Maxentius Soldaten blieben ihrem Augustus, der sie mit großer Nachsicht und Freigebigkeit behandelte, mit warmem Eifer treu. Constantin mußte mehre Schlachten schlagen und Städte erobern, bis er vor Rom rücken konnte. Hier bereitete sich beim rothen Felsen, neun Meilen von der Stadt, die große Entscheidungsschlacht vor. Maxentius, zwischen Uebermuth und Feigheit schwankend, war bisher persönlich unthätig geblieben und hatte seine Zuflucht zu den Göttern und Wahrsagern genommen. Er opferte fortwährend, befragte die Eingeweide um den Ausgang des Krieges, und die sibyllinischen Bücher gaben ihm nach alter Orakelweise eine zweideutige Antwort, die bei jedem Ausgang die Ehre ihrer Prophetie rettete und von Maxentius zu seinen Gunsten ausgelegt wurde. Constantin wußte durch die Erzählung einer himmlischen Vision seine Soldaten siegesgewiß zu machen, und die Einreihung des Labarums, eines neuen Feldzeichens mit christlichen Charakteren, unter die römischen Adler und Drachen, entflammte den Muth der gewiß zahlreichen Christen im Heer gegen die weit überlegenen Schaaren des heidnischen Tyrannen. Maxentius, jetzt tapfer fechtend, wurde geschlagen und ertrank fliehend in der Tiber. Doch die Einwohner Roms wagten den erfreulichen Berichten nicht eher zu trauen, als bis das Haupt des verhaßten Wütherichs, auf eine Lanze gesteckt, durch die Straßen getragen wurde. Jubelnd begrüßten Heiden und Christen Constantin als ihren Erretter, als er an der Spitze seiner Germanen und gallischen Legionen einzog. Ihm gehörte jetzt das Imperium bis an die illyrischen Gränzen, und im Jahre 312 beherrschten nur noch drei Kaiser das Reich.

Constantin bewies eine kluge Milde gegen des Maxentius Anhänger. Nur das Prätorianercorps hatte seinen ganzen Zorn zu fühlen: es wurde aufgelöst, und sein altes, berufenes Festungslager niedergerissen. Der Sieger eilte, durch ein Religionsmanifest seine neuen Unterthanen zu vergewissern, daß er die christlichen Zusammenkünfte dulden werde; er sandte dasselbe von Rom aus an seinen Bundesfreund Licinius, welcher es bereitwillig unterzeichnete und in seinen Provinzen bekannt machte. Die christlichen Autoren haben uns den Wortlaut dieses Ediktes verschwiegen, wahrscheinlich weil es noch einschränkende Bestimmungen enthielt, die nicht paßten, wenn man Constantin im Lichte eines begeister-

ten und visionären Vorkämpfers des Kreuzes darstellen wollte. Maximin im Osten war über den Sieg Constantins und den Bund der beiden Mit-Auguste sehr bestürzt und fühlte über das Manifest welches auch ihm zugesandt wurde, den schmerzlichsten Unwillen. Indessen bequemte er sich so weit, durch den prätorischen Präfekten Befehle ausgehen zu lassen, daß die Verbannten, „Leute die dem Staate nützlich sein könnten" zurückberufen würden, und daß man nicht mehr durch Drohen und Härte, sondern durch Freundlichkeit und Vorstellungen die Irrenden solle zum Dienste der Götter zurückzuführen suchen. Wer sich jedoch beharrlich dagegen sträube, den möge man seiner Neigung überlassen. Aber die Christen trauten Maximin nicht mehr, und da er nicht ausdrücklich den Gottesdienst und die Versammlungen gestattete, so blieben sie in der Stille und erbauten keine neuen Bethäuser [32]).

Unterdessen war Licinius im Winter des Jahres 313 zu seinem mächtigen Freunde Constantin nach Mailand geeilt, um ihm seine Glückwünsche darzubringen und sich mit dessen Schwester zu vermählen. Während der Hochzeitfeierlichkeiten wurde der Bund der beiden Schwäger befestigt, und ihre Blicke richteten sich nach Salona, wo der greise Diocletian noch immer lebte, seinen Gram im Gartenbau zu vergessen suchte und die Götter und Eingeweide fragte, ob der schrecklichen Gegenwart nicht eine bessere Zukunft folgen werde. Der abgedankte Kaiser war von den activen Gewalthabern noch oft um Rath angegangen worden, und sein Herz neigte sich wohl mehr auf die Seite der Götterfreunde, jetzt namentlich Maximins, der nach Diocletians System vom Cäsar zum Augustus hinaufgerückt war, als auf die Seite des christenfreundlichen Usurpators Constantin. Auf die gefährliche Einladung nach Mailand hatte er sich mit seinem Alter entschuldigt; Vorwürfe und Drohungen waren die Antwort Constantins und Licinius gewesen. Diocletian fühlte sich des Lebens satt; er sah die römische Welt furchtbar zerrüttet, die er wieder herstellen wollen; er sah die Folgen der augusto-cäsarischen Verfassung, die er nach langem Sinnen für das Heilsamste gehalten. Der rücksichtslose Ehrgeiz der Gewalthaber strebte wieder nach der Alleinherrschaft; die Christen, die Feinde des Staates, waren im Siegen; sein eigenes Leben wurde bedroht. Er eilte, wenigstens mit freiem Willen über das Letzte zu verfügen, was noch in seiner Gewalt stand: er

ſtarb durch Hunger oder Gift, um einem abgeſandten Mörder zuvorzukommen. Sahen die Chriſten auch in dieſem Tode die Strafe Gottes, welche auf jeden ihrer Verfolger niederbräche, ſo erfuhren ſie um dieſelbe Zeit die wohlverdiente Anerkennung ihrer zehnjährigen duldenden Standhaftigkeit und erhielten Urſache, die frommen Kaiſer Conſtantin und Licinius mit Dank und Segnungen zu überſchütten. Als eine der größten und erſten Fragen war in Mailand die religiöſe verhandelt worden; und bald hatten ſich die beiden Schwäger zu dem berühmten Edikt der Glaubensfreiheit vereinigt. Es geſtand von vornherein zu, daß die Freiheit der Religion nicht mehr zu verwehren ſei; es deutete an, daß man vom wahren Weſen der Gottheit nichts wiſſen könne: darum müſſe man die Meinung über dieſelbe und die Art der Verehrung einem Jeden anheimſtellen, damit das himmliſche Weſen, „wer es auch immer ſein möge", den Kaiſern und allen ihren Unterthanen gnädig ſein könne. Es hob alle Bedingungen, an die noch das Reſcript des vorigen Jahres die Befugniß religiöſer Feier geknüpft hatte, ohne Unterſchied auf. Es wiederholte zu öfteren Malen, daß die Chriſten und alle Anderen die abſolut freie Erlaubniß hätten, ihren Gottesdienſt abzuhalten. Es verwahrte die Kaiſer ausdrücklich vor der Abſicht, irgend in einer Hinſicht die Art der Verehrung beeinträchtigen zu wollen; denn die Ruhe der Zeit erfordere, daß Jeder ſich ſeine Gottheit wählen dürfe. Es hob in Bezug auf die confiscirten Güter die Verordnungen des vorigen Reſcriptes auf. Die eingezogenen Privatbeſitzungen, wo einſt chriſtliche Verſammlungen abgehalten worden, ſollten ihren Eigenthümern unentgeltlich zurückerſtattet werden: ſowohl vom Fiscus als von den Privatperſonen die ſie durch Schenkung oder Kauf überkommen. Letztere wurden an die zweifelhafte Vergütigung durch kaiſerliche Gnade gewieſen. Dieſelben Beſtimmungen galten für das Kirchengut, welches ſofort und ohne den geringſten Anſtand den einzelnen Gemeinden zurückzuerſtatten ſei. Die Beamten wurden verpflichtet, in allen dieſen Stücken den Chriſten ihren beſten Vorſchub zu leiſten. Aufs Schleunigſte ſolle das Gebotene durchgeführt werden, damit die göttliche Fürſorge den Kaiſern für alle Zeiten verbleibe. Das Reſcript ſollte überall dem Volke bekannt gemacht werden.

Dieſes merkwürdige Edikt, welches offiziell bekannte, daß man vom Weſen Gottes in Wahrheit nichts wiſſe, hob ſchon hiermit

die Staatsreligion auf. Es publicirte im Grunde den unsicheren Monotheismus, welchem Constantin und vielleicht auch Licinius ergeben war. Aber schließlich konnte blos er inmitten zweier erhitzter Religionsparteien, welche unerbittlich um die Alleinherrschaft rangen, die wenn auch schwankende Basis für das Prinzip der Glaubensfreiheit abgeben. Dieses Prinzip war etwas ganz Neues, und durchaus verschieden von dem früheren Gebrauch der römischen Staatsreligion, Culte zu „gestatten" oder zu dulden; das Christenthum ist sofort von einer abwechselnd geduldeten und verfolgten Religion zu einer vollkommen gleichberechtigten emporgestiegen. Ohne das Christenthum wäre das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit nie in die Welt gekommen: hat es doch überhaupt erst den Glauben zu einer Gewissenssache gemacht. Seine Bekenner haben einst für dieses Prinzip gestritten, und man sollte es füglich ein spezifisch christliches nennen dürfen. Doch werden wir sehen, wie bald die Kirche ein Gut verleugnete, dem sie jetzt unter Preis und Lobgesängen entgegenjauchzte [33]).

Die beiden Augusti trennten sich in Mailand. Constantin ging nach Gallien, um die Franken zu bekämpfen und die Gefangenen abermals den Löwen, Tigern und Bären des Circus vorzuwerfen. Licinius eilte nach dem Osten, weil Maximinus Daza in seine Provinzen eingefallen war. Dieser Kaiser hatte sehr gut gewußt, was er sich von dem Bündniß seiner beiden mächtigeren Nebenbuhler versprechen konnte. Rasch zog er sein Heer zusammen, um den abwesenden Licinius seiner Länder zu berauben, und dann sogleich mit den vereinigten Kräften beider Reichstheile den unvorbereiteten Constantin zu überrumpeln [34]). Er war schon in Thrazien, hatte Byzanz und Heraclea genommen, ehe der erschreckte Licinius mit eilig zusammengerafften Mannschaften sich ihm entgegenwerfen konnte, 313. Zwischen Heraclea und Hadrianopel trafen beide Kaiser aufeinander und rüsteten zur Schlacht. Maximin, so erzählen die Christen, hatte dem Zeus gelobt, wenn er siege — und dies war sehr wahrscheinlich — den Namen der Christen gänzlich auszulöschen. Den Licinius aber, obgleich einen Heiden, würdigte des Nachts ein Engel seiner Erscheinung, und lehrte ihn ein Schlachtgebet für das gesammte Heer. Allein dieser Engel muß einigermaßen die ketzerisch monotheistischen Ansichten des Kaisers getheilt haben, denn das Gebet, welches am Morgen des entscheidenden Tages die Truppen herzusagen hatten, athmete voll-

kommen den monotheistischen Geist, und erinnert an ein ähnliches, welches Constantin später seinen Soldaten dictirte [35]). Offenbar suchten die Kaiser nach Formen, in denen Christen und Heiden sich vereinigen könnten. In der Schlacht schien Jupiter sich als das überlegene Wesen documentiren zu wollen: das etwa um die Hälfte kleinere Heer des Licinius wankte. Doch das Kriegsgeschick dieses Kaisers stellte den Kampf wieder her. Jetzt begannen des Maximinus Truppen erschüttert zu werden; wohl mit einem jener plötzlichen Entschlüsse zu Treulosigkeit und Verrath, wie sie bei den Soldaten üblich waren, ging ein Theil zu den Feldzeichen des Licinius über; der andere wurde zersprengt und niedergemacht; der verwirrte Maximin warf den Purpur fort, verbarg sich in niedriger Tracht, floh in der größten Eile und wagte erst in Cappadozien wieder als Herrscher aufzutreten. Seine nächste That war, daß er die Priester, Magier und Divinatoren, welche ihm einen glücklichen Ausgang seiner Unternehmungen prophezeit hatten, als Verräther, Gaukler und Betrüger hinrichten ließ. Dann gab er ein Manifest zu Gunsten der Christen. Wohl nicht die Rücksicht auf Licinius, dem er noch zu widerstehen gedachte, trieb ihn zu diesem Schritte, sondern wie einst Galerius mag er den Gott der Christen jetzt als ein mächtiges Numen unter den anderen Göttern betrachtet haben, und wollte dessen Zorn versöhnen. Das Edikt beginnt mit der ausgesprochenen Ueberzeugung, daß es Niemand unbekannt sei, wie Maximinus unablässig und auf jede Weise für den allgemeinen Nutzen in der Art beflissen gewesen, daß er zu vereinigen suchte, was dem Besten des Staates angemessen und den Wünschen jedes Einzelnen angenehm sei. Es wälzt die neuen Maßregeln, Drohungen und Beraubungen, welche das Wohl und Vermögen der Christen zu Grunde gerichtet, vom Kaiser auf den üblen Eifer der Beamten; es giebt die Religion und den Wiederaufbau der Kirchen frei, und enthält, damit des Kaisers Gnade sich in noch höherem Grade zeige, die Bestimmungen des Ediktes von Mailand über die Güter der Kirchen und der Privaten [36]). Während dieses Edikt in den östlichen Provinzen verbreitet wurde und seine ersten Wirkungen äußerte, hatte Maximin ein neues Heer, namentlich aus Syrern und Aegyptern, so ziemlich den schlechtesten Soldaten des Reiches, gebildet, die Pässe des cilicischen Taurus befestigt, und Tarsus zum Mittelpunkt seiner Defensivoperationen gemacht. Aber er verzweifelte bald

an seinem Glück und vielleicht an den Göttern, denen er mit so warmem Eifer gedient. Schon nahten die überlegenen Heere des Licinius zu Wasser und zu Lande. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Maximin erkrankte, und die Art der schrecklichen Qualen unter denen er endlich seinen Geist aufgab, Qualen deren sorgfältige Beschreibung die christlichen Autoren sich nicht entgehen ließen, spricht dafür, daß er Gift genommen oder erhalten habe. Der Bischof Eusebius fühlte sich eigentlich nicht zufriedengestellt durch die Schmerzen, welche der scheußliche Tyrann, der ärgste Feind der Christen erlitten; allein er tröstete sich doch endlich in Gott, der als Gnade für das erlassene Edikt jene Martern dem Erzbösewicht unter dessen Verdienst zuertheilt habe. Auch erzählten die Christen, der geschlagene Wütherich selbst hätte seine Bekenntnisse vor dem Herren gemacht, und das gräßliche Herannahen des Todes als die Strafe für sein grausames Verfahren gegen die Christen angesehen.

Licinius hatte bereits nach seinem Einzuge in Nicomedien dort das mailändische Edikt der Glaubensfreiheit publicirt. Dieselbe herrschte jetzt unter den beiden deistischen Kaisern vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat. Licinius zweite That war die blutige Ausrottung alles dessen was noch von Verwandten des Diocletian, Galerius, Severus und Maximinus Daza lebte; selbst die greise Prisca, Diocletians Wittwe, und dessen Tochter Valeria wurden für gefährlich erachtet. Der Rachedurst der Christen fühlte sich befriedigt, und sah es als einen Triumph Gottes an, daß auch nicht ein Sproß vom Geschlechte der Verfolger den Händen des Licinius entging [37]). Da Constantin in ähnlichen Fällen ein gleiches Verfahren nicht scheute, und Licinius vordem es nicht eingeschlagen, so könnte dieses kaltblütige Hinschlachten, eines möglichen politischen Nutzens wegen, wohl den Einwirkungen constantinischer Prinzipien und Rathschläge zuzuschreiben sein. Aber trotz der Zufriedenheit welche Constantin zunächst über die Blutthaten seines gelehrigen oder doch nützlichen Schwagers empfinden mochte, begannen die beiden jetzt allein noch herrschenden Augusti bald, sich mit erzürnten Blicken zu messen. Eine blutige Familienintrigue welche damit endete, daß Licinius die Auslieferung eines Verwandten entschieden ablehnte [38]): Die Bundesbrüchigkeit Constantins, welcher versuchte, gewisse Reichstheile seinem Schwager abfällig zu machen [39]), ließ beide „gottselige" Kaiser sich rüsten.

Constantin wünschte den Krieg, und eröffnete ihn mit einem raschen Einbruch in die illyrischen Provinzen. Im Herbste des Jahres 314 standen die Kaiser sich bei Cibalis in Pannonien gegenüber. Des Licinius Operationen waren vorsorglich und geschickt, die des Constantin außergewöhnlich, aber meisterhaft dem Terrain angepaßt. Vom Morgen bis zum Abend dauerte die überaus heftige Schlacht. Da siegte der Flügel welchen Constantin selbst befehligte. Eine verwirrte Flucht riß das Licinianische Heer fort. Erst in Thrazien hatte der geschlagene Kaiser sich wieder gesammelt, und es spricht für seine vortreffliche Kriegskunst, daß er dem nacheilenden Constantin hier eine Schlacht liefern konnte, deren unentschiedener Ausgang es demselben rathsam erscheinen ließ, die Ungeduld seines Ehrgeizes zu zügeln, und die Rolle des maßvollen Freundes zu spielen. Ein Bündniß wurde beschworen, nachdem Licinius sich dazu verstanden, die europäischen Provinzen außer Thrazien abzutreten. In diesem Kriege wird es gewesen sein, daß der Franke Bonit dem germanenfreundlichen Constantin die wesentlichsten Dienste leistete [40]).

Constantin besaß nunmehr drei Viertheile des Weltreiches: Licinius die üppigsten aber militärisch unbrauchbarsten Provinzen. Seine Politik hätte die vorsichtigste gegen den mächtigen Nebenbuhler, die gütigste gegen seine Unterthanen sein müssen. Aber sein erbittertes Herz, der nagende Groll mit dem er die Handlungen kalter Arglist und rascher Entschlossenheit, das überall vom Glück gekrönte Genie seines Bundesfreundes und Schwagers, und seine eigenen Verluste und Demüthigungen ansah, konnten sich dazu nicht mehr überwinden. Besonders seit der Eroberung Griechenlands und Illyriens war es, daß Constantin zur offenen und immer steigenden Begünstigung der Kirche überging. Er befreite die Kleriker von gewissen lästigen Abgaben, und von dem Zwange der übrigen Provinzialen, öffentliche Aemter zu bekleiden; sogar von dem unglücklichen Decurionat wurden sie entbunden. Die Kirche erhielt die juristische Anerkennung als Corporation, indem ihr das Recht zugestanden wurde, Erbschaften zu empfangen; Constantins Geschenke flossen ihr und den Priestern reichlich zu; Bethäuser und Basiliken wurden auf seine Kosten gebaut. Das Schiedsrichteramt der Bischöfe unter den Mitgliedern ihrer Gemeinden hatte schon lange eine feste Form und sociale Bedeutung erhalten. Es war aus dem schönen, vertrauensvollen Gebrauch

der Christen entstanden, ihre Mißhelligkeiten lieber von ihrem Seelenhirten aufklären und beschwichtigen, als von dem weltlichen Richter entscheiden zu lassen. An diesen aber konnten sie sich natürlich nach einem mißfälligen Spruche des Bischofs bisher noch immer wenden. Constantin zeigte sich der bischöflichen Macht so gefällig, daß er dies Recht der Laien, und die Befugniß des weltlichen Richters aufhob, im Falle die Christen sich zuerst an den Vorsteher gewandt hätten. Der schiedsrichterliche Spruch des Bischofs sollte so bindend sein, als hätte der Imperator selbst ihn gegeben. Der kaiserliche Hof wimmelte von beglückten, schmeichelnden und bittenden Bischöfen, und Constantin wußte so meisterhaft auf ihren salbungsvollen Ton einzugehen, ihre, der Bibel entnommenen Wendungen und Gleichnisse mit solcher Sachkenntniß nachzuahmen, daß sie mit vollem Entzücken den großen Kaiser fast schon für einen ihrer Laien halten mußten, obschon er nicht daran dachte, sich unter die Katechumenen aufnehmen zu lassen. Aber sie durften ihm Vorträge über die Geheimnisse der christlichen Lehre halten; sie waren seine Tischgenossen und Reisebegleiter. Aufmerksam hörte er den Auseinandersetzungen über die verdammungswürdigen Irrthümer der Sektirer zu, und so weit gab er den priesterlichen Behauptungen von der höheren Gottseligkeit des jungfräulichen Standes nach, daß er die Bußen aufhob, welche der volksarme Staat auf die Ehelosigkeit hatte setzen müssen [41]). Selbst eine Art Sonntagsfeier ordnete er an, in welcher das Handwerk und die Gerichtshandlungen verboten waren; doch litt er, daß die Heiden sie nicht beachteten.

Je begeisterter die Bischöfe das Lob des überaus großen und frommen Constantin von allen Kanzeln predigten und die Millionen der Laien für ihn entflammten, je mehr die Christen sich in lauter Freude und Festlichkeiten zu befinden meinten, und erklärten, durch ihren Frieden würde unter Constantin allen Menschen ein Ueberfluß des Guten zu Theil, ein desto fluchwürdigeres Thier wurde der einst so fromme und gottgeliebte Licinius. Jetzt plötzlich verfiel er, auf seine alten Tage in eine Lasterhaftigkeit, die ihm vordem ganz fremd gewesen und an die Verruchtheiten des Maxentius und Maximinus Daza erinnerte. Er hob die ältesten, trefflichsten römischen Gesetze auf; er erfand tausenderlei neue Steuern; er drückte auf das Schändlichste die Städte und Landleute, die dagegen nach dem Urtheile der Heiden sich seiner beson-

deren Freundschaft zu rühmen hatten, während nicht minder die Städte unter ihm blühten [42]). Er verbannte die vornehmsten, angesehensten Männer und überlieferte ihre jungen Frauen den Begierden seiner abscheulichen Diener. Vor seinen eigenen Ausschweifungen war keine Matrone und keine Jungfrau sicher. Alle diese Schandthaten beging die „böse Schlange" jetzt, überraschend aus einem frommen Manne umgewandelt, in ihren letzten Jahren. Es kam daher, daß Licinius in „vollkommenen Wahnsinn verfiel", mit anderen Worten, daß er sich verleiten ließ, die Christen zu bedrücken. Seine religiösen und politischen Grundsätze mochten eine so weitgehende Begünstigung der Kirche doch nicht gestatten, wie Constantins geräumiges religiöses Gewissen sie erlaubte, und seine genialen Berechnungen sie vortheilhaft erscheinen ließen. Daher kam es, daß die asiatischen und thrazischen Christen mit Sehnsucht und Liebe nach dem abendländischen Kaiser hinblickten, und ihre Art war es nicht, ihre Gesinnungen zu verbergen. Es könnte scheinen, daß sie in ihren Gottesdiensten zwar die üblichen Gebete für den regierenden Kaiser vorschriftsmäßig absprachen, daß ihnen aber die Gebete für den Mitaugustus Constantin, — wie immerhin zu erklären und zu verzeihen — brünstiger von den Lippen flossen. Und auf diese Gebete gaben die Kaiser viel: die Aufforderung im Edikte des Galerius bezeugt es. Bei dem Gedanken der Einheit der ganzen Kirche, bei dem innigen Zusammenhange der Bischöfe und Gemeinden über den ganzen Erdkreis, fing Licinius bald an, alle Laien und Priester als seine persönlichen Feinde und als die warmen Freunde des verhaßten Nebenbuhlers zu betrachten. Er war zuletzt vollkommen überzeugt, daß sie für den gottgeliebten Kaiser Constantin alles thäten oder thun würden. Er hielt es für seine persönliche Sicherheit nöthig, die Christen vom Hofe, und dann aus der Armee zu entfernen, wenigstens die Offiziere die nicht opfern wollten, zu degradiren und die christlichen Amtsdiener zu entlassen. Er untersagte die Synoden und den Gottesdienst in den Städten, ließ mehre besonders thätige Wortführer des Klerus gefangen setzen, und, wenn wir dem Eusebius glauben wollen, einige Bischöfe tödten; denn er hielt sie für Gegner seiner Pläne und Unternehmungen. Sein verbittertes Gemüth gefiel sich in der Thorheit kleinlicher Chikane: den Gefangenen sollten keine Erleichterungen an Speise und Trank durch ihre Glaubensbrüder gewährt werden dürfen; wer Mitleid

äußerte, wurde ebenfalls mit Gefängniß und Ketten bestraft. Die Flucht der Christen in abgelegene Gegenden, in die Wälder und Bergschlüfte begann von neuem [43]).

Neun Jahre dauerte der ungewisse Frieden zwischen den beiden kaiserlichen Schwägern. Constantin hatte durch seinen Sohn Crispus, einen edlen und reich begabten Jüngling, das von den Germanen bedrohte Gallien schützen lassen, hatte selbst einen Krieg gegen Sarmaten und Gothen geführt, und war mit der Organisation seines Reiches beschäftigt gewesen; wohl namentlich der beiden zuletzt eroberten, arg zerrütteten Theile. Während er zugleich mit tief durchdachter Kunst die Kirche für sich gewonnen und mit schmeichelnder aber fester Hand sie allmählich in das Gefüge: — wenn auch nicht des Staatsorganismus, so doch des persönlich kaiserlichen Herrscherthums einzubringen arbeitete, konnte er nur mit inniger Befriedigung sehen, wie Licinius durch erneute Gewaltmittel allen Einfluß auf jene unerschütterliche Macht verlor. Licinius schuf seinem Gegner enthusiastische und einflußreiche Freunde, während er nicht einmal die Heiden lebhaft für sich erwärmte. Denn auch abgesehen von der jetzt einbrechenden immer rascheren Ermüdung und gänzlichen Zersetzung des Polytheismus, war die Gesammtheit der Heiden offenbar der social und ökonomisch unheilbringenden Christenverfolgungen satt. Auch sie sehnte sich nach Frieden und genoß ihn unbehelligt unter Constantins Regiment.

Inzwischen häufte und erhitzte sich die Masse der Mißhelligkeiten zwischen den beiden Kaisern, und Constantin war am wenigsten geneigt, sie zu dämpfen und auszugleichen. Als die sorgsamen und gewaltigen Rüstungen beiderseits vollendet waren, führte Constantin den Bruch herbei. Gothische Schaaren fielen in das thrazische Gebiet des Licinius ein, und unaufgefordert trieb Constantin sie zurück. Licinius beklagte sich zuerst in sanften und mehr bittenden Worten über diesen Eingriff in seine Hoheitsrechte, welcher zudem die beschworenen Verträge verletzte. Constantin muß hochfahrend geantwortet haben, denn Licinius Vorstellungen wurden heftig [44]). Sie gaben seinem Schwager den erwünschten Grund, sich für seine guten Absichten mit beleidigendem Undank behandelt zu fühlen und in Thrazien einzurücken. Erst bei Hadrianopel konnte Licinius sich ihm gegenüberstellen, im Juli 323. Es bereitete sich hier die große Schlacht vor, welche über das Schicksal des

Christenthums und der Welt entscheiden sollte. Germanen fochten auch in diesem Kampfe, wie in allen Kriegen Constantins um die Alleinherrschaft mit. Starke Gothenschaaren befanden sich in beiden Lagern, und es ist nicht festzustellen, ob der Franke Bonit dem Constantin in diesem oder im vorigen, oder in beiden Kriegen gegen Licinius seine außerordentlichen Dienste geleistet. Die Operationen des morgenländischen Augustus waren, wie immer, von hoher Kriegskunst, und seine Aufstellung schien uneinnehmbar fest. Aber Constantins überlegenes Genie zeigte sich so erfinderisch in Scheinangriffen, Umgehungen, Brückenschlagen, Flußübergängen und Hinterhalten; ein kühner Ueberfall den er selbst, an der Spitze von zwölf Reitern ausführte, gelang so vollkommen, daß des Licinius Heer verwirrt wurde und eine schwere Niederlage erlitt. Constantin erstürmte das feindliche Lager; ein großer Theil der Truppen ergab sich ihm; Licinius floh in bestürzter Eile und schloß sich in Byzanz ein; aber bei den Kräften die ihm noch blieben, war er durchaus nicht Willens, seine Sache verloren zu geben. Constantin belagerte das feste Byzanz, während sein ausgezeichneter Sohn, der Cäsar Crispus, mit einer Flotte heranruderte. Ihm stellte sich bei Gallipolis am Eingange des Hellespont, Licinius Flottencommandant Abantus gegenüber, der auf die geringen und wenigen Schiffe seines Gegners mit Verachtung und Siegesgewißheit blickte. Aber Crispus schlug ihn; am folgenden Tage vernichtete der Wind vollends die geschlagene Flotte; Abantus landete als Flüchtling mit vier Schiffen in Asien, und Crispus segelte nach Byzanz, um es von der Seeseite zu belagern. Jetzt verzweifelte Licinius am Widerstand in Europa. Er ging mit seinen Schätzen nach Asien über, rief zahlreiche Gothenschaaren unter dem Könige Aliquaca herbei, und konnte nach einiger Zeit mit wiederum 130,000 Mann das Gebirgsland von Chalcedon besetzen. Aber Constantins Heer war dem des vortrefflichen Kriegsführers jetzt eben so überlegen, wie sein Glück und sein Genie. Licinius wurde in der blutigen Schlacht von Chrysopolis bei Chalcedon völlig geschlagen, und warf sich nach Nicomedien, welches Constantin zu belagern eilte. Bald war der lange ausdauernde Muth des Licinius gebrochen. Er flehte um sein Leben. Seine Gemahlin Constantia begab sich aus Nicomedien in das Lager ihres gewaltigen Bruders und empfing dessen feierliche

Schwüre, gnädig des besiegten Augustus zu schonen. Der alte Kaiser entschloß sich zu dem schweren Gange unter die Augen des Verhaßten. Er sank seinem Schwager zu Füßen, nannte ihn seinen Imperator und Herren, überreichte ihm das kaiserliche Purpurgewand und bat um Vergebung für das Geschehene. Constantin behandelte den Ueberwundenen mit aller Rücksicht und lud ihn freundlich an seine Tafel. Aber vielleicht zu derselben Zeit und im Angesichte der Kreuzesfahne, welche, unter die altrömischen Feldzeichen gemengt, den Christen das Siegessymbol in diesem als Glaubenskrieg aufgefaßten Kampfe war, ließ Constantin des Licinius Cäsar Martinian von der goldbeschildeten Leibwache niederhauen. Licinius selbst wurde als Privatmann nach Thessalonica gesandt und nach einer ziemlich kurzen Anstandsfrist im Jahre 324 auf Befehl des meineidigen Constantin erwürgt [45]).

So war denn der ungeheure Mann nach furchtbar blutigen Kämpfen am lebenslänglich verfolgten Ziel. Er konnte durch die Alleinherrschaft seinen Ehrgeiz befriedigt erachten; aber es schien als sei er noch nicht ersättigt vom Blute der nächsten Verwandten. Kaum hatte die Christenheit das große Schauspiel des ersten ökumenischen Concils von Nicäa gehabt (325); noch entzückten sich die Bischöfe in der frischen Erinnerung an das maßvolle und demüthige Auftreten des allmächtigen Augustus in ihrer heiligen Mitte; Constantins gottesfürchtige und salbungsvolle Reden hallten noch in ihren Ohren, als die Erzählungen wilder Gräuel in der Familie des „apostelgleichen" Augustus alle Unterthanen erschütterten. Wahrscheinlich zehrten Neid und Besorgniß über die Popularität seines Sohnes Crispus dem Alleinherrscher am Herzen. Sie that sich im Jauchzen der Soldaten und des Volkes kund, wo jener liebenswürdige und heroische Jüngling erschien. Es ist zu vermuthen, daß die Augusta Fausta — vielleicht in ihren dringenden Wünschen von dem schönen Stiefsohn zurückgewiesen — die gereizte Stimmung ihres Gemahls benutzte, um es durch Verleumdungen dahin zu bringen, daß ihre eigenen drei Söhne, ein verkümmertes, hoffnungsloses Geschlecht, die alleinigen Erben des Reiches würden. Der zornige Kaiser ließ seinen Sohn umbringen und beraubte die Welt eines vortrefflichen Herrschers. Dann erkannte er seine Verblendung: seine Wuth richtete sich gegen die Gemahlin, und seine Reue zeigte sich darin, daß er die Augusta

im heißen Bade erſticken ließ. Dann wurde ſein Neffe, des Licinius Sohn, ein unſchuldiges Kind von elf Jahren, ermordet. Dann erlitten eine Menge von Conſtantins nächſten Freunden den Tod.

Conſtantin regierte dreizehn Jahre als Alleinherrſcher die Welt. Sie lag gebändigt und willfährig zu ſeinen Füßen. Kein Aufſtand, kein Uſurpator wagte es, die genialen Maßnahmen dieſes Kaiſers wach zu rufen, und ſich ſeiner eiſernen Hand auszuſetzen. Die Armee gab ſich begeiſtert dem Eindruck ſeiner Perſönlichkeit hin, verehrte noch lange nachher den conſtantiniſchen Namen, und übertrug ihre Anhänglichkeit auf die ſchwächlichen Nachfolger des gewaltigen Mannes. Die äußeren Feinde hielten ſich im Allgemeinen ehrfurchtsvoll ſtill; nur die Gothen wagten es, um die Jahre 331 und 332, einen etwas bedeutenderen Krieg aufzuregen. Aber Conſtantins Waffen, ſeine geſchickte, auf den Charakter des Volkes fein berechnete Politik, die Strenge mit der er ihnen die gewohnten Geldzahlungen verſagte, und die ſcheinbar freiwillige Güte, mit der er ſie ihnen in vielleicht erhöhtem Maße wieder gewährte, machten einen nachhaltigen Eindruck auf dieſe Germanen. Sie gingen ein Bündniß mit Rom ein, ſtellten als Föderirte freudig Hülfstruppen, und bewahrten lange eine herzliche Ergebenheit für die Conſtantiniſche Dynaſtie [46]). Selbſt der Perſerkönig hielt es für gerathen ſeinen Groll zu bezwingen, und nach einigem Zögern die Menge der Völker, die Inder und Aethiopier nachzuahmen, welche ſich befliſſen, Geſandtſchaften mit reichen Ehrengaben an den Hof des unbezwinglichen Autokraten abzuordnen.

Jedes Genie pflegt einen ausgezeichneten Vorgänger zu haben, deſſen Fingerzeigen es folgt, deſſen halbvollendete Arbeiten es aufnimmt und in einer Weiſe vollbringt, welche deſſen Verdienſte in den Schatten ſtellt. Dies iſt das Verhältniß Conſtantins des Erſten zu Diocletian. Er führte die Umwandlung der Heeresorganiſation, die Inſtitution der Büreaukratie, die ganze Staatsverfaſſung, den orientaliſchen Despotismus mit dem Glanze und Ceremoniel ſeiner Repräſentation und der Heiligkeit des beinahe angebeteten Oberhauptes, in einer Weiſe durch, welche die neue Geſtalt der Welt lange als ſein Werk allein betrachten ließ. Er ging auf Diocletians Gedanken ein, an der Propontis eine neue Hauptſtadt für das aufgegebene Rom zu wählen. Aber die Erbauung Conſtantinopels war ein Akt höchſter Genialität gegenüber der ausgezeichneten Klugheit Diocletians, welcher Nico-

medien ausersehen hatte. Die ganze römische Geschichte, das Mittelalter, die Neuzeit, vielleicht jeder Mensch der heute auf dem Boden des einstigen Imperiums lebt, wäre anders ohne die Gründung Constantinopels auf dem geeignetsten und sichersten Flecken der Erde, der nur zu erdenken war. In dieser Hinsicht lebt Constantin noch heute in uns fort, während die Institution eines neuen Senates von Constantinopel, dessen Würde der des römischen fast gleich kam, damals einer der Todesstöße war, welchen die republikanischen Erinnerungen Roms von dem Despotismus empfingen. Eins jedoch ist Constantins eigenthümliches Verdienst, in sofern ihm die ursprünglichen Tendenzen dazu nicht etwa von seinem Vater Constantius Chlorus überkommen waren. Dieses Verdienst hat hauptsächlich den Nimbus um sein Haupt gelegt, welcher bereits anderthalb Jahrtausende währt. Es hat ihm den Namen des Großen verschafft, und über seinen Charakter verblendet. Constantins Charakter wurde immer unerfreulicher. Zwar blieb Constantin immer ein lebhafter Geist und ein Regent von fruchtbaren Prinzipien. Er suchte alle nützlichen Handwerke und Künste zu befördern, und war der Ansicht, daß die scheinbar unnützen Künste von dem allerhöchsten Vortheil für den Staat seien. Die literarischen Studien hatten sich seiner ganz besonderen Gunst zu erfreuen; er selbst las, schrieb und meditirte in seinen Mußestunden viel. Auch erkannten die Unterthanen es dankbar an, daß er stets die Gesandtschaften und Klagen der Provinzen persönlich hören wollte. Aber die großen Züge welche seinem Wesen einen theils scheinbaren, theils wirklichen Adel verliehen hatten, schrumpften im Palast von Constantinopel zusammen, oder verzerrten sich. Sein Ehrgeiz wurde zur ungemessenen Eitelkeit und Lobgier, welche sogar an dem Lobe beinahe mythisch gewordener Vorgänger sich neidisch ärgerte [47]). Er hatte strenge Gesetze gegen die Pest der Angeberei und Verleumdung erlassen, aber er selbst wurde ihr zugänglich; und das von Diocletian abgeschaffte Institut der Spionage lebte unter ihm in alter Verwerflichkeit wieder auf. Seine eminente Thatkraft schlug in unruhige Launenhaftigkeit um, und seine Lust, mit den Freunden zu scherzen, in giftige Spottsucht. Die nothwendige Pracht der kaiserlichen Hofhaltung, die Sorge um den Wiederaufbau und die Ausschmückung der Städte, die persönliche Liberalität Constantins artete in eine Vergeudung aus, welche die hochbesteuerten Unterthanen bitter empfanden. Unter

den begierig eingesogenen Schmeicheleien des Hofgesindes, der Eunuchen, der großen Staatsbeamten und der Priester verweichlichte sein Gemüth; und die beabsichtigte Würde seiner Erscheinung wurde zum lächerlichen Auftreten eines aufgeputzten Gecken. Dagegen, — und dies ist das zweite Unsterbliche an Constantin — sein Verhalten in den religiösen Dingen, seine Beurtheilung der Kirche und des Klerus, seine Art, mit schmeichelnder Sanftmuth und hier und da mit einem energischen Druck, die Herrschergewalt über die unbeugsamste und herrschsüchtigste Corporation zu erweitern, blieben beinahe bis zum letzten Augenblick von bewunderungswürdigem Geist und sicherer Consequenz. Mag das moralische Urtheil über sie höchst bedenklich lauten: Constantins eminente Politik verblendete den Klerus vollkommen über das was er daran gab, erfüllte ihn mit ausschweifender Dankbarkeit, und machte ihn zum Werkzeuge jedes späteren Kaisers, der es nur verstand ihn zu gebrauchen.

Mit dem Falle des Licinius und der Alleinherrschaft Constantins (324) hatte die Glaubensfreiheit des Ediktes von Mailand vollkommen gesiegt. Da kamen die letzten Christen im Orient aus ihren Schlupfwinkeln in den Städten, Dörfern und abgelegenen Hütten, aus den Gebirgen und Wüsten hervor, und wurden unter Jauchzen und Lobgesängen von ihren Brüdern empfangen. Es zeigte sich, daß wie überall im Reiche, so auch hier nicht einmal die Zahl der Christen verringert, sondern gewachsen war. Und dazu eilten immer größere Schaaren von Heiden, aus den verschiedensten Beweggründen innerer Ueberzeugung, abergläubischer Ehrfurcht vor der bewährten Macht des Christengottes, und des Nutzens den sie vom Kaiser und dem socialen Leben in den Gemeinden hofften, sich unter die Katechumenen aufnehmen zu lassen. Aller Orten erhoben sich die niedergerissenen Bethäuser; in den Hauptstädten wurden prachtvolle Basiliken erbaut. Constantin gewährte freigebige Zuschüsse, um die Kirchen geräumiger, reicher und viel häufiger als vor der Verfolgung zu machen. Bald genug konnten die Heiden es sehen: mitten unter den tödtlichen Gefahren welche den Christen die heimlichste Verborgenheit oder doch die größte Behutsamkeit auferlegt, war der Zusammenhang der Gemeinden über den ganzen Erdkreis aufrecht erhalten, ja, inniger geworden. Nicht minder hatte die Organisation der gesammten Kirche, der Grundsatz ihrer Einheit und Katholizität, die Ausbil-

dung, das Anſehen, die Macht ihrer Hierarchie — kurz der ganze chriſtliche Staat innerhalb des heidniſch römiſchen Staates, die entſchiedenſten Fortſchritte gemacht. Wie ein Wunder, und doch aus den vorhandenen Bedingungen allmählich und erklärlich wie alles Große emporgewachſen, ſtand die chriſtliche Kirche jetzt feſt in ſich abgeſchloſſen, energiſch aufſtrebend und achtunggebietend vor allen Blicken da. Niemand focht ſie mehr an; ſie war anerkannt und hieß frei; die Heiden dankten ihren Göttern, wenn jetzt nicht gegen ſie vorgeſchritten wurde. Ihre Energie war nach den letzten mißglückten Verſuchen einer rohen Bekehrung oder Vernichtung gänzlich erlahmt und kehrte nicht mehr wieder. Aber im Innern der Kirche herrſchte die lebhafteſte Rührigkeit. Mitten im allgemeinen Zuſammenſinken und Ruin des Alten war ſie ein neues, glänzendes und unerſchütterliches Gebäude. Conſtantin hatte eifrig ihren Geiſt und ihre Organiſation zu ſtudiren, um ſie auf die beſte Weiſe unter das kaiſerliche Herrſcherthum zu bringen, und der höchſten ſtaatlichen Gewalt fügſam und nutzbar zu machen.

Im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Kirche war überall die Verfaſſung der Gemeinden rein demokratiſch geweſen. Alle Chriſten galten als Prieſter. Die Aelteſten, welche ſie ſich wählten, hatten nur das Anſehen und die Befugniſſe ächt republikaniſcher Gemeindediener; ihr Amt war ein Ehren- und Liebesamt faſt ohne jede andere Macht als die der freiwillig eingeräumten moraliſchen Autorität. Aber bei der fortſchreitenden Verſchlechterung der Generationen, bei dem allgemeinen Zuge des damaligen Menſchengeſchlechtes nach dem Beherrſchtwerden durch die materielle Autorität Einzelner, hatte ſich jene Demokratie der Liebe nicht erhalten können. Hierzu war gekommen, daß hauptſächlich die als Vorſteher der Prieſtergemeinden auserwählten Prieſter zu den Synoden entſandt wurden; daß ſie, zurückgekehrt, die dort im Namen der großen chriſtlichen Gemeinſchaft gefaßten Beſchlüſſe bekannt zu machen, zu erläutern und durchzuführen hatten: freilich erſt nach Beiſtimmung der einzelnen Gemeinden. War hierdurch ihre Macht allmählich gewachſen, ſo hielten bei den Verfolgungen die Behörden ſich vorzüglich an ſie, und die Verehrung welche die tapfer Duldenden bei ihren Gemeinden ſich erwarben, kam wiederum ihrer ſteigenden Macht zu Hülfe. Auch fühlten die kleinen Verbrüderungen gegenüber dem ungeheuren, feindlich geſinnten Ganzen des heidniſchen Römerthums, die Nothwendigkeit engſten Zuſammen-

schlusses, der unter der energischen Leitung Einzelner am leichtesten war und am festesten hielt. Machtzugeständnisse wurden von den Vorstehern gefordert, und von den unbeamteten Priestern eingeräumt; oder von diesen freiwillig dargeboten und von jenen mit Freuden angenommen. Allmählich verlernten die Unbeamteten, sich als Priester zu empfinden, und fingen an, die Beamteten allein als solche zu verehren. Was zuerst nur ein Gefühl gewesen, konnte zur Theorie erhoben, und dann um so leichter und rascher praktisch durchgeführt werden. Dieselben Bedingungen hatten über den gesammten Erdkreis dieselben Erscheinungen hervorgerufen. Im vierten Jahrhundert war die einstige Demokratie die in den einzelnen Gemeinden monarchische, für die ganze christliche Gemeinschaft aristokratische Episkopalverfassung geworden. Nicht mehr die Gemeinden galten als die Hauptsache, wie in den ersten reinen Zeiten, sondern der Klerus, und vorzüglich die Bischöfe. Die Freiheit war dahin: wer in die christliche Verbrüderung trat, der wurde ein religiöser Unterthan des Bischofs fast ebenso unbedingt, wie er ein politischer des Kaisers war. Zugleich hatte die brüderliche Liebe bedenklich abgenommen. Sie erwachte wieder in der diocletianischen Verfolgung, und schlief danach beinahe ebenso schnell wieder ein. Der massenhafte Zudrang in die Kirche seit Constantin wurde moralisch um so gefährlicher, als von jetztab immer oberflächlicher äußerliche Bekenntnisse und Ceremonien für wirkliche Kennzeichen des Christenthums genommen wurden: als es den Priestern bald angelegentlicher um die Zahl als um die Art ihrer Heerde zu thun war, und als die Kirchenzucht sehr bald ein Mittel, mehr gegen unliebsame dogmatische Meinungen als gegen sittliche Gebrechen wurde. Dabei schlug das berechtigte Selbstbewußtsein nach einem so glänzenden Siege in lauten und ungeduldigen Stolz um. Die Christen wurden höchst reizbar und schmähsüchtig gegen Jeden, der nur leise an der Majestät ihrer Kirche und an der Unfehlbarkeit ihres Glaubens zu zweifeln wagte. Sie trugen aus der heroisch bestandenen Verfolgung nicht allein begeisterte Dankbarkeit für Gott und Constantin, sondern einen heftigen Fanatismus und wilde Erbitterung gegen das Heidenthum und alle seine Organe in die Zeit ihrer steigenden Begünstigung hinüber. Sehr bald ergingen glühende Forderungen, Alles niederzuschmettern, was den Götzen angehöre; christliche Rufe, denen selbst die bigottesten Kaiser fürs Erste nicht zu folgen wagten. Vor Allem jedoch war die impo-

sante Festigkeit und der Glanz der Kirche unendlich gewachsen; und darauf kam es in diesen Zeiten allerdings wesentlich an.

Wenn man die Zahl der christlichen Bischöfe in den 120 Provinzen des Imperiums um diese Zeit auf etwa 1800 berechnet, so greift man eher zu niedrig als zu hoch. Eine einheitliche Spitze, wie im Mittelalter, war der Kirche noch nicht geworden. Aber in den Metropolen der Provinzen thronten die großen Metropolitanbischöfe. Unter ihnen genossen die Hirten der von den Aposteln gestifteten Gemeinden die außerordentlichste Autorität. Zu den Metropoliten von Rom, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Korinth (die apostolischen Sitze), blickte die ganze Christenheit mit andächtiger Verehrung empor. Sie galten fast von vorn herein für Heilige und Wunderthäter. Man appellirte wohl in wichtigeren Fragen des Glaubens, der Disciplin, des Cultus, der beizulegenden Schismata aus fernen Provinzen an ihr Urtheil. Vorzüglich die Stimme des Bischofs von Rom wurde von gallischen und afrikanischen, syrischen und ägyptischen Priestern eingeholt. Seine Behauptung, Rom sei der vornehmste apostolische Sitz und bewahre die Tradition des reinen Glaubens ganz besonders unverfälscht, fand immer mehr Eingang. Mancher Metropolit, wie die von Alexandrien und Rom, hatte die Bischöfe nicht einer, sondern mehrer Provinzen unter sich. Alle Bischöfe der Provinzialhauptstädte erfreuten sich nicht blos eines großen, fast königlichen Ansehens in der ganzen Christenheit, sondern hatten über die Bischöfe der anderen Provinzialstädte nicht geringe richterliche Befugnisse errungen. In ihrer Hand lag die Ordination der Bischöfe. Immer mehr wuchs ihr Anspruch auf Gehorsam, ihre Macht, ihr Stolz und Reichthum. Wie ein Fürst mit seinem Comitat erschien ein Metropolit mit einem Gefolge von beinahe fünfzig Bischöfen auf einer Synode [48]). Er trotzte ihren Beschlüssen, und imponirte dem unwilligen Kaiser durch ein Betragen, welches der Tod jedes anderen Sterblichen, ausgenommen etwa der übrigen Bischöfe gewesen wäre. Die von den Metropoliten regierten Bischöfe der Provinzialstädte hatten wiederum die Bischöfe und Presbyter der von ihren Städten aus gegründeten Filialgemeinden der kleineren Orte und Dörfer in einem ziemlich abhängigen Verhältniß unter sich. Um das enge Band der Gemeinden über den ganzen Erdkreis zu erhalten, ließen sich Bischöfe, Presbyter und Diakonen die weitesten Reisen von Gallien bis Pa-

läſtina, und umgekehrt, nicht verdrießen. Auch wandernde oder pilgernde chriſtliche Laien erhielten Beglaubigungsſchreiben von ihren Biſchöfen; (literae formatae, γράμματα τετυπωμένα). Durch dieſe chriſtlichen Päſſe bei den Biſchöfen der übrigen Gemeinden als gläubige und gerechte Männer legitimirt, wurden ſie aller Orten von den Brüdern mit gaſtfreundlicher Liebe aufgenommen, entledigten ſich ihrer etwanigen mündlichen oder ſchriftlichen Aufträge, und berichteten ſonſt, wie es in ihrer Heimath ausſähe. Aber es gab größere Einrichtungen, um die Gemeinſchaft zu befeſtigen, und die religiöſen Angelegenheiten zu ordnen. In den Metropolen traten die verſchiedenen Gemeindevorſteher zu regelmäßigen Provinzialſynoden, unter dem Vorſitz des Metropoliten zuſammen. Auch größere Synoden, welche die Biſchöfe mehrer Provinzen vereinigten, waren ſchon abgehalten worden; ſeit Conſtantin wurden dieſelben immer häufiger berufen, und gelangten zu immer höherer Bedeutung. Conſtantin jedoch führte mit dem Concil von Nicäa (325) das großartige und prunkende Inſtitut der ökumeniſchen Concilien ein. Aus allen Provinzen des römiſchen Abend- und Morgenlandes ſollten die heiligen Väter auf dieſen Concilien zuſammenkommen. Der große Gedanke der Einheit und Katholizität der Kirche unter dem ariſtokratiſchen Regiment der Biſchöfe ſollte in ihnen ſeinen impoſanten Ausdruck finden. Sie ſollten entſcheidend ſein für die höchſten Angelegenheiten der ganzen Chriſtenheit. Aber freilich: von vornherein hatten die dankbaren Biſchöfe an den Kaiſer ſtillſchweigend das Recht abgetreten, dieſe Concilien zu verordnen und zu berufen. Der Kaiſer in Perſon, oder ein kaiſerlicher Beamter hatte Vorſitz und Leitung; und immer entſchied der Einfluß der kaiſerlichen Willensmeinung. Bald wurden auch die partielleren Synoden auf imperatoriſches Gebot verſammelt; bald fanden ſie kaum noch ohne daſſelbe ſtatt. Mit einem Geſchick ohne Gleichen wußte Conſtantin die Synodalbeſchlüſſe zu beſtimmen, und aus dieſen Beſchlüſſen wieder ſich das Recht herzuleiten, wegen innerer Fragen, welche die Kirche bisher in ihrem eigenen Schoße abgemacht hatte, die ausgezeichnetſten Prieſter abzuſetzen und zu verbannen. Und dieſes Recht erlangten und übten die Kaiſer unter dem ſtürmiſchen Beifall, ja, durch die ſchlau hervorgelockten Bitten derſelben Prälaten, welche die Verbannungen unter Diocletian und Licinius als Schauder erregende Miſſethaten gegen das Volk Gottes gebrandmarkt hatten.

Kurz: sofort mit der „Befreiung" und dem „Siege" der Kirche begann die Abhängigkeit der heiligen Aristokratie von einer mit allen politischen Machtmitteln ausgerüsteten monarchischen Gewalt. — Auf den Synoden hatten früher auch die Presbyter und Diakone zugleich mit den Bischöfen eine Stimme gehabt; Laien hatten den Versammlungen beiwohnen dürfen, dieselben waren im Angesichte des Volkes Gottes geführt worden. Es hatte der Zustimmung der Gemeinden zu den Synodalbeschlüssen bedurft. Dies Alles war jetzt bis auf wenige Spuren verschwunden. Seit dem Concil von Nicäa tagten nur Bischöfe auf den Synoden, und ihre Beschlüsse galten jetzt noch unbestreitbarer als schon seit einigen Zeiten, für Inspirationen des heiligen Geistes. Da konnte keine Gemeinde mehr den Frevel begehen, sie anzuzweifeln oder gar zu verwerfen: es wäre die unsühnbare Sünde wider den heiligen Geist gewesen. Die Beschlüsse der Synoden wurden durch Synodalbriefe (epistolae synodicae) den einzelnen Gemeinden verkündet, und deren Bischof hatte sie durchzuführen.

In seiner Diöcese nahm der Bischof die Stellung eines kaum beschränkten Königs ein. Die hochmüthige Unterscheidung von „heiligem Stand" (ordo) und „Plebs", von Klerus und Laien hatte sich um diese Zeit in den drei Welttheilen völlig durchgesetzt. Bei allem Stolz auf seine seligmachende Religion, bei aller Verachtung gegen Juden und Heiden, hatte der christliche Laie sich den Mitgliedern des Klerus gegenüber als ein niedriges, unterwürfige Verehrung schuldendes Geschöpf zu empfinden gewöhnt, dem die priesterliche Weihe mangele. Namentlich zum Bischof sah er als zu einem hoch begnadeten, Gott näheren Wesen empor. Während der diocletianischen Verfolgung war das Ansehen der Bischöfe noch bedeutend gestiegen. Am meisten den blutigen Gefahren ausgesetzt, hatten sie am muthigsten gelitten und die Gemeinde durch Beispiel, Trost und feurige Ermahnungen zum Ausharren, zum Gottvertrauen, zum begeisterten Todesmuth entflammt. Jetzt besaßen sie eine Macht über die Seelen, wie sich deren kein heidnischer Pontifex auf seine Gläubigen, kein Imperator auf seine Unterthanen, nicht einmal auf sein Heer, auch nur annähernd rühmen durfte. Eine Predigt, ein Gebet, ein ausgetheilter Segen, eine Miene des Leidens oder des Enthusiasmus, ein Schlagwort, eine Handlung und Schaustellung am Altar, ein rechtzeitiges Wunder fanatisirte die christliche Menge für Alles was ihr Hirte wollte.

Ja, außer der Verzweiflung über eine neue Steuer, waren es fast nur noch die Sachen der christlichen Religion und der Bischöfe, welche die sonst ganz indolenten Bevölkerungen zu energischen Kundgebungen aufrüttelten. Diese Bischöfe waren bald die vornehmsten und einflußreichsten Leute in den Städten. Sie stellten die hohen kaiserlichen Beamten in Schatten. Alles sah auf sie, selbst die Juden und Heiden.

Den Bischof umgab eine Anzahl von Presbytern und Diakonen. Einst hatten die Presbyter ihm dem Range nach kaum, die Diakonen nur wenig nachstehend gegolten. Jetzt war deren Stellung ebenso tief unter den Thron des Bischofs herabgedrückt, als über den Staub der Gemeinde erhöht worden. Der Bischof, der nunmehr das reichlich zuströmende Kirchengut fast ganz ohne Einrede der übrigen Priester verwaltete, besaß auch das überaus wichtige Recht, die Kleriker in den Stand der Laien zurückzustoßen und die Laien zu excommuniciren, unbedingt. Schon hatten Synoden ein kleinliches und hochmüthiges Ceremoniel erfunden, welches die demüthige Niedrigkeit der Presbyter und Diakonen vor dem Bischof ausdrücken sollte [49]). Strenge Strafen waren auf die Sünde seiner Uebertretung gesetzt. Bereits vor hundert Jahren hatte ein Mann wie Origenes bitter klagen müssen, wie der Dünkel, die Herrschsucht, das despotische Betragen der Bischöfe immer wachse. Mit handgreiflicher Gewalt setzten sie ihre Anmaßungen gegen die Priester der untergeordneten Grade und gegen die Gemeinde der Laien durch. Sie behandelten ihr gläubiges Volk, wie die „Fronvögte Aegyptens die Söhne Israels", und schlugen mit Fäusten und Stöcken drein [50]). Bischöfe, Presbyter und Diakonen bildeten den höheren Klerus. Die Zahl des niederen Klerus und der nicht klerikalen Kirchenämter wuchs fortwährend. Es gab Subdiakonen, Lectoren, Akoluthen (das persönliche Gefolge des Bischofs), Exorcisten, Ostiarier (Thürsteher), Katecheten, Hermeneuten und Laienälteste. Diakonissinnen nahmen sich der Seelsorge und Krankenpflege bei den christlichen Frauen an. Ein kleines Heer von Krankenpflegern (Parabolanen) und Todtengräbern (Fossarier, Kopiaten), lauter handfeste und bigotte Bursche aus den untersten Schichten des Volkes, wurde vom Bischof wohl gehegt, und in größeren Städten bald auf einige Tausend vermehrt. Sie bildeten eine Art Leibgarde um die heilige Person: tapferer und ergebener als die Goldbeschildeten des Kaisers. Ganz vom Bischof ernährt,

geistig und materiell von ihm abhängig, auf seine Worte schwörend, dienten sie ihm mit blindem Fanatismus, und fochten, unterstützt von herbeiströmenden Mönchen, von gemietheten Circuskutschern [51]) und dem aufgeregten Pöbel, mit Knütteln, Hacken, Spaten und ähnlichen Waffen für seinen Glauben oder gegen einen Amtsnebenbuhler. Selbst die kaiserliche Macht wurde nicht selten von diesem wüthenden bischöflichen Heer eingeschüchtert, und endlich, im Anfang des fünften Jahrhunderts, mußte ein so bigotter und den Bischöfen ergebener Kaiser wie Theodosius II. die Zahl der Krankenpfleger und Todtengräber durch Gesetz auf 600 und 950 einschränken. Dazu kam das schöne und ohne Wahl ausgeübte christliche Gebot der Mildthätigkeit: den heidnischen Empfängern etwas so durchaus Neues aber Angenehmes. Mit dem ungerechten Mammon hatte sich die Kirche viele Freunde gemacht. Sie besaß einen großen Anhang unter der Plebs der Städte, die durch das Elend und die Zügellosigkeit der Zeiten sich noch unendlich vermehrt hatte, noch viel hülfsbedürftiger, aber auch noch viel träger, leidenschaftlicher und frecher geworden war. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts ernährte die Kirche von Antiochien in ihren Gebäuden und von ihren Reichthümern allein 3000 Wittwen und Mädchen. Rechnet man hierzu die Männer „in den Gefängnissen, in den Spitälern, die gesunden Armen, die Fremden, die Verstümmelten und Krüppel, die Bettler vor den Kirchen, die Menge der sonstigen Hülfsbedürftigen und Bettler [52]), und die aus anderen Gründen Unterstützten", so möchte die Zahl von 6—8000, welche die Mildthätigkeit der Kirche von Antiochien genossen, und ihr demnach ergeben waren, eher zu niedrig gegriffen sein. Nach Rom zog die Mildthätigkeit der Kirche und der einzelnen Christen eine „unzählige" Menge von Armen, Gaunern und Gesindel. Der fromme und freigebige Gratian mußte dem Stadtpräfekten Befehl geben, eine strenge Auslese unter den Bettlern vorzunehmen. Die jungen und gesunden sollten, im Fall sie Sklaven seien, ihren Herren zugestellt, die Freien zur Arbeit auf dem Lande angehalten werden. Der heilige Ambrosius von Mailand klagte laut über die Faullenzer welche bettelten statt zu arbeiten. Aber er wollte das Prinzip absoluter Mildthätigkeit gewahrt wissen. Man solle auch diesen Vagabunden geben: nur weniger als den wirklich Hülfsbedürftigen [53]). „Nimm den Christen den Anhang und die Verführung des großen Haufens, und sie sind nichts" [54]), pflegten die Heiden

zu sagen. So lautet stets das Urtheil der Anhänger des Alten über die Vertreter eines neuen, größeren historischen Prinzips das im Siegen begriffen ist.

Dies war die christliche Kirche zur Zeit Constantins des Ersten und seiner Nachfolger. Eine so imposante, wohl organisirte und mächtige Gemeinschaft im Staate, welche so eben die glänzendste Probe ihrer Festigkeit abgelegt hatte, konnte nicht mehr ignorirt werden. Man durfte sie auch nicht mehr verfolgen oder belästigen. Alles dergleichen beförderte nur ihr Wachsthum, hob die Begeisterung und Siegesgewißheit ihrer Mitglieder, machte sie dem Staat abgewendet und schließlich gefährlich, und schwächte das Reich. Man mußte also thun, was Diocletian verworfen hatte. Die christliche Kirche war zu begünstigen, ihre dankbare Ergebenheit zu erstreben, und die gewonnene zum Nutzen des Staates und des Kaiserthums zu verwerthen. Alle Wege waren versucht worden, nur nicht der der Gunst und Freigebigkeit, nöthigenfalls der scheinbaren Demuth. Gegen das unerwartete, blendende Glück kaiserlicher Liebesbeweise schienen die entzückten Priester wehrloser als gegen das zornige Auftreten der Imperatoren, gegen Gefängniß, Foltern und Scheiterhaufen und alle andern Zwangsmaßregeln, welche bisher mit einer zweifelhaften und mürrisch gewährten Duldung abgewechselt hatten. Auf dem neuen Wege konnte man Einfluß auf die Hierarchie erlangen, ja vielleicht die höchste Leitung, und die Einschließung der bisher ganz selbständigen Kirche in den Verband des Staates und in die Gewalt des Autokraten. Dies endlich erkannt und mit außerordentlicher Genialität, Geduld und Consequenz durchgeführt zu haben, ist Constantins des Ersten unsterbliche Bedeutung. Allein die vielverbreitete Meinung, es sei das Christenthum von ihm zur Staatsreligion, die christliche Kirche zur Staatskirche erhoben, scheint nicht haltbar. Nirgend findet sich ein Edikt, das diese wichtige Neuerung, diese plötzliche Umkehr aller Verhältnisse ausspräche. Es wäre ganz entschieden aufbewahrt worden, wie es von Theodosius dem Großen im Theodosianischen Codex zu lesen ist. Auch entsprechen Constantins religiöse Maßregeln keineswegs dieser Behauptung. Er hat nicht den heidnischen Unterthanen befohlen, die christliche Religion anzunehmen; er hat keine noch benutzten Tempel geschlossen, außer dreien, welche der Schauplatz besonders unzüchtiger Riten waren. Er hat dem Heidenthum nicht die Beweise ausgezeichneter Huld gegeben, wie

seine Klugheit sie der christlichen Kirche gewährte, aber er hat es durch keine besonderen Gesetze oder Maßregeln unterdrücken, oder auch nur zur geduldeten Religion machen wollen. Das wäre auch so plötzlich, mit etwa 5—6 Millionen Christen gegen etwa 45 Millionen Heiden höchst prekär gewesen. Es herrschte offiziell vollkommene Gleichberechtigung der heidnischen und christlichen Religion unter Constantin dem Ersten [55]). Doch wußte allerdings dieser geschickte und weitsehende Regent hiermit eine so zu sagen private Begünstigung der Kirche zu verbinden, deren Absicht und Folgen erst den späteren Heiden recht klar geworden sind.

Constantin, auch in religiösen Dingen ein selbständiger und kluger Kopf, aber ohne die Bedürfnisse eines warmen und hingebenden Herzens, scheint bis dicht vor seinem Lebensende im Grunde Monotheist geblieben zu sein. Aber seine Spekulationen von einem persönlichen, allmächtigen und vielleicht auch allgütigen Numen, das ihn ausgesandt habe, um den Erdkreis zu erobern und große Aufgaben zu erfüllen, scheint Constantin mit allerhand christlichen, persischen, altrömischen und neuplatonischen Zuthaten und Bildern versetzt zu haben. Zu symbolisiren, zu träumen und zu vermengen war überhaupt die Weise der altgewordenen Zeit. Die Sonne: Apollo, Mithras blieben Constantin wohl beinahe bis zuletzt Symbole seines unerforschlichen Numens. Er stellte der Fortuna zahlreiche Statuen auf, ließ einen Nagel vom Kreuze Christi in sein Diadem, und einen zweiten in den Zaum seines Pferdes einlegen. Er hatte Erscheinungen, wie sie nur aus dem christlichen Himmel kommen konnten, und war überzeugt von der Unfehlbarkeit der Opferschau, welche mit den Olympiern stand und fiel. Von solchem Standpunkte aus, der alle Systeme vereinigen wollte, und alle verflüchtigte, glaubte er allen gerecht werden zu können. Er brauchte keine Religion zu verwerfen und zu verfolgen, da er sie im Grunde sämmtlich verwarf, und nur als verschiedenartige Verehrungen desselben unbekannten Gottes gelten ließ. Er brauchte aber weder aus superstitiösen noch aus politischen Gründen die rasche Abnahme des Polytheismus, das ebenso schnelle Anwachsen des Christenthums zu fürchten, wie Diocletian. Wenn die Kirche in eine staatsfreundliche Corporation verwandelt, und etwa die Gesammtmasse der Unterthanen christianisirt worden war, so konnte das der Festigkeit des Thrones, der persönlichen Sicherheit des Monarchen nur nützlich sein. Die Priester predigten und wirkten

für die Verehrung des frommen Oberhauptes, für den Gehorsam des Unterthanen, wie kein heidnischer Pontifex. Der Charakter des Christenthums als moralische Lehre, die Seelsorge, die Kirchenzucht, die devote Hingebung der Laien gab dem Klerus eine ganz andere Macht, die Unterthanen dem Imperator ergeben zu machen, als der Polytheismus mit seinem hohlen Prunk des Opferwesens. Und Constantins genialer Scharfblick mußte ihm sagen: Das Christenthum, bei seiner Lehre, es besitze den allein wahren, selig machenden Gott, es müsse die verabscheuungswürdigen Götzen ausrotten, werde herrschen wollen, sobald es nur einmal anerkannt und mit Gunst behandelt sei. Constantin mußte wissen, daß es bei der ihm innewohnenden stürmischen Energie und Begeisterung, bei der zunehmenden Verwirrtheit und Erschöpfung des Hellenismus, die erstrebte Herrschaft in einer künftigen Zeit auch gewinnen werde. Aus allen diesen Gründen suchte der kluge Monarch den Christianisirungsprozeß möglichst zu beschleunigen und zu erleichtern. Daher die Gnadenbezeugungen gegen Bekehrte, und daher das förmliche Sturmlaufen eigennütziger Menschen in die heiligen Bezirke der Kirche, das selbst einen Eusebius zur lauten Klage zwang, wie die Reihen des Volkes Gottes mit Unwürdigen und Heuchlern angefüllt würden [56]).

Fürs Erste aber war der Polytheismus mit seinen Culten und Priesterschaften noch immer eine achtunggebietende Macht. Er zählte vielleicht zehnmal soviel Anhänger als die neue Religion, wenn ihrer auch täglich weniger wurden. Er stand in alle dem Ansehen und den Rechten, welche eine uralte Tradition und ein unvordenklicher Besitz gewährt: eine Art Aristokratie welche selbst vielen ihrer Gegner einen unwillkürlichen Respekt abnöthigt. Er hatte immer noch eine gewisse Kraft, mehr als 40 Millionen Unterthanen durch den Eid bei den Göttern an den Kaiser zu fesseln und ihnen durch die Furcht vor den strafenden Mächten einen letzten Anflug von Zuverlässigkeit und sittlichem Verhalten beizubringen. Was Constantin deshalb auf der christlichen Seite gewann, wollte er auf der heidnischen nicht einbüßen. Die Kirche sollte, wie gesagt, aus einer dem Staate feindlich abgewandten Corporation zu einer Stütze des Thrones werden. Die Priester sollten begeistert für den gnädigen Kaiser, den „Gottgeliebten", predigen, und in den Augen von 5 — 6 Millionen, welche bisher den Kaiser als das höllische Oberhaupt der gottverfluchten Babel angesehen hatten,

eine Glorie um die kaiserliche Stirn breiten. Constantin mochte hoffen, daß neben dem Gehorsam auch das rege Leben das in der Kirche, verglichen mit allen anderen Kreisen herrschte, sich dem Staat allmählich wieder mittheilen werde. Die vielen Christen die sich vom Staatsdienst zurückgezogen, sollten sich demselben zuwenden. Aber die Heiden blieben dem Gesetze nach bürgerlich gleichberechtigt mit den Anhängern Jesu. Die Riten und Opfer wurden im ganzen Reiche „nach Art der Väter" gefeiert. Die Priester erhielten die Staatsgehalte ausgezahlt. Im Heer und im Civil theilten sich Heiden und Christen in die höchsten Aemter und dienten als gemeine Soldaten und unterste Amtsboten. Am Hofe wurden zum geheimen Aergerniß der Bischöfe neuplatonische Philosophen neben ihnen geehrt. Keins der heidnischen Priestercollegien verlor seine Gerechtsame, Immunitäten, Ländereien und Zuschüsse. Dafür gewährte Constantin durch Schenkungen an Geld und Ländereien, durch Immunitäten, durch Befreiung der Kirchengüter von mannigfachen Lasten, der Kleriker von der Gewerbesteuer bis zu einer gewissen Höhe und von den öffentlichen Zwangsämtern, dem christlichen Klerus und der Kirche die Mittel zu einem prächtigen Ritual, und überhaupt ganz ähnliche Vortheile wie die reichdotirten heidnischen Priestercollegien sie genossen: damit diesen eine möglichst eben so reich dotirte christliche Priesterschaft gegenübergestellt würde. Aber heidnischen Collegien bestätigte Constantin sogar ausdrücklich, und zwar im letzten Jahre seiner Regierung, ihre Gerechtsame und Immunitäten für ewige Zeiten [57]). Er baute zu Constantinopel neben christlichen Kirchen eine Reihe prachtvoller heidnischer Tempel, blieb Pontifex Maximus, und übernahm hiermit auch die fernere Oberaufsicht, Leitung und höchste richterliche Befugniß über die Priester mit der Verpflichtung, ihr Wohl und das Ansehen des Götterdienstes zu fördern. Aber dieselbe höchste pontifikale Macht wußte er mit bewunderungswürdiger Kunst sehr schnell über die christliche Hierarchie zu erlangen. Die stolzen, bisher so unbeugsamen Bischöfe und Synoden wurden so sicher an die leitende und richtende Gewalt des Imperators gewöhnt, daß dieselbe Constantins Nachfolgern ohne Weiteres zugleich mit dem Diadem zufiel. Eigentlich stand der Kaiser als Laie tief unter dem untersten Kleriker. Allein Constantin, vielleicht noch nicht einmal Katechumene, behauptete so dreist, er sei der „außer der Kirche von Gott eingesetzte oberste Bischof", die Bischöfe, ihm zum tiefsten Danke ver-

pflichtet, und vor jedem Stirnrunzeln des Gottgeliebten erschreckend, beantworteten solche Proklamationen durch ein so devotes Schweigen, und Constantin handelte so geschickt nach seinem proklamirten Satze, daß die erstaunten Christen auf einmal bemerkten: „seit die Kaiser das Christenthum angenommen, hingen die Angelegenheiten der Kirche allein von ihnen ab", und daß Constantins Sohn Constantius auf einer Synode die Worte sprechen konnte, „was ich will, muß als Kirchengesetz gelten" [58]). In der Apostelkirche zu Constantinopel war der kaiserliche Thron neben dem des Bischofs errichtet, und so lange ein römischer Kaiser existirte, kann man ihn den thatsächlichen Pontifex Maximus der christlichen Kirche nennen. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches brauchte in dessen einstigen Provinzen der römische Bischof beinahe nur an die Stelle des Imperators zu treten.

In jenem fein abgewogenen System der Parität, um dies Wort zu gebrauchen, verharrte Constantin mit geringen Ausnahmen bis an sein Ende. Er beförderte das Christenthum, aber er beeinträchtigte die Götterverehrung nicht. Ohne ein gehässiges Einschreiten, ohne die Gefahr, daß das aufgereizte Heidenthum etwa einen Usurpator hervorbringe und kräftige, sollte der natürliche Prozeß sich von selber vollziehen. Alle vorhandenen religiösen Bedingungen im Christenthum und im Polytheismus machte Constantin mit meisterhafter Politik der Erhöhung des kaiserlichen Ansehens dienstbar. An den salbungsvollen, von theologischer Begeisterung und religiöser Demuth überfließenden Reden, wenn sie ächt sein sollten, hatte sein Herz und Glaube wenig Theil. Dem immer heftigeren Andringen seiner „Brüder und Mitknechte", der christlichen Priester: die gräulichen Götzen, ihre Kulte und Tempel mit Gewalt zu vernichten, den Heiden die Religionsfreiheit zu nehmen, die er den Christen, noch als wirklicher Heide, gewährt hatte, widerstand auch der alternde, immer mehr christianisirende Monarch mit sicherer Ueberlegenheit. Es gab keine offizielle Staatsreligion unter Constantin dem Ersten.

Etwas anders war Constantins Verhalten bei den heftigen Streitigkeiten welche in der christlichen Kirche selbst ausbrachen. Er hatte gehofft, sich auf eine im Ganzen einige religiöse Gemeinschaft im Orient wie im Occident stützen zu können. Es sollte nicht ein Theil des Klerus und der Laien den Kaiser als einen Gotteslästerer und Wahnsinnigen verfluchen, wenn der andere ihn

segnete. Constantin wollte nicht veranlaßt werden, Partei zu ergreifen, um dort die mühsam erlangte Einwirkung zu verlieren, wenn er hier Recht gab. Die Ruhe des Reiches, eben nur nach Bürgerkriegen und dem Kriege des Polytheismus gegen die Religion Jesu wieder hergestellt, sollte nicht von Neuem erschüttert werden durch das Ungestüm hitziger Sekten, die an gegenseitigen Gewaltstreichen dem schlimmsten Verfahren der Heiden gegen die Christen wenig nachgaben. Constantin hatte bereits in Afrika einen Vorschmack von den Ränken, der Verstocktheit und Wuth des christlichen Parteihaders genossen. In Karthago stand der erste bischöfliche Thron des Abendlandes nach dem römischen. Noch zur Zeit als der Tyrann Maxentius über die afrikanischen Provinzen gebot, war durch die Intriguen einer bigotten Wittwe das ärgerlichste Schisma in Karthago ausgebrochen. Lucilla hatte in Cäcilian, dem Bewerber um den erledigten Thron, einen Gegner ihres ausschweifenden Reliquiendienstes hassen gelernt, und setzte es auf illegalen und schlauen Wegen durch, daß ihm ein Gegenbischof: Majorinus gewählt wurde. Alle Bischöfe Afrikas ergriffen für und wider Partei; Majorinus wurde von dem Bischof Donatus geleitet, einem höchst fähigen und fanatischen Manne, der bald sein Nachfolger wurde und der Partei seinen Geist einhauchte. Die Gegner nannten dieselbe nach seinem Namen. Tumultuarische Concilien wurden gehalten, die Schmähungen und Verläumdungen wuchsen, die Unruhen nahmen überhand. Die numidischen und mauritanischen Bauern, durch harte Steuern und Dienste erbittert, wurden durch die Verheißungen der Donatisten gewonnen. Diese nannten sich bald die allein wahre und reine Kirche, weil sie eine rigorose Kirchenzucht forderten und gewissen Vergehungen alle Gnade absprachen. Die ganze übrige Christenheit war ihnen dem Satan verfallen und der Hölle gewiß. Bekamen sie eine Kirche der Gegenpartei in ihre Hand, so warfen sie die heilige Hostie den Hunden vor. Die wildesten Schwärmer waren die Circumcellionen, welche bettelnd im Lande umherzogen, Götterbilder umwarfen, Kirchen der Gegner in Brand steckten und sich für Märtyrer hielten, wenn sie dabei den Tod durch die erbitterten Anhänger des Teufels fanden. Als Constantin nach seinem Siege über Maxentius Herr von Italien und Afrika geworden war, hatten sich die Parteien, die gegenseitig alle Brücken des Verständnisses wüthend abgebrochen, an den neuen

Imperator gewandt. Der erstaunte und erfreute Heide sah sich plötzlich als Schiedsrichter in die inneren Bezirke der Kirche eingeladen. Er ließ sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, fällte, nach dem Urtheil mehrer Synoden, ein Urtheil gegen die Donatisten und ließ durch Bewaffnete ihre Kirchen niederreißen. Aber der Jubelruf der donatistischen Gegner verstummte bald. Den kaiserlichen Maßregeln folgten so wilde Ausbrüche des Fanatismus, die Donatisten erklärten dem Kaiser so entschieden, sie würden eher das Schrecklichste dulden, als mit seinem Bischofe, „dem windigen Schufte" communiciren, daß Constantin erkannte, welchen Fehler er gemacht. Er lenkte ein, ermahnte zur Sanftmuth und Duldung, erklärte, diese Angelegenheit sei nicht seine Sache, sondern gehöre vor den Richterstuhl Gottes, gewährte den Donatisten freien Glauben und Gottesdienst, und zeigte die Selbstüberwindung, geduldig eine Kirche, die er gestiftet und welche die Circumcellionen niedergerissen, zum zweitenmal aufrichten zu lassen, ohne die Thäter zu bestrafen [59]). Die religiösen Spaltungen in Afrika hatten aber noch immer einen wilden und unversöhnlichen Charakter, als bereits im Orient der große dogmatische Kampf ausgebrochen war, welcher mehr als ein Jahrhundert lang die Priester und Gemeinden in tobende Aufregung versetzte, den Charakter der Christen verwilderte, die Kirche zum Tummelplatz aller bösen Leidenschaften machte und mit dem Auseinanderfallen bedrohte, die Kaiser dahin brachte, Partei zu nehmen und den christlichen Namen durch Verfolgungen zu beflecken.

In den ersten Zeiten war das Christenthum vorzüglich als praktisch moralische Heilslehre zur Wiedergeburt und Beseligung der sündigen und trauernden Herzen durch die inbrünstige Liebe zu Gott und zu den Brüdern angesehen worden. Zwingende Dogmen, von denen die Seligkeit abhinge, hatten fern gelegen. Die Forderung, Jesus als den prophezeiten Messias und den Sohn Gottes zu verehren, hatte noch den allerverschiedensten Auffassungen Raum gegeben, und sie waren friedfertig nebeneinander gegangen. Allmählich, mit der Ausbreitung des Christenthums, wurden ihm philosophisch gebildete Männer gewonnen, welche die neue Lehre zum Gegenstand ihrer Speculation machten, und auch die hervorragenden christlichen Führer zwangen, die griechische Philosophie kennen zu lernen. Dies hatte neben mancher geistigen Förderung die auseinandergehendsten Ansichten und schon erbitterte

Meinungskämpfe im zweiten und dritten Jahrhundert hervorgerufen. Der Gnosticismus wurde überwunden: er wollte allerdings die bisherige ethische Grundlage der neuen Heilslehre zu Gunsten einer phantastischen, wenn auch poesie- und geistvollen Speculation verflüchtigen. Jene ethische Grundlage dagegen betonten die verehrtesten Kirchenväter gerade als die Hauptsache, während ihre theologischen Begriffe, namentlich über die Person Christi und das Verhältniß des Logos zum Gott Vater und Schöpfer sich weit von einander entfernten: ohne daß man sich die Frömmigkeit und den Himmel abgesprochen und die Einheit der Kirche gefährdet hätte. Nur einzelne Ausbrüche dogmatischer Wuth und einzelne Excommunicationen sogenannter Irrlehrer waren vorgekommen. Dieser glückliche Zustand eines durchschnittlichen Friedens nahm allerdings mit dem Wachsthum der Kirche und dem Gefühl der Sicherheit immer mehr ab. Die unvermuthete Diocletianische Verfolgung wurde geradezu als eine Strafe des Himmels für das hartherzige Sektengezänk, den Hader, die Herrschsucht und Bosheit der Bischöfe angesehen [60]). Aber die wiederum befreite, die gar begünstigte Kirche vergaß diese Lehre alsbald. Ja schon vor dem völligen Siege, noch unter der Zuchtruthe heidnischer Bedrückungen, zeigten sich die Spuren jäher Zerwürfnisse; und in den Tagen von Constantins Alleinherrschaft begann der Hellenismus am sieghaften Christenthum die Rache des Unterliegenden energisch zu üben. Der überkommene griechische Drang philosophischer Beschäftigung und Speculation hatte die Christen nicht mehr verlassen. Während aber bei den heidnischen Philosophen und Schulen die heterogensten Richtungen keine gegenseitigen Verfolgungen hervorriefen, ja im Grunde ein freundliches Verhältniß nicht stören konnten, während vielmehr der schöne Gedanke bei ihnen herrschte: die Gottheit freue sich dieser mannigfaltigen Meinungen [61]), wenn man mit Ernst nach ihrem Wesen forschte, so zeigte sich bei den Christen je länger je mehr die unheilvollste Verschiedenheit hiervon. Sie fingen an, es nicht mehr zu verstehen, daß ein Bruder gut und fromm sein könne, der ihre Meinung über einen theologischen Satz nicht theilte. Erzwang sich seine überlegene Tugend doch einmal eine unwillige Anerkenntniß, so sprach man ihm trotzdem die höllische Verdammniß zu, wie dem ärgsten Bösewicht, wie dem hartnäckigsten Juden und Heiden. Speculation wurde mit Moralität verwechselt und bald über sie

gesetzt. Die geistige Herrschsucht dogmatischen Eigensinns paarte sich mit der äußerlichen Herrschsucht über Gemeinden, Amtsbrüder und Synoden. Bei dieser Stimmung konnte eine an sich höchst interessante Frage über die Sohnschaft Christi, statt in theologischen Schriften besprochen zu werden, die ganze Christenheit, vom berühmtesten Bischof bis zum gemeinsten Pöbel hinab, in eine Art Wahnsinn des gegenseitigen Hasses, und der Schwärmerei für ein kaum verstandenes Wort versetzen. Und, einmal aufgeworfen und ins Volk gedrungen, mußte sie mit allen Mitteln und Verbrechen des religiösen Fanatismus durchgefochten werden, bis ihre Beantwortung, zum Dogma verhärtet, das entscheidende Kennzeichen für die Frömmigkeit, Tugend und einstige Seligkeit des Christen wurde. So vollzog sich eine Art Umkehr. Die moralischen Anforderungen traten als zweites in den Hintergrund. Das Christenthum wurde eigensinniger, tyrannischer Orthodoxismus. Es verlor die letzte Kraft wirklicher Heiligung bei den Römern, und gewann dafür die Gabe, durch Fanatismus für unverständliche und angezweifelte Schlagworte zu entsittlichen.

Im Jahre 313 hatten Constantin und Licinius durch das mailändische Edikt die Religionsfreiheit proklamirt. Fünf Jahre darauf sah sich Licinius, bei den steigenden Zerwürfnissen mit seinem Schwager, zu neuen Bedrückungen der Christen gedrängt. Diese mochten eben begonnen haben, als in Alexandrien, welches in Licinius Reichstheil lag, der Presbyter Arius von seinem Bischof Alexander beschuldigt wurde, er leugne die Consubstantialität Gottes und Christi, er fasse Christum als nicht von Ewigkeit geboren, als einen Gott Vater untergeordneten Gott; Jesus sei vor Entstehung der Welt geschaffen, und es habe ein Einst gegeben, wo er noch nicht war. Arius hatte eine Pfarrkirche für sich in Alexandrien und predigte hier seine Ansichten unter großem Zudrang. Er war ein Mann von außerordentlich scharfem aber trockenem Verstande, in der griechischen Philosophie und Dialektik sehr bewandert. Er wurde als strenger Ascet verehrt; und selbst die erfindungsreiche Bosheit religiöser Verläumdung konnte wohl seinem Charakter Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid, Hochmuth und allgemeine Gottlosigkeit mit mehr oder weniger scheinbarem Grunde vorwerfen, aber seinem Lebenswandel keinen Makel anheften. Arius bewies seine Sätze aus der Bibel und belegte sie mit den Kirchenvätern. Der Bischof Alexander und dessen Anhänger bewiesen

ihre Anſicht: — ungefähr die ſpätere nicäniſche und orthodoxe — ebenfalls aus der Bibel, und belegten ſie mit den Kirchenvätern. Der alexandriniſche Klerus theilte ſich in zwei Parteien. Die Arianer wurden von Alexander Lügner und Verläumder, Genoſſen unzüchtiger Weiber, Furien, Raſende, Betrüger, Gotteslästerer und Vorläufer des Antichriſts genannt. Man ſolle ſie nirgend aufnehmen; man ſolle ihnen den Gruß verweigern [62]). Die Ausdrücke der Arianer ſind nicht auf uns gekommen: die ſchließlich ſieghafte Partei hat ihre Schriften vernichtet. Zu Anfang in der Minderheit, ſcheinen die Arianer ein verhältnißmäßig ſanftes und geſchmeidiges Betragen eingehalten zu haben. Arius ſelbſt verlor, ſo viel ſich ſehen läßt, nie eine würdige Gemeſſenheit, bei aller Gluth die in ihm brannte. Alexander brachte es auf einer Synode des alexandriniſchen Sprengels dahin daß Arius abgeſetzt und verjagt wurde: 321. Hatte dieſes brutale Mittel einen Gegner ſtumm zu machen, dem Biſchof bequem und nützlich geſchienen, ſo mußte er bald erkennen, wie ungeſchickt es war. Arius wurde veranlaßt, in einem größeren Buche ſeine Lehre zu vertheidigen und ſein Schickſal zu ſchildern. Es war etwas hochtrabend, geziert und ſüßlich geſchrieben: Fehler die der kahle Verſtand begeht, wenn er auf das Gefühl wirken will. Er dichtete ferner arianiſche Lieder: von Müllern, Schiffern und Wanderern zu ſingen; und ſie drangen in das Volk. Seine Schriften und die erlittene Behandlung machten ihm viele Freunde. Der Streit wuchs über Alexandrien hinaus, er ergriff die Provinzen des alexandriniſchen Metropolitanſprengels und ſetzte ſich über den ganzen Orient fort. Gelehrte, kluge und gottſelige Prieſter erklärten ſich für die Meinung des Arius; ebenſo angeſehene Männer traten auf die andere Seite. Synoden wurden gehalten, deren jede die Spaltung erweiterte und die Gemüther erhitzte. Die Parteien verketzerten, verfluchten und verjagten einander; jede nannte die andere häretiſch und gotteslästerlich. Um das Jahr 324 war beinahe keine Stadt und kein Dorf wo die Sohnſchaft Chriſti nicht beſprochen und von den Gemeinden ſelbſt durch Schimpfen, Knüttel und blutige Köpfe bewieſen oder widerlegt wurde. Das Band der Familien riß entzwei, die Zerrüttung war überall, die Heiden wurden lebhaft vom chriſtlichen Glauben abgeſchreckt, da ſie das Gebahren ſeiner Bekenner ſahen; ſie verhöhnten die Liebe der Chriſten bei ihren Gaſtmählern und auf den Märkten, und brachten einen

so erwünschten Gegenstand zum allgemeinen Gelächter auf die Theater [63]). In diese wilden Bewegungen mischten sich die Verfolgungsakte des Licinius wider die Christen. Aber der Spielraum welcher den Bekennern Jesu zur Entfaltung ihrer Thätigkeit und ihrer Wuth blieb, ja die Gunst, welche der vornehmste Beschützer des Arius, der Bischof Eusebius von Nicomedien, am Hofe genoß [64]), scheint zu beweisen, daß der von den Heiden ausgeübte Druck, wenigstens in den meisten Provinzen des Licinianischen Reiches, nicht eben allzu stark gewesen ist. Wahrscheinlich daß Licinius die Christen nicht ihrer Religion wegen bestrafte, sondern nur als Störer der öffentlichen Ruhe und als geheime oder laut begeisterte Freunde seines Feindes Constantin.

Endlich kam es zum Entscheidungskriege zwischen den beiden Kaisern, und im Jahre 324 war Constantin, „der Herold Gottes" Alleinherrscher. Er hatte gehofft, wie im Orient so im Occident sich eine einige christliche Kirche dienstbar zu machen, und fand den bösartigsten Zwiespalt, den er als ein großes Unglück betrachtete. Es war ihm um den Frieden zu thun, und er schrieb einen in diesem Sinne meisterhaften Brief an Alexander und Arius, der überhaupt für die ganze orientalische Christenheit bestimmt war. Sie sollten, heißt es darin, ihre müßigen Zänkereien über unerhebliche Dinge fallen lassen, die keinen Hauptpunkt des christlichen Gesetzes beträfen; sie sollten ihre Streitigkeiten nicht vor das Volk bringen, das nichts davon verstehe und heillos verwirrt werde; sie sollten sich der Einträchtigkeit befleißigen, die bei unerheblichen Meinungsverschiedenheiten vollkommen bestehen könne; sie möchten sich ein Beispiel an den Schülern derselben heidnisch-philosophischen Sekten nehmen, die in manchen Dingen von einander abwichen und sich doch vertrügen. Diese Ermahnungen des Kaisers halfen weder in Alexandrien noch sonst im Orient. Die nächste Antwort gaben blutige Pöbeltumulte in Alexandrien, wo die Bildsäulen des Augustus herabgerissen und beschimpft wurden. Ueberall standen nun erst recht Bischöfe gegen Bischöfe, Gemeinden gegen Gemeinden auf, denn alle glaubten sich Unrecht geschehen und wollten ihre Gegner vernichtet wissen. Constantin mußte es bald erkennen: die christlichen Gemüther waren so erhitzt und verhärtet, daß nur auf der Grundlage eines festgestellten und allgemein angenommenen Lehrsatzes von der Sohnschaft Christi, die erneute Einigung zu hoffen war. Er versammelte deshalb im

Juni des Jahres 325 das ökumenische Concil zu Nicäa. Die gesammte Christenheit sollte dorthin ihre Vertreter entsenden; aber von den 1800 bis 2000 Bischöfen waren ungefähr nur 318 erschienen, und von diesen nur 7 oder 8 aus dem Occident. Im kaiserlichen Palaste tagten die Väter, von denen manche mit den Narben kurz vorher empfangenen Märtyrthums geschmückt waren. Der Augustus, strahlend in purpurner Seide, Gold und Juwelen, wie ein „himmlischer Engel Gottes" anzusehen, trat mit niedergeschlagenem Auge, fromm vorgebeugtem Körper und demüthigen Gebärden in die geweihte Mitte des „Priesterkranzes", der ein Abbild des Apostelreigens schien [65]). Er hielt salbungsvolle Anreden in dem überschwänglichen Kirchenstile der Zeit, ließ sich auf einen niedrigeren Sessel nieder und leitete unscheinbar aber thatsächlich die Versammlung seiner Freunde und Mitknechte in Gott durch seine Winke. Die Väter hatten zahlreiche Anklageschriften gegen einander bei dem Imperator eingereicht: Constantin ermahnte sie zum Verzeihen, und ließ danach die Akten verbrennen. Sobald die Disputationen begannen, erstaunte der in Religionssachen nicht ungeübte und unerfahrene Denker über die Masse der fremdartigen Meinungen. Es schien, daß jeder Bischof anders dachte als seine Brüder. Aber im Großen waren doch drei Hauptparteien zu erkennen. An der Spitze der einen stand Arius mit seinen strengen Behauptungen; die entgegengesetzte leitete der abendländische Bischof Hosius von Corduba und Athanasius, der junge geniale Diakon des Bischofs Alexander von Alexandrien, welcher für seinen Oberhirten wirkte und sprach. Diese Partei wollte das unergründliche Geheimniß der gleichen Ewigkeit von Vater und Sohn, durch das von den Gnostikern und Sabellianern gebrauchte, auf früheren Synoden als unbiblisch verworfene Wort „homousios" (consubstantiell, wesensgleich) ausgedrückt haben. Beide extreme Parteien waren nicht groß; in ihrer Mitte war die weit überwiegende Masse derjenigen welche meinten, man solle sich an einem allgemeiner gehaltenen Glaubensbekenntniß genügen lassen, wie es bisher das christliche Bedürfniß befriedigt habe. Diese vermittelnde Partei führte der gelehrte, schlau staatsmännische Bischof Eusebius von Cäsarea. In ihr unterschied sich noch eine von Eusebius von Nicomedien geführte Gruppe, welche mehr im Sinne der Arianer ausgleichen wollte.

Arius vertheidigte sein System mit seiner scharfen Dialektik und

der ihm eigenen milden, einschmeichelnden Beredsamkeit. Der Diakon Athanasius, überschwellend von Begeisterung und Phantasie, sprach seine glühenden, genialen Entgegnungen. Die Disputationen wurden heftiger. Die Heiligen schleuderten sich wahre Sündenregister zu, und verloren sich in die abstrusesten dogmatischen Haarspaltereien. Eingereichte Glaubensbekenntnisse wurden tumultuarisch zerrissen. Constantin hatte nur zu beschwichtigen und auf verständlichere Wege zurück zu lenken. Die Arianer erklärten sich endlich bereit, ihre schroffsten Behauptungen aufzugeben: vielleicht aus Liebe zum Frieden, vielleicht weil sie anders ihre Sache ganz verloren fürchteten, da der Kaiser sich mehr auf die Seite des Athanasius zu neigen begann. So konnte ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt werden, welches alle Heiligen für sich zu haben schien: nur Athanasius, Hosius und die ihrigen blieben unbeweglich. Sie wollten das Wort Homousios im Symbolum stehen haben, um den Arianern jede frevelhafte Auslegung abzuschneiden. Constantin war es hauptsächlich um den Frieden zu thun, der der Kirche und dem Staat die Ordnung wieder gäbe. Er hatte zu wählen zwischen der Partei des Arius, welche sich ohnedies zu Zugeständnissen bereit gezeigt und darin wohl noch weiter gehen würde, und zwischen den hartnäckigen Homousianern, denen sein Günstling Hosius von Corduba vorstand. Das Gros der übrigen hatte Constantin kennen gelernt: sie waren wie das schwanke Rohr, das sein Athem hierhin und dorthin biegen konnte. Der Kaiser erklärte sich plötzlich für das Wort „Homousios" und gab ihm in einer speculativen Rede eine etwas allgemeine, unklare, leise arianisch angefärbte Auslegung [66]). Das verhängnißvolle Wort wurde mit einigen anderen, ihm entsprechenden Zusätzen in das Symbolum aufgenommen. Einem so erlauchten und mächtigen Theologen wie Constantin war zu glauben und zu folgen. Der ganze Troß der Heiligen unterschrieb gegen seine innerste Ueberzeugung. Nur einige Freche wagten noch zu zögern. Constantin war die Freundlichkeit, Geduld, Demuth, Beredsamkeit selbst gewesen; er hatte die Wundenmale der Bekenner geküßt: jetzt ließ er einige Worte von Ungnade und Absetzung fallen. Da unterschrieben: „um des Friedens willen" auch die letzten, selbst Eusebius von Nicomedien, des Arius Freund; und der Beweis war geliefert, daß die Väter, welche unter Diocletian und Licinius zu sterben bereit gewesen, das Stirnrunzeln Constantins und eine Verweisung aus ihren

angenehmen Bischofssitzen nicht mehr zu ertragen vermochten. Nur Arius selbst und zwei ägyptische Bischöfe verweigerten die Unterschrift. Jetzt wurde eine Verfluchungsformel gegen den greisen Arius und dessen Glaubensgenossen dem heiligen Symbolum angehängt, und nur Eusebius von Nikomedien nebst dem Bischof Theognis von Nicäa hatten Anstandsgefühl oder christliche Nachsicht genug, diesen Fluch nicht zu sanktioniren. Ein Synodalschreiben verkündigte die Beschlüsse des Concils, die „nach dem Gefallen Gott Vaters im heiligen Geist gefaßt seien“ [67]), den Gemeinden der Christenheit. Kaiser Constantin und die Furcht vor ihm waren der heilige Geist gewesen. Arius, eine Anzahl Presbyter welche von ihren Ueberzeugungen nicht lassen wollten, und die beiden ägyptischen Bischöfe Secundus und Theonas wurden in ein hartes Exil nach Illyrien gestoßen. Die Schriften des Arius, welcher eben so gottlos sei wie der verruchte Heide Porphyrius, sollten verbrannt werden. Wer sie nicht auslieferte, verfiel dem Henker. Eusebius von Nikomedien, den seine christlichen Gegner überdies anklagten, er habe es auf sträfliche Weise mit Licinius gehalten, mußte bald in ein milderes Exil nach Gallien wandern. Ebenso der Bischof von Nicäa.

Das war der Geist schonungslosen dogmatischen Eifers, äußerer Gewalt in geistigen Dingen, der Hartnäckigkeit oder des schwächlichen Aufgebens eigener Meinungen, welcher nach vieljährigem heroischen Dulden in die siegende Kirche einzog, und sofort den ersten Kaiser fortriß, der dem Christenthum geneigt war. Es bedurfte nur noch eines kleinen Schrittes bis zur Hinrichtung Andersdenkender, und auch er wurde in diesem Jahrhundert gethan.

Aber nicht lange nach dem künstlich herbeigeführten Ausgange des nicänischen Concils mußte Constantin sehen, wie die härtesten Bestimmungen nichts vermochten. Der Arianismus gewann immer mehr Boden, wenn auch nicht in seiner strengsten Form. Das unbiblische Wort Homousios erregte sehr vielen Anstoß. In wenigen Jahren stellte es sich heraus, daß weitaus die Majorität in der orientalischen Kirche entweder für mild arianische Bestimmungen, oder doch für ein etwas dehnbares Bekenntniß sei, welches den verschiedenen Glaubensbedürfnissen Spielraum ließe. Neue Kämpfe, welche einen sehr ärgerlichen Reflex auf das Concil von Nicäa zurückwerfen mußten, schienen bevorzustehen. Der Kaiser sah den dort begangenen Fehler ein, und war für allgemeine Güte

und Ausgleichung. Er zeigte sich den Homousianern gnädig, indem er die Wahl des jungen Athanasius zum Bischof von Alexandrien bestätigte (328). Aber auch die Arianer, ihm noch besonders durch seine sterbende Schwester Constantia, die vielgeprüfte Gemahlin des Licinius, empfohlen, durften ihm näher treten. Constantin las mit Vergnügen ein allgemein gehaltenes Glaubensbekenntniß des greisen, im harten Exil mürbe gewordenen Arius, und dessen Bitten, der Kirche „durch Beendigung müßiger Zänkereien über speculative Fragen", den ersehnten Frieden wiederzugeben. Nicht lange nach der Inthronisirung des Athanasius wurden Arius und seine Anhänger vom Kaiser aus dem Exil zurückberufen und huldvoll aufgenommen (328 oder 329). Bald darauf schrieb Eusebius einen friedfertigen Brief an die homousischen Bischöfe [68]), und durfte mit Theognis von Nicäa aus der Verbannung zurückkehren. So schien denn der Frieden nahe; und um das Werk zu vollenden, sollte der Presbyter Arius wieder seine Pfarrstelle in Alexandrien übernehmen. Hiergegen aber sträubte sich mit aller Heftigkeit der Bischof Athanasius; und der Zorn des Kaisers auf den hartnäckigen Prälaten wuchs von Jahr zu Jahr. Athanasius war das klerikale Genie dieser Periode. Was er anbahnte und erstrebte, ist gültig auf ein Jahrtausend geworden. Er wurde bald der Vater der Orthodoxie genannt. Alle andern Christen übertraf er an Großartigkeit der Speculation und Inbrunst des Gefühls. Verbunden mit hervorragender Gelehrsamkeit und wirksamen schriftstellerischen Gaben besaß er alle Eigenschaften eines großen Parteiführers: auch die mehr nützlichen als lauteren. Er wußte Anhänger zu gewinnen und sein Volk zu enthusiasmiren, und scheute nicht vor Gewaltsamkeiten zurück. Manchesmal war Athanasius mehr Tyrann als Bischof des alexandrinischen Sprengels. Er hatte die Thatkraft und die eiserne Standhaftigkeit, die ingeniösen Mittel, den tiefeindringenden vorausschauenden Blick, aber auch die Blindheit eines Mannes der für eine Sache begeistert ist. Die Größe und Kühnheit, die pontifikale Pracht seines persönlichen Auftretens imponirten zu Zeiten sogar dem erzürnten Constantin. Diesem außerordentlichen Priester gegenüber trat sofort nach der Rückkehr aus dem Exil, der feine Eusebius von Nicomedien, als Haupt der großen Friedenspartei welche die semi-arianische, besser die eusebianische genannt worden ist. Da seine Absichten jetzt mit denen des Kaisers über-

einſtimmten, ſo erhielt er das größte Anſehen am Hofe. Er betrieb es, daß Athanaſius vor das Gericht der Synode von Tyrus gezogen wurde 335; denn eine Menge Beſchuldigungen hatten ſich im Lauf der Jahre gegen den alexandriniſchen Metropoliten angehäuft, die man jetzt zu ſeinem Sturze verwerthen wollte. Nach langem Zögern, nur durch die Drohungen des Kaiſers bewogen, ſtellte ſich Athanaſius endlich der Synode, deren Vorſitz ein kaiſerlicher Beamter führte, deren Seele Euſebius von Cäſarea war, welcher den Athanaſius noch vom nicäniſchen Concil her bitter haßte. Viele Beſchuldigungen konnte der Angeklagte als giftige Bosheiten ſeiner arianiſchen Gegner ſiegreich widerlegen. Die Dirne mit der er es gehalten haben ſollte, kannte ihn nicht einmal von Anſehen; den Biſchof den er ermordet haben ſollte, führte er lebendig vor. Aber vom Vorwurf einiger argen Gewaltthätigkeiten vermochte er nicht, ſich zu reinigen. Die erfreute Synode, faſt nur aus ſeinen dogmatiſchen Gegnern zuſammengeſetzt, des kaiſerlichen Wohlgefallens ſicher, vergalt ihm jetzt ſeine nicäniſchen Siege. Auf dem Concil von Tyrus, im Sonnenſchein der imperatoriſchen Gunſt, warfen die arianiſchen Väter den letzten Schein größerer Mäßigung ab, welcher ſie bisher vor den nicäniſch geſinnten Vätern auszeichnete. Athanaſius wurde für ſchuldig und abgeſetzt erklärt. Eine Synode von Conſtantinopel beſtätigte dieſes Urtheil, und der zufriedene Auguſtus ſandte den Biſchof in ein mildes Exil nach dem angenehmen Trier, der kaiſerlichen Reſidenz in Gallien. Jetzt endlich ſollte unter großen Feierlichkeiten zu Conſtantinopel, der faſt achtzigjährige Arius in die Kirchengemeinſchaft wieder aufgenommen werden. Allein am Vorabend oder am Morgen des feſtlichen Tages ſtarb er unter plötzlichen furchtbaren Convulſionen auf einem öffentlichen Orte, zu dem er ſich eilig hatte begeben müſſen. Die Anhänger des Nicänums riefen Triumph über dieſe bezeichnende Strafe des gräulichſten aller Gottesläſterer. Leider jedoch iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß eine homouſiſche Hand dem Ketzer Gift gegeben. Noch Tages zuvor hatte der eifrig homouſiſche Biſchof von Conſtantinopel in der Kirche, vor allem Volk, den Herren inbrünſtig um ein Wunder angefleht: um den Tod des Erzböſewichtes vor ſeiner Aufnahme in die heilige Gemeinſchaft.

Bald nach dem jähen und höchſt verdächtigen Hinſcheiden des Arius fühlte auch Conſtantin ſein Ende nahen, während er ſich

mit großen Anstalten zu einem Perserkriege beschäftigte. Die weltliche Ordnung war im Innern fest geregelt, die Thronfolge bestimmt und schon thatsächlich vorbereitet. Das Constantinische Haus konnte eine reiche Zahl von Mitgliedern aufweisen; außer den Brüdern des Imperators, den Prinzessinnen und deren Gatten, und den ferneren Seitenverwandten, schien eine Schaar von etwa zwölf eben mannbaren oder heranwachsenden Prinzen die lange und blühende Dauer der Dynastie zu versprechen. Von diesen Prinzen hatte Constantin seine drei Söhne und zwei seiner Neffen zu Reichserben ausersehen, und bereits in ihre künftigen Gebiete abgesandt. Constantin, der älteste Sohn, regierte die gallische Präfektur als Cäsar; Constans, der jüngste, Italien, Afrika und den Haupttheil von Illyrikum. Des Monarchen Neffe Dalmatius besaß in dem sogenannten Gothischen Ufer: den Provinzen längs der Donau (Serbien und Bulgarien), ein beschränkteres cäsarianisches Gebiet, und sollte, wie es scheint, der Oberhoheit des Constans untergeben sein. Asien und Aegypten verwaltete Constantins mittlerer Sohn Constantius; von diesem Gebiete waren die Provinzen Pontus, Kappadocien und Armenien getrennt und Constantins Neffen Hannibalianus, nebst dem königlichen Titel zuertheilt; doch sollte Hannibalianus vermuthlich in demselben Abhängigkeitsverhältniß zu Constantius stehen, wie Dalmatius zu Constans [69]). Diese fünf Prinzen waren bestimmt, nach dem Tode des Augustus die selbständigere Regierung ihrer bisherigen Verwaltungsbezirke anzutreten, und so schien dafür gesorgt, daß die Thronfolge ohne die gewöhnlich so unheilvollen Erschütterungen und Gräuelthaten leise, fast unmerklich vor sich ginge. Die Unterthanen, scheint es, sahen im Allgemeinen mit wenig Liebe auf den alten Kaiser, und nicht ohne manche Hoffnungen nach der bevorstehenden Aenderung des Regimentes hin. Auf der Höhe seines Ruhmes und Glücks hatten Constantins große Eigenschaften eine bedenkliche Abnahme erlitten. Im Volke war ein Sprüchwort verbreitet: er sei in den ersten zehn Jahren der vortrefflichste Fürst, in den nächsten zehn ein Räuber gewesen: im letzten Decennium wäre er des Vormunds bedürftig, wegen seiner maßlosen Vergeudungen. Nach den Morden und den übrigen Sünden welche des Kaisers Gewissen belasteten, dachte er im Angesicht des Todes an seine Seele. Er hatte mit vorrückendem Alter immer stärker christianisirt; die sanften aber eindringlichen Ermahnungen, die

lauten und überſchwenglichen Schmeicheleien der Biſchöfe ſcheinen den urſprünglichen Monotheiſten endlich von der verhältnißmäßig größeſten, oder der vollkommenen Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt zu haben. Vielleicht auch ſah er die Taufe nur als ein magiſches Mittel zum Abwaſchen aller Sünden an. Dieſe äußerliche Betrachtungsweiſe des heiligen Sakraments galt damals allgemein, und man ſchob daſſelbe gern bis zur nahen Stunde des Todes auf, um deſto unbekümmerter ſündigen zu können. So war die tiefſinnigſte und lieblichſte Ceremonie des Chriſtenthums beinah auf die Stufe der heidniſchen Stier- und Widdertaufen herabgeſunken: widerlicher Feierlichkeiten, wo das Blut des geſchlachteten Thieres über den Täufling ausgegoſſen wurde, deſſen Seele dann unter dem liebevollen Schutze der ewigen Götter ſtand, ohne eben eine beſondere Wiedergeburt erfahren zu haben. — Wie dem Allen ſei: Conſtantin legte das weiße Taufkleid an, und empfing von dem mild arianiſchen Biſchof von Nikomedien das heilige Sakrament. Von jetzt ab verſchmähte der erſte kaiſerliche Chriſt allen Schmuck des Auguſtus, und ſtarb bald in den Armen ſeines biſchöflichen Freundes (337). Der Senat von Rom ließ es ſich nicht nehmen, den getauften Imperator, der die alten Götter verleugnet, unter deren Zahl in den Olymp zu verſetzen. Die römiſch chriſtliche Kirche hat ihn nicht zum Heiligen gemacht: ſeine ſträflichen arianiſchen Neigungen ließen ihn, wie es ſcheint, dieſer Glorie unwürdig ſein. Aber der Beiname des „Apoſtelgleichen“ wurde bei den Prieſtern für ihn gebräuchlich, und noch heute nennt ihn ſo die griechiſche Kirche. Er heißt auch bei den Profanen der Große: — wenn Genie, militäriſche und organiſatoriſche Gaben erſten Ranges, epochemachende Verdienſte um die geſammte Menſchheit dadurch, daß der Inhalt einer neuen Zeit endlich erkannt, in äußeren Inſtitutionen zur Geltung gebracht und mit überlegener Klugheit benutzt wird, bei einem Fürſten jenen Namen rechtfertigen, ſo wird er Conſtantin dem Erſten bleiben. Gehört dazu aber auch der erhebende Anblick eines vorwiegend edlen und reinen Charakters, ſo wird man das Höchſte was die Geſchichte gewähren kann, Conſtantin vielleicht verweigern müſſen.

Zweites Kapitel.

Die römiſchen Kaiſer und die chriſtliche Kirche, vom Tode Conſtantin des Erſten bis zur Wiederherſtellung der Glaubensfreiheit durch Kaiſer Jovian, nach dem Tode Julians des Apoſtaten. 337—363.

Conſtantin des Erſten Leiche wurde von Nikomedien nach Conſtantinopel gebracht, und im Palaſt mit aller Entfaltung des auguſtiſchen Pompes ausgeſtellt. Die Großwürdenträger des Reiches, ſämmtliche hohen Staatsobrigkeiten und Behörden ſchritten täglich in feierlicher Prozeſſion vor den prachtvollen Katafalk der mit unzähligen Lichtern auf goldenen Kandelabern umgeben war, und brachten dem Verſtorbenen ihre Adoration dar, als ob er noch lebte. Doch in den Ereigniſſen welche ſich während dieſes Gepränges vorbereiteten, ſpielten ſie nur eine Nebenrolle. Sobald der Kaiſer die Augen geſchloſſen, ſah ſich das Heer, an ſeiner Spitze die Bataillone der Leibgarden, als den eigentlichen Regenten und Schiedsrichter über die Thronfolge an; um ſo mehr als die kaiſerlichen Söhne abweſend, und vor Allem: noch nicht zu Auguſten proklamirt waren. Die Zeit bis dahin wurde als ein Interregnum betrachtet: etwa vier Monate lang hatte die römiſche Welt keinen Imperator, und während die Soldaten glaubten regieren zu dürfen, erwachten allmählich die blutigen Gelüſte ihrer früheren Willkür. Sie hatten die Leiche des Kaiſers nach Conſtantinopel gebracht, ſie waren es, die hier alle Feierlichkeiten anordneten, und Niemand widerſprach.

Jetzt eilte der Cäſar Conſtantius, ein zwanzigjähriger Jüngling, über Nikomedien nach der Hauptſtadt. Er wußte den erregten Soldatengemüthern ſchlau die Richtung zu geben, welche ſeinen habſüchtigen Abſichten entſprach. Dabei gelang es ihm vortrefflich, unſcheinbar im Hintergrunde zu bleiben, ſo daß alles vom Willen der Armee auszugehen ſchien. Die Soldaten waren nach dem Hinſcheiden des Auguſtus in laute Jammerrufe ausgebrochen, ſie hatten ihre Kleider zerriſſen, ihren Herren, ihren König, ihren Wohlthäter und Vater beweint. Das Nächſte war, daß ſie deſſen

Verordnungen umzustoßen und seine Verwandten zu ermorden gedachten. Die höheren Offiziere [1]) sandten Briefe mit der Todesnachricht an die entfernteren Söhne Constantins und deren Heerestheile, forderten diese auf, daß man sich nur von den Söhnen des geliebten Todten wolle beherrschen lassen, und empfingen die gewünschte Antwort zurück. Ueberall wurden die Soldaten in diesem Sinne von den Cäsaren und Offizieren bearbeitet, und als das gesammte Heer, „wie auf eine höhere Eingebung", desselben Sinnes war, brachen die Tumulte in Constantinopel aus. Die Soldaten riefen, nur Constantins Söhne sollten ihre Augusti sein, und ein entsetzliches Hinschlachten der Constantinischen Familie begann. Die Oheime und Schwäger, die Gemahle der Prinzessinnen, fast alle männlichen Verwandten ließ Constantius in demselben Blutbade umkommen; bald fielen auch der unbequeme Dalmatius und Hannibalian: entweder durch freundliche Versprechungen nach Constantinopel gelockt, oder in ihren eigenen Reichstheilen von den Soldaten niedergemacht. Nur zwei kleine Prinzen: der etwa zwölfjährige Gallus und der sechsjährige Julian blieben übrig; sie verdankten ihr Leben mehr dem Zufall als dem Willen des Constantius, der die für jetzt ungefährlichen in einem Anfall von Ersättigung nach der Blutgier verschonte, da sie nun einmal noch athmeten. Ueber den Leichen ihrer nächsten Verwandten wurden die drei jungen Cäsaren zu Auguften ausgerufen, und der römische Senat verkündete feierlich diesen freudigen Akt. (9. Septbr. 337)

Im nächsten Jahre kamen die Brüder in Sirmium zur definitiven Reichstheilung zusammen. Hier, und in einigen späteren Verhandlungen wurde ausgemacht, daß Constantin II. Britannien, Gallien, Spanien und Striche in Afrika besitzen sollte; Constans: Italien, Afrika und die illyrischen Länder bis Thracien; Constantius II. die letztere Provinz mit der neuen Hauptstadt, Asien und Aegypten. Constantin der Erste hatte seine drei Söhne von Hofheiligen erziehen lassen; aber das Christenthum übte keine sittlichenden Wirkungen auf die starren, frühzeitig von Schmeichelei und Ueppigkeit des Hofes angefressenen Herzen aus. Die ersten in der Religion Jesu erzogenen Herrscher hatten alle Dämonen in ihrer Brust, und gaben den Heiden zu argen Betrachtungen Anlaß. Bei den Morden ihrer unbequemen Verwandten hatten sie sich vortrefflich verstanden: zwei Jahre nach der Zusammenkunft in Sirmium brach wegen einiger Gränzstreitigkeiten in Afrika, der

Bruderkrieg aus [2]). Mit rasch zusammengerafften Schaaren fiel plötzlich Constantin II. „wie zu einer Räuberei", aus Gallien in die Provinzen des unvorbereiteten Constans ein. Aber das kopflose Unternehmen scheiterte bald. Bei Aquileja traten ihm einige Generale des Constans mit geordneten Truppen entgegen; er wurde geschlagen, niedergestoßen und in den nahen Küstenfluß Alsa geworfen, 340. Der erfreute Constans nahm Besitz von den Ländern seines Bruders, ohne Constantius einige Entschädigung für den großen Machtzuwachs zu gönnen, ohne ihm die geringste Hülfe bei den dringenden Verlegenheiten des sehr unglücklich geführten Perserkrieges zu gewähren. Seitdem herrschte Groll zwischen den beiden Brüdern, welcher durch religiöse Empfindungen lebhaft gesteigert wurde.

Zwar, in ihrem Haß gegen die alten Götter waren beide einig. Sie gingen viel entschiedener gegen deren Culte und Tempel vor als ihr Vater selbst in seiner letzten Zeit. Im Jahre 330 war Constantinopel von dem alternden Monarchen, unter solennen Feierlichkeiten in wunderlich heidnisch christlicher Vermengung, eingeweiht worden. Ungefähr zwei Jahre darauf beruhigte Constantin die Gothen. Zwischen diese beiden Ereignisse muß die Publication eines Ediktes gefallen sein, in welchem die Schließung heidnischer Tempel, aber auf schonende Weise, verordnet wurde. Vielfache und unwiderlegliche Zeugnisse beweisen jedoch, daß überall vom Euphrat bis zum atlantischen Meere, der Opferdienst nach den „altväterlichen Riten" stattfand. Das Edikt war also nur auf die vielen unbenutzten oder kaum noch besuchten Tempel bezogen. Hauptsächlich aber hatte Constantin die reichen Tempelschätze und Liegenschaften dabei im Auge. Sie verstaubten und verrosteten theils in den öden Heiligthümern, theils dienten sie einer Menge unnütz gewordener Götzenpriester und Tempeldiener zu trägem und opulentem Genuß, während Constantin sie bei den stets wachsenden Staatsbedürfnissen, den Geschenken an die Kirche, und seiner persönlichen Verschwendungssucht vortrefflich gebrauchen konnte. Seitdem hat die Klage der Heiden begonnen, daß eine Menge Unwürdiger die heiligen Güter an sich reiße und verprasse. Aber das Prinzip der Parität zwischen der alten und neuen Religion war vom Kaiser in den Hauptzügen nicht aufgegeben, wenn er auch damit geendet hatte, den Polytheismus mit ziemlich mürrischem, die Kirche mit um so liebevollerem Auge anzusehen. Die

Freude der Christen war natürlich groß; sie sahen, wohin der leise Sinneswechsel des Kaisers allmählich führen würde. Aus der Dunkelheit einer schweren und langen Unterdrückung schnell in den Glanz der freigebigsten Begünstigung, der deutlichen Bevorzugung, der sicheren und nahen Herrschaft versetzt, wurden sie geblendet, und verloren auch gegen die Heiden die Mäßigung, welche sie gegeneinander aufgegeben hatten [3]).

Was bei Constantin nicht mehr zu erringen gewesen, dazu konnten seine schwachen und bigotten Söhne leichter gebracht werden. Firmicus Maternus, ein früherer der chaldäischen Sterndeuterei und sonstigen Magie ergebener Heide, richtete eine Schrift „über den Irrwahn der profanen Religionen" an Constantius und Constans, welche den Fanatismus der eifrigeren Christen gegen die Götzendiener aufdeckt. Sie enthielt die wildesten Forderungen. „Nehmt weg, nehmt dreist hinweg den Tempelschmuck; in die Schmelze und in die Münze mit jenen Göttern; alle Weihgeschenke verwendet zu eurem Nutzen, und zum Nutzen des Herren!" Sie erinnerte an einen Bibelspruch, und wollte die blutige, erbarmungslose Verfolgung der Heiden. Nicht der Freund, nicht der Bruder, nicht das eigene Kind, nicht das Weib in den Armen des Christen sei zu verschonen, wenn sie sagen: „komm, laß uns anderen Göttern dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter." Sie seien zu erwürgen, sie seien zu Tode zu steinigen. Die Bürger ganzer Städte müßten geschlagen werden mit der Schärfe des Schwerdtes. Denn so gebiete es die erhabene Strenge des Herren [4]). Aehnliche Vorstellungen werden viele an das Ohr der jungen Kaiser geschlagen sein. Die bigotten und habsüchtigen Söhne Constantins hatten abzuweisen, zu mäßigen, den Zustand des Reiches, die Macht des Heidenthums durch die überwiegende Menge seiner Anhänger zu bedenken. Aber sie erklärten öffentlich ihren Widerwillen gegen den „Wahnsinn der Opfer" und die „Superstition": [5]) so wurde von jetzt ab das Heidenthum offiziell genannt, während die Götterverehrer das Christenthum die „Gottlosigkeit", den „Atheismus" nannten (ἀθεία, ἀθεότης). Sie glaubten alles Ernstes, die Christen hätten keinen Gott, weil er nicht sichtbar sei, oder wenigstens nicht leiblich gedacht wurde, wie die in Marmor dargestellten Götter. Andere hielten, in der weitgehenden Religionsvermischung jener Zeit, Christum für einen aus der Zahl der Olympier, während wiederum Christen die himmlische Mutter oder den Saturn

verehrten, und in eine jüdische Synagoge gingen, um einen verlangten Schwur zu leisten [6]). Jene Aeußerungen der christlichen Kaiser indessen gegen den heidnischen Aberglauben, waren mehr bloße Proklamationen, als wirklich bindende Gesetze. Nicht einmal mit einer bestimmten Strafe wurde die Nichtachtung ihrer Forderungen, daß die Opfer aufhören sollten, bedroht. So dauerten thatsächlich die Götterdienste fort: wenn auch prinzipiell die Gleichberechtigung der Religionen, ja die Berechtigung der polytheistischen Culte überhaupt, aufgehoben war. Eine so ungeheure Umwandlung hatte sich in dreißig Jahren vollzogen; eine verhältnißmäßig kleine, aber entschlossene, geistig überlegene und enthusiastische Minorität, welche, trotz aller Irrthümer und Ausschreitungen, im Grunde die Wahrheit und deshalb die Zukunft für sich hatte, schickte sich an, gegen die große, aber lasche und zersetzte Majorität vorzugehen, und Rache zu üben für die erlittenen Verkennungen und Beschwerden. Definitiv waren die nächtlichen, sogenannten magischen Opfer bei strengen Strafen verboten. Und mit Recht, denn Unsittlichkeit, Verführung, Betrug und düstere Verbrechen hatten dort ihr Wesen getrieben.

Wenn nun aber im Reichstheil des Constantius, wo die Religion Jesu viel verbreiteter war als im Abendlande, das Heidenthum sich schon im Zustande halber Verfolgung befand, so genoß es in den Provinzen des Constans einer beinahe unbelästigten Ruhe. Der Kaiser hatte sich als seinen Gegner proklamirt, aber nicht einmal gewagt, ein so scharf abgefaßtes Edikt zu erlassen, wie sein Bruder. So bigott er war, welchen Einfluß er den eifrigsten Bischöfen gestattete: er hielt es nicht für rathsam, gegen eine verhaßte religiöse Macht gewaltthätig vorzugehen, welche, den römischen Senat nebst all den uraltheiligen Collegien der Pontifices und Vestalinnen an der Spitze, die Staatsreligion eines Jahrtausends hütete, und viel gediegener organisirt war, als die nur wenig unter sich zusammenhängenden Priesterschaften des Orients. Dazu kam die imponirende Ueberzahl der Götteranbeter, der im Ganzen doch festere, dem orientalischen Despotismus nicht ganz so flüssig nachgebende Charakter der Abendländer, und der römische Stolz heroischer, mit dem Götterwesen engverflochtener Traditionen die im Occident stärker wogen als im Orient. So indolent der Polytheismus war, es schien in Europa gefährlich, ihn zu stark zu reizen. Trotzdem scheint im Verlauf von sechzehn Jahren auch

Constans hin und wieder einen noch besuchten Tempel geschlossen zu haben: in Gegenden nämlich, wo das Christenthum mächtig genug war, um dies zu gestatten [7]).

Desto ergebener war Constans der neuen Religion, und Constantius that es ihm noch zuvor. Beide Kaiser beschenkten die Kirchen reichlich mit Geld und Liegenschaften, und gaben den Priestern immer größere Freiheiten, Vorrechte und Immunitäten. Aber hier trennten sich die Wege der Brüder, und ihr Haß begann. Constans theilte mit fast allen Bischöfen Europas und Afrikas die Liebe zu den dogmatischen Festsetzungen des Concils von Nicäa. Constantius verabscheute das Wort Homousios mit den meisten Bischöfen Asiens, und fühlte einen zornigen Widerwillen gegen dessen genialen und kühnen Vorkämpfer Athanasius, welcher zudem eine gewisse Selbständigkeit der Kirche und des Klerus dem Thron gegenüber aufrecht zu erhalten trachtete. Constantius dagegen wollte diese ebensowenig dulden wie das Wort Homousios, und die zum Arianismus neigenden orientalischen Bischöfe waren bereitwilliger als die Homousianer, sie gänzlich daranzugeben [8]). Als im Jahre 338, nach dem Morde der kaiserlichen Familie, die Brüder in Sirmium zusammengekommen waren, um das Reich neu zu theilen, hatten sie gleichzeitig die Rückberufung aller verbannten Bischöfe beschlossen. So war Athanasius aus Trier nach Alexandrien zurückgekehrt. Sein Einzug glich einem Triumphe: das nicäischgesinnte Volk jauchzte und psalmirte seinem großen Bischof entgegen. Die kleine arianische Gemeinde aber scheint, von Zorn und Besorgniß getrieben, Tumulte erregt zu haben [9]). Dann hielt sie sich stiller unter einem eigenen Bischof, den ihr auf Befürwortung der eusebianischen Partei, der Kaiser gestattete.

Bald aber waren die Kämpfe wieder in vollem Gange. Athanasius wirkte auf alle Weise für das Homousion, setzte, so viel er konnte, arianische Bischöfe in seinem Sprengel ab, und trat entschlossen, in freier Haltung, den kaiserlichen Meinungen und Ansprüchen entgegen. Constantius Erbitterung stieg fortwährend gegen den mächtigen und kecken Prälaten, der sich der Gunst der beiden abendländischen Kaiser laut rühmte [10]). Dazu kamen die Intriguen und Einflüsterungen der eusebianischen Bischöfe welche behaupteten, Athanasius habe den Aufruhr bei seiner Ankunft in Alexandrien selbst erregt, und das der Kirche zukommende Korn für die eigene Tasche verwendet. Synoden wurden gehalten, alles

war in der heftigsten Gährung, am Hofe disputirten die wachthabenden Offiziere, die Kämmerlinge, die Hofdamen und die Zofen. Die Familien waren in Parteien zerrissen, die Städte und das Land voller Händel. Endlich, im Jahre 341, berief Constantius ein großes Concilium nach Antiochien. Hier residirte er selber, um die Oberleitung in dem ziemlich unglücklichen Perserkriege zu führen. Er saß in eigener Person der Synode vor; die Väter entwarfen ein neues Symbolum welches das nicänische ersetzen sollte. Es zeugte von dem Wunsche aller Parteien nach Frieden und Vereinigung, und enthielt im Grunde die Dogmen des Nicänums, nur nicht das verhängnißvolle Wort Homousios. Athanasius wurde seines Bisthums verlustig erklärt, als schon einmal von einer Synode abgesetzt. Allein er verließ nicht freiwillig seine Metropolis. Er trotzte der Synode und dem Kaiser, und übte die bischöflichen Funktionen weiter. Mit Waffengewalt mußte der neue Bischof: Gregor, ein allerdings übel ausgewählter, roher und gemeiner Mensch, in Alexandrien eingeführt werden, und Athanasius ergriff nicht eher die Flucht, als blutige und ärgerliche Auftritte geschehen waren, wie nur der Fanatismus sie möglich macht. Er floh nach Rom, und Constantius mußte von dem erzürnten Prälaten die verabscheuten Namen eines Pharao, eines Beschützers der Gottlosen, eines Saul, Belsazar, Ahab, Pilatus, ja des Antichrists hinnehmen.

Um so höher war des Athanasius Meinung von dem frommen Constans im Westen, welcher dem großen Feinde seines Bruders die huldvollste Zuvorkommenheit erwies. Der vertriebene Metropolit folgte gern den Einladungen des Kaisers nach verschiedenen Orten. Ein Mann welcher selbst Constantin I. auf Augenblicke imponirt und die Gerechtigkeit seiner Sache probat gemacht hatte, brauchte seinen Geist nur wenig spielen zu lassen, um einen jungen, vorweg für ihn eingenommenen Fürsten von geringen Verstandeskräften zu überzeugen, wie rein und wahr seine theologischen Ansichten seien, wie sanftmüthig und liebevoll sein Herz und sein Benehmen, wie ruchlos seine Gegner in allen Stücken. Die kirchlichen Streitigkeiten, die sich jetzt in der Frage zuspitzten, ob der Vorkämpfer des Homousion wieder inthronisirt würde oder nicht, erlangten bereits politische Bedeutung. Mit der gegenseitigen Eifersucht der Brüder wuchs die Liebe für ihr Glaubensbekenntniß, ihr Zorn gegen das des Mitaugustus, und gegen diesen selbst.

Athanasius hatte den Kaiser und den angesehensten Bischof des Abendlandes, den römischen, ganz auf seiner Seite. Diese drei Männer verabredeten, daß ein neues ökumenisches Concil endlich die Glaubensfrage durch ein definitives Symbolum lösen solle. Es war, bei der Größe des constantischen Reiches vorauszusehen, auf welche Seite der Sieg neigen würde. Um so gebieterischer drang Constans in seinen schwächeren, von den Persern bedrängten Bruder, auf die Berufung des Conciliums einzugehen. Constantius sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen, und zwang seinerseits die widerwilligen Bischöfe des Orients zum Besuch der Synode.

In Sardica, dicht an der thracischen Gränze günstig gelegen, versammelten sich die Väter, 347. Aber die orientalischen Bischöfe mußte es im höchsten Grade erstaunen, daß Athanasius, von zwei Synoden für schuldig und abgesetzt erklärt, ohne Weiteres in das Concilium trat um mitzutagen. Ihr Antrag, man solle wenigstens zuvor eine neue Untersuchung an Ort und Stelle führen über die argen Dinge, deren der alexandrinische Bischof beschuldigt sei, wurde von der Majorität der abendländischen Väter rund abgeschlagen. Die Asiaten sahen überhaupt ihre Niederlage, gegenüber den fest und hochmüthig auftretenden Gegnern voraus; die Europäer und Afrikaner wiesen jede Ausgleichung zurück. Das Concilium endete mit einer vollkommenen Spaltung zwischen Orient und Occident. Die orientalischen Väter siedelten nach Philippopolis über.

Die Theilsynode von Sardica, welche sich von jetztab als die allein zu Recht bestehende ökumenische betrachtete, that einen überaus wichtigen Schritt zur einheitlich monarchischen Organisation der gesammten Kirche. Sie ertheilte dem Bischof von Rom, „um das Gedächtniß Petri zu ehren" weitgehende oberrichterliche Befugnisse über alle Bischöfe und die Beschlüsse der Synoden. Abgesetzte Bischöfe sollten an ihn appelliren können, und ihm wurde das Recht erneuter Untersuchung zugestanden. Wäre dieses Prinzip thatsächlich so schnell durchzuführen gewesen wie es ausgesprochen wurde, hätten nicht viele Bischöfe sich dagegen gesträubt, hätte nicht die kaiserliche Macht dieselben Befugnisse wirkungsvoller geübt, so wäre die geistliche Oberherrlichkeit Roms über die bisher freien, nur den Synodalbeschlüssen als höchster Instanz unterworfenen Metropoliten und Bischöfe, mit dem Jahre 347 entschieden gewesen. Athanasius, welcher die Freiheit der alexandrinischen Kirche

vom Thron möglichst gerettet zu sehen wünschte, unterwarf sie, ob gern oder ungern, dem geistlichen Joche Roms, und gewann dafür den dankbaren Beistand des einflußreichsten Metropoliten. Die Synode von Sardica bestand ferner auf dem Worte Homousios, und auf der Wiedereinsetzung des Athanasius. Die Väter von Philippopel betheuerten, niemals in solche Forderungen willigen zu können.

Beide Versammlungen erließen Synodalschreiben an die Christenheit. Das Concilium von Sardica behauptete die reine Lehre, die Gottseligkeit, die Unschuld und unrechtmäßige Absetzung des Athanasius. Das Concilium von Philippopolis behauptete, Athanasius verbreite gotteslästerliche Lehren, er habe viele Verbrechen wider Gott und die Geheimnisse des Glaubens begangen, er habe einen Kelch zerbrochen und einen Altar umgestürzt, wie ein Tyrann gewüthet, und Menschen durch Kerker, Schläge und Martern gezwungen, in seine Kirchengemeinschaft zu treten; er habe gemordet. Die orientalischen Väter beschwerten sich, daß man sie der Gewalt eines abendländischen Bischofs unterwerfen wolle. Beide Concilien bezüchtigten die Väter ihrer Gegenpartei der gräulichsten Bosheit, der Verläumdung, der Abfassung falscher Schriften, der Exilirung, Einkerkerung und Mißhandlung Rechtgläubiger; sie seien des ewigen Todes schon bei Lebzeiten; sie hätten heilige Jungfrauen schamlos vor allem Volk entblößt, nackte Priester mißhandelt, den Leib des Herrn entheiligt, Feuersbrünste und blutige Pöbelaufstände angestiftet; sie hätten geraubt, gemordet; kurz, die Heiligen jeder Glaubenspartei hatten alles gethan, dessen die verworfensten Menschen nur in ihren schrecklichsten Augenblicken fähig sind [11]).

Es schien, der Glaubenskampf sollte sich in einen politischen zwischen den kaiserlichen Brüdern fortsetzen. Constans, welcher schon den einen Bruder überwältigt und beerbt hatte, mag lüstern auf das Reich des anderen gewesen sein. Er schrieb, wahrscheinlich auf Anrathen seiner nicänischen Bischöfe, einen sehr beleidigenden Brief an Constantius, worin die Weigerung, Athanasius wieder einzusetzen, zum Kriegsfall gemacht wurde. „Dann werde er selbst kommen, und den Bischof zurückführen.“ Constantius besaß das kleinere Reich, untüchtigere Truppen, und war noch immer in tiefer Bedrängniß durch die Perser. Seine eusebianischen Bischöfe riethen ihm daher nachzugeben [12]). Um Thron und

Leben zu retten bezwang er seinen Stolz und seinen tiefen Widerwillen gegen den Bischof. Er schrieb einen höflichen Brief an Athanasius und lud ihn ein, getrost auf den Thron von Alexandrien zurückzukehren: denn er wolle gern den Wünschen seines Bruders nachkommen. Aber Athanasius hielt seinem Stolze noch eine größere Genugthuung für angenehm, und wollte den ketzerischen Pharao noch tiefer demüthigen. Er nahm eine mißtrauische und zögernde Haltung an, und zwang den Augustus zu drei neuen Briefen, ehe er sich erbitten ließ, den Kaiser wegen seines Diadems zu beruhigen. In Alexandrien bereitete die große nicänische Partei ihrem gewaltigen Hirten wiederum den Einzug eines Triumphators, 349. So hoch steigerte sich der fromme Enthusiasmus, daß viele Jünglinge sich dem Mönchsstande weiheten, Bräute ihre Verlobten aufgaben und ewige Jungfrauenschaft schwuren, Eheleute Enthaltsamkeit übten. Mit bitterem Ingrimm betrachteten Constantius und die Eusebianer die Scenen in Alexandrien und ihre eigene Niederlage. Aber die Zeit war nahe wo sie ihr Haupt frei erheben konnten.

Nicänische Priester haben am Kaiser Constans Tugenden entdeckt, welche dem Auge anderer Sterblichen entgangen sind. Eine Art jugendlicher Frische und Rührigkeit, als er mit 17 Jahren den Thron bestiegen, könnte nur Verwunderung erregen wenn sie gefehlt hätte. Die Rathschläge des Oberkammerherren Eutherius, eines Eunuchen von seltener Vortrefflichkeit, mögen den ersten guten Vorsätzen des jungen Kaisers: kräftig und gerecht zu regieren, eine etwas längere Dauer gegeben haben. Bald wurden sie in den Wind geschlagen. Der unverhoffte Erfolg gegen den Bruder, einige nicht geradehin unrühmliche Kämpfe mit den Franken, und die Waffenruhe welche danach eintrat, erhoben das Selbstgefühl des Kaisers, und machten ihn träge. Bald hatten die Unterthanen über Geiz, Tyrannei und Erpressungen zu klagen, und sie konnten bemerken, daß Constans am liebsten sinnlichen Ausschweifungen oder der Jagd obliege, wenn ihn nicht Gliederschmerz und Schwäche in den Händen und Füßen: — eine Folge seiner Lebensweise — an's Zimmer fesselten, oder die kirchlichen Angelegenheiten ihn beschäftigten [13]). Er begünstigte die Germanen, welche hohe Posten in seiner nächsten Umgebung bekleideten. Erschien dies als ein richtiges Zugeständniß an die Zeitumstände, so war doch seine Liebe zu einigen germanischen Geiseln und gekauften

Sclaven: lauter schönen Jünglingen, denen er alles erlaubte, von so auffallender und schamloser Art, daß er die Verachtung und Entrüstung der Offiziere und Soldaten erregte, wie er bereits den Haß aller ihm untergebenen Völker auf sich geladen hatte.

Von der allgemeinen Mißstimmung ermuthigt, bildete sich im Jahre 350 eine Palastverschwörung. An ihre Spitze trat merkwürdiger Weise ein Mann, welcher der Begünstigung der Germanen seine hohe Stellung verdankte. Magnentius war einer der Millionen Deutschen, welche unter den verschiedensten Bedingungen im römischen Reiche lebten. Seine Eltern waren über die Gränze eingewandert, nnd hatten sogenannte lätische Ländereien von Constantin dem Ersten erhalten. Magnentius eignete sich eine gewisse römische Bildung an, führte einen römischen Namen, und suchte überhaupt, wie es scheint, sich möglichst zu romanisiren. Er war schließlich mit dem Oberbefehl zweier auserlesenen und berühmten Legionen, der Jovianer und Herculianer betraut worden. Seine Thaten stimmen mit dem ihm gemachten Vorwurf, daß er eine angeborene Zaghaftigkeit geschickt unter dem Schein der Keckheit zu verbergen wußte, nicht überein. Der ehrgeizige Germane strebte nach dem Diadem, und wußte es durch einen kühnen Streich zu erlangen. Sein Freund und Mitverschworener, der Großschatzmeister Marcellinus, richtete zu Autun ein großes Gastmahl an. Als die Gäste tief in der Nacht durch den reichlichen Wein in unternehmende Stimmung versetzt waren, erschien plötzlich Magnentius, der sich auf einen Augenblick entfernt hatte, mit dem Purpur bekleidet und hielt eine Anrede in der scharfen, heftigen Art die ihm eigen war. Sie jauchzten ihm zu, und nannten ihn ihren Augustus. Als sich am anderen Morgen der Ruf dieses Ereignisses verbreitete, strömte das bedrückte Landvolk, welches von jeder Aenderung eine verbesserte Lage hoffte, massenweise in die Stadt. Die Soldaten wurden dem Usurpator leicht gewonnen, alles jauchzte und rief: Magnentius Augustus! Kaiser Constans verlor über diese Nachrichten, die er auf der Jagd empfing, die Fassung. Nur von Wenigen begleitet, floh er nach den Pyrenäen, um in Spanien Rettung zu suchen. Aber Magnentius sandte ihm eine auserlesene Schaar unter dem Germanen Gaiso nach. Im Städtchen Helena am Abhange der Pyrenäen (heute Elun) erreichten die Soldaten den Imperator. Der heftige Feind der Götter, welcher alle ihre Tempel hatte schließen wollen, war froh einen offen stehenden zu

finden, um dessen heiliges Asylrecht zu genießen. Aber Gaiso, vielleicht ein Christ, zeigte ihm seine Mißachtung der dämonischen Stätte. Er stieß ihn nieder, und Constans hauchte in den Armen des Laniogaiso, eines jungen Deutschen aus der erlesenen Gardeschaar der Candidaten: des einzigen Menschen, der ihm bis zu seinem Ende treu geblieben, das Leben aus (im Januar 350) [14]).

Magnentius besaß die abendländischen Provinzen. Die Kreuzesfahne, welche er auf seine Münzen prägen ließ, beweist, daß er den Namen Christi bekannte [15]). Doch hatte er sich der heidnischen Magie und Divination ergeben, und erlaubte die von Constans verbotenen nächtlichen Opfer wieder. Ueberhaupt ließ er dem Heidenthum freie Gewähr: sei es in der größeren religiösen Toleranz, welche, wie es scheint, die Germanen unter den Römern bewahrten, sei es weil er die große, von Constans beleidigte Partei der Heiden für sich gewinnen wollte. Gleichwohl gelang es ihm nicht, seine Unterthanen zufrieden zu stimmen, und gerade die heidnischen Autoren haben die ungünstigsten Urtheile über ihn gefällt. Sie nannten ihn übermüthig im Glück und verzagt im Unglück, ein Vorwurf übrigens, welcher den Germanen öfters gemacht wurde. Sie behaupteten, er sei von Natur hart, böse und feige, nehme aber mit großer Verstellungskunst ein rauhes und hochfahrendes Benehmen an, wenn er sich fürchte, und täusche Viele durch ein zur Schau getragenes Wohlwollen [16]). Magnentius verfiel dem Loose fast aller Thronräuber, ein drückendes und mißtrauisches Regiment führen zu müssen. Es scheint, daß er bald dem römischen Heere nicht traute, denn er zog so große Schaaren fränkischer und sächsischer Söldner in seinen Dienst, daß sie, wenigstens nach der Aussage Julians des Apostaten, die Zahl der widerwillig gehorchenden römischen Soldaten übertrafen, und die Legionen aus Furcht vor diesen Deutschen sich willfährig zeigten [17]). Das Geld welches zu solchen Zwecken eingetrieben werden mußte, die Erschütterungen, zu denen die Usurpation des Magnentius den Anstoß gab, ließen die Provinzialen noch eine Verschlimmerung ihres Looses empfinden. Vor Allem: Magnentius war ein Germane. Der römische Stolz fühlte sich tief gekränkt, daß ein Barbar, der, wie sie mit Uebertreibung sagten, ein elender Sklave von Abkommen sei und später die Freiheit erhalten habe, den kaiserlichen Purpur trug. Man kam schnell dahin, die Zeiten des Constans zurückzuwünschen, wie drückend und schmachvoll sie auch gewesen seien [18]).

War in Gallien ein glücklicher Usurpator erstanden, so hielten auch in einer anderen Gegend die Truppen es für angemessen, einen Thronkandidaten aufzustellen. Die alte Soldatenwillkür erwachte; die illyrischen Legionen verwarfen die constantinische Nachfolge, und riefen ihren General Vetranio zum Augustus aus: einen biederen, gutmüthigen Braven ungebildeten Geistes, dessen geringe Energie und Verstandeskraft das vorgerückte Greisenalter noch mehr abgestumpft hatte.

Constantius erhielt diese alarmirenden Nachrichten, während der Perserkönig mit siegreichen Heeren in den östlichen Provinzen hauste, und die berühmte Festung Nisibis zum dritten Mal durch alle Anstrengungen außergewöhnlicher Belagerungskunst zu gewinnen suchte. Constantius' Kriegführung war kläglich; aber er besaß einige andere lobenswerthe Eigenschaften. Er verstand es, ohne den gewinnenden Ruhm militärischer Erfolge, die Gemüther der Soldaten an sich zu fesseln: vornehmlich durch kluge Pflege der heroischen Erinnerungen an seinen Vater. Er sorgte, so weit er es zu übersehen vermochte, für eine ordnungsmäßige Besetzung der Militär- und Civilämter. Man konnte ihn nicht träge nennen. In seinen seltenen Mußestunden beschäftigte er sich eifrig mit den feineren Wissenschaften, und da ihm trotz aller Bemühungen die höhere Redekunst versagt blieb, legte er sich auf's Versemachen: immerhin eine unschuldige Beschäftigung für einen Fürsten, der sich ruhen und erfreuen will. Strenge Mäßigkeit in Speise, Trank und Schlaf, eine Keuschheit welche selbst den Klatschereien der Hofleute keinen Anhalt bot, zeichneten ihn vor den meisten römischen Imperatoren und Großen aus, und lassen beinahe glauben, daß er den ascetischen Lehren der christlichen Priester möglichst nachzukommen suchte. Da er die Nüchternheit nicht bis zur Kasteiung trieb, und seinen Körper von Jugend auf durch gymnastische und militärische Uebungen gestählt hatte, so erfreute er sich einer eisernen Gesundheit.

Doch ungeheure Selbstsucht und Herrschgier waren Constantius' innerstes Wesen. Ihnen hatte er, als zwanzigjähriger Jüngling, fast sein ganzes Haus geopfert. Jene Blutthat, ohne Gleichen selbst in der römischen Geschichte, konnte wenigstens das Zeichen markiger Wildheit sein. Doch in diesem Charakter hatte nichts einen großen und kühnen Zug. Die Selbstsucht erhielt den Stempel schleichender, finsterer Heimtücke. Die Herrschsucht wurde zur

neidischen, nagenden Unruhe. Mit lauernder Angst ließ er durch unzählige Spione auskundschaften, ob nicht irgendwo ein Mensch auf seinen Schaden sinne. Der leiseste Verdacht, der Wink eines der tausend feilen Denunzianten, der freundschaftliche oder nur ganz lockere gesellige Zusammenhang mit einem Angeklagten, brachte dem Unschuldigsten Verderben. In diesen häufigen Fällen hatte Constantius die kalte, heimtückische Grausamkeit eines Domitian und Commodus. Verzeihung war ihm etwas gänzlich Fremdes. Es kam hinzu, daß er ein großer Menschenkenner zu sein glaubte, weil er ein gewisses Auge für die Fehler der Menschen hatte. Diese einseitige Gabe machte ihn noch argwöhnischer und furchtsamer. Von Natur kleinlich und finster, hatte sich Constantius einer ausschweifenden Bigotterie ergeben. In ihr mochte er ängstlich die Verzeihung und Ruhe suchen, welche die immer noch zunehmende Reihe von Blutthaten ihm unmöglich machte. Der Kaiser verzerrte, nach dem glücklichen Ausdruck eines Zeitgenossen, die reine und einfache Lehre des Christenthums zum Aberglauben eines alten Mütterchens. Mit scrupulöser Genauigkeit wog er rastlos jedes Wort der Glaubenssymbole ab, die mit einer Fruchtbarkeit, welche auf anderen Gebieten dem römischen Reiche zu wünschen war, aus den Synoden hervorwucherten. Er ließ sich tief in die religiösen Streitigkeiten ein, wollte gebieten wie zu glauben sei, wollte, mit unermeßlich geringerem Geist als sein Vater, eine weit größere Herrschaft über die Gewissen und die Hierarchie ausüben, und erhitzte und verwirrte Alles. Trotz der Herrschsucht auf weltlichem und religiösem Gebiet, trat seine Schwäche immer deutlicher zu Tage. Endlich wurde er ganz von seinen Gemahlinnen, Eunuchen, Bischöfen und Höflingen geleitet, die jedes Wort mit enthusiastischem Beifall begrüßten, und ihn dann zu dem brachten was sie wollten. Diese Höflinge machten sich die Schwäche ihres Herren gründlich zu Nutze, und mästeten sich vom großartig und raffinirt betriebenen Raube der Unterthanen, und den Schätzen der geplünderten Tempel. Dem Kaiser selbst brachten die Erpressungen mehr Haß als Gewinn; er lebte ohne Prunk und Aufwand für seine Person, während um ihn her ein Gezücht vieler Tausende, vom Oberhofmeister und Oberkammerherren des heiligen Schlafgemaches herab, bis zum Koch und Barbier, in Gold und Seide strotzte, und in Ueppigkeit schwelgte. Aber den Mangel an Umsicht und sicherem Willen, die Gewissensbisse, unter deren Mar-

tern er seine Kinderlosigkeit und das Unglück im Perserkriege der göttlichen Rache zuschrieb, die ewig quälende Angst vor dem Dolch eines Meuchelmörders oder dem Schwert eines Usurpators, suchte Constantius unter einer scheinbar nie erschütterten Gelassenheit [19]) und ceremoniösen Gravität zu verbergen. Zum Ergötzen der Römer, brachte bei öffentlichem Erscheinen den Kaiser nichts dahin, die eingenommene Stellung zu verändern, sich umzusehen, oder die Hand nach dem Gesichte zu bewegen. Nur eins vermochte den Imperator in Lebhaftigkeit zu versetzen. Wenn ein Usurpator aufgestanden war, wenn es galt Leben und Diadem zu vertheidigen, dann erweckten Zorn und Angst eine Thatkraft und Geschicklichkeit in ihm, welche ihn auf Augenblicke als Constantin des Ersten Sohn erkennen ließen.

Bald nachdem Constantius die Nachrichten vom Tode seines Bruders, von der Usurpation des Magnentius und Vetranio empfangen hatte, trat ein unverhoffter Glücksfall im Perserkriege ein. Die Einwohner und die Besatzung von Nisibis waren durch den Bischof Jakob und den Commandanten Lucianus zu heroischer Ausdauer begeistert worden. König Sapor mußte mit großen Verlusten in sein, von äußeren Feinden bedrohtes Reich abziehen. Constantius konnte nach Illyrien aufbrechen, wo Vetranio stand. Er hatte diesen wohlwollenden, schwankenden und kurzsichtigen Alten durch freundschaftliche Versicherungen zutraulich gemacht. Vetranio war, nach einigen Unterhandlungen mit Magnentius bereit, dem Sohne des verehrten Constantin, seines einstigen großen Kriegsherrn, gegen den gallischen Anmaßer beizustehen. Bei Naissus sollten die Verhandlungen der beiden Gewalthaber im Angesichte des ganzen Heeres stattfinden; im Dezember 350. Die Offiziere des vertrauensvollen Vetranio waren bereits dem legitimen Augustus durch verschwenderisch ausgetheilte Geschenke heimlich wiedergewonnen worden. Constantius bestieg das Tribunal; in diesem Augenblick floß ihm die sonst stockende Rede; er wußte so geschickt in den Gemüthern der Soldaten die Traditionen des constantinischen Hauses zu erwecken, und sie auf seinen Zweck hinzuleiten, daß plötzlich Alle riefen, nur der Sohn Constantins solle ihr Augustus sein. Vetranio sah sich von den Legionen verlassen, die ihn zum Imperator proklamirt hatten. Er warf sich dem arglistigen Sieger zu Füßen, und überreichte ihm sein Diadem. Aus Rücksicht auf die Truppen zwang sich Constantius zu einer Milde, die seinem Herzen fremd war.

Er sandte den Greis nach der bithynischen Stadt Prusa, und erhielt so überzeugende Proben von der Ungefährlichkeit des bald schwachsinnigen Mannes, daß er die unerhörte Schonung zeigte, ihn eines natürlichen Todes sterben zu lassen.

Die Usurpation des Vetranio war ein großes Glück für Constantius gewesen. Ohne sie würde Magnentius in den Besitz der illyrischen Provinzen und der tüchtigsten Legionen gelangt sein, die jetzt brannten, ihr Vergehen durch doppelte Tapferkeit wieder gut zu machen. Magnentius hatte unterdessen den Kampf mit einem dritten „Tyrannen" geführt. Nepotian, ein Vetter des Constans und Constantius, war wohl nur dadurch dem Tode bisher entronnen, daß er sich nicht in Gegenden aufgehalten, wohin Constantius Arm langte. Als Constans ermordet war, hielt er die Lage der Dinge geeignet, sich, als ein Mitglied der constantinischen Dynastie, in Italien zum Augustus aufzuwerfen. Aber er fand nur einige Gladiatorenbanden und ein paar Tausende zusammengelaufenen Gesindels für sein Unternehmen; und sein blöder Geist, dessen vorzüglichste Eigenschaft kurzsichtige Keckheit war, bedachte nicht, daß er es mit den Heeren des kriegerischen Germanen Magnentius würde zu thun bekommen. Sein nächster Erfolg war günstig. Er bemächtigte sich Roms, nachdem er den prätorischen Präfekten Anicius geschlagen hatte: einen von Magnentius eingesetzten Beamten, der in Ermangelung regulärer Truppen, Constantius Neffen mit einer gleichen Bande von Gladiatoren und Gesindel entgegengezogen war. Dieser armselige Spottkrieg gab der ewigen Stadt einen Augustus, den sie, aus Haß gegen den Barbaren Magnentius, mit großen Freudenbezeugungen empfing. Aber der schwache Nepotian konnte seine Banden nicht zähmen; bald waren die Häuser, die Märkte, die Tempel voller Plünderung und Tumult, und das Blut gemordeter Senatoren mischte sich mit dem der gemeinen Bürger in den Straßen Rom's [20]).

Es schien, dieser Verwirrung sollten die Truppen des Magnentius ein erwünschtes Ende machen. Sie rückten unter Marcellinus heran: dem Helfershelfer des Franken bei seiner Usurpation, einem Manne, der dem Constantinischen Hause höchst feindlich gesinnt war, und von seinem germanischen Freunde zum Lohn das hohe Amt des Oberhofmeisters (magister officiorum) erhalten hatte. Marcellinus, vom Verrath eines römischen Senators unterstützt, schlug den Nepotian, dessen Haupt durch die Straßen

Roms getragen wurde, 350. Nur 28 Tage hatte die abenteuerliche Herrschaft dieses Constantiners gedauert. Aber was Nepotians Banden verschont hatten, das suchte Marcellinus heim an der Spitze seiner Soldaten. In einem großen Blutgericht wurden alle Verwandten und Freunde des constantinischen Hauses, deren man habhaft werden konnte, viele Senatoren, eine Menge Römer und Römerinnen des Vermögens und Lebens beraubt.

Zugleich artete im ganzen Reich das Walten des Magnentius zu einem wirklichen Schreckensregimente aus. Ueberall von Haß und Unzuverlässigkeit erbittert, gab der Franke, von Natur rauh und heftig, das Wohlwollen auf, das er bisher wenigstens zur Schau getragen, und machte seinem Zorn und seiner Besorgniß durch wilde Maßregeln Luft. Viele verdächtige Offiziere wurden hingerichtet; Magnentius dictirte unerschwingliche Abgaben, forderte die Sklaven auf, ihre Herren zu denunziren, wenn dieselben ihr Vermögen zu gering angäben, und zwang viele Wohlhabende, kaiserliche Domänen zu kaufen. Die erpreßten Summen wurden verwandt, immer neue Soldschaaren von Franken und Sachsen zu miethen.

Mit einem, mindestens zur Hälfte germanischen Heere brach der Franke gegen Constantius auf. Beide Machthaber bedachten, daß Einer von ihnen das Ende des Krieges nicht überleben würde; um die Nachfolge, und zugleich die verlassenen Reichsgebiete gegen neue Usurpationen oder äußere Feinde zu sichern, hatten sie Cäsaren ernannt: Magnentius seinen Bruder Decentius für Gallien, Constantius mit Widerwillen und Argwohn seinen Vetter Gallus, den Bruder Julians, für Asien. Beide Kämpfer um Thron und Leben trafen in den Steppen Pannonien's auf einander. Constantius hatte so angestrengte Kriegsrüstungen gemacht, daß sein Heer noch größer war als das des Franken [21]). Aber Magnentius zeigte weit überlegene Feldherrengaben. Er trieb allmählich den morgenländischen Kaiser so sehr in die Enge, daß dessen Truppen muthlos wurden, er selbst verzagte, und Friedensunterhandlungen anknüpfte. Magnentius jedoch sandte ihm, nebst vielen Schmähungen auf Constantin und dessen Söhne, die hochfahrende Antwort zurück: Constantius solle den Purpur ablegen, und froh sein, daß man ihm das Leben zugestehen wolle. Verzweiflung gab Constantius die Kraft, sich zusammenzuraffen: er sandte dem Anmaßer die würdige Entgegnung: er habe zu Gott gefleht, daß

seine strafende Gerechtigkeit den Mörder des Constans treffen möge, und werde den Krieg weiter führen. Magnentius rückte vor; doch überall schlossen die Städte dem verhaßten Barbaren die Thore; die Bürger erhoben sich aus ihrer gewohnten Indolenz, um vereint mit den Besatzungen ihre Mauern zu vertheidigen.

In der weiten Ebene bei Mursa, einer Stadt an der Drau, heute Essegg, stellten Constantius und Magnentius ihre Heere zum Kampf um die Alleinherrschaft auf. Als die Schlacht im Gange war, begab sich Constantius in eine nahe gelegene Kirche, um zu beten. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Bischof Valens von Mursa, um den Kaiser von der Wahrheit seines Glaubensbekenntnisses, und seinem direkten Verkehr mit dem Himmel zu überzeugen; ein Verkehr, wie er natürlich nur Rechtgläubigen zu Theil werden konnte. Valens war, nebst dem Bischof Ursacius von Singidunum in Mösien, der größte Heilige am Hofe, und ein hervorstechender Führer der arianischen Partei. Er trat mit der Miene eines begeisterten Propheten an den betenden Kaiser, und versicherte kühn, ein Engel habe ihm den siegreichen Ausgang der Schlacht geoffenbart. Eine solche Scene ließen sich die Homousianer nicht entgehen. Sie erzählten bald, Constantius, anstatt muthig um sein Diadem zu kämpfen, sei feige und zitternd in die Kirche geflüchtet, und Valens, durch eine aufgestellte Botenkette von den Schwankungen der Schlacht unterrichtet, habe die erfreuliche Botschaft irgend eines Soldaten für die eines Engels ausgegeben [22]). Die Nicäner sprachen den Arianern natürlich jede visionäre und wunderthuende Kraft ab, welche sie für ihre Heiligen in so reichem Maße beanspruchten. Constantius dagegen schrieb die günstige Wendung der Schlacht wirklich den Gebeten seines geistlichen Vaters zu, und zeigte sich demselben und dessen Glaubensmeinungen um so hingegebener.

Aber nicht blos seinem arianischen Bischof hatte Constantius die günstige Wendung zu verdanken, sondern wesentlich einem Germanen. Der Franke Silvanus war der Sohn jenes Franken Bonit, welcher Constantin dem Ersten so große Dienste im Kriege gegen Licinius geleistet hatte. Er führte unter Magnentius den Oberbefehl der Armaturreiterei, einer bedeutenden, reich ausgerüsteten Gardetruppe, die er, ein noch ganz junger Mensch, wahrscheinlich von Constans erhalten hatte. Seinem Dankgefühl und seiner Treue für die Dynastie Constantins war es unmöglich, gegen Constantius zu fechten. Kurz vor der

Schlacht bei Mursa ging er mit dem ganzen Reitercorps zum Sohne Constantins über [23]), und verstärkte durch die besten Geschwader dessen Cavallerie, welche den Ausgang entschied. Bis tief in die Nacht war gekämpft worden. Da wandten die römischen Legionen, die ohnedies mit geheimem Widerwillen gekämpft hatten, den Rücken, und die ganze Wucht des siegenden Heeres wälzte sich auf die Germanen des Magnentius. Diese hielten mit außerordentlicher Tapferkeit für ihren germanischen Kriegsherren Stand, und achteten es nicht, daß die orientalischen Bogenschützen durch einen dichten Pfeilhagel ihre Haufen lichteten. Endlich aber brachen die herbeigesprengten Cavallerieregimenter in ihre Reihen und traten Alles nieder. Verwirrung und Flucht wurden allgemein; ganze Schaaren der Deutschen stürzten sich in den reißenden Draustrom und gingen unter; Magnentius, einer der Letzten kämpfend, verzweifelte endlich an seiner Sache, warf den Purpur fort, um unerkannt zu bleiben, und mischte sich in die Masse der Fliehenden. Die Schlacht bei Mursa war eine der blutigsten die je von römischen Heeren geschlagen worden, und sogar den herzlosen und selbstsüchtigen Constantius überkam mitten in der Freude über seinen Triumph ein Gefühl des Schreckens und der Trauer, als er die Hügel der Erschlagenen auf der Schlachtebene sah. Wie tapfer die Germanen des Magnentius gefochten, beweist der größere Verlust des Siegers als des Besiegten, und im Ganzen schätzte man die Zahl der Leichen auf vier und fünfzig Tausend. In der Schlacht von Mursa, klagten die Römer, wurden die Kräfte des römischen Reiches aufgerieben, die in äußeren Kriegen zu Roms Sicherheit und Triumphen hätten verwandt werden können. Vom 28. September 351 wurde der unglückliche Zustand vorzüglich hergeleitet, wo die drängenden Germanen nicht sowohl durch Kriege als durch Bündnisse und günstige Friedensbedingungen beruhigt werden konnten [24]).

Constantius bezeugte dem jungen Franken Silvanus seinen Dank, indem er ihn durch die Beförderung zum General der Infanterie in die kleine Zahl der erlauchten Großwürdenträger erhob [25]). Aber der Krieg gegen Magnentius war mit der Schlacht von Mursa nicht beendet. Noch zwei Jahre dauerte das Blutvergießen und die Verwirrung. Magnentius, von Rache und Verzweiflung getrieben, herrschte immer tyrannischer in den ihm gebliebenen Provinzen. Er suchte sich in Italien zu halten; bald

jedoch mußte er das ganze Land in Abfall und Aufruhr erblicken. Rom, die übrigen Städte, die Legionen proklamirten Constantius zu ihrem Kaiser gegen den Barbaren. Magnentius beschloß nach Gallien zu gehen, um dort sich zu vertheidigen und neue Truppen zu werben. Aber durch ein abscheuliches Mittel schnitt Constantius ihm diese Hülfen ab. Kaiserliche Briefe und Geldgeschenke luden die Alamannen nach Gallien[26]), das Constantius selbst bald zu beherrschen gedachte. Die Alamannen, beinahe die heftigsten Feinde Roms, ergriffen freudig die Gelegenheit, unbehindert in das Imperium zu dringen, und vielleicht einen Theil des Landes für immer zu gewinnen, nach dem sie schon lange trachteten. Zunächst erklärten sie sich für Constantius, und verlegten Magnentius die Pässe nach Gallien. Gleichzeitig fingen die gallischen Städte an, sich gegen den Usurpator zu erklären. Dieser wollte durch Spanien dorthin ziehen. Allein in Spanien und Afrika hatte eine Flotte bereits feindliche Legionen abgesetzt. Von aller Rettung abgeschnitten, von allen Seiten verrathen und umdrängt, wehrte sich Magnentius mit dem Rest seiner Truppen noch einmal in den cottischen Alpen. Geschlagen floh er nach Lyon; überall empfing ihn der Ruf: es lebe Constantius Augustus! Als ihn endlich sogar die wenigen Soldaten die er noch um sich hatte, dem Gegner ausliefern wollten, kam er ihnen auf entschlossene Weise zuvor. Er durchbohrte zuerst seine greise Mutter, und den jüngeren seiner Brüder; dann wandte er das Schwert gegen sich selbst. Diesem Beispiel folgte sein noch lebender Bruder, der Cäsar Decentius. Trier hatte ihm die Thore verschlossen; König Chnodomar, der größte der alamannischen Häuptlinge, ihn in offner Feldschlacht besiegt[27]), und ein Haufe Alamannen den nach Sens Geflüchteten umringt. Er verzweifelte und erwürgte sich.

Das germanische Haus des Magnentius war gefallen, Constantius Alleinherrscher, im August 353. Das Reich blutete aus tausend Wunden; in allen Provinzen zuckten die Schrecknisse und Unordnungen der constantischen und magnentischen Verwaltung, der innern und äußern Kriege, der heftigen Religionsstreitigkeiten nach. In Gallien hausten die Germanen immer zahlreicher und verheerender. Eine ausnahmslose Amnestie, von der Constantius in den Bedrängnissen des Thronkrieges etwas verlauten lassen, die nachsichtigste Schonung für alle Unterthanen, ganz gleich welcher Condition und welchen Glaubens, die eingehendste Sorgfalt, um

den Wohlstand und dessen Vorbedingung: das allgemeine Sicherheitsgefühl wieder zu erwecken, waren gebotner als je. So würde Constantin I. und der berüchtigte Heide Diocletian gehandelt haben. Nichts dergleichen lag in Constantius' Absichten, den die persönlich wenig verdienten Erfolge noch herrischer, herzloser und bigotter machten. Zunächst wollte er Rache nehmen, und ein entsetzlich abschreckendes Beispiel statuiren für Jeden der an neue Unbotmäßigkeiten dächte. Eine unerhörte Verfolgung begann gegen Alles was Magnentianer genannt wurde. Der Kaiser suchte die wildesten Beamten aus, um in die geängstigten Unterthanen einzuwüthen. Die Heere der Spione und Denunzianten hatten goldne Tage und wuchsen reißend an. Bald war der Unschuldigste nicht vor Kerker, Folter, Exil, Güterconfiscation und Hinrichtung sicher. Die Römer entsannen sich nicht, daß die Gerichte einen Angeklagten freigesprochen, oder der Kaiser ihn begnadigt hätte. Während dieses Krieges gegen seine Unterthanen, führte Constantius in den Jahren 354 und 355 einige Züge gegen die Alamannen aus, die seinem Namen wenig Achtung, und Gallien keinen Nutzen eintrugen. Und schon hatte er eine dritte große That gethan.

Sein Vetter Gallus residirte als Cäsar des Orients in Antiochien. Er hatte eifrig die Gebete und Glaubensformeln hergesagt, die den wesentlichsten Theil der ihm und Julian angeordneten Erziehung ausmachten. Er wußte vortrefflich auf den gewünschten frömmelnden Ton einzugehen; fleißig baute er den Märtyrern Kirchen, welche diese, in Anbetracht seines christlichen Glaubens sich gern gefallen ließen, während die von Julian erbauten stets einstürzten; denn die Heiligen verwarfen das Opfer des künftigen Apostaten. Kaum aber fühlte der junge Cäsar sich einigermaßen im gesicherten Machtbesitz, als er die fromme Hülle abstreifte und ein wüstes Regiment begann, das an Blutgier, Narrheit und niedrigem Charakter dem eines Caracalla glich. Constantius wurde betroffen, sein Argwohn regte sich, er fürchtete Aufstände im Orient oder die Usurpation seines kecken Vetters. Mit ausgesuchter Berechnung ließ er diesen allmählich umgarnen, seiner Truppen unter Vorwänden berauben und mit schmeichelhaften Worten ihn zum Besuche einladen. Der wehrlose Gallus wagte keine ablehnende Antwort; auf der Reise wurden ihm die letzten Schutzmittel und die cäsarischen Insignien genommen. Man führte ihn nach Pola, einer Stadt welche sich Constantius vielleicht

durch den traurigen Ruhm empfahl, daß sein Vater hier den edlen Crispus umbringen lassen, und ohne Verhör wurde Gallus beseitigt; 354 [28]).

Nur noch ein Mitglied des einst so blühenden constantinischen Hauses war aus dem Wege zu räumen. Wirklich beschlossen Constantius und seine Rathgeber den Tod Julians. Der junge Prinz wurde nach Italien gebracht; von Spähern umgeben, die jedes Wort hinterbrachten, sah er seinen Tod vor Augen, und fand nur im Schweigen ein zweifelhaftes Rettungsmittel. Doch den Rath des Lieblingseunuchen Eusebius an Constantius: die Schlange nicht groß zu nähren, wußte des Kaisers junge und schöne Gemahlin Eusebia aufzuwiegen. Julian durfte sich vor dem Kaiser rechtfertigen, und nach Athen gehen, um seiner Lieblingsbeschäftigung, den Studien obzuliegen. Dies dünkte dem argwöhnischen Constantius die beste Art, den unpraktisch scheinenden jungen Gelehrten auch fernerhin von bösen Gedanken abzuhalten, ohne ihn zu ermorden.

Kaum hatte Constantius die Alleinherrschaft erlangt, und die grausame Verfolgung der wirklichen oder angeblichen Magnentianer begonnen, als er die religiösen Angelegenheiten in Betracht zog. Die Zeit schien ihm endlich gekommen, das heilige Werk: die Ausrottung des Götzendienstes zu vollenden. Diese That sollte vielleicht ein besonderer Akt des Dankes für die sichtbare Gnade des Himmels sein. Die magischen Opfer, welche Magnentius gestattet, wurden natürlich wieder verboten. Aber noch im Jahre 353 erließ der Kaiser folgendes blutige Gesetz: „Es ist unser Wille, daß allerorts und in allen Städten die Tempel geschlossen werden, daß der Zutritt in dieselben Jedermann untersagt sei, und die Verlorenen keine Freiheit mehr haben, zu sündigen. Wir wollen auch, daß Jedermann sich der Opfer enthalte. Wer hiergegen irgendwie sündigt, soll mit dem rächerischen Schwerte zu Boden geschlagen werden. Wir bestimmen, daß das Vermögen des Hingerichteten dem Fiscus anheim falle. Dieselbe Strafe soll die Provinzialgouverneure treffen, wenn sie es verabsäumen, die Frevelthaten zu ahnden [29]).

So überraschend hatte sich die Welt verändert seit den Tagen der Edikte von Nicomedien und Mailand. Die von Constantin dem Ersten proklamirte, von den Christen jubelnd begrüßte Glaubensfreiheit ist dahin; der erste christlich erzogene Kaiser

ordnet eine Heidenverfolgung an: in mancher Beziehung blutiger und allgemeiner als die ersten Maßregeln Diocletians gegen die Christen. Die besten und hervorleuchtendsten Bekenner der Religion Jesu begrüßen diesen ungeheuren Gewaltschritt lauter, als die Anbeter des Zeus, des Mithras und der Cybele die Akte Diocletians und seiner polytheistischen Nachfolger. Das einst verpönte Christenthum ist Staatsreligion; das Heidenthum verpönt; die Christen bereichern sich am Raube der Tempel und der Götterdiener in tausendfachen Maßen, verglichen mit dem, was die Heiden einst durch die paar confiscirten Kirchengüter, und das Vermögen hingerichteter oder sonst bestrafter Christen gewinnen konnten. — Gleichwohl blieb die Ausführung des kaiserlichen Gesetzes sehr weit hinter der Energie seines Wortlautes zurück. Man liest von einer Tortur und Bestrafung vornehmer und geringer Heiden Aegyptens und Asiens, 359. Allein es war nicht weil sie den Göttern geopfert, sondern die Orakel befragt hatten über den Nachfolger des Kaisers, und ob Einer von ihnen selbst die Herrschaft erlangen würde. Eine damals sehr gebräuchliche Frage, die Constantius als gefährlich für seinen Thron bei den strengsten Strafen untersagt hatte. Eine Reihe von Gesetzen aus den Jahren 357 und 358 verbietet die abenteuerlichen und betrügerischen, ja verbrecherischen Gewerbe der Chaldäer, Magier, Haruspices, Harioler, Auguren, Mathematiker, kurz all der Menschen, denen schon das Volk den bezeichnenden Namen der Schadenstifter (malefici) gegeben hatte. Jede Art der Magie und Divination, der ganze Wust des abstrusen Aberglaubens, der sich an den Götterglauben angehängt hatte, sollte bei Todesstrafe aufhören; selbst die Hochgestellten und Hofbeamten, die sonst von der Folter befreit waren, sollten in diesem Falle dem hölzernen Pferde und den eisernen Krallen nicht entgehen [30]). Noch in späteren Zeiten erlitten viele Heiden den Tod wegen Uebertretung dieser Gesetze: daß aber auch nur eine einzige Hinrichtung wegen einer wirklich religiös gemeinten Opferceremonie stattgefunden habe, liest man nicht. Die Heiden hielten zäher fest an den geheimen Begehungen ihres Aberglaubens, als an dem Dienste, welchen der Glaube ihnen vorschrieb.

Daß Constantius' Edikt vom Jahre 353 so wenig blutige Folgen hatte, lag einestheils an der Mattherzigkeit des Hellenismus, die eher Alles auf sich nahm als das Martyrium, zu dem in ähnlichen Fällen die Christen sich voller Begeisterung, ja, voller

Vorwitz zu drängen pflegten. Andrerseits aber sind Beweise vorhanden, daß in vielen Gegenden, sogar des Orients, der heidnische Gottesdienst öffentlich und ungestraft weiter fortbestand [31]). Bei allen Maßregeln der christlichen Kaiser gegen das Heidenthum nämlich muß bis tief in's fünfte Jahrhundert hinein berücksichtigt werden, daß die Heiden persönlich unbehelligt blieben, wenn sie sich der verbotenen Opfer, und aller sonst mit dem Polytheismus zusammenhängenden Handlungen enthielten. Sie durften im Uebrigen ihren Glauben frei bekennen; sie wurden nicht, wie einst die Christen, ihres Glaubens wegen verfolgt: so weit das Verbot des Cultus keine solche Verfolgung ist. Noch mehr: es schien unmöglich, ohne die Heiden eine genügende Menge Beamte, Offiziere und Soldaten zu finden. Die Verwaltung hätte aufgehört, das Reich wäre unvertheidigt gewesen; man hätte sich aller dem Staate nöthigen Bildung entäußert. Denn die Christen konnten davon verhältnißmäßig wenig aufweisen: sie gaben nicht viel auf Bildung; die Mönche verlangten sogar die heilige Unwissenheit. Was unter den Christen Wissen und Bildung hatte, pflegte in den Clerus einzutreten. So sahen auch die christlichen Kaiser sich gezwungen, Heiden in die höchsten Reichsämter und Statthalterschaften einzusetzen. Bei der Ausdehnung aber des Reiches waren die Provinzialgouverneure sehr selbständig, und führten oft ein ihnen unliebsames Gesetz saumselig oder gar nicht aus; den Strafen für ihre Unbotmäßigkeit wußten sie sich bei dem herrschenden Bestechungs- und Connexionswesen um so leichter zu entziehen. Dies ist mit ein Grund, warum in den römischen Gesetzsammlungen dieselben Edikte so oft wiederholt werden. Der Wille der unbeschränkten kaiserlichen Allmacht wurde abgeschwächt durch die Natur der Zustände. So mußte auch Constantius sein Gesetz drei Jahre nach der ersten Publikation wieder in Erinnerung bringen.

In vielen Gegenden, namentlich des Orients, wurden die Tempel freilich geschlossen, und ihre Umgebung bedeckte sich bald mit Schutt und Moder. Mehre schenkte der Kaiser den christlichen Gemeinden, und sie wurden zu Kirchen eingerichtet. Andere trug man ab, und benutzte die Werkstücke zum Neubau arianischer Basiliken. Aus einigen machte Constantius Wohnhäuser für öffentliche Dirnen [32]). Viele wurden mit ihren reichen, durch Jahrhunderte aufgesammelten Schätzen an Eunuchen und andere Günstlinge verschenkt; nach dem schmerzlichen Ausdruck eines Heiden:

wie man ein Pferd, einen Sklaven, einen Hund oder ein goldenes Trinkgeschirr fortgiebt [35]). Auf dem Lande zogen Bischöfe mit Schaaren von Mönchen und fanatisirtem beuteluſtigem Gesindel umher, und rissen oder brannten die Tempel nieder. Wurden sie dabei von den Heiden, welche ihre Heiligthümer vertheidigen wollten, erschlagen, so waren sie Märtyrer und Heilige. Die heidnischen Priester mußten sich vielfach vor der losgelassenen christlichen Wuth verbergen.

Während aber im Orient das Heidenthum starke Einbußen erlitt, stand es im Abendland auch jetzt noch viel unberührter da. Selbst der eifrige Constantius rüttelte hier im Ganzen wenig an der äußerlich imposanten Macht des Polytheismus und seiner wohlfundirten Priestercollegien. In vorwiegend christlichen Bezirken waren zweifellos alle Tempel geschlossen; wo es sonst ohne Gefahr anging, ließ man gewiß keine Stätte der Dämonen offen und unberaubt. Man gestattete sich hin und wieder eine demonstrative Kränkung: bei seiner Anwesenheit in Rom 357, ließ Constantius die uralt heilige Statue der Victoria aus dem Sitzungssaal des Senats entfernen: das vielverehrte und weitberühmte Symbol des römischen Glücks und Siegesruhms. Im Allgemeinen aber geschah kein Gewaltakt gegen die frühere Staatsreligion und diejenigen, welche deren Culte begingen. Die Opfer, die heiligen Riten, die Prozessionen, Tänze, öffentlichen Schmäuse und Feste blieben thatsächlich weithin unverwehrt. Constantius sah sich sogar veranlaßt, für die heidnischen Priester in Afrika einige vortheilhafte Bestimmungen zu geben, und die abendländischen Götterverehrer mochten sich in eine trügerische Ruhe und Sicherheit wiegen, wenn sie bedachten, wie die hitzigsten Angriffe des atheistischen Autokraten sich scheu zurückzögen vor den allerheiligsten Gebieten der Olympier, die doch nun einmal ewig seien.

Eines durchgreifenderen Erfolges glaubte Constantius, nach vieler Mühe, sich in der Beilegung der christlichen Streitigkeiten rühmen zu dürfen. Als ein bigotter Semiarianer, empfand er den tiefsten Schauder vor dem ketzerischen Wort Homousios, und einen bitteren, durch die erfahrenen persönlichen Demüthigungen unauslöschlichen Haß gegen dessen genialen, schlauen und rücksichtslosen Vorkämpfer Athanasius. Es wurde das Ziel seines Lebens, jenes Wort zu vernichten, Orient und Occident unter einem Symbolum wieder zu vereinigen, das dem Semiarianismus günstig sei. Zu

dieſem Zweck mußte vor Allem Athanaſius aus dem Wege geräumt werden, der unruhige und ſtörriſche Metropolit von Aegypten, der auch im Occident der geiſtige Mittelpunkt für die Homouſianer, der größte Stein des Anſtoßes für Conſtantius war. Doch ein bloßer kaiſerlicher Machtſpruch, wie in den Angelegenheiten des Polytheismus, reichte dazu nicht wohl aus. Wie gewiſſe politiſche Dinge mit der Armee verhandelt werden mußten, wenn auch nur aus Gründen thatſächlicher Nützlichkeit, ſo hatte die Kirche immer ein ſo ſelbſtändiges Leben, daß ohne das Organ der Synoden die Kaiſer in den großen chriſtlichen Fragen nichts durchzuſetzen hofften. Es hatte ſich hier, mitten im despotiſchen Staat ein ſo zu ſagen ſtändiſches Weſen gebildet. Durch die Beſchlüſſe morgenländiſcher Synoden war Athanaſius abgeſetzt, durch die Beſchlüſſe abendländiſcher Synoden wieder eingeſetzt worden: abendländiſche Synoden ſollten ihn von neuem abſetzen.

Eben nur hatte Conſtantius den Uſurpator beſiegt, noch war das Edikt gegen die Opfer nicht erlaſſen, als der Kaiſer ein Concil nach Arles berief, 353. Den verſammelten Vätern wurde die Forderung vorgelegt, Athanaſius aus der Kirchengemeinſchaft zu ſtoßen. Sie weigerten ſich; der Kaiſer drohte mit Abſetzung und Exil, und Alles unterſchrieb: ſogar der Stellvertreter des Biſchofs von Rom, welcher dem beſtimmten Auftrag, ſich des Athanaſius auf alle Fälle anzunehmen, zuerſt mit voller Wärme nachgekommen war. Liberius von Rom wollte ſich hierbei nicht beruhigen; auf ſein Andringen berief Conſtantius um ſo lieber eine zweite Synode, als er und ſeine beiden arianiſchen Hofbiſchöfe Valens und Urſacius des Ausganges ſicher waren. Das Concilium von Mailand, 355[34]), welches Valens und Urſacius leiteten, ließ ſich für's Erſte allerdings ſehr wild an. Die Kirchenhäupter tagten im Raum einer Baſilika; auch Glaubensfragen kamen zur Sprache; die Disputationen wurden ſo tobend, daß ſie nach dem Hauptraum der Kirche, in den Gottesdienſt hinüberſchallten. Das verſammelte Volk betheiligte ſich, es ſchrie und tobte wie die Väter; ein Aufſtand ſchien nahe. Die Verſammlung wurde in den Palaſt verlegt; der Kaiſer hörte ihren Disputationen hinter einem Vorhang zu; Valens und Urſacius überreichten den Biſchöfen ein arianiſch gefärbtes Glaubensbekenntniß und eine Fluchformel gegen Athanaſius, die dem frommen Auguſtus im Traume von Gott geoffenbart ſeien. Der fromme Auguſtus hatte dafür von den Dienern Gottes die Namen eines Gottes-

lästerers und Vorläufers des Antichrists zu hören. Er begab sich selbst in die Versammlung; er forderte die Absetzung des Athanasius; sein Zorn wuchs bei der Entgegnung, man müßte den abwesenden Beschuldigten doch wenigstens erst hören; er schleuderte den Bischöfen das Wort entgegen, sein Wille sei Kirchengesetz; er verlor seine gewohnte Gravität, faßte an das Schwert, und drohte mit dem Tode. Von dreihundert abendländischen Bischöfen unterschrieben fast alle die Verurtheilung des Athanasius.

Ein paar standhaftere Väter, unter ihnen Liberius von Rom, wanderten muthig in's Exil; doch wenige Jahre der Entbehrung machten die Sehnsucht nach ihren wohlausgestatteten Sitzen, nach den Huldigungen, welche sie dort vom Volke und den auserlesenen Kreisen frommer Frauen genossen, unüberwindlich. Gerade die hervorragendsten gaben nach und bequemten sich, das Verdammungsurtheil des Athanasius zu unterschreiben. Dieser war indessen nicht Willens gewesen, seine Metropolis ohne Weiteres zu verlassen. Es mußte erst, wie in den früheren Fällen, Waffengewalt gebraucht werden. Das fanatisirte Volk widersetzte sich; es gab Blutvergießen und Leichen in den Straßen Alexandriens; Priester, Mönche, heilige Jungfrauen nahmen enthusiastisch an den Kämpfen Theil, und wurden als Rebellen öffentlich ausgepeitscht. Athanasius, umringt vom Klerus, von Mönchen und einer dichten Volksmenge, saß mit trotziger Beharrlichkeit, aber in würdevoller Haltung, auf dem Bischofsthron der Hauptkirche. Allein die Soldaten scheuten sich nicht, in den heiligen Raum zu dringen, das Volk stob auseinander, die Mönche nahmen den bedrohten Bischof in ihre Mitte, und entwichen mit ihm in die Einöden Aegyptens.

Athanasius war beseitigt, ein Arianer an seiner Stelle inthronisirt, die freieren Regungen der abendländischen Kirche scheinbar gedemüthigt und der kaiserlichen Gewalt unterworfen wie im Orient. Jetzt gedachte Constantius, an die Vereinigung der orientalen und occidentalen Kirche unter einem neuen Symbolum zu zu gehen. Im Abendlande, besonders in den westlichen Provinzen bis nach Illyrien hin, waren fast alle Bischöfe und Gemeinen für das Nicänum; in Illyricum fingen dessen Gegner an, und machten in Asien die entschiedene Mehrzahl aus. Zur Zeit von Constantius' Alleinherrschaft gab es vornehmlich drei religiöse Parteien, jede mit einem bestimmten Schlagwort. Gegenüber der streng

nicäniſchen, die vom Worte „homouſios“: weſensgleich, als die Seligkeit bedingend, um keinen Preis laſſen wollte, ſtanden die ſchroffen Arianer, die eben ſo energiſch behaupteten, nur der ſei kein Gottesläſterer und könne ſelig werden, der den Sohn zwar als Gott verehre, doch von anderem Weſen annehme als den Vater. Vom Worte „heterouſios“: weſensanders, erhielten ſie den Namen der Heterouſianer. Da ihre Gegner ſagten, ſie predigten den Sohn als unähnlich dem Vater, erhielten ſie vom Wort „anomoios“: unähnlich, auch den Namen der Anomöer. Unter geſchickten und energiſchen Führern wie Aetius und Eunomius hatten ſich dieſe ſtrengen Arianer vermehrt und organiſirt; doch bildeten ſie immer die kleinſte Zahl. Zwiſchen dieſen Parteien ſtand die bedeutende Zahl der ſogenannten Semiarianer, denen das Homouſion wie das Heterouſion ein gleicher gottesläſterlicher Gräuel war. Sie ſuchten durch das Wort „homoiuſios“: weſensähnlich, zu vermitteln: daher hießen ſie Homöuſianer. Obgleich ohne den von Arius ausgegangenen Anſtoß nie entſtanden, von ſeinen Lehren influirt, leugneten ſie jede Verbindung mit dem berufenen Häretiker, und ſchwuren ſeinen Namen ab. Die Homouſianer ließen ſich indeſſen nicht bewegen, ſie anders als Arianer zu nennen. Ihnen war alles Arianer, was dem Wort Homouſios nicht geneigt ſchien, und auch in der Kirchengeſchichte iſt es Sitte geblieben, dem Sträuben der Homöuſianer keine Rechnung zu tragen. Außer dieſen großen drei Parteien gab es eine unzählige Menge von Sekten und Meinungen. Eine Synode zu Ancyra 358, hat 19 Fluchformeln gegen Anſichten über das Verhältniß des Sohnes zum Vater erlaſſen, und damit deren Anzahl keineswegs erſchöpft.

Kaiſer Conſtantius war dem Homöuſion zugethan, und es galt, für ein Glaubensbekenntniß in dieſem Sinne die Hirten der Chriſtenheit zu gewinnen. Nun wurden Synoden auf Synoden gehalten; faſt jede ſchenkte der Welt ein neues Symbolum. Die Biſchöfe lebten kaum noch unter ihrer Heerde, ſie füllten in Haufen die Landſtraßen, um ſich nach irgend einem Concil in irgend einer Weltgegend zu begeben. Conſtantius gewährte ihnen die Benutzung der kaiſerlichen Poſt, und das Poſtweſen ſoll ruinirt worden ſein [81]). Die alten, höchſt erfinderiſchen und ſchmutzigen Angriffe auf die Sittlichkeit der Gegner, die Anathemata und Verjagungen, die Straßenkrawalle, die Feuersbrünſte, die Beſudelungen

der gegnerischen Heiligthümer, die Mißhandlungen und Morde hörten nicht auf. Constantius griff fleißig mit Drohen, Exiliren und Güterconfiscationen ein; in mehreren Gegenden wurden die sogenannten Häretiker niedergemetzelt; Häuser, Städte und Aecker fingen an verwüstet zu werden [36]). Die großen Zuckungen des politischen Bürgerkrieges waren abgelöst durch das anhaltende Vibriren eines kleinen Religionskrieges bis in die abgelegensten Städte und Dörfer hinein. Sichtbar hatte eine schwere Krankheit die christliche Kirche, und mit ihr das Reich ergriffen. Wenn trotz all dieses Aergernisses und Schadens die Zahl der Christen nicht abnahm, wenn mancher begabte Heide mit aufrichtigem Herzen sich der neuen Religion zuwandte, wenn andere unparteiische Heiden dem christlichen Glauben und Klerus viele Vorzüge zugestanden: welch ein Beweis für die siegende Erhabenheit der evangelischen Lehre an sich, deren Kern, bei aller Verunglimpfung, noch Vielen zur wirklichen Erquickung gereichte. Wie hoch mußte das Leben in den Gemeinden, das sich dem Blicke des Historikers entzieht, doch noch immer über dem Treiben der Heiden stehen, daß es unwiderstehlich anlockte, und wie viel sittlicher mußte der Lebenswandel der Kleriker, verglichen mit dem der heidnischen Priester sein, trotz aller dogmatischen Wuth und Verbrechen.

Unterdessen bildete sich eine vierte dogmatische Hauptrichtung mit einem bestimmten Schlagwort. Auf der Synode zu Sirmium 357, waren die versammelten abend- und morgenländischen Väter übereingekommen, das unselige Wort Ousia: Wesen, das die Schuld der furchtbaren Zerrüttung trage und noch dazu unbiblisch sei, ganz aufzugeben. Vom Wesen solle überhaupt nichts mehr gelehrt und gepredigt werden. Damit mußten auch die Worte Homousios und Homoiusios von selber fallen. Aber das in Sirmium aufgesetzte Symbolum enthielt arianische Grundsätze: Christus sei zwar Gott aus Gott, Licht aus Licht, es gebe eine heilige Dreiheit, doch der Vater sei größer als der Sohn (Ev. Joh. 14, 28) [37]). Der Kaiser war zuerst ganz für dieses Bekenntniß, um so mehr als es eigentlich von seinen geistlichen Rathgebern Valens und Ursacius ausgegangen war. Es wurde den Abendländern und Orientalen zur Unterschrift übersandt; aber die gallischen Bischöfe sträubten sich; die Synode von Ancyra (358) blieb bei dem Worte Homöusios, und deren Gesandte wußten den ebenso schwankenden als eigensinnigen Constantius für das alte Wort

von neuem einzunehmen. Der Kaiser zwang sogar seine beiden Hofheiligen, das Symbol von Ancyra zu unterschreiben, welches das Glaubensbekenntniß der Synode von Sirmium als gotteslästerlich verfluchte. Valens aber und Ursacius, nach einigen Unterhandlungen mit Führern der homöusischen Partei, schlugen dem Kaiser vor, das Wort Ousia wirklich fallen zu lassen, und dafür die Formel zu setzen: „der Sohn ist dem Vater „ähnlich" in allen Stücken, wie die heiligen Schriften lehren." Das Wort homoios: ähnlich, ebenbildlich, hatte um so mehr für sich, als die Bibel es vom Sohn gebrauchte. Die Formel entzückte den Kaiser; er glaubte mit ihr die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, Orient und Occident endlich zu einer neuen Katholicität zu vereinigen, er sah der Christenheit den Frieden zurückgegeben.

Im Jahre 359, als Constantius sich bereits wieder im Osten befand, und ein neuer heftiger Ausbruch des Perserkrieges erfolgt war, tagten auf kaiserlichen Befehl zwei ziemlich gleichzeitige Synoden statt einer großen ökumenischen. Im Juli waren über vierhundert abendländische Kirchenhäupter aus Britannien, Gallien, Spanien, Italien und Afrika zu Rimini zusammengetreten; im November etwa zweihundert orientalische im isaurischen Seleucia [38]).

Auf das Concil von Rimini, das schwieriger und wichtiger war, hatten Valens und Ursacius sich begeben, und in Stellvertretung des Kaisers führte Taurus, der prätorische Präfekt von Italien, den Vorsitz. Die Consultoga war ihm versprochen für einen erwünschten Ausgang des Concils. Allein das Unerwartete geschah. Nach wilden Scenen ward die arianische Minorität überstimmt. Die Versammlung beschloß, ohne Wanken am nicänischen Bekenntniß und am Wort homousios festzuhalten; sie schleuderte ihren schwersten Fluch auf den Erzketzer Arius, und excommunizirte und verdammte des Kaisers Lieblingsbischof Valens mit seinem ganzen Anhang. Die unterdrückte Partei eilte an den Hof; die Gesandten kamen mit den Beschlüssen nach. Nun begann ein monatelanges Hinhalten, Bestürmen, Intriguiren, Ueberlisten und Bedrohen. Endlich nahm der Kaiser die Sache energisch in die Hand. In seinem Namen wurde den Abgeordneten von Rimini ein neues Symbolum vorgelegt, welches das Wort „Ousia" ausschloß, das Wort „ähnlich" enthielt, aber ohne die Formel „in allen Stücken". Man setzte den Abgeordneten freundlich die Rechtgläubigkeit dieses Symbols und der als Gotteslästerer verdammten Bischöfe Valens und Ursacius auseinander, und forderte sie mit

sehr ernster Miene zum Unterschreiben auf. Sie erschraken, sie unterschrieben, und mit den Namen seiner neuen Anhänger geschmückt, ging das „homöische" Symbol an die Synode von Rimini zurück.

Hier brachen die homousischen Väter in einen Sturm gerechter Entrüstung aus; sie wollten ihre Gesandten verfluchen, sie wollten unerschütterlich bleiben, sie wollten auseinander gehen. Jedoch man hielt sie fest; die lange Abwesenheit von den heimathlichen Sitzen und Gemeinden dünkte ihnen bald ein schweres Exil, und ihre Sehnsucht nach der Heimkehr wuchs täglich. Der Präfekt Taurus, die Bischöfe Valens und Ursacius bearbeiteten fleißig ihre zornigen aber doch schon erschütterten Herzen, und ermüdeten sie durch alle Künste der Ueberredung und des leisen Zwanges. Als nun gar die Haltuug des Hofes immer ungnädiger wurde, als Taurus ernster mit dem Elend des wirklichen Exils drohte, ergaben sich die Heiligen. Nach mehren Monaten des Beschließens, Anathematisirens, Sträubens und Verhandelns wurde von den nicänischen Vätern das Nicänum mit dem Wort homousios verurtheilt, und das Wort „homöos" als das rechtgläubige anerkannt. So kam das berühmte homöische Symbol von Rimini zu Stande, welches noch späterhin entscheidende Wirkungen übte.

Unterdessen hatte auch die Synode von Seleucia sich versammelt. Der Quästor Leonas leitete sie als kaiserlicher Stellvertreter. Vier Tage lang fanden sehr gehässige und tumultuarische Auftritte statt; endlich verließen die Minoritäten der Homousianer und Anomöer unter lauten Protesten die Sitzung. Die Homöusianer tagten allein, und beschlossen, ohne Wanken an dem Worte homöusios festzuhalten. Auch von Seleucia eilten die unterdrückten Parteien an den Hof, und die Gesandten kamen nach. Diese wurden noch rascher als die Abgeordneten von Rimini erschüttert. Denn der Kaiser in eigner Person ließ sich herab, sie zu ermahnen und über den wahren Glauben zu belehren. Auch konnten ihnen die endlichen Beschlüsse der abendländischen Synode als lobwürdiges Beispiel vorgelegt werden. Sie bequemten sich zur Unterschrift des Symbols von Rimini im Namen der Synode von Seleucia. Die Zustimmung der orientalischen Väter ward als selbstverständlich vorausgesetzt. So schien die Katholicität neu begründet, Abendland und Morgenland versöhnt, ein einheitliches Bekenntniß, mit dem biblischen Wort ähnlich, schien den lange entbehrten Frieden wiederbringen zu sollen. Die wenigen Bischöfe welche muthig ihre Unterschrift verweigert hatten, wurden ins Exil gestoßen.

Das Symbolum von Rimini ließ der Kaiser im ganzen Reiche

jedem einzelnen Bischof zur Unterzeichnung vorlegen. Homousianer und Homöusianer büßten ihr standhaftes Weigern mit sofortiger Absetzung, und die alten Feinde, die sich einst gegenseitig verjagt und exilirt hatten, konnten jetzt gemeinschaftlich über die Härte und Ungerechtigkeit dieser Strafe, und über die Ruchlosigkeit ihrer ketzerischen Bedränger klagen. Es war, nach dem Bericht eines Kirchenhistorikers, keine Provinz, wo nicht verschiedene Bischöfe verjagt wurden. An ihre Stelle kamen meistens strenge Arianer, die von vorn herein das Wort Ousia verwerflich gefunden hatten; und an der kleinen, von Constantius einst scheel angesehenen Partei der Anomöer war es jetzt zu triumphiren. Aber nicht blos als ein abgenöthigtes Pergament, oder in der Person eines aufgedrungenen Bischofs, sondern als wirkliche Ueberzeugung kam der Arianismus ins Abendland. Je östlicher in Europa, desto arianischer wurde die Christenheit. In Gallien, Spanien und Afrika gab es wenige aufrichtige Homöusianer oder gar Anomöer. Doch schon in Mailand hatte Auxentius, ein lebhafter Arianer, das Pontificat, und Volk und Klerus in der ganzen Diöcese theilte sich in zwei, dem Anschein nach gleich große Parteien. Rom wurde angesteckt, und Sirmium bald eine Hauptburg des Arianismus. Fast alle illyrischen Bischöfe verfluchten die Wesensgleichheit des Vaters und Sohnes als Blasphemie. Constantius durfte also hoffen, mit der Zeit werde die ganze abendländische Kirche wirklich arianisch werden. In der Blüthe der Jahre: er zählte 43, von fester Gesundheit, mochte er sich versichert halten, diesen glücklichen Zustand noch zu erleben.

Doch schon erwuchs dem Kaiser und allen Christen im Stillen ein Gegner, der ihre Aussichten zu vereiteln gedachte. Julian, 360 etwa 29 Jahre alt, war der einzige nähere Verwandte, welchen Constantius nicht durch Mord verloren, oder selbst ermordet hatte. Sein lebhafter und feiner Geist, von vielen heroischen Impulsen und zarten Empfindungen abwechselnd erregt, hätte eine bessere Zeit verdient, um zu dem Gleichgewicht eines vollkommen durchgearbeiteten Charakters gelangen zu können. Constantius ließ seinem hochbegabten Neffen von mürrischen und lauernden christlichen Eunuchen eine Erziehung geben, welche ganz dem kleinlichen und argwöhnischen Charakter dieses Tyrannen entnommen war. Sie empörte den reizbaren Julian; doch wenn er sein Leben liebte, mußte er auch die leiseste Ungeduld vor den

Blicken seiner Umgebung verbergen, die aus boshaften, lohnbegierigen Aufpassern und Hinterträgern bestand.

Dem jungen, mit überschwellender Phantasie in die Weite strebenden Prinzen, der zugleich ein lebhaftes und sanftes Gemüth hatte, wurde ein engherziges und heftiges Christenthum aufgedrungen. Man peinigte ihn mit despotischen Forderungen trübsinniger Asceſe und geistloſer Unterwerfung unter ausgeklügelte Lehrsätze. Der heimtückische Charakter des frömmelnden und blutigen Constantius, der ein großer Christ zu sein glaubte und den Vater, die Brüder, das ganze Geschlecht Julians ermordet hatte, war keine große Empfehlung für die moralischen Wirkungen der Heilslehre. Der häßliche Fanatismus, der die Gemeinden und ihre Hirten zu den ärgsten Dingen fortriß, die wüsten Streitigkeiten in der Kirche, die trübselige Dunkelheit die sich über die erschöpfte, einst so rüstige und lachende Welt gelegt hatte, und welche die Heiden dem Christenthum und dem Zorn der verlaſſenen Götter zuschrieben: dies Alles konnte einem Geiste der nach Freiheit und Schönheit, nach antikem Heldenthum und den heiteren Anschauungen der Philosophie dürstete, die neue Religion wenig reizend machen. Julians Apostasie scheint im letzten Grunde die Schuld der damaligen Christen. Eine Zeit wo die Auffassung des Christenthums dessen freiem und liebevollem Geiste mehr entsprach, hätte Julian wahrscheinlich als einen seiner wärmsten Anhänger gesehen. Jetzt ahmte er, um seines Oheims lebensgefährlichen Argwohn zu vermeiden, das eifrigste Christenthum nach. Er baute den Märtyrern Kirchen, versah demüthig das Lectorenamt in Nicomedien, und ging ascetisch, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein Mönch einher. Doch im Geheimen, wenn die Blicke seiner Wächter und Eunuchen nicht auf ihn fielen, entzückte er sich an der heiteren Erhabenheit der alten Dichter und Philosophen, verglich Homer und Plato mit den Schriften und dem Gebahren der eifernden Christen um ihn her.

So vorbereitet, fiel Julian in die Hände der neuplatonischen Philosophen. Der Neuplatonismus war die herrschende Philosophie unter den Heiden. Mit den Grillen einer ausschweifenden Mystik und Wundersucht, mit dem Rest einiger platonischen Begriffe und mit einigen, dem Christenthum halb unbewußt entlehnten, aber verzerrten Ideen, hoffte er, den neuen „Atheismus“ zu vernichten, das ganze Gewimmel der Götter zu deuten und zu systematisiren,

und deren herrliche Zeiten der Welt wiederzubringen. Er behauptete, Alles was das Christenthum so prahlerisch lehre, hätte die heidnische Philosophie und Poesie schon längst viel klarer und tiefsinniger besessen. Es war ein Uebermaß von Schwärmerei, hastigem Treiben und Eitelkeit in den neuplatonischen Schulen; man machte aus der Begeisterung ein Geschäft; wichtigthuende Geheimnißkrämerei, tiefsinnig scheinendes Allegorisiren lockte die Wißbegierigen an, und ein Rest antiken Schönheitssinnes war für feinere Naturen besonders reizend. Unter diesen Philosophen, die sich gegenseitig beinahe wie Göttern Weihrauch streuten, war Maximus der größte. Sein Ruhm, als eines der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Männer, erfüllte das Morgen- und Abendland. Seine Erscheinung war ehrwürdig, sein Auge von überraschendem Feuer, ein langer weißer Bart wallte ihm herab. Vor der Kunst seiner Dialektik und Disputation, vor seiner Wunderkraft und hinreißenden Beredsamkeit mußten alle anderen großen Dialektiker, Wunderthäter und Redner der Schule weichen, wie die Sterne vor der Sonne [39]). Ihm und seinen phantastischen Lehren gab Julian sich bald vollkommen hin. Maximus prophezeite dem jungen Prinzen geheimnißvoll den Thron: ein sehr billiges Orakel bei den damals obwaltenden Umständen. Allein Julian nahm es mit gläubiger Ehrfurcht auf. Maximus ließ den jungen Neophyten Wunder- und Göttererscheinungen sehen, und eröffnete ihm, er sei geboren die Altäre der Olympier wieder aufzurichten.

Von dieser Zeit an lebte Julian nur der Vorbereitung auf seinen großen Beruf. Doch die angeborene edle Denkart führte diesen Constantiner zu der Ueberzeugung, daß man nicht blos ein Mann von Wissen und Klugheit, sondern eben so sehr von Reinheit und Güte der Seele sein müsse, um eine hohe Aufgabe vollkommen und wahrhaft beglückend zu lösen [40]). Julian strebte im Sinne eines altgriechischen, platonischen Jünglings nach der Tugend. Die fortwährende und strenge Uebung bildete seine natürlichen schönen Eigenschaften so glücklich aus, daß er wirklich einer der tugendhaftesten Menschen genannt werden darf: nicht blos seiner Zeit. Auf dem Throne leuchteten Julians Vorzüge noch heller: seine Milde und Mäßigung, seine Gerechtigkeitsliebe und Todesverachtung, seine über jede Versuchung erhabene Sittenreinheit, die Güte, Schonung und maßvolle Freigebigkeit gegen seine Umgebung und alle Unterthanen, die Einfachheit seiner Lebensart, die

unermüdliche Thätigkeit, und was sonst alles an ihm bewundert wurde. Und dennoch fehlte ihnen an der letzten Vollkommenheit etwas: die Unabsichtlichkeit. Nicht, als hätte er die Tugenden nicht auch ihrer selbst wegen geliebt und gepflegt. Aber in Julians ganz epigonenhafter Zeit floß nur noch wenig Gutes aus der eigenen Quelle. Die besten Männer, namentlich unter den Heiden, strebten in ihren moralischen Leistungen den Vorfahren nach. Julian wählte sich für Alles was er dachte, that und sprach, die glänzendsten Vorbilder: Alexander den Großen, Cäsar, Marc Aurel; er wußte beinahe in jedem Augenblick, wessen Beispiel er folge, und indem er ihn nachahmte, glaubte er ihm gleichzukommen. Dies jedoch war es nicht hauptsächlich. Julians Tugenden bekamen etwas Demonstratives und Tendenziöses. Er bedachte, daß jede hervorstechend treffliche Eigenschaft eines bedeutenden Polytheisten ein Pfeil sei, auf das Christenthum abgeschossen. Denn die Lehrer dieser Religion prahlten auf allen Kanzeln und in allen Schriften, nur das Christenthum könne eine Ethik haben und die Seele des Menschen gut machen, der Hellenismus aber sei der unfehlbare Führer in die Sünde. Welch ein Triumph für die Götter, wenn man Vergleichungen anstellen mußte zwischen den Lastern des eifrigen Christen Constantius, und den Tugenden des enthusiastischen Götterverehrers Julian; wenn man sagen mußte, der Heide hat seinen Feinden vergeben, der Christ kennt das Wort Gnade nicht, das seine Religion als etwas ganz Neues erst der Welt verkündigt haben wollte. Der Apostat stellte deshalb seine edlen Gesinnungen und Thaten nicht unter den Scheffel; er schwatzte sie mit seiner geläufigen Zunge und Feder aus, soviel es ging; ihn freute es, wenn sie bewundert und weit gepriesen wurden, und er konnte dem Vorwurf erstaunlicher Eitelkeit und Popularitätssucht nicht entgehen. Es nahm einen Anstrich theatralischer Schaustellung an, wenn er einen seiner bösesten Feinde mit dem Purpur bedeckte, um ihn vor der Wuth der Soldaten zu schützen, wenn er eine Steuer, wie das Kronengold, auf das Dreißigstel ihres bisherigen Betrages herabsetzte, oder zu Fuß den neuen Consuln des Jahres voranschritt, um seine Bescheidenheit und seine Ehrfurcht vor den Institutionen der alten Republik zu beweisen [1]).

Was Julian als Cäsar und Kaiser wurde, ist hauptsächlich auf die vier bis fünf Jahre zurückzuführen, die er, aus dem einsamen Schloß Macellum in Cappadocien endlich entlassen, ab-

wechselnd in Constantinopel, Nicomedien, Italien und Athen zubrachte (350—355). Als er zu Nicomedien das Lectorenamt versah, insgeheim die Lehren der Neuplatoniker einsog, mit ängstlicher Hast alle Wissenschaften zu ergründen, durch Ahnung und Wunderkraft in unmittelbaren Verkehr mit den Göttern zu kommen trachtete, und sich emsig in allen Tugenden übte, erhielt er die Nachricht von der Ermordung seines Bruders Gallus, und wurde selbst nach Italien gebracht: wie er glaubte, dem Tode entgegen. Die Audienz bei Constantius, die Bemühungen der Eusebia erwirkten ihm die Erlaubniß, nach Athen zu gehen. Die Welt sah seinen dortigen Aufenthalt als Verbannung an, doch ihn entzückte es, endlich in einer Art von Freiheit athmen, und des Umganges mit den Musen in den Hainen der Akademie genießen zu können. Die Weihen der eleusinischen Mysterien, denen ein neuplatonisch gebildeter Priester vorstand, machten ihn heimlich zum vollkommenen Heiden. Noch jetzt hätte er die Macht und Wahrheit des Christenthums erkennen müssen. Denn in der Bestürzung, mit der den Neophyten bei der Prüfung die Schreckgestalten erfüllten, machte er unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes, und sofort stoben die Dämonen auseinander [42]). Doch Julians Herz war bereits zu verstockt, um auch den überzeugendsten Beweisen nachzugeben.

Nicht lange durfte der Prinz seinen Aufenthalt in der stillen Stadt der Musen genießen. Kaiser Constantius sah in Mailand eine solche Wucht der Staatsgeschäfte und Verlegenheiten auf sich eindringen, daß selbst dieser eifersüchtige Machthaber die Nothwendigkeit eines Gehülfen eingestand. Julian mußte unter heißen Thränen von Athen Abschied nehmen und nach Mailand kommen, wo das Hofgesinde den kleinen jungen Mann mit den großen Schritten, dem langen Philosophenbart, und dem verlegenen, hastig ungeschickten Benehmen fleißig bespöttelte. Julian wurde rasirt, in prächtige Gewänder gethan, und auf dem Tribunal des Marsfeldes dem versammelten Heer von Constantius vorgestellt. Die Soldaten urtheilten besser als die Höflinge. Sie sahen in den lebhaft blitzenden Augen, in den geistreichen, kühnen und doch sanften Zügen eine große Zukunft, und erkannten durch die üblichen militärischen Beifallszeichen Julian als Cäsar an [43]). Im December 355 begab sich derselbe nach Gallien, wo seit den unglücklichen Einladungsschreiben des Constantius die Alamannen immer wilder

und ungestörter hausten. Der Augustus selbst besuchte 357 Rom, und entfernte die Statue der Victoria aus der Curie. Dann brach er nach Sirmium auf, um den Krieg gegen die germanischen Quaden und sarmatischen Jazygen zu führen: zwei häufig verbündete Nachbarvölker, welche neue Einbrüche unternommen hatten. Im Jahre 359 endete dieser Kampf, wenn auch nicht glänzend, doch anständiger, als man es von den äußeren Kriegen des Kaisers gewohnt war. Während dieser Feldzüge hatte sich Constantius tief in die bereits erzählten theologischen Streitigkeiten eingelassen; die Synoden von Rimini und Seleucia waren endlich berufen worden, und der Imperator mußte nach Asien aufbrechen, denn der Perserkönig Sapor, der schon seit einigen Jahren schwierig und drohend geworden war, begann von Neuem den Krieg.

Unterdessen entwickelte Julian, von Spähern, Hinterträgern und Verläumdern umgeben, von Offizieren und Beamten verrathen, die den ausdrücklichen Befehl hatten, Alles zu erschweren und zu hintertreiben, was der Cäsar selbständig beschließen würde, die außerordentlichste Ueberlegenheit des Geistes und eminente Feldherrengaben. In Gallien war, nach dem rührenden Ausdruck eines Zeitgenossen, nichts mehr vorhanden als Thränen und Schrecken; 45 Städte lagen neben einer ungezählten Menge von Dörfern und Kastellen in Asche, und um ihre Trümmer schwärmten die Germanen, in deren festem Besitz ein 8 Meilen breiter Gürtel längs dem linken Rheinufer bis zur Mündung war. Die Eroberung schien vollendet, nach der die Alamannen so lange gestrebt hatten. Von hier aus unternahmen die Germanen ihre Streifzüge in das innere Gallien. Die Aecker waren so wüst, daß sie nicht einmal zur Weide taugten; Städte, weit von den Gränzen der germanischen Striche entfernt, hatten keine Bewohner mehr. Die Truppen in Gallien waren demoralisirt oder gänzlich aufgelöst, und die wenigen noch disciplinirten reichten nicht aus. Nach langem, argwöhnischen Zögern sandte Constantius seinem Cäsar einige Verstärkungen. Julian konnte vorgehen; seine Operationen waren kühn, überraschend, und doch vorsichtig; er schlug in der großen Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) 357 die vereinigten Völker der Alamannen, und sandte deren gefangenen Kriegsanführer, den stolzen und streitbaren Gaukönig Chnodomar, an Constantius [44]). Allmählich wurde Gallien

von den Alamannen gesäubert, und der Cäsar konnte sich nördlich gegen die Franken wenden. Die eingebrochenen Chamaven mußten den Rückzug über den Rhein antreten (358), und zahlreiche, den Galliern jetzt doppelt nützliche Viehheerden im Besitz der Römer lassen. Die demüthig flehenden Salier dagegen erhielten Wohnsitze innerhalb der römischen Grenzen. Julian drang dreimal (357, 58 und 59) über den Rhein in die alamannischen Gaue, dictirte die Friedensbedingungen, befreite 20,000 römische Gefangene, nahm eine Menge deutscher Jünglinge in seine Legionen auf, und sandte die auserlesensten dem Kaiser, der sich am liebsten von Deutschen bewachen ließ.

Heer und Volk vergötterte den jungen Cäsar; die Städte begannen wieder sich zu erheben, der Landmann bebaute das lange verlassene Feld, der Handel regte sich von neuem, sogar der Sinn für Fröhlichkeit und Feste kehrte allmählich zurück. Das Vertrauen auf den gegenwärtigen Zustand und eine bessere Zukunft befestigte sich unter einem Regenten, der die Thätigkeit selber war, bei dem der Unterthan Gerechtigkeit und Gnade finden konnte, der nichts mehr als Erhöhung der Steuern haßte, und trotz der fortwährenden Kriege es dahin brachte, daß die Grundsteuer auf den dritten Theil herabgesetzt werden konnte, und viele Provinzialen ihre Abgaben ohne Zwangseintreibungen schon vor dem Termin entrichteten. Diese unglaublichen Erfolge im Frieden wie im Kriege verbreiteten Julians Ruhm über alle Provinzen und Nachbarvölker. Aber mit scheelsüchtigem Auge sah Constantius auf seinen Vetter. Um so neidischer, als er trotz aller offiziellen Ruhmredigkeit und Schmeichelei sich gestehen mußte, daß er im Quadenkriege nur sehr mäßige, im Perserkriege bisher keine Lorbeeren errungen habe. Er wünschte, Gallien möchte etwas weniger zufrieden, und sein Cäsar weniger glücklich sein. Die Furcht vor einer Usurpation, die ihn wie sein böser Geist verfolgte, stimmte ihn immer gereizter gegen Julian. Er hatte nichts lieber, als wenn die Camarilla dessen Verdienste schmälerte, und den religiös erbaulichen Ton am Hofe durch Spöttereien über den Cäsar salzte. Die frommen Eunuchen und Hofschranzen nannten den Sieger von Straßburg und Wiederhersteller Galliens eine Ziege und keinen Menschen, einen schwatzhaften Maulwurf, einen Affen im Purpur, einen griechischen Schulmeister; sie lachten über jede Maßregel Julians, behaupteten, er sei träge, feige und ein Stubenhocker, und alle seine

Großthaten hätte er nur mit dem Munde gethan. Aber des Constantius unbegründete Angst vor hochverrätherischen Gelüsten Julians hatte ernstere Folgen als feiles Hofgeschwätz. Sie trieb den Kaiser in die Gefahr hinein die er befürchtete.

Er hatte Verstärkungen im Perserkriege nöthig, und glaubte einen schicklichen Vorwand für die Schwächung des Cäsars gefunden, wenn er aus Gallien, dem beinahe entlegensten Reichstheile, Truppen nach dem Euphrat verlangte. Dem allmählich von Kriegsmacht Entblößten hoffte Constantius die gegebene Würde ohne Gefahr nehmen zu können, wie einst dem Cäsar Gallus. Doppelt ungeschickt war es, daß er, neben einer Auswahl aus den Gardebataillonen der Schildträger und Gentilen, keine Legionen forderte, sondern die vier Auxiliarcorps der Celten und Petulanten, Heruler und Bataver. Diese bestanden größtentheils aus germanischen Freiwilligen, welche ihre heimathliche Unabhängigkeit nur unter der Bedingung mit dem römischen Dienst vertauscht hatten, daß sie niemals außerhalb der gallischen Gränzen verwandt würden. Dies galt demnach bei den ganzen Hülfscorps als feststehend. Sie klagten über Vertragsbruch, über das Elend worin sie Weib und Kind zurücklassen sollten, über den gewissen Tod, dem sie, an Kälte und Schnee gewöhnt, in der Hitze des Orients entgegen gingen. Es kamen die alten Klagen hinzu, daß sie, bei dem durch Constantius eingerissenen Connexions- und Bestechungswesen kein Avancement hätten, daß der Sold ausbliebe[45]): Alles die Schuld des Kaisers, der diese Zweige der Militärverwaltung seinem Cäsar eifersüchtig vorenthalten hatte. Es kam die Mißachtung hinzu für den unfähigen Constantius, und die Begeisterung für Julian. Dieser suchte zu beruhigen, er ermahnte zum Gehorsam, und versprach, sie sollten Weib und Kind mitnehmen dürfen. Es war vergebens; die Aufregung theilte sich den übrigen Truppen mit, die sich überhaupt in der Person ihres vom Kaiser so vielfach gekränkten Cäsars beleidigt fühlten.

In Paris umlagerten die Soldaten den Palast, und riefen mit wüthendem Geschrei Julian zum Augustus aus. Es war spät am Abend; Julian verbarg sich vor den Soldaten. Der heimliche Götterverehrer hatte auch in Gallien sich offiziell zum Christenthum bekannt und die Kirchen besucht. In diesen Stunden der ungeheuersten Entscheidung, wo der anwachsende Lärm der Truppen ihn forderte, flehte er zu Jupiter um ein Omen: was zu

thun sei. Ein heimlicher Götterpriester soll an seiner Seite gewesen sein, um magische Opfer und Divinationen zu vollziehen. Da zeigte sich den Blicken des erregten Cäsars der Genius des römischen Reiches, und ermahnte ihn mit ernsten Worten, dem Rufe zu folgen. Auf dieses Wunder trat beim Sonnenaufgang Julian gefaßter vor die Truppen. Er suchte sie noch jetzt durch Vorstellungen und Bitten zu beruhigen; doch sie blieben bei ihrem Vorsatz, und ihre Stimmen wurden drohender. Julian fügte sich, und als wenn ein König in den germanischen Gauen gewählt wäre, hoben ihn die Soldaten auf ein Schild, und trugen ihn jauchzend umher; anstatt des Diadems wurde ihm die Ehrenkette eines Petulanten um die Stirn geschlungen; 360.

Julian schrieb selbst an Constantius; er bat um dessen Bewilligung, den Namen Augustus tragen zu dürfen, da die ungeeignet behandelten Soldaten ihn einmal dazu proklamirt hätten; er erklärte sich mit dem Besitz von Gallien zufrieden, räumte dem seitherigen Augustus einige Oberhoheitsrechte ein und beanspruchte in anderen nothwendigen Dingen eine größere Selbständigkeit als vordem; er verpflichtete sich bis an sein Lebensende zu mehreren Leistungen an den Hof; namentlich zur Uebersendung auserlesener Germanen für die Leibwache. Constantius befand sich zu Cäsarea in Cappadocien, als Julians Boten ihn erreichten. Er verlor seine mühsam angewöhnte Ruhe bei der Lesung dieses Briefes. Er wüthete, befahl den Gesandten hinauszugehen, und entgegnete seinem Vetter: wenn ihm sein Leben und das seiner Genossen lieb sei, solle er sich nicht unterfangen, einen anderen Titel und eine höhere Macht als die des Cäsars sich anzumaßen. Auf diese Forderungen konnte Julian nicht mehr eingehen. Beide Machthaber jedoch führten zunächst die äußeren Kriege weiter; Constantius den unglücklichen Perserkrieg ebenso ruhmlos wie bisher. Julian dagegen bestrafte die attuarischen Franken, welche, nicht abgeschreckt durch das Schicksal der Chamaven und Alamannen, Raubzüge in das römische Gränzland gewagt hatten. Von Xanten aus brach Julian mit der überraschenden Schnelligkeit, die seine Unternehmungen auszeichnete, in die Gaue des attuarischen Volkes ein, welches sich vor jedem Angriff Roms sicher glaubte, da in seine waldigen Schluchten an der oberen Ruhr, noch kein Feldherr die Adler getragen hatte. Siegreich dictirte Julian ihnen die Friedensbedingungen, 360 [46]).

Er hatte die Absicht, nichts Feindliches gegen Constantius zu unternehmen. Die Truppen mußten ihm schwören, sich ruhig zu verhalten, wenn man sie und ihren Augustus unbelästigt in Gallien ließe; er brachte sie dahin, Briefe an Constantius zu schreiben, mit der dringenden Bitte um Frieden und Eintracht. Constantius jedoch begann ein Spiel, wie es schon einmal Gallien in das tiefste Elend gestürzt hatte. Wie gegen den Anmaßer Magnentius regte der Kaiser gegen Julian die Alamannen durch Briefe und Geschenke auf. Er hoffte, die Germanen sollten seinen Vetter in Gallien zurückhalten, während er selbst mit überlegenen Heeren heranrücke [47]). Aber Julian wußte sehr schnell mit dem aufgereizten Theil der Alamannen fertig zu werden, und sandte dessen gefangenen König Vadomar nach Spanien 361. Da er vernahm, daß Constantius wohl oder übel mit den Persern Frieden gemacht habe, um gegen ihn aufzubrechen, so führte er seine Truppen aus Gallien gegen Osten. Mit staunenswerther Geschicklichkeit, Kühnheit und Eile vollbrachte er den Marsch die Donau abwärts [48]), und stand in Illyrien, als Constantius, kaum von Antiochien vorwärts gerückt, sich noch in Cilicien befand. So schien das Geschick es zu fügen, daß der Mörder seines ganzen Hauses, durch eigene Schuld, gegen den einzigen Verwandten kämpfen sollte, den er geglaubt hatte, als ungefährlich verschonen zu dürfen. Aber noch in Cilicien, in der Stadt Mopsucrene starb Constantius den 3. November 361 an einem Fieber, welches die Aufregung tödtlich gemacht. Kurz vorher hatte er die heilige Taufe empfangen: zum großen Schmerz der Nicäner nicht von einem „durch Glauben und Frömmigkeit ausgezeichneten Priester", sondern von dem gottlosen Euzoius, einem hervorstechenden Ketzerführer, der seiner wahnsinnigen Irrthümer wegen mehrmals abgesetzt worden war. Constantius hinterließ eine junge Gemahlin, mit der er in diesem Jahre, nach dem Tode der Eusebia, die Hochzeit gefeiert hatte. Sie gebar eine Tochter, welche die Gemahlin des Kaisers Gratian wurde. Nicht lange vor seinem Hinscheiden war Constantius die Freude geworden, die endlichen Beschlüsse der Gesandtschaften und Concilien von Seleucia und Rimini durchführen zu können, um die Katholicität der Kirche unter dem homöischen Symbolum festzustellen; und fast überall, wohin im Morgenlande sein Auge blickte, thronten arianische Bischöfe, oder wurden homousische und homöusische verjagt, mußten die heidnischen Priester sich verbergen

oder doch ſich ängſtlich in der Stille halten, wurden die Tempel geſchloſſen, oder wurden eingeriſſen und niedergebrannt. Schon mit dem Aufbruch gegen Julian beſchäftigt, hatte es den tief beängſtigten Kaiſer getrieben, noch einmal von ſeinem Glauben ein öffentliches Zeugniß abzulegen, vielleicht auch im Hinblick auf die Gerüchte, welche von dem frevelhaften Religionsabfall des Uſurpators bereits verlauten mußten. Er ließ in Antiochien ein Manifeſt an das Volk, welches den Klerikern neue Immunitäten für ewige Zeiten gewährte und mit den Worten endete: „denn wir wollen uns nun und immerdar freuen und rühmen des Glaubens, da wir wohl wiſſen, daß unſere Herrſchaft ſich mehr auf die Religion, als auf die Reichsämter, körperliche Arbeiten und den Schweiß der Anſtrengungen ſtützt“ [49]).

Julian erhielt die Nachricht vom Hintritt ſeines Gegners in Naiſſus. Divinationen und Omina hatten ihn auf ein ſolches Ereigniß ſchon vorbereitet, dennoch überraſchte es ihn, und er vergoß aufrichtige Thränen darüber, daß Alles ſo hatte kommen müſſen. Nach der erſten ſchmerzlichen Bewegung konnte er nur den Göttern danken, die ihn faſt ohne Blutvergießen zum Alleinherrſcher gemacht und der traurigen Verlegenheit enthoben hatten, ſeinen Vetter entweder zu tödten oder lebenslänglich als drohenden Gefangenen zu halten. Das Heer des Conſtantius ſandte zwei hohe Offiziere germaniſcher Abkunft, die Generale Theolaiph und Aligild an Julian, um ihn ſeiner Unterwerfung zu verſichern. Als Auguſtus in Gallien hatte der heimliche Apoſtat fortgefahren, die chriſtlichen Gebräuche mitzumachen, und war am Epiphanienfeſte, am 6. Januar 361, in der Kirche geſehen worden. Bald darauf warf er die geboten erachtete Verſtellung ab, die ſein lebhaftes und wahrheitsliebendes Herz, ſeine gern ausplaudernde Zunge doppelt drücken mußte. Er erklärte ſich öffentlich für die Götter, gebot, überall die Tempel wieder zu öffnen, die verfallenen zu reſtauriren, die zerſtörten neu zu erbauen, und die Opfer nach den alten Riten zu feiern. Mit ſeinem offenen Auftreten für die untergehende und verfolgte Religion beginnt die Periode in Julians Leben, welche ihn hauptſächlich zu einem der intereſſanteſten und berühmteſten römiſchen Kaiſer gemacht hat. Dennoch war ſeine glücklichſte und glänzendſte Zeit vorbei. Es beginnt die Tragik des Kampfes für einen Irrthum, die faſt ununterbrochene Reihe von Niederlagen bis zu dem Ausgange, welcher nur in der traurigen Re-

flexion einige Versöhnung gewährt, daß der Tod eines der tugendhaftesten, begabtesten und wohlmeinendsten Fürsten das größte Glück war, das ihm und der Welt widerfahren konnte. Was für ein Anblick wäre es gewesen, welch ein Segen für jene Zeit, und vielleicht für alle Zeiten, wenn ein Fürst von Julians Geist und Charakter mit dem christlichen Glauben die griechische Bildung und Urbanität verbunden hätte!

Zugleich mit seiner Erklärung für die Götter proklamirte Julian eine vollkommene Freiheit aller Glaubensrichtungen, Sekten und Culte, und vindizirte damit sich, dem Heiden, eine größere Toleranz gegen die Christen, als der Christ Constantius sie besessen. Es schien nur eine natürliche Folge jener Glaubensfreiheit, daß alle verbannten Bischöfe, Presbyter und Diakonen des Orients und Occidents in ihre Städte zurückkehren durften. Und nicht allein dies: auch ihr confiscirtes Vermögen wurde ihnen zurückerstattet [50]). Aber die anscheinende Güte und Gerechtigkeit des Apostaten war zugleich eine überaus fein berechnete Maßregel, um das Christenthum in sich zu schwächen und vor den Heiden bloß zu stellen. Den zurückkehrenden homousischen und homöusischen Priestern wollten die von Constantius eingesetzten streng arianischen, oder dem Homöon aus irgend welchem Grunde dienstbaren Priester nicht weichen. Die Gemeinden nahmen für und wider Partei; überall gab es von neuem Hader, Tumulte, Schmähungen und Blutvergießen. In den größten Städten waren höchst ärgerliche Schismata; andere Bischöfe wanderten aus fernen Gegenden dorthin, um zu vermitteln, entzweiten sich selbst dabei, fühlten sich in ihrer Autorität und Eitelkeit vom Bruder gekränkt, excommunizirten einander, traten aus der Kirche und bildeten eigene, trotzige Sekten [51]). So ging es im Orient, so im Occident, obschon dieser auch jetzt den Vorzug größerer Besonnenheit, Würde und Einigkeit im Ganzen bewahrte.

Aber mit einem Schlage war des Constantius künstliches Einigungswerk, das homöische Symbolum der Synode von Rimini zerrissen. Die abendländischen Väter bekannten auf mehreren Concilien, namentlich auf dem zu Paris, noch im Jahre 361, sie seien durch die List des Satans, durch die Machinationen der Häretiker, durch ihre eigene Einfalt und durch die Drohungen des Kaisers zur Verwerfung des nicänischen Homousion, und zum Unterzeichnen des fluchwürdigen Bekenntnisses von Rimini über-

macht worden. Sie proklamirten das Homousion als das einzig wahre, fromme und selig machende, an das sie immer geglaubt hätten und glauben würden. Sie erklärten viele Bischöfe, unter ihnen Valens von Mursa, Ursacius von Singidunum, Aurentius von Mailand für excommunizirt und ihrer Würde verlustig, und verdammten Jeden als Apostaten, der an die Stelle eines von Constantius abgesetzten Bischofs getreten sei. An mehren Orten brach der nicänische Pöbel los; die Gegner des Nicänums mußten sich verbergen, schon waren Einige todt geschlagen worden. Im Jahre 362 hielt der zurückgekehrte Athanasius in Alexandrien eine Synode, nachdem er die Arianer aus den Kirchen verjagt hatte. Die versammelten Väter bestätigten das Homousion, und wollten die gewöhnlichen Flüche gegen alle Andersdenkenden und Abtrünnigen aussprechen. Doch Athanasius, sanfteren und überlegenen Geistes, bestimmte sie zu einigen milden Sätzen, welche den Arianern, wie den schwankenden und abgefallenen Nicänern mit liebevollen und schönen Worten die Thore der homousischen Kirche unter gewissen Bedingungen öffneten. Dieser Ton war etwas Neues und überraschend Wohlthuendes. Vielleicht hatte ein jahrelanges Nachdenken in den ägyptischen Einöden den einst so unbeugsamen und heftigen Priester über die unseligen Folgen der allgemeinen Wuth und Hartnäckigkeit aufgeklärt; vielleicht hielt er die Zeit, wo das Götzenthum die Kirche neu zu bedrohen anfing, und die Heiden den Zwiespalt in derselben zu verwerthen gedachten, nicht für geeignet, die bisherige Unversöhnlichkeit zu zeigen. Allein die sanftere Gesinnung der alexandrinischen Synode kam doch zu spät: sie bewirkte im Ganzen nicht viel. Die Homöusianer zeigten von jetztab eine größere Hinneigung zu den Homousianern als zu den strengeren Arianern, die seit dem Concil von Rimini die eigentlich Herrschenden und Tyrannisirenden geworden waren. Doch hielten auch sie Concilien ab, die nicht allein das Symbol von Rimini verdammten, sondern das homöusische Glaubensbekenntniß von Seleucia als das allein wahre, fromme und seligmachende bestätigten. Dasselbe behauptete eine anomöische Synode von ihrem Bekenntniß. Die Spaltung in der Kirche war so auffällig und schroff, wie die Heiden nur wünschen konnten.

Julian konnte nicht umhin, sich ein Schauspiel der erbitterten Glaubenskämpfe in seinem Palaste zu bereiten. Er berief die Hauptvertreter der Sekten, ermahnte sie mit freundlichen Worten

zu gegenseitiger Verträglichkeit und Liebe, da er selbst ihnen durch eine vollkommene Freiheit des Glaubens und Cultus das Beispiel dazu gegeben habe. Dann gestattete er ihnen, ihre Ansichten in seiner Gegenwart auseinander zu setzen. Da erhob sich ein wildes Disputiren, Geschrei und Verlästern. „Hört mich" rief Julian dazwischen, in Erinnerung an einen Ausspruch Marc Aurels, „hört mich, die Alamannen und Franken haben mich gehört!" Aber es geschah, was er vorausgesehen hatte: Die zornigen Reden und Geberden wurden stürmischer, immer unversöhnlicher fandten sich die Väter in die Hölle. „Kein wildes Thier ist dem Menschen so feindselig und verderblich, wie die meisten Christen es gegeneinander sind" bemerkte bei dieser Scene ein unparteiischer Monotheist, welcher dem Christenthum an sich geneigt war, und die Schwächen seiner Vertreter stets von der einfachen Erhabenheit der Lehre selbst zu unterscheiden wußte [62]). Kaum giebt es im ganzen Verlauf der dogmatischen Kämpfe einen Auftritt der das feinere Gefühl so tief beleidigt, als die Bloßstellung des herrlichsten Glaubens durch rasendes Gezänk vor einem Abgefallenen, der daraus das lebhafteste Entzücken und scheinbar vollwiegende Beweise für seine Ansicht zog. Mit Befriedigung entließ Julian die Kirchenhäupter, und hoffte, von so bitter entzweiten Menschen sei die Gefahr vereinigten Widerstandes nicht zu befürchten. Nur gerade im unauslöschlichen Haß gegen den Apostaten vereinigten sich alle Christen.

Gleichwohl that Julian nichts gegen den eigentlichen Bestand der Kirche, und hütete sich auf das Sorgfältigste, einen Christen seines Glaubens wegen persönlich zu belästigen. Edikte verboten den Heiden mit Nachdruck, einen Anhänger des Kreuzes irgend wie zu kränken, zu beschimpfen oder zum Opfern zu zwingen [63]). Julians Blick, für das Große der Weltverhältnisse bereits völlig verwirrt, besaß für Einzelheiten noch die alte feine Beobachtung. Julian war der erste heidnische Imperator der erkannte, wie die Leiden der Confessoren und Märtyrer das Christenthum nur gefördert hätten; auch widerstrebte seiner Natur das brutale Mittel der Verfolgung. Nur zwei entschiedene Befehle erließ er gegen die Anhänger der neuen Religion und gegen die Kirche. Der erste betraf den Klerus, das Kirchengut und das Vermögen der heidnischen Tempel. Alle städtischen Güter welche seit Constantin den christlichen Gemeinden geschenkt worden, sollten den Städten zu-

rückgegeben werden. Die Kornlieferungen an die Priester und Gemeinden wurden eingestellt. Die klerikale Gerichtsbarkeit, das Recht der Kirche, Erbschaften zu empfangen, die Immunität der Geistlichen von der Gewerbesteuer und den Zwangsstaatsämtern wurde cassirt. Die Kirche und jeder Einzelne hatte die empfangenen Tempel und Tempelgüter zurückzugeben; die Kirche sollte die von Bischöfen, Mönchen und Pöbel umgestürzten Altäre, Statuen und Tempel wieder aufrichten, oder eine Entschädigungssumme bezahlen. Was die Zurückerstattung der Tempelgüter betrifft, so hatte Constantin, „der Gottgeliebte, nie genug zu Preisende", durch das Edikt von Mailand 313, eine für die Heiden ebenso harte Bestimmung zu Gunsten der confiscirten christlichen Kirchengüter erlassen. Die Betroffenen waren allerdings auf Entschädigung durch den Fiskus angewiesen worden; doch bei der Zähigkeit der kaiserlichen Kassen hatte dies wenig zu bedeuten. Julians Edikt, immerhin eine Härte, hätte wenigstens nicht als unerhörte Barbarei gebrandmarkt werden dürfen, und die Christen hätten an ihre eigene Brust schlagen müssen.

Das zweite Gesetz Julians lautete weniger mißlich für die Christen, und war in der That höchst gefährlich: kein Christ dürfe fortan die freien Künste lehren, sei es als Grammatiker, als Rhetor oder gar als Sophist. Geschickt und mit feinem Spott erklärte Julian, es sei absurd, wenn Menschen welche die Götter schmähten, einen Homer, Hesiod, Demosthenes, Herodot und Thucydides: die Verkündiger und eifrigen Anbeter der Götter lehrten. Sie zeigten eine höchst habgierige und schmutzige Gesinnung, wenn sie für einige Drachmen ihre Schüler mit Schriftstellern bekannt machten, welche sie als gottlos verdammten. Sie möchten in den Kirchen der Galiläer (so wollte Julian die Christen genannt haben), den Matthäus und Lucas interpretiren [44]). Es hätte scheinen sollen, die Schüler der Evangelisten und Apostel würden mit dem Verbot und den Argumenten des Apostaten ganz einverstanden sein. Wirklich erfüllte fast alle Christen ein Grauen vor dem Geiste, den religiösen, philosophischen und weltklugen Lehren der heidnischen Prosaisten und Dichter, und vor den heiter, beinahe ganz unbefangen vorgetragenen Anstößigkeiten, von denen sie voll waren. Dank dem Christenthum sind seit dem 15. und 16. Jahrhundert die Schönheiten dieser Autoren ohne Gefahr für den Glauben und die Sittlichkeit, mit unendlichem Gewinn für Geist und Seele zu

genießen. Damals war dies anders: sie bildeten die eigentliche Grundlage für das praktisch wirksame Heidenthum mit seinen ausgelassenen Festen, seiner ganzen Corruption und den überwiegend frechen oder häßlich verzerrten Culten. Auf die Schriften der Klassiker beriefen sich die Heiden als auf ein köstliches Produkt des Götterglaubens, wie es das Christenthum nicht aufweisen könne. Diese Schriften hielten die Verbreitung der neuen Religion auf, und zogen manchen Christen zur alten zurück. Julian selbst war durch das Studium der Klassiker ihren Göttern wiedergewonnen. Dennoch sahen merkwürdiger Weise die Christen sich getrieben, jene verhaßten Autoren eifrig zu lesen, und ihre eigene Jugend mit ihnen großzuziehen. Die Priester, und die frommen Jünglinge welche in den Klerus treten wollten, hatten schon längst die Nothwendigkeit der an sich nicht eben sehr hochgeschätzten wissenschaftlichen und formalen Bildung erkannt, um den Kampf mit den gelehrten und schön schreibenden Polytheisten einzugehen. Aber Wissenschaft und Bildung waren heidnisch, und nur durch die heidnischen Autoren zu erlangen. Man mußte die vielgepriesene und verehrte heilige Rohheit den Mönchen in ihren Cönobien überlassen. Alle hervorragenden Bischöfe, christlichen Polemiker und Apologeten waren ziemlich bewandert in den heidnischen Dichtern und Philosophen, und entnahmen von dorther neue Waffen gegen die zuchtlosen Olympier. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß ihr Götterhaß die Grazien nicht eingeschlossen hätte, und daß mit den philosophischen Systemen nicht zugleich die heitere Würde und Gelassenheit, die Toleranz und schöne Sprache der Philosophen verworfen worden wäre. Was aber die christlichen Priester an Fähigkeit zu schreiben besaßen, was sie überhaupt den Zeitgenossen lesbar machte, das verdankten sie den alten Heiden.

Ebenso nothwendig wie den Priestern, war den christlichen Laien die Kenntniß der heidnischen Schriftsteller. Auf der Lectüre, der ästhetischen, wissenschaftlichen und grammatischen Erklärung des Homer, Pindar und Demosthenes, des Cicero und Virgil beruhte der Jugendunterricht. An sie wurde zumeist der Vortrag der übrigen Kenntnisse geknüpft. Wer in der Gesellschaft, in einer wissenschaftlichen Carriere, auf dem Forum, in den Staatsbureaus nur eine bescheidene Stellung erlangen wollte, der mußte von jenen Klassikern gebildet worden sein. Wie warm auch christliche Priester die heilige Unwissenheit und Weltflucht der Mönche „der

eigentlichen Philosophen" empfahlen: für die fernere Ausbreitung der neuen Religion war es höchst wünschenswerth, daß eine möglichst große Zahl gebildeter Christen sich in den besseren Kreisen und in allen Berufszweigen befand. Natürlich, daß christliche Eltern ihre Kinder am liebsten den Rhetoren, Grammatikern, Sophisten und Pädagogen ihres Glaubens in die Schule gaben. Um so lieber, da die christliche Auslegung der heidnischen Klassiker zu einer neuen Waffe gegen die alte Religion wurde. Sehr oft schütteten christliche Priester überaus geistreiche und kräftige Ergüsse des Unwillens und Hohnes über die heidnischen Götter aus, deren Laster und verfängliche Handlungen, wie die Klassiker sie harmlos erzählen, zu jeder Art der Polemik die bequemsten Handhaben boten. Aus solchen Stellen ist ungefähr zu entnehmen, wie die christlichen Pädagogen die empfänglichen Gemüther ihrer Schüler gegen die Olympier zu stimmen, und ihre Seele gegen die sonstigen bestechenden Einflüsse jener Schriften abzustumpfen wußten. Der geistreiche Julian war feinblickend genug, solche unscheinbaren aber ununterbrochenen Einwirkungen als die wichtigsten zu erkennen. Sein Verbot war ein tiefer Griff an eine der Wurzeln des Christenthums: an die Kindererziehung und die Möglichkeit aller Bildung. Es war, als hätte etwa im 16. oder 17. Jahrhundert, wo die Gegensätze des Katholizismus und Protestantismus noch heftig gegeneinander strebten, ein convertirter Fürst seinen evangelischen Unterthanen ihre eigenen Schulen verboten, und sie gezwungen, entweder untaugliche Ignoranten zu Kindern zu haben, oder sie in die Jesuitenschulen des Landes zu schicken. Julian selbst äußerte, die Erziehung eines Knaben allein durch die Bibel werde ihn ungebildet wie einen Sklaven lassen. Zu dieser Dumpfheit sollten die Christen allmählich herabsinken, und in ihr ersticken. Julians Edikt schien sanft und harmlos gegen die blutigen Maßregeln der früheren heidnischen Kaiser, allein es hätte vernichtend wirken können. Von Allem was der abtrünnige Kaiser that, empfanden dies die Christen fast am schmerzlichsten. Ihre Klagen spiegeln es ab. Sie sind am innigsten, aber am gehaltensten von all den tausend Dingen, die über den Apostaten ausgesprudelt wurden. Und sogar Heiden, welche Julians sonstiges Verhalten gegen die Christen ganz vorwurfsfrei und gütig nannten, billigten dieses Gesetz keineswegs [55]).

Dergestalt waren die direkten Maßregeln des Kaisers gegen die

Kirche und die Christen. Keine Gewalt, keine weitere Belästigung sollte die reizbaren und stolzen Galiläer noch wilder erregen; der Gottesdienst, die Predigt war frei, kein Bischof verbannt: seit dem Concil von Nicäa etwas Unerhörtes. Nur Athanasius von Alexandrien wurde von der allgemeinen Duldung ausgeschlossen: er war zu bedeutend und rührig. Auf Julians Edikt hin, welches die Priester in die Heimath zurückrief, in Alexandrien eingezogen, hatte er sofort viele und glückliche Heidenbekehrungen vorgenommen. Bei dieser Nachricht entbrannte Julians Zorn. Er befahl dem gefährlichen Priester, augenblicklich die Stadt zu verlassen; und da er den eigentlichen Grund seines Unwillens nicht angeben mochte, schützte er vor, Athanasius hätte nur die Erlaubniß gehabt, in seine Heimath zurückzukehren, aber durchaus nicht, seine priesterlichen Functionen wieder auszuüben. Jetzt vom dritten Kaiser verbannt, wurde Athanasius von der weinenden und wehklagenden Menge der nicänisch Gläubigen beim Scheiden umringt. Aber der alte wettererfahrene Steuermann tröstete sein Volk: „Seid getrost meine Freunde, es ist nur ein Wölkchen das schnell vorüberziehen wird; laßt uns ein wenig bei Seite treten."

Was die übrigen Christen betraf, so hoffte Julian auf die Hülfe der neu geehrten und versöhnten Götter, auf die langsamen aber sicheren Wirkungen seiner Edikte, und auf die Macht freundlicher Ueberredung und dessen was er Vernunft nannte. Kleinere äußerliche Mittel, wie Constantin und Constantius sie gebraucht, um dem Kreuze Anhänger zu verschaffen, sollten die Umkehr zu den Altären befördern. Abtrünnige, die sich zum Opfern verstanden, wurden mit Geld und Ehren um so reichlicher belohnt, je schneller und lebhafter sie Christum verleugnet. Vorzüglich im Heere suchte Julian den Göttern eine ganz ergebene Macht zu schaffen. Alle Mittel des persönlichen Beispiels, der Ermahnungen und des Avancements wurden aufgeboten. Nicht eher erhielten die Soldaten ein Donativ, als sie einige Weihrauchkörner in die Flamme eines Altars geworfen. Durch diese Ceremonie glaubte man sie den Olympiern gewonnen; allein es kam vor, daß die Krieger mit dem für das eben empfangene Geld gekauften Wein Christus eine Libation darbrachten [56]). Beim Vertheilen von Gnaden und Aemtern sollten die Heiden vorzüglich berücksichtigt werden, und Julian setzte sich vor, die Christen von den hohen Staatsämtern wie überhaupt aus den Bureaus, allmählich, ohne zu gro-

ßes Aufsehen, gänzlich auszuschließen. Eine Maßregel, weniger empfindlich, und schneller durchzuführen, als es heute der Fall sein würde, denn die Besetzung, namentlich der höheren und einflußreichen Stellen, pflegte jährlich erneuert zu werden. Solche Mittel schienen sich der Gnade der Götter in besonders hohem Maße zu erfreuen: in Schaaren verließen die Apostaten die Kirchen und strömten zu den Altären. Später flüchteten sie ebenso schnell zum Kreuze zurück: allein der ernstere Sinn der Christen kam ihnen mit Strenge und Verachtung entgegen. Ein Fluch haftete zeitlebens auf ihnen, wie auf Judas, der Christum für einige Silberlinge verkauft hatte. Mit Fingern zeigte man auf sie [57]). Der Sophist Ecebolus hatte sich durch seinen glühenden Eifer für das Christenthum bei dem frömmelnden Constantius in hohes Ansehen gebracht. Unter Julian verehrte er eben so glühend die Götter. Nach dessen Tode wälzte er sich zu Constantinopel vor den Kirchenthoren auf dem Boden, und rief zu den Gläubigen: „Zertretet mich, das dumpf gewordene Salz!“ [58]).

Wollte Julian durch solche mannichfachen aber gelinden Mittel das Christenthum untergraben, die Kirche schwächen, bis beide endlich zusammenstürzten, so war er fast noch eifriger bestrebt, die Festigkeit und den Glanz der alten Staatsreligion wieder herzustellen. Seine sparsame und belebende Verwaltung, die wachsenden Einnahmen aus den zusehends aufblühenden Provinzen, setzten ihn in den Stand, ungeheure Summen für den Cultus und die Priester aufzuwenden. Während die Kirche in Aermlichkeit zu versinken drohte, wurden in den wieder geöffneten und neuerbauten Tempeln aller Städte die altväterlichen Riten mit erhöhtem Pomp gefeiert. Selbst die Altäre welche wegen mangelnden Besuches vernachlässigt waren, dampften von Neuem, und wurden vom Blut der Schlachtopfer gefärbt. Die geflüchteten Priester kamen aus ihren Verstecken hervor, und empfingen die glänzendsten Entschädigungen. Das ganze Heer der Magier, Divinatoren, Mathematiker und Todtenbeschwörer trieb wiederum sein Wesen; die magischen Opfer kamen in neuen Flor. Julian selbst hielt dafür, daß die Würde des Pontifex Maximus ihm vor allen anderen Zweigen des kaiserlichen Berufes die bedeutendsten und heiligsten Verpflichtungen auferlege. Mit einer Demuth welche an die Empfindungen edler christlicher Bischöfe erinnert, hielt er sich jenes hohen Amtes zwar nicht für würdig, doch täglich betete er inbrünstig zu

den Göttern, ihn dieser Ehre würdiger zu machen [59]). Um die, von Constantius bloßgestellte römische Waffenehre zu retten, war er zum Perserkriege von Constantinopel aufgebrochen: 362. Auf dem langen Wege bis zum Euphrat berührte er kaum eine Stadt, wo er nicht im hohenpriesterlichen Ornat die Stufen des Haupttempels hinaufstieg, um persönlich die heilige Handlung vorzunehmen, das Holz herbeizutragen, das Messer zu halten, und in den Eingeweiden der Opferthiere zu wühlen. Häufig brachte er wirkliche Hekatomben von Stieren, Widdern, den seltensten Land- und Seevögeln und anderen auserlesenen Thieren irgend einem Gotte dar. Selbst die Heiden witzelten, unter diesem Kaiser würden die Stiere bald ausgerottet sein, und die Christen vergalten den Namen der Galiläer mit dem Spottnamen: der Stierbrenner [60]).

Vor Allem aber beabsichtigte Julian eine große Reformation des Hellenismus und seines inneren Lebens, als das beste und edelste Mittel zur Vernichtung des Christenthums. Und doch, dieser scharfsichtige und zugleich seltsam verblendete Kopf wußte nichts Anderes für seinen Zweck, als Einrichtungen zu machen und Tugenden zu empfehlen, welche dem Geiste der neuen Religion entsprungen waren, mit ihr standen und fielen. Wie die Neuplatoniker, von denen Julians Hof wimmelte, das Beste was sie noch besaßen, mehr oder weniger unmittelbar den christlichen Ideen entnommen hatten, so geschah es noch viel deutlicher mit Julians neuer Organisation. Der christlichen Kirche sollte so zu sagen eine heidnische Kirche mit ähnlich gebildeter Hierarchie gegenübergestellt werden, und Neuplatoniker sollten die heidnischen Kirchenlehrer sein. Wie jede Provinz ihren Metropolitanbischof hatte, so wurde ihr jetzt auch ein Erzpriester gegeben; unter ihm standen die übrigen Priester und heiligen Collegien der Provinz. Sie alle hatten ihr Haupt im Kaiser, dem Pontifex Maximus. Die Priester sollten den ehrbaren Lebenswandel des christlichen Klerus nachahmen, sie sollten nicht blos opfern, sondern sich der Seelsorge, überhaupt des Eifers für die Religion befleißigen. Es wurde ihnen verboten, die schlüpfrigen, von den christlichen Priestern geflohenen Theatervorstellungen zu besuchen, in den Tabernen zu trinken, und ein anstößiges, verächtliches Gewerbe zu treiben. Ueber dies Alles hatten die Erzpriester zu wachen. Kirchendisciplin, Excommunication und Buße wurden eingeführt, Kanzeln in den Tempeln errichtet, von denen herab neuplatonische Doctoren ihre Zuhörer

über die wahre Bedeutung der Mythologie unterrichteten, und sie zu einem sittlichen Leben ermahnten. Und wie die Neuplatoniker schon längst, gleich den Christen, die Asceſe als besonders verdienstlich und heilsam lehrten, so wollte Julian, daß nicht allein die Priester Enthaltsamkeit übten, wie die christlichen Geistlichen, sondern daß sogar Klöster eingerichtet würden für heidnische Männer und Frauen, die ein besonders reines und philosophisches Leben anstrebten. Die christliche Mildthätigkeit und Krankenpflege, welche die Liebe der Armen und Niedrigen eroberte, die pietätsvolle Sorge für die Todten, die Gastfreundschaft, die Herbergen und Spitäler, die Empfehlungsschreiben, welche wandernden Glaubensbrüdern in den fernsten Gegenden liebevolle Aufnahme sicherten, und vieles Aehnliche sollte dem Hellenismus aufgepfropft werden. Julian wies die kaiserlichen Magazine an, Korn und Wein auszugeben, damit die Schmach aufhöre, daß die „gottlosen Galiläer" nicht allein die Ihrigen, sondern sogar die bedürftigen Heiden ernährten, „während von den Juden Niemand bettele." Die Heiden sollten von ihren Priestern ermahnt werden, auch ihrerseits zu jenen Gaben des Staates beizusteuern; denn die Mildthätigkeit vor Allem habe die heillose christliche Religion ausgebreitet[61]). Nicht umsonst wollte Julian Christ gewesen sein. Wie die Anhänger Jesu bei den Heiden in die Schulen gingen, um sich Waffen zum Kampfe zu holen, so glaubte Julian seine Feinde gründlich studiert und ihre Handgriffe abgelauscht zu haben. Allein er übersah, daß die von ihm erborgten Mittel einem productiven Geist entsprungen waren, der Fremdes annehmen, in sich verarbeiten, und dann, was ihm noch wirklich feindlich davon entgegenstand, überwinden konnte; während dem ermüdeten Hellenismus jener Geist so sehr fehlte, daß alles von außen Herangebrachte nicht mehr innerlich werden konnte, sondern als verdorrter Zweig bald wieder abfallen mußte.

In der That, mit all seinen Entwürfen, Träumen und Bemühungen sah der unglückliche Reactionär sich von der eigenen Partei verlassen. Ein Häuflein Neuplatoniker am Hofe, eitle, windige Menschen, abstruse Mystiker, Schwärmer und Wundermänner, die Julians Auge für den wirklichen Stand der Dinge immer mehr verblendeten, zeigte fast allein noch Eifer. Ueberall sonst hartnäckige Unlust und Unfähigkeit zum Eingehen des beschwerlichen, ungeheuren Kampfes. Die neuen Institutionen des

begeisterten Augustus wurden mit Gleichgültigkeit aufgenommen und vernachlässigt. Man wollte aus den alten bequemen Gewohnheiten nicht aufgerüttelt werden, und am wenigsten die Sitten regeneriren. Mit Dank und mehr phrasenreicher als innerlicher Freude den kaiserlichen Feind Christi begrüßen, Alles von ihm erwarten, auf die Götter bauen, die nun einmal die wahren seien und ihren Verehrern den Sieg schon verschaffen würden, persönlich in unbewegter Indolenz sich um nichts außer Athem setzen, die Christen schmähen, und mit lächelndem Stolz auf die Bemühungen und Scheinerfolge der widerwärtigen Neulinge herabsehen: das war der Charakter der Heiden im Orient und Occident. Bitter beklagte sich Julian darüber. „Daß der Hellenismus so geringe Fortschritte macht", rief er aus, „daran sind seine Anhänger Schuld!" Er selbst mußte die Vernachlässigung des Cultus und die unreinen Sitten in seiner Partei traurig vergleichen mit dem Feuereifer, der in der „Schule der Gottlosigkeit" herrschte, deren verblendete Anhänger jeden Mangel, den Hunger, den Tod für ihren wahnsinnigen Glauben ertrügen [62]).

Julians Freude war sehr getheilt, wenn er vernahm, daß außer den Schülern einer verrotteten Gelehrsamkeit und Religion am Hofe, außer einigen Sophisten, einigen Vornehmen im Consistorium und in den Provinzen, doch wenigstens der heidnische Pöbel hier und da ein Lebenszeichen von sich gebe. Denn zugleich mußte er hören, daß irgend ein Bischof welcher vordem Tempel niedergebrannt, oder ein Laie welcher die Heiden herausfordernd verhöhnt, ihre Heiligthümer beschimpft und angezündet hatte, von der wüthenden Menge zerrissen und zum Märtyrer gemacht worden sei. Und noch viel tiefer wurde sein Kummer, wenn er gestehen mußte, daß aller Orten sogar die heidnischen Priester „galiläische" Frauen, Kinder und Sklaven hätten. Er konnte nur gebieten, solche treulose Diener der Olympier aus dem heiligen Amte zu stoßen, wenn sie nicht sofort mit ihrem ganzen Hausstaat zu den Altären der Götter sich zurückbegäben. Strömte das Volk dem Tempel zu, wo der Kaiser als Pontifex Maximus das Opfer celebrirte, so wußte Julian nur zu gut, daß es nicht aus Frömmigkeit geschah, sondern aus Neugier, einen so ungewohnten Anblick zu haben. Als er in Antiochien das Fest des Apollo von Daphne feierte, ließ ihn die versammelte Menge und der Reichthum der Stadt bereits von den prachtvollen Festzurüstungen träumen,

von den Opfern, den Libationen, den aufwirbelnden Weihrauchdämpfen, den Chortänzen und Hymnen, den weißgekleideten Jünglingen, die mit andächtiger Seele den Tempel anfüllen würden: er fand einen Prieſter, der aus eigenem Haushalte eine Gans gebracht hatte, da von der Stadt nichts eingegangen war. Mit ſchmerzlichem Zorn tadelte Julian den Senat. Wenn dem Prieſter eine Gans nicht zuviel geweſen, könne die reiche Stadt wohl einen Stier aufbringen. Gezieme ſichs doch, daß der Prieſter, vom Ueberfluß der Opfergaben bereichert, noch Manches nach Hauſe mitnehme. Die Antiochener feierten die üppigſten Gaſtereien, und jeder erlaube ſeiner Frau, an die Galiläer Alles fortzugeben: für die Götter ſei nichts da! [63]). Dennoch machten die Heiden ungefähr noch die Hälfte der 200,000 Einwohner Antiochiens aus.

Gegenüber der Erſtorbenheit bei den Anhängern des Alten, hoben ſich überall die Chriſten in verdoppelter Rührigkeit auf. Ein unerſchrockener, glühender Eifer für ihre heilige Sache ergriff ſie; ein Zorn, der, wie ſie nun einmal waren, weit über das Ziel, ja über alle Gränzen hinausſchoß. Raſch und erfinderiſch, wie die Begeiſterung und das Bewußtſein einer ſiegenden Sache macht, wußte man für die Entziehung des liberalen Unterrichtes Rath. Nicht den heidniſchen Lehrern ſollte die gläubige Jugend in die Arme geliefert werden. In einer Geſchwindigkeit welche nichts mit dem berühmten neunten Jahr des Horaz gemein hatte, waren von poetiſch begabten chriſtlichen Rhetoren und Prieſtern dickleibige Heldengedichte verfaßt, welche die bibliſche Geſchichte bis auf Saul in Hexametern behandelten, und an Werth und formaler Schönheit dem Homer durchaus an die Seite geſtellt wurden. Comödien nach Menander, Tragödien nach Euripides, Oden nach Pindar wurden in chriſtlichem Sinne gedichtet, Reden nach Demoſthenes zur Vertheidigung ſowohl des arianiſchen als des nicäniſchen Lehrbegriffes verfaßt, die Evangelien und Schriften der Apoſtel in Form platoniſcher Dialogen abgehandelt. Mit der Naivetät vollkommenen Ungeſchmackes bedauerte man nichts weiter, als daß nach dem Tode des Apoſtaten und dem Erlöſchen ſeines Verbotes, auch dieſe Schriften ſpurlos verſchwunden ſeien. Nur daraus konnte man ſich die traurige Thatſache erklären, daß die Menſchen das Alterthümliche lieben, und am Gewohnten hängen. Sonſt müßte namentlich das homeriſche Heldengedicht des Apollinaris höher geſchätzt werden als alle jene alten Bücher, denn es faſſe

mit bewunderungswerthem Geiste deren zerstreute Kenntnisse in Eins zusammen [64]).

Aber zugleich mit diesen Produkten wohlmeinender Bestrebungen war der Haß und Fanatismus der Christen in hellen Flammen hervorgebrochen. Mit Freuden hatte Julian aus ihrem wüthenden Sektenhader geschlossen, daß ein vereinigter Widerstand der gesammten Kirche nicht zu befürchten sei. In der That arbeiteten die alten Parteien mit unversöhntem Groll gegeneinander fort, und es war ihnen eine harte Entbehrung, sich nicht mehr verjagen und verfolgen zu können. Nur daß keine von ihnen am Hofe einen Rückhalt hatte, daß jede die Ahndungen des Friedensbruches fürchtete, hielt sie ab, sich mit Feuer und Schwert zu befehden, und nöthigte sie, sich mit Worten zu begnügen. Und doch, gegenüber der Ruchlosigkeit des neu sich regenden Heidenthums erfüllte ein gleichmäßiger Zorn Nicäner und Arianer. In diesem Punkte fühlten sich Alle eins; dieser Haß war der Rest ihrer Gemeinsamkeit und Bruderliebe. Keine christliche Partei hat dem Apostaten Concessionen gemacht zu Ungunsten der anderen, kein Nicäner ihn gegen die Arianer aufreizen wollen. Julian selbst nannte einige Arianer seine Freunde, doch machte er nie den Versuch, eine Sekte gegen die andere zu gebrauchen. Er wußte, dies würde vergebens sein. Ohne Unterschied, schroff, von vornherein jedes Wort des Friedens abweisend, mit erhobener Waffe standen die Anhänger jedes Bekenntnisses wie ein Mann dem Hellenismus gegenüber.

Die Kirche war im fünfzigjährigen Genuß, nicht allein der Freiheit, sondern der verwöhnendsten Huldbezeugungen von Seiten der Kaiser gewesen. Sie hatte endlich geherrscht: das Heidenthum war zu Boden geworfen, die Wohnstätten der Dämonen geschlossen, der Tod jedem Opfernden angekündigt. Sie hatte sich an den Tempelgütern bereichert, ihre Priester hatten die Heiligthümer niederbrennen dürfen. Schon längst gegen Gleichgültigkeit oder die geringste Meinungsverschiedenheit von der reizbarsten Ungeduld, war sie jetzt weit entfernt, einen so furchtbaren Abfall wie den des Apostaten, einen Versuch des mit Füßen getretenen Heidenthums sich aufzuraffen, überhaupt nur die leisesten Zeichen der Ungunst ruhig hinzunehmen. Ihre Haltung wurde drohend, ihre so oft verspottete Lehre duldender Sanftmüthigkeit nur noch am Ende wilder und aufwiegelnder Kanzelreden flüchtig berührt. Man

betete öffentlich in den Kirchen für den Untergang des Apostaten. Er war der große Drache, der Feind des Menschengeschlechts, der Assyrer, das Ungeheuer, der Pharao, der Nebucadnezar und Herodes, das blutgierigste Scheusal, das die wildeste, niederträchtigste, und zugleich die schlaueste Verfolgung über das Volk Gottes verhängt habe, wie kein Diocletian und Maximin vor ihm. Kamen die Erregten einen Augenblick zu sich, mußten sie gestehen, daß Verfolgung wirklich nicht stattfinde, dann hieß es, der Apostat sei von Natur grausam wie Ahab, der abscheulichste der Menschen; man könne die Hydra, die Chimära, den Cerberus und die Scylla nicht mild und menschenfreundlich nennen. Aber er sei zugleich feige, und wage nicht, offen gegen das zahlreiche und rüstige Volk Gottes vorzugehen. Darum überlasse er die blutigen Maßregeln dem Pöbel der Städte, und behalte sich selbst das Amt und den Schein leutseliger Ueberredung vor. Schlau nehme er die sanften Windungen jener teuflischen Schlange des Paradieses an, die in seinem Busen wohne. Aber was dieser große Geist, dieser Dummkopf, dieser Schwätzer, dieser Affe, welcher christliche Einrichtungen nachahme, dieser Possenreißer, Erzlügner und geheime Wütherich, der zwei Heere gegen die Perser führe: eins aus Soldaten, das andere aus Dämonen bestehend, noch nicht gethan habe, das werde er thun. So war der Boden gewonnen, von dem aus man weiter schmähen konnte. Doch erschienen jene Phrasen harmlos gegen die Verläumdungen welche von heiligen Zungen auf den sittenreinen und menschenfreundlichen Julian ausgegossen wurden. Er feierte nächtliche Orgien mit den lüderlichen Cybelepriesterinnen. Ganze Schiffsladungen von Frauen und Jünglingen waren in den Orontes versenkt worden: Julian hatte sie zu seinen magischen Opfern und Divinationen gebraucht. Nicht sowohl die Eingeweide und die citirten Dämonen hatten den Apostaten über das baldige Hinscheiden seines kaiserlichen Vetters und Wohlthäters aufgeklärt: er selbst wußte nur zu gut um das kommende Ereigniß, denn von ihm war der Mörder in Constantius Umgebung gedungen worden. Constantius, der Vertilger seines ganzen Geschlechtes, einst ein Ahab, Pharao und Nebucadnezar wie jetzt Julian, war plötzlich in den Augen der entflammtesten Anhänger des Nicänums der Christgeliebteste, der große Fürst. Er hatte alle Fürsten aller Zeiten an Weisheit und Geisteshöhe überragt. Alle seine Entschlüsse und Thaten waren von Gott eingegeben und von dessen

Hand geleitet. Die Morde dieser frommen und christliebenden Seele wurden entschuldigt, und nur eins ihr vorgeworfen: daß nicht auch Julian in das allgemeine Blutbad hineingerissen sei [65]).

Nicht eigentlich die laschen Heiden, sondern die Christen waren aggressiv in dem von Julian persönlich erregten Kampfe. Gläubige, „von besonders thatkräftiger Frömmigkeit beseelt" widersetzten sich der befohlenen Oeffnung der Tempel, und steckten dieselben in Brand. Der Bischof Georg von Alexandrien holte aus dem Allerheiligsten eines verfallenen Mithrastempels Skelette und Schädel vor, welche von den Priestern jenes Gottes zu Divinationen gebraucht waren. Er behauptete, dies seien die Ueberreste von Menschenopfern, und die christliche Menge trug sie spottend in den Straßen umher. Es kam hinzu, daß jenes Mithräum von Constantius der Kirche geschenkt worden, daß es nach den Edikten Julians dem heidnischen Priestercolleg hätte zurückgegeben werden müssen, daß aber gerade jetzt der Bischof auf diesem Platz eine Kirche zu bauen gedachte. Die heidnische Menge, unter Constantius abwechselnd von Athanasius und dessen arianischen Gegenbischöfen gereizt und bedrückt, brach los. Georg wurde ermordet; arge Gräuel geschahen. Der Bischof Marcus von Arethusa, ein großer Tempelverbrenner, weigerte sich in aufreizender Weise, auch nur symbolisch eine Drachme Entschädigungsgeld zu zahlen. Martern sollten ihn dazu bewegen: allein heroisch, seiner Thaten sich rühmend und seiner Peiniger spottend, überwand der Greis alle Qualen. Die Heiden mußten sich besiegt erklären und ihn entlassen. In Antiochien sangen die Christen, während der Anwesenheit des Kaisers, bei ihren Prozessionen statt der Psalmen Spottlieder auf Julian. Traten in solchen Fällen die gesetzlichen Strafen für Majestätsbeleidigung und Tempelschändung ein, so waren die Betroffenen heilige Confessoren und Märtyrer, ihre Haltung reizte die Tribunale zu verschärften Strafen auf, höhnend zeigten sie selbst den Folterknechten die noch nicht gepeinigten Stellen ihres Körpers, ihre Schmähungen auf den Kaiser und die Götter wechselten mit Hymnengesängen ab, sie hatten himmlische Visionen und wurden von Engeln gestärkt. Julian mußte von weiterer Bestrafung absehen und die Heiden wiederholt zur Geduld ermahnen, um den Christen keine Märtyrer zu schenken [66]). Er hatte persönlich die beleidigenden Vorwürfe und Drohungen der Bischöfe auszuhalten, und da auch er seine rasche Zunge gern spielen ließ, so

gingen solche Angriffe der Heiligen in gegenseitige Schimpfreden über. Der greise Bischof Maris von Chalcedon wurde nach den heftigsten Ausfällen auf den schmählichen Gottesfeind und Apostaten, von Julian auf seine Blindheit aufmerksam gemacht, die der galiläische Gott nicht heilen werde. „Ich danke dem Herren", rief er, „für die Nacht meiner Augen, da ich dich Gottlosen nicht zu sehen brauche!" Statt den Majestätsbeleidiger zu strafen, besann sich Julian auf seine Würde und seine Grundsätze, und entließ ihn freundlich.

Aber in seinem Innern wurde Julian immer unruhiger, erbitterter und hitziger. Er hatte es mit einem an Geist, Enthusiasmus und rücksichtsloser Energie weit überlegenen Feinde aufgenommen; er sah, daß es so nicht vorwärts ging, und konnte nicht mehr zurück. Sehr möglich, daß er in erregten Augenblicken gedroht hat, nach glücklich beendetem Perserkriege anders aufzutreten. Sehr wahrscheinlich, daß er anders aufgetreten wäre. Es liegt in der Natur der Unternehmungen gegen einen siegend aufstrebenden Volksgeist, daß sie auch sanfte und wohlmeinende Charaktere zu harten Maßregeln vorwärtsdrängen. Es war bestimmt vorauszusehen: hätte Julian wirkliche Gewaltmaßregeln getroffen, etwa wie Constantius gegen den Polytheismus, oder wie Diocletian in seinem ersten Edikt gegen das Christenthum: hätte er vielleicht den Gottesdienst verboten, so wäre der Religions- und Bürgerkrieg ausgebrochen. Nicht in kleinerem Maßstabe wie in den christlichen Sektenkämpfen, nicht an einzelnen, abgelegenen Orten, schüchtern, und schnell vorübergehend wie bei der beginnenden Verfolgung Diocletians, sondern allgemein und mit der heftigsten Gewalt.

Vor diesem Aeußersten wurde das Reich durch den Perserkrieg bewahrt. Im Jahre 363 waren Julians sorgfältige und glänzende Rüstungen beendet, zahlreiche gothische Hülfstruppen vermehrten die Stärke der römischen Legionen. Einen Brief des Perserkönigs, welcher mit dem berühmten Sieger über Alamannen und Franken einen Vergleich unter günstigen Bedingungen zu schließen erbötig war, hatte Julian zerrissen. Ihn lüstete nach dem Ruhme Alexanders des Großen, und er wollte Rache nehmen für die langjährigen Leiden des verwüsteten Mesopotamiens, für alle Demüthigungen welche Rom von Alters her bis auf Constantius von den Persern erfahren. Sein Unternehmen wurde etwas prah-

lerisch angekündigt, der ruhmreichste Erfolg prophezeit. Im März 363 verließ Julian Antiochien, und die Städte die er auf seinem Wege berührte, gaben ihm abwechselnd zu den freudigsten und schmerzlichsten Empfindungen Anlaß, je nachdem sie den Göttern treu geblieben oder zu Christus abgefallen waren. Im April überschritt er den Gränzfluß Aboras und trat in das feindliche Gebiet. Sein Kriegsplan und dessen schnelle, kühne, unfehlbare Ausführung, die feine und hinreißende Art die Soldaten zu zügeln, sie zur Bescheidenheit und zur Ausdauer in allen Strapazen zu vermögen, zum kühnsten Wagniß sie zu begeistern, und ihre abgöttische Liebe zu gewinnen, lassen das bewunderungswürdige Genie wiedererkennen, das im Kampfe gegen die Christen sich selbst entfremdet war. Nach vielen raschen und glänzenden Erfolgen langte das Heer vor der stark mit Thürmen und doppelten Mauern befestigten Stadt Perisabor an [67]). In drei Tagen war durch die Belagerungsmaschinen und den unwiderstehlichen Andrang der Römer nicht allein Perisabor selbst, sondern dessen fast unbezwinglich erachtete Citadelle genommen. Ohne Aufenthalt ging der Zug weiter nach dem volkreichen Maogamolcha, welches den Weg zur persischen Hauptstadt Ctesiphon deckte. Die Besatzung stimmte auf den Mauern und Thurmzinnen Kriegslieder an, und verspottete das hoffnungslose Unternehmen des römischen Kaisers. Eher würde er die Himmelsburg erstürmen, als diese Stadt. Julian selbst und der Gothe Nevita leiteten vorzüglich den Angriff. Eine geschickt angelegte Mine eröffnete unter der Mauer fort den Zugang in das Herz der Festung. Während von außen ein Scheinsturm mit geflissentlich wildem Lärm unternommen wurde, füllte sich Maogamolcha selbst unbemerkt mit Schaaren römischer Soldaten. Die bestürzten Perser, von außen und innen angegriffen, gaben ihre Sache auf, und Julians Heer brach siegreich in die Thore, welche seine Abtheilungen in der Stadt ihm öffneten. Der Tigris war erreicht, und die Euphratflotte gelangte in diesen Fluß auf einem Canal, welcher, einst von Trajan angelegt, danach versandet und von den Persern mittelst großer Steinblöcke zugedämmt, durch Julians Anordnungen in merkwürdiger Schnelligkeit wieder schiffbar gemacht worden war. Aber das schwerste Werk stand noch bevor: der Uebergang über den breiten und reißenden Tigris, auf dessen jenseitigen, hohen Ufern das ganze persische Heer in höchst vortheilhafter Stellung sich verschanzt hatte. Julian

entwarf schweigend seinen Plan, und der gesammte Kriegsrath erschrak, als ihm eines Abends eröffnet wurde, daß, und auf welche Weise der Imperator diese Nacht überzusetzen gedenke. Der kühne Julian zeigte sich ihrem Abrathen unzugänglich, und das Heer, blind den Sternen seines großen Feldherrn vertrauend, wurde von der Aussicht auf den nahen Kampf begeistert. In der Nacht stießen fünf ausgesuchte Schiffe mit 800 der tapfersten Krieger ab, verloren sich im Dunkel, und gingen bald in Flammen auf. Die wachsamen Perser hatten sie in Brand geschossen. Das römische Heer, welches ängstlich und ungeduldig geharrt hatte, wollte den Muth verlieren. Aber mit rascher Geistesgegenwart rief der Imperator, „die Landung ist glücklich vollbracht, seht dort das befohlene Zeichen!“ Die Signale zum allgemeinen Uebergang wurden gegeben, die ganze Flotte landete, das Heer watete an's Ufer, klomm die steilen Abhänge empor, und von Mitternacht bis zum Mittag des anderen Tages tobte der Kampf. In die Rufe der Perser, Lateiner und Griechen mischten sich die Schlachtgesänge der Germanen. Die Pfeilwolken, welche die persischen Bogenschützen entsandten, das donnernde Anstürmen der Panzerreiter und Elephanten, nichts entmuthigte das immer von neuem vordringende römische Heer. Endlich gaben die Perser nach; ihr Rückzug wurde zur verwirrten Flucht, Ctesiphon nahm auf, was dem Niedermetzeln entging; die üppigen Schätze des persischen Lagers fielen in die Hände der Römer. Den Gothen gebührte ein Hauptantheil des Sieges, und ihr ungestümes Nachdrängen machte die Niederlage der Perser vollkommen.

Der persische Monarch war tief gebeugt; er mochte das Schicksal des Darius oder des Alamannenkönigs Chnodomar befürchten. Mitten im Gepränge seines Palastes ging er mit verstörter Miene und verwildertem Haar einher, und speiste auf der Erde zum Zeichen seiner Niedergeschlagenheit. Er entschloß sich zu dem demüthigenden Schritt, an den persischen Prinzen Hormisdas, der, sein Feind, an Julians Seite den Kriegszug mitmachte und dessen Rathschläge viel galten, Boten mit weitgehenden Anerbietungen zu senden, und um Fürsprache bei dem furchtbaren Eroberer zu bitten. Hormisdas rieth zum Frieden, doch der siegreiche Kaiser wollte nicht einmal die Boten sehen. Er schalt die Trägheit seiner Generale, die vom weiteren Vordringen abmahnten; der superstitiöse Divinator wurde mit der Veränderlichkeit, zu der ihn oft seine

rasch wechselnden Erregungen trieben, dem eigenen Glauben untreu: er verachtete den alten Spruch, daß kein Römer ungestraft Ctesiphons Umkreis überschreiten werde; er setzte den unheilverkündenden Orakeln und Träumen den fatalistischen Satz entgegen, „Niemand könne dem Verhängniß entgehen, das die Ordnung des Schicksals ihm vorgezeichnet habe." Die Stimme seines Ehrgeizes, durch die ruhmreichen Erfolge nur gebieterischer geworden, übertönte die Stimmen aller Menschen und Götter. Er wollte wie Alexander der Große das persische Reich vernichten, und beschönigte seine Ruhmbegier vor sich selbst mit der Vorstellung, so werde er das zerfallene römische Reich wieder aufrichten. Er verbrannte im Angesicht des murrenden Heeres die Tigrisflotte, damit sie nicht in Feindes Hand fiele, oder zur Bewachung ein bedeutendes Corps zurückgelassen werden müsse, und gab zu spät den Befehl, die um sich greifende Gluth wieder zu löschen. Getheilt zwischen bangen Ahnungen und Siegesübermuth, rückte Julian in das innere Persien vor. Wie Rußland durch seine Schneeflächen, war Persien durch die Sommerhitze gefährlich. Allerdings konnte der Kaiser auf die Getreidefelder eines Landes rechnen, das an Fruchtbarkeit seines Gleichen suchte. Die Kriegführung jedoch der immer zurückweichenden Perser, der Haß der assyrischen Einwohner, die ohne Zaudern ihre Dörfer und offenen Städte verließen, ihre Vorräthe und Aecker mit eigener Hand verwüsteten, machte selbst Julians erfinderisches Genie bald rathlos. Ueberall fand das Heer menschenleere Wohnungen und rauchende Felder. Die mitgenommenen Vorräthe waren schnell aufgezehrt: noch nicht zwei Wochen, und der Sieger mußte sich zum Rückzug entschließen. Er fragte die Orakel wohin? Aber die Götter ließen ihn mit traurigen und dunklen Antworten weislich im Stich, und verwiesen ihn auf seine eigene Ueberlegung. Er beschloß, in nordwestlicher Richtung gegen Corduene aufzubrechen.

Unsägliche Leiden begannen für das römische Heer. Verschmachtend in Durst, Hunger und Anstrengungen ohne Gleichen wankten die römischen Legionäre hin, und die Germanen, in Pelze gekleidet, an rauhes Klima gewöhnt, erlagen noch schneller den senkrechten Strahlen der Junisonne. Nachts lagerten sich Wolken von stechenden Insekten auf die Truppen herab; sie verdunkelten, nach der Beschreibung eines Soldaten, der Julians Siege und unglücklichen Rückzug mitgemacht, die Gestirne[68]), und raubten den

zu Boden Gesunkenen den Schlaf. Die Angriffe der Perser wurden jetzt immer kühner, und endlich furchtbar. Aber selbst in diesem wachsenden Elend bewahrte der Soldat Liebe und Vertrauen zu dem Manne, der es über ihn gebracht. Julian theilte alle Leiden und Strapazen mit seinen Treuen, und unterzog sich noch größeren Entbehrungen als sie. Er begnügte sich mit kleinen Portionen eines elenden Mehlbreies, den selbst der gemeine Soldat nur mit Widerwillen genoß; er vertheilte die Speisen der kaiserlichen Küche, und ließ auch die Vorräthe, welche den Tribunen und Generalen auf Lastthieren nachgetragen wurden, den Gemeinen zukommen. Das Beispiel ihres Imperators hielt die Truppen aufrecht; dennoch wuchsen Hunger und Durst mit den Beschwerden des Marsches und der Schanzarbeiten am Abend, welche bei dem zunehmenden Ungestüm der Perser immer sorgsamer werden mußten. In Engpässe eingedrängt, auf der Ebene von der leichten Cavalerie umschwärmt, von Geschossen aufgerieben, von Panzerreitern und Elephanten schaarenweise niedergetreten, siegten die Römer in allen Gefechten und Schlachten, und gaben den Beweis, daß selbst am Ende des vierten Jahrhunderts der alte Heldengeist sich zeigen konnte, wenn ein außerordentlicher Mann ihn zu wecken und wach zu halten verstand. Und schon konnte die Besorgniß gänzlichen Unterganges der Aussicht auf Rettung und Erleichterung Platz machen. Noch ein starker Tagesmarsch, und der Tigris war wieder erreicht.

In der Nacht floh den unruhigen und bekümmerten Julian der Schlaf. Er hatte sich gewöhnt, in solchen Fällen das Beispiel Cäsars nachzuahmen, seine Gedanken und Erlebnisse aufzuschreiben, oder zu studieren. Jetzt suchte er Trost und Erhebung in der Schrift eines Philosophen, als er die Augen aufschlug, und den Genius des römischen Reiches vor sich stehen sah, wie er ihm einst in Gallien erschienen war, in der Nacht der Augustusproclamation. Aber der Geist hatte ein trauriges Ansehen, sein Haupt und Füllhorn verhüllte ein schwarzer Schleier, und er entschwand mit schmerzlichen Geberden aus dem Zelte. Der Kaiser sprang auf, trat in die Nacht hinaus, und ein Meteor fiel eben vom Himmel erlöschend herab. Die herbeigerufenen hetruriſchen Haruspices beschworen den Kaiser, an diesem Tage Nichts zu unternehmen; wenigstens einige Stunden vergehen zu lassen. Allein der abergläubische Neuplatoniker verwarf plötzlich die ganze Wissenschaft der Weissa-

gung; es schien ein Trotz gegen die Götter, eine Verachtung gegen die Ueberzeugungen seines Lebens in ihm aufgekommen zu sein, da der äußere Feind des Reiches: die Perser, ebenso unbesieglich schien wie der innere Feind: das Christenthum. Er gebot den Abbruch des Lagers und den Weitermarsch. Aber gerade diesen Tag hatten sich die Perser zu einem allgemeinen Angriff ausersehen. Plötzlich war das römische Heer von allen Seiten angegriffen. Auf die erste Nachricht hiervon ergriff der Kaiser einen Speer, schwang sich ohne Harnisch auf sein Pferd, sprengte nach allen gefährdeten Punkten, gab Befehle, spornte die Weichenden an, stellte das Gefecht hier und dort wieder her, ließ die Leibgarde der Candidaten weit hinter sich, stürzte in das wildeste Gewühl der Schlacht, und wurde tödtlich von einem Pfeil in die Leber getroffen. Während er das Geschoß herauszuziehen versuchte, und seine Hände von der Schärfe des Eisens zerschnitten wurden, sank er bereits vom Pferde, und wurde blutend in das Zelt getragen. Noch einmal suchte er sich dort aufzuraffen, forderte Pferd und Waffen, um durch sein Erscheinen den Truppen Freude und Rettung zu bringen, und brach von Neuem zusammen. Unsäglicher Zorn und Schmerz ergriff Römer und Germanen bei diesen Nachrichten, und entlud sich auf die bereits siegenden Perser, die in einer blutigen Niederlage die Strafe für den Tod des Helden zahlen mußten. Der sterbende Kaiser hatte noch den Trost, diesen Sieg zu vernehmen; doch mußte er zugleich den Tod seines Freundes, des tapferen Oberhofmeisters Anatolius beweinen, dann gab der Gedanke an das eigene nahe Ende seiner Seele die längst entbehrte Ruhe wieder. Er tröstete die tief betrübte Umgebung: denn nach den Lehren der Philosophie, welche er sein Leben hindurch geliebt habe, sei die Befreiung der Seele vom niedrigeren Körper ein freudiges Ereigniß. Er erklärte, daß seine Handlungen ihm keine Reue verursachten, daß er selbstlos und aufrichtig nach seiner Ueberzeugung für das Heil der Welt gearbeitet habe, und dankte den Göttern, daß sie ihm den schönen Kriegertod gewährten, da ihre Orakel ihm längst ein blutiges Ende prophezeit hätten. Nach dieser Rede unterhielt er sich mit den Philosophen Maximus und Priscus über die erhabene Beschaffenheit der Seele, forderte ein Glas kaltes Wasser und hauchte seinen Geist aus [69]). Im zwei und dreißigsten Lebensjahre verschied einer der begabtesten, edelsten und unglücklichsten Kaiser zum Heile des Reiches, das er auf irrthümliche

Weise wiederherzustellen und zu beglücken gemeint hatte; (26. Juni 363).

Wenn die Christen erzählten, Julians letzter Seufzer sei gewesen: „Galiläer, du hast gesiegt!“ so sprachen sie damit den Inhalt seines Lebens und Sterbens aus. Fast scheint es, der Kaiser selbst habe die Fortsetzung des religiösen Kampfes nach seinem Tode nicht gewünscht oder doch den Göttern überlassen wollen. Denn er weigerte sich, dem Heere einen bestimmten Nachfolger vorzuschlagen, und deutete nicht einmal darauf hin, daß er einem Verehrer der Götter das Diadem wünsche. Vielleicht auch hoffte er, die Wahl der Armee werde von selbst auf einen solchen fallen. Die Bestürzung der Heiden war so groß, wie der Jubel der Christen, als die Nachricht vom Tode Julians durch die Provinzen flog. Der Sophist Libanius in Antiochien, eine der vorzüglichsten Säulen des morschen Heidenthums, ein Freund des verstorbenen Kaisers, und ein lauter Verkündiger seines Ruhmes, dachte an Selbstmord; nur die Erwägung, daß er Julians Leichenrede schreiben, und ihn vor den Verunglimpfungen seiner Gegner retten müsse, bestimmte ihn, das Schwert bei Seite zu legen. Eine elegische Stimmung ergriff die Coryphäen des Hellenismus; die Mattigkeit der Heiden, von Julians eifrigen Bemühungen nur nothdürftig angereizt, fiel in noch größere Apathie und Auflösung zurück. Julians Einrichtungen verschwanden schnell und spurlos; die Verzweiflung an den Göttern, die ihren glühendsten Verehrer, ihre größte Hoffnung den unterirdischen Mächten überliefert hatten, nahm im Orient und Occident zu.

Die leisen Klagen der Heiden wurden vom Triumphgeschrei der Christen übertönt. „Hört es all' ihr Völker“, heißt es in einer ihrer Siegespredigten: „vernehmt es all' ihr Bewohner der Erde! Ich ruf' es euch zu in einem großen und erhabenen Liede! Hört es ihr Menschen jeder Zunge, jedes Alters und Geschlechtes, die ihr lebt und leben werdet. Höre es du Gewalt des Himmels und ihr Schaaren der Engel, der Tyrann ist umgekommen, er ist vernichtet! Nicht Sion, jener König der Amorrhäer, nicht Og, der König von Basan, kleine Fürsten, die nur Israel, einen kleinen Theil der Erde bedrängten, sondern jener Drache, jener Apostata, jener große Verstand, jener Assyrier, jener gemeine Feind und Betrüger des ganzen Menschengeschlechtes, welcher die Erde mit Wuth und Drohungen überschüttete!“ Und in einer anderen Predigt:

„Solch' ein Scheusal und Unglaubliches, wie es keins in allen Jahrhunderten gab; obgleich man von vielen Fluthen und Bränden erzählt, von Erschütterungen der Erde, von schrecklich grausamen Menschen und ungeheuerlichen Thieren, aus verschiedenen Gattungen zusammengeworfen. Das Scheusal ist dahin! Wo sind die Grammatiker, wo sind die klugen Rathgeber? Denn nun kann ja auch einmal Einer von uns ungelehrten Leuten eine Triumphhymne anschlagen. Wo sind die Ceremonien und Heiligthümer und Mysterien? Wo die Opfer, die öffentlichen und die geheimen? Wo ist die hochgelobte und ausgeprahlte Kunst der Haruspicin, und die Eitelkeit der Wahrsagerei und Bauchrednerei? Und wo jenes herrliche Babylon, und wo die Perser und Meder, die man schon unter den Fingern hatte? Wo jene Götter die dorthin geführt wurden und hinführten, die für und mit euch kämpften? Wo jene Orakel und Drohungen gegen das Christenthum, die unsern Untergang schon auf Tag und Stunde festgesetzt hatten? Sie sind dahin, sie sind falsch, sie sind zerstoben! Bal ist gefallen, zerrieben ist Dago!“ [70]) Andere höhnten: „Er hat den Alexander übertreffen wollen; er glaubte, nach der Seelenwanderung des Pythagoras und Plato, Alexanders Seele sei in seinen Leib gefahren. Des Maximus Orakel haben ihn verwirrt.“ [71]). Julian und seine Heiligen hatten des Constantius baldigen Tod divinirt: eine Menge christlicher Heiligen berichteten, Gott habe sie durch Visionen begnadigt, das Ende des Abtrünnigen zu wissen [72]). Der Jubel der Christen schlug über in Wuth, Rachedurst und Tumulte. Sie stürzten die Altäre um, rissen die unvollendeten Tempel ein, schlossen die wiedergeöffneten, verfolgten, verjagten, mißhandelten die Priester der Dämonen, und entpreßten ihnen Alles was Julians Munificenz gewährt hatte. Eine große Flucht der Heiden begann; die Priester verbargen sich, die Philosophen legten Mantel und Bart ab, und suchten in gewöhnlicher Kleidung der Aufmerksamkeit zu entgehen [73]). Einen Augenblick ruhten die Opfer und Prozessionen: nicht auf kaiserlichen Befehl, sondern durch den Terrorismus der christlichen Priester und Pöbelhaufen. Und den Andeutungen der Heiden: wenn bei Julians Tode überhaupt Meuchelmord im Spiele sei, möchte er wohl von denjenigen ausgegangen sein, welchen der Tod des heroischen Götterfreundes so unendlich nütze, entgegnete man unbedenklich: man würde die rechtgläubige Hand segnen, die um Gottes und der Religion willen eine so wackere That gethan.

Man verwies auf die antiken Tyrannenmörder, die noch bis jetzt gepriesen würden, und freute sich an der Wahrscheinlichkeit der heidnischen Beschuldigung[74]). Der unerschütterte Glaube der Christen an Gott, den allmächtigen Beschützer ihrer heiligen Sache wurde noch fester, und ein inbrünstiges Dankgefühl mischte sich in den Siegestaumel. Mit gerechtem Selbstgefühl bemerkten die Kirchenlehrer, der christliche Glaube sei unbezwinglich, und umgekehrt wie das Glück des Heidenthums, erfreue sich die Sache der Kirche eines größeren Gedeihens unter ihren Verfolgern als unter den Kaisern die sie begünstigten. In die Schmähungen und Verläumdungen auf das zertretene Scheusal Julian, in die Tumulte des aufgereizten, plündernden, niederreißenden Pöbels mischten sich einige Ermahnungen, sanftmüthig zu bleiben, zu verzeihen, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nicht zu verjagen und Güter abzupressen: als verlorene Anhängsel wilder, fanatisirender Kanzelreden. Es waren die armseligen Reste einer früheren, wahrhaft christlichen Gesinnung, und mehr ein Verdienst der ursprünglichen Lehre, als des Charakters ihrer jetzigen Anhänger[75]). Das Abendland, immer von etwas gesetzterem Wesen als der Orient, war nicht so vollkommen in die Wildheit des Kampfes hineingerissen worden. Hier gewannen es, nach einem Menschenalter, weitherzigere Christen über sich, Julian Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Er war ein höchst tapferer Feldherr", sang der Dichter Prudentius, „gab gute Gesetze, war weit berühmt durch seine Rede und seine Thaten, berieth das Vaterland wohl, aber war selbst übelberathen in der Religion, denn er verehrte dreimalhunderttausend Götter, war treulos gegen Gott, aber nicht treulos gegen sein Reich."[76])

Die Verzagtheit der Heiden, die Freude der Christen wurde noch größer, da sie zugleich mit der Nachricht vom Tode Julians vernahmen, wer zu seinem Nachfolger gewählt sei. Wie es Julians Absicht gewesen, der christlichen Kirche eine heidnische Kirche gegenüber zu stellen, so hatte er sich nicht minder lebhaft bestrebt, im Heer eine den Göttern ganz ergebene Macht zu schaffen. Alle ihm zu Gebote stehenden Mittel waren versucht worden. Das Gelingen wäre eine Thatsache von der ungeheuersten Tragweite gewesen. Die römische Armee, eine Corporation von bedeutendem selbständigen Leben, gewohnt ihren Willen in großen Staatsangelegenheiten, wenn es sein mußte gewaltsam durchzuführen, hätte über Kurz oder Lang in den entsetzlichen Kampf mit der

Kirche treten können. Wenigstens hätte sie eine anhaltende Reihe polytheistischer Kaiser aufgestellt, die sich ganz auf sie stützen, und die christliche Welt terrorisiren konnten. Aber Julians Bemühungen waren gescheitert[77]). Die Armee blieb ein neutraler Boden für alle Religionen des römischen Reiches. Das römische Heer war ein großes Völker- und Religionsgemisch. Hier kämpfte der weichliche Asiate neben dem störrischen Aegypter, der kräftige Pannonier neben dem leichten Griechen, dem ernsteren Italiäner, dem heftigen Gallier und dem gewaltigen Germanen. Hier gingen Zeus, Apollo, Anubis, Mithras, Venus friedlich Hand in Hand mit Odin, Baldur, Freija und Christus. Die Zeltgenossen, welche vielleicht schon nach einer Stunde an der Pforte des Orkus, Walhallas oder des Himmels, je nach ihrem Glauben, standen, waren nicht gewillt, die kurze Spanne ihres zweifelhaften Erdenlebens in erbitterter Entzweiung über jenseitige, noch zweifelhaftere Dinge zuzubringen. Es scheint, Julian selbst hatte es bald aufgegeben, das Heer, welches ihn vergötterte und in allen anderen Stücken seinem Winke blindlings folgte, von christlichen Elementen zu reinigen und es den Olympiern zuzuführen. Tüchtige Offiziere waren vor Allem nöthig, woher sie auch kamen, und sogar Julians Leibgarden wurden von christlichen Tribunen commandirt.

In seiner unüberwindlichen religiösen Indifferenz sah das Heer allein auf militärische, allenfalls auf sittliche Eigenschaften. Nach dem Glauben fragte es nicht. Davon gab es ein Beispiel, während Julians Leiche noch unbestattet im Zelte lag, und die Thränen über den Verlust des geliebten Imperators noch nicht getrocknet waren. Die hohen und niedrigen Offiziere traten zur schleunigen Wahl des neuen Kaisers zusammen. Es bildeten sich zwei Parteien. Die eine bestand aus den früheren Anhängern des Constantius; die andere aus der gallischen Umgebung Julians; sie wurde von dem Gothen Nevita und dem General Dagalaiphus geleitet. Man könnte hier allerdings religiöse Gegensätze vermuthen[78]). Bald jedoch vereinigten sich alle Stimmen auf einen der verehrtesten, edelsten und weisesten Römer. Der prätorische Präfekt Sallustius, ein mildgesinnter Heide, den selbst christliche Priester mit Achtung nannten, war Julians Freund gewesen, und hatte den lebhaften Kaiser von manchem raschen Schritte zurückgehalten. Er lehnte die jetzt doppelt schwere Bürde des Diadems wegen seines hohen Alters und kränklichen Zustandes beharrlich ab. Da erhob

sich plötzlich eine anwachsende Bewegung; der Name Jovian ertönte immer lauter und einmüthiger. Der überraschte Offizier welcher ihn trug, wurde vorgeführt, mit Julians Purpur bekleidet, und Augustus genannt; er trat aus dem Zelte und begrüßte mit angelegentlich freundlichem Wesen die gespannt harrenden Truppen, die zuerst in Jubelrufe ausgebrochen waren, und dann ihren Thränen freien Lauf ließen. Der Name Jovian hatte sie durch seine Aehnlichkeit mit Julian getäuscht. Sie glaubten, ihr Abgott sei wieder erwacht, und sahen jetzt, was für ein Mann dessen Purpur trage. Denn nur ein überaus fähiger und erprobter Geist schien in der großen Bedrängniß das römische Heer, die Ehre des Imperiums retten zu können. Nicht die sorgfältige Ueberlegung der Besten in der Armee, sondern die Laune einiger Wenigen, das blinde Zustimmen Anderer, die Ueberraschung der Uebrigen hatte Jovian zum Kaiser gemacht.

Jovian war bisher Offizier in einer Compagnie der Goldbeschildeten gewesen. Seine vorzüglichste Eigenschaft bildete sein nicänisches Glaubensbekenntniß, dem er, wie es scheint, sehr eifrig ergeben war. Er soll unter Julian für dasselbe gelitten haben. Doch ist diese Nachricht eines Kirchenhistorikers nicht so beglaubigt von ihm, wie von seinem Nachfolger Valentinian. Was Jovians unverhoffte Erhebung zum Augustus betraf, so mußte er bei einiger Selbstkenntniß das Bibelwort auf sich anwenden, welches der Väter Tugenden an den Kindern zu belohnen verspricht. Sein Vater Varronian hatte lange Zeit die berühmte Legion der Jovianer mit Auszeichnung commandirt. Als Comes in den Ruhestand getreten, lebte er noch frisch im Angedenken der Soldaten. Ihm, wie so vielen ehrgeizigen Eltern jener Zeit, die selbst den Bauer und Sklaven Kaiser werden ließ, hatte ein Traum schon längst die Größe seines Sohnes verkündigt. Was tausend Andere täuschte, hielt ihm Wort. Die Offiziere im Zelt dachten mehr an die Verdienste des Vaters als des Sohnes, der indessen durch eine gewisse soldatische Liebenswürdigkeit ihr Herz gewonnen hatte. Die martialische Figur mit etwas schwerfälliger und lascher Haltung, und das immer heitere Gesicht verrieth die behagliche Gutmüthigkeit eines Herzens, das von irgend welchen Anschlägen oder großen Ideen, von Nachdenken und vom Ernst des Lebens nie bekümmert worden war. Er aß gern viel Gutes, zechte gern, liebte über die Maßen die Weiber, und nächstdem einen guten Spaß

unter seines Gleichen. Kam es darauf an, so konnte er sich sehr ehrenwerth benehmen. Ein gewisser äußerer Schliff, ein wenig, aber nicht zuviel Belesenheit, alles das waren Eigenschaften, die ihn zu einem prächtigen Kameraden und endlich, nebst den Verdiensten seines Vaters, zum Kaiser machten[79]).

Jovian gab Befehl zum Weitermarsch, nachdem die Eingeweide, in seltsamer Religionsmischung für den neuen christlichen Kaiser befragt, den sofortigen Aufbruch angerathen hatten; 28. Juni 363. Der Tigris wurde bei dem Castell Sumere erreicht; das Heer schlug erneute Angriffe der Perser siegreich ab; jedoch der neue Imperator zeigte sich seinem schwierigen Amte sehr bald nicht gewachsen. Kostbare Zeit verging mit nutzlosen Versuchen, über den Tigris zu kommen, mit Berathschlagen, Zögern und halben Maßregeln. Schon begannen Meuterei und Auflösung unter den Truppen, und die Noth wuchs von Tage zu Tage. Da erschienen, „wie Boten des Himmels" der persische Feldherr (Surena) und ein anderer Vornehmer, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Der schlaue Perserkönig hielt den schwankenden Kaiser, der sich nicht vom Flecke rührte, noch vier Tage hin, bis der Hunger im Heere unerträglich wurde. Dann stellte Sapor die schmachvolle Bedingung, daß die fünf transtigrinischen Provinzen abzutreten seien, welche Galerius erobert hatte, und außerdem der größte Theil des römischen Mesopotamiens mit Nisibis, der oft bewährten Schutzwehr gegen die persische Macht. Noch war das Heer bereit, um solchen Preis den Kampf einzugehen. Doch in die bisher so lustige und harmlose Seele Jovians war eine quälende Angst gezogen. Er fürchtete das alte römische Uebel: Usurpationen; um seinen Thron zu sichern, gab er den Ruhm des Heeres und des Imperiums Preis. Der erniedrigende Frieden wurde geschlossen, das Heer erhielt freien Abzug, Lebensmittel und Material zum Brückenschlagen. Nie haben die Römer Jovian die Schande jener Abtretungen verzeihen können; noch Jahrhunderte später wurde sein Name mit Vorwürfen und Verachtung genannt[80]). Zu seiner Zeit warfen die Christen alle Schuld auf die vorwitzigen Unternehmungen des Apostaten, während die Heiden mit Recht behaupteten, daß Julian unter keinen Umständen zu einer so unerhörten Demüthigung sich hätte zwingen lassen, und vom Tode ihres letzten kaiserlichen Glaubensgenossen die unaufhaltsame Zerstückelung des Reiches datirten[81]).

Jovian, von Scham vor seinen Unterthanen und deren unverhüllten Wehklagen, von Angst vor Usurpatoren vorwärts getrieben, durcheilte in Geschwindmärschen sein Reich. Er hatte die Kreuzesfahne wiederum den römischen Adlern und Drachen eingereiht, und in einem Manifest sich als Anhänger der „allein heiligen" Religion Christi erklärt. Den Kirchen und Klerikern, den Wittwen und heiligen Jungfrauen wurde Alles zurückerstattet, was Constantius ihnen gegeben, Julian genommen hatte. Jedoch in der Schule des Lagers erzogen, sprach sich Jovian entschieden gegen jede Unterdrückung der Glaubensfreiheit aus. Er sicherte den bestürzten Heiden die ungestörte Ausübung ihrer Culte zu[82]), und schmückte, zum heißen Schmerz der eifrigen Christen, das Grab Julians zu Tarsus mit Blumen; obgleich der heilige Gregor von Nazianz meinte, das Scheusal hätte auf den Schindanger geworfen werden müssen. Nur die magischen Opfer verbot der Kaiser, und hatte die volle Zustimmung edler und aufgeklärterer Heiden für sich.

So war, nach etwa dreißigjähriger Unterbrechung, die im Edikt von Mailand publizirte Glaubensfreiheit wiederhergestellt. Denn Jovian wollte, daß auch innerhalb der Kirche derselbe Frieden herrschen sollte, wie zwischen Christenthum und Polytheismus. Als der Kaiser in Antiochien angelangt war, wo er sich einen etwas längeren Aufenthalt gestatten wollte, mußte er zunächst die neuplatonischen Philosophen schützen, die dort kaum ihres Lebens sicher waren. Sie befanden sich nach dem Tode ihres großen Freundes noch immer in der kaiserlichen Umgebung. Das Volk von Antiochien liebte das Christenthum ebenso fanatisch wie die Schauspiele, Spott, Scandal, Ueppigkeit, Insulten und Aufstände. Die Kirchen, der Circus, die Märkte und Theater hallten wieder vom triumphirend herausfordernden Geschrei: „wo sind nun deine Orakel, du unsinniger Maximus, du Narr, Gott hat gesiegt, und sein Sohn Jesus Christus!"[83]) Nur am Hofe Jovians fanden die unglücklichen Philosophen eine Freistatt, denn der Kaiser wollte sie als berühmte Männer der Wissenschaft geehrt wissen[84]), und mag sie auch gegen die christlichen Priester in Schutz genommen haben, deren Angriffe gewiß nicht schonender waren als die des Volkes.

Denn bereits drängten sich aus nah und fern die Bischöfe aller Glaubensbekenntnisse in der kaiserlichen Aula zusammen. Jede

Sekte hatte der anderen zuvorkommen wollen, um dem Kaiser durch metaphysische Beweise die Wahrheit ihres Bekenntnisses einleuchtend zu machen, sein Ohr mit den Anschuldigungen ihrer Gegner zu bestürmen, und seine Gnade allein für sich zu gewinnen. Das Geschrei, die Anathemata der Synoden wiederholten sich in den Gemächern des allerheiligsten Palastes; und nur darin waren alle Bischöfe einig, den speculativ ungeschulten Soldaten zum Schiedsrichter des Glaubens zu machen, und sein gutmüthiges Herz zur Unterdrückung aller übrigen Sekten, das heißt der überwiegenden Mehrzahl der Christenheit, entflammen zu wollen. Wiederholt und vergeblich entgegnete der bedrängte Kaiser mit sanften Worten: Niemand werde von ihm des Glaubens wegen die geringste Belästigung erfahren; denjenigen aber wolle er am meisten lieben und ehren, der für den Frieden in der Kirche wirken würde[85]). Unterdessen war der heilige Athanasius, jetzt ein siebzigjähriger Greis, in Antiochien angekommen: vom Kaiser in einem schmeichelhaften und demüthigen Schreiben an den Hof geladen, und als ein „gottgleicher" Mann gepriesen. Seine imponirende Persönlichkeit, seine Argumente für die alleinige Wahrheit des Wortes Homousios, bestärkten den Kaiser noch mehr in der Liebe für das nicänische Bekenntniß, und würden ihn vielleicht auf die Dauer seiner bisherigen Geduld gegen dessen gotteslästerliche Verleugner untreu gemacht haben. Denn bereits ließ er einige Höflinge geißeln, welche ihr arianisches Glaubensbekenntniß mit allzu großer Lebhaftigkeit vertreten hatten[86]). Die Orthodoxie des frommen Kaisers entzückte die Homousianer; nach der aufeinanderfolgenden Tyrannei des Arianers Constantius und des Heiden Julian, hofften sie von Jovian den endlichen Sieg ihrer Sache, und Athanasius war so kühn, eine Prophezeiung vor vollendeter Thatsache von sich zu geben. In einem begeisterten, aber vom heiligen Geist verlassenen Augenblick, versprach der große Heilige dem rechtgläubigen Kaiser den Lohn einer langen und glücklichen Regierung. Freilich hatte Jovian noch nicht das Grabmal des Apostaten bekränzt.

Unter all' den Kämpfen, Schwankungen und Wandlungen, welche seit Diocletian die römische Welt bewegt hatten, war eine eigenthümliche Erscheinung des christlichen Lebens, von den Herrschern im Ganzen wenig beachtet, stätig und schnell herangewachsen. Man kann Diocletian als den vorzüglichsten Beförderer des Mönchthums ansehen: bald einer Hauptstütze der Sache, die er hatte

vernichten wollen[87]). Während der zehnjährigen Christenverfolgung, die von ihm den Anstoß erhalten, flüchteten sich Viele in die Wüsten Aegyptens, der eigentlichen Pflanzstätte des Mönchthums. Hier lebte der Einsiedler Antonius, dessen Ruf als Heiliger schon weit verbreitet war. Die Natur hatte ihn mit außerordentlichen Geistesgaben ausgestattet, und mit einem Herzen, das in glühendem Enthusiasmus die Gedanken nachempfand und bethätigen wollte, die er in lebhafter Einseitigkeit faßte und auf die Spitze trieb. Einige rigoros ausgelegte Bibelworte bestimmten ihn, sein Vermögen und das seiner Schwester zu verschenken, alle Bildung, selbst das Lesen und Schreiben zu verachten, aus der verlockenden Welt zu fliehen, in Grabeshöhlen und abgelegenen Trümmern unter erfinderischen Kasteiungen zu leben, und nur an Gott, an die Geheimnisse des christlichen Glaubens und an sein Seelenheil zu denken. Freilich mußte er erfahren, daß der Teufel überall, und die Einsamkeit keine geringere Versucherin sei, als das Treiben der Welt. Die Rolle derselben übernahmen die Dämonen. Sie suchten ihn zu zerstreuen, ihn durch lockende Trugbilder zu Falle zu bringen, sie mißhandelten sogar seinen Leib in ihrer Wuth. Doch Engel halfen ihm und richteten ihn auf; er wurde immer heiliger; er that Wunder, trieb Teufel aus, heilte Kranke und stand in unmittelbarem Verkehr mit den höchsten Bewohnern des Himmels[88]).

Die flüchtigen Christen sammelten sich schaarenweise um den heiligen Einsiedler. Sie empfanden die Einwirkungen eines außerordentlichen Geistes, der auf eigene Art nach der Wahrheit strebte, und lauschten mit tiefer Ehrfurcht den Worten fremdartiger Weisheit und Poesie, welche dieser absonderliche, der Welt entzogene Mann nur aus der eigenen Tiefe holte und ihnen dann und wann zu Theil werden ließ. Die Verfolgungen, das mannigfache sociale Elend, Verarmung und Steuernoth, der Ruf des Antonius als großer Heiliger, Tröster, Rathgeber und Wunderthäter, auch das Anwachsen selbst seiner Jüngerschaaren zog immer neue Massen von Ankömmlingen nach Oberägypten. Sie beschlossen, von der liebgewonnenen, feierlichen Ruhe der Wüsten, die Antonius ihnen so eindringlich empfahl, sich nicht mehr zu trennen. So entstanden die beiden ersten Mönchsvereine bei Pisper, nicht weit vom rothen Meer, und bei Arsinoe. Bald bedeckten sich die unfruchtbaren Sandflächen und Hügelrücken mit immer neuen Einsiedlercolonieen.

Die Mönche wohnten nahe beieinander in engen, nothdürftigen Hütten, zwangen der Einöde das kärglichste Brod ab, flochten Körbe und Matten und trugen sie zum Verkauf in die näher liegenden Orte, oder ließen sie den zahlreichen Besuchern ab, welche kamen um die neue Schöpfung anzustaunen. Die frömmsten waren, auch wenn die Hände arbeiteten, unabläßig mit Gebeten und Gedanken an den Tod, an die furchtbare Ewigkeit, das Grauen der Hölle und die Wonnen des Himmels beschäftigt, und mühten sich mit tausend Aengsten um ihr Seelenheil. Selbst die Arbeit konnte den gräßlichen Besuch der Dämonen nicht ganz verscheuchen, die es sich tückisch zum Berufe machten, gerade die heiligsten am meisten zu belästigen.

Von Antonius Beispiel angefeuert, gründeten andere Heilige ähnliche Klöster in verschiedenen Gegenden Aegyptens. Ammon auf den nitrischen Bergen, welche nach dem Mörissee hinabblicken; Makarius nördlich davon in der sketischen Wüste; der große Pachomius[89]) auf der Nilinsel Tabennä. Allen diesen Vereinen blieben die Grundsätze und das Wesen des ersten Stifters Antonius eingepflanzt, wennschon Pachomius, der acht Jahre vor Antonius starb, 348, der eigentliche Ordner und Gesetzgeber des Mönchthums wurde. Er war ein Mann, kaum minder heilig und berühmt als Antonius, und schien geboren zum Befehlen: einer Sache, vor deren Ruhm und Verantwortlichkeit der bescheidene Antonius oft in unauffindbare Orte geflohen war. Selbst die Natur demüthigte sich vor ihm, gab ihre Wildheit auf und gehorchte seiner himmlischen Größe. Er wandelte unverletzt über Schlangen und Skorpionen, und die Crocodile trugen ihn fromm auf ihrem Rücken über den Nil. Pachomius gab den vielen Cönobien die er gestiftet oder die sich ihm unterordneten, einen Vorsteher: den Abt oder Archimandriten, einen Verwalter für ihre irdischen Bedürftigkeiten: den Oekonom, und vereinigte sie zu größeren Gemeinschaften unter einer bestimmten Regel. Unbedingter Gehorsam, selbst gegen scheinbar widersinnige Befehle des Vorgesetzten, und eine Offenheit, welche die letzten Falten der Seele dem Abt enthüllte, waren beinahe die ersten Erfordernisse; neben Keuschheit, Glauben, Gebeten, Arbeit und strengem Maß in Speise und Trank. Im Kloster von Tabennä hatten diese „Cönobien" ihren Mittelpunkt.

Des Pachomius Einrichtungen wurden bald maßgebend für

die Klöster Aegyptens und der übrigen Länder. Denn in kurzer Zeit gab es kaum eine Provinz des Orients, welche nicht, wie die Christen meinten: beglückt worden wäre durch immer neue Tausende von Menschen, die sich der aufgekommenen heiligen Lebensweise widmeten. Der heilige Hilarion gründete in der Wüste von Gaza ein Kloster: es wurde der Mittelpunkt für eine erstaunliche Anzahl von Cönobien welche Palästina und das ganze Syrien bedeckten. In Cappadocien glaubte Basilius der Große von Cäsarea beinahe das verdienstlichste Werk seines Lebens gethan zu haben, als er die ersten Mönchsvereine stiftete. Und so ging es fort. Zusehends leerten sich die Häuser der Städte und Dörfer, damit die Oeden bevölkert wurden. Man muß die Menge der Cönobiten auf Millionen anschlagen, wenn man erwägt, daß bald der einzige Mönchsverein von Tabennä sich einer Zahl von 50,000 Angehörigen erfreute, daß ein Kirchenvater, wenn auch mit einiger Uebertreibung ausrufen konnte, in Aegypten gebe es fast so viel Mönche, wie Städtebewohner [90]), und daß die syrischen Mönche mit den ägyptischen an Zahl wetteiferten [91]).

Mit den vereint in Klöstern lebenden Mönchen war es keineswegs abgethan. Auch den Nonnen und ihren Vereinen konnte Pachomius die ersten Gesetze geben, nachdem sich um seine Schwester, um die Schwester des heiligen Antonius und die Gemahlin des Ammon die ersten „heiligen Jungfrauen" gesammelt hatten. Es gab ferner die eigentlichen, ungesellig lebenden Einsiedler oder Anachoreten, deren religiöser Erhitzung das Dasein der Cönobiten ein viel zu weltliches und üppiges war. Um die Klöster zog sich oft ein weiter Kreis von Anachoretenzellen oder Höhlen, die sogenannte Laura. Tausende flohen auch diese letzte menschliche Nähe, und gestatteten es nur, daß zuweilen fromme Pilgerschaaren ihren kaum noch menschlichen Anblick genössen, ihre sonderbaren und glühenden Predigten hörten, ihre Wunder und Krankenheilungen anstaunten. Diese unglückseligen Verirrten brachte die Einsamkeit zu einer Art Raserei der Selbstqual; Niemand wurde mehr als sie von den Dämonen und den Einflüsterungen der bösen Sinnenlust gepeinigt. Schwere Ketten um den nackten, abgemergelten Leib, eiserne Arm- und Beinschienen, aufgebundene Lasten meist in Kreuzesform, Hunger und Durst bis zum Ohnmächtigwerden, enge Höhlen, welche zu den unnatürlichsten Stellungen zwangen, ein scheußlicher, ätzender Schmutz, sollten die lockenden Gedanken

niederhalten und die Buße für begangene Sünden sein. Doch wenn alle Teufel besiegt waren, herrschte nur allzu häufig einer der eingefleischtesten um so kräftiger. Der Dämon der Eitelkeit ließ diese Anachoreten mit heimlicher Gier die Bewunderung einsaugen, welche ihnen die beinahe anbetenden Schaaren christlicher Pilger zollten, und begeisterte sie unter dem täuschenden Vorwande Gott noch emsiger zu dienen, zur Erfindung irgend eines neuen Peinigungsmittels, wenn sie hörten, wie ihr Ruhm außerhalb der Wüsten erscholl. Es gab ferner große Banden von Mönchen die keine feste Zelle hatten, sondern in den Gebirgen umherzogen, in die bewohnten Gegenden herabkamen, um zu betteln, ihre Frömmigkeit zu zeigen und die Geheimnisse des Glaubens zu verkündigen. Die berühmtesten dieser Schaaren nannte man „die Weidenden"; sie schweiften in größeren Haufen, wie Viehherden über die Höhen und in den Triften umher[92]). Sie hatten es in der gottähnlichen Vollkommenheit soweit gebracht, daß sie gleich den Waldeseln und Schafen ihren Hunger am Gras und Korn des Feldes stillten, und das einzige menschlich Unvollkommene war, daß sie sich noch einer Sichel zum Abschneiden bedienten.

Die verschiedenen Richtungen des Mönchthums lebten nicht ganz in der gegenseitigen Friedfertigkeit, die man von so unirdischen Menschen hätte erwarten sollen. Die Cönobiten, vom Klerus am meisten begünstigt, weil sie der Zucht und Herrschaft der Kirche am leichtesten unterworfen wurden, hielten den Anachoreten und umherschweifenden Mönchen kein kurzes Sündenregister vor, und bekamen es als Antwort zurück. Eitelkeit, Hochmuth, versteckte Lust und Gefräßigkeit standen in jenen Verzeichnissen obenan. Der arge Frevel der Ketzerei befleckte manche, und wirklich abirrende Meinungen bildeten sich bei umherschweifenden Mönchen aus. Auch der große Gegensatz des Nicänismus und Arianismus drang in die Cönobien, obschon die meisten Mönche dem Homousion von Anfang zugethan waren, oder ihm bald gewonnen wurden. Ueberhaupt bedeckte die gleichmäßige Hülle frommer Armuth, Entsagung und weltlicher Abgestorbenheit die lebhaftesten Gegensätze im Schooße des Mönchthums. Hier lebte die stille, selige Befriedigung in Gott bei einfacher Handarbeit und Krankenpflege, bei Almosen an Arme die kaum ärmer waren als der Geber, dicht neben dumpfer oder herrischer und grausamer Bigotterie und glühendem Fanatismus. Tausende vegetirten faul und gedankenlos, die ewig gleichförmige

Wiederkehr der Tage hindurch, vom Dämon der Langenweile fast noch mehr als dem der Sinnenlust geplagt[93]). Viele Tausende waren gesunde, derbe und muntere Burschen, deren Leib, von Herzensbekümmerniß wenig angegriffen, in der freien Luft bei einfacher Nahrung vor Wohlsein förmlich strotzte, „wie die Thiere des Feldes“[94]). Andere waren unglückselige Geschöpfe, von Angst, Fasten und erfinderischer Kasteiung abgemergelt, von Ungeziefer fast aufgefressen, erschöpft von Halucinationen, Krämpfen und den wüthenden Heimsuchungen der Dämonen. Ihr grübelndes Gewissen entflammte sich in den einsamen Höhlen um Nichts bis zum wirklichen Wahnsinn, ja bis zum Selbstmord. Und gerade die Zahl solcher Büßenden wuchs verhältnißmäßig am meisten, weil ihre Erscheinung und Gemüthsbeschaffenheit die größte Verehrung genoß. Die straffe Zucht demüthigen Gehorsams hatte wenig zu thun mit dem Hochmuth, vor dem christliche Sittenlehrer die Mönche immer von Neuem warnen mußten, und mit dem verwildernden Umherschweifen der regellosen Mönchsbanden. Der geforderten Offenherzigkeit stand listige Heimlichkeit und das oft beklagte lügnerische Prahlen mit Visionen und Besuchen von Engeln und Teufeln gegenüber. Wenigen gelang es, vor der Greisenzeit die Regungen und Vorspiegelungen der Sinnenlust gänzlich zu unterdrücken; und gerade an den Mönchen, die sich absoluter Keuschheit rühmten, wurde vielfach eine „faunische Lüsternheit“ bemerkt, die Frucht äußerlich gemiedener, innerlich nicht überwundener Lust. Viele Mönche betraten die Wohnorte der Menschen nur, um ihre einfachen Handarbeiten zum Besten der Armen zu verkaufen; andere flohen das Menschenantlitz wie die schlimmste Pest. Viele lebten fast nur in den Städten: zum Zweck oder unter dem Vorwande der Mission. Ihren Predigten, unterstützt vom Aufsehen ihrer fremdartigen Erscheinung, verdankte das Christenthum einen großen Zuwachs von Anhängern. Sie nahmen sich der Eingekerkerten und Kranken an, und entrissen durch muthige Fürsprache manches Opfer den Händen grausamer und schneller Richter. Sie stürzten die Tempel und Altäre um, agitirten und schlugen sich für die Partei irgend eines Bischofs, erhitzten die Pöbeltumulte in den dogmatischen Streitigkeiten, starben und litten für ihr Glaubensbekenntniß. Eifrig trieben sie Seelsorge, und neben den Klerikern gelang es keinem Menschen besser als dem Mönch, von

Wittwen und Waisen fromme Schenkungen und Vermächtnisse zu erschleichen.

Niemandem waren sie befremdlicher und verhaßter als den Heiden, und nicht ohne Wahrheit schilderten diese die Mönche als ein Geschlecht, untauglich zum Kriege wie für die Geschäfte des Friedens und ohne Nutzen für den Staat. Doch, setzten sie boshaft hinzu, hätte ihre Habgier große Massen von Ländereien an sich gebracht, und unter dem Vorwande Alles mit den Armen zu theilen, hätten sie, so zu sagen, Alle arm gemacht[95]). Eine Abart Menschen seien sie, welche das Leben der Schweine führten, und offenkundig unzählbare und schmähliche Verbrechen begingen. Aber man halte sie nun einmal für gottselig, und wer ein schwarzes Kleid anhabe und sich nicht scheue, schmutzig vor allem Volk einherzugehen, der übe eine tyrannische Gewalt[96]). Sie warfen den Mönchen moralische Feigheit und Schwäche vor, da sie die Uebel des menschlichen Zustandes fürchteten, und dessen Güter nicht zu ertragen vermöchten[97]). Ganz anders lautete das Urtheil der Christen. Alle großen und geringeren Kirchenlehrer schrieben und predigten für die Mönche. Sie schilderten deren Charakter und Leben mit den einschmeichelndsten und prangendsten Farben. Die Mönche seien niedrig unter den Menschen, und erhaben über allem Menschlichen; mit Ketten belastet, seien sie frei; sie enthielten sich der Liebe, und seien in göttlicher, von aller Sünde freien Liebe entbrannt[98]). Man verglich den Stand des Mönches mit dem des Königs sehr zu Ungunsten des letzteren, und nannte die Mönche die wahren, die christlichen Philosophen im Gegensatz zu den Neuplatonikern, Cynikern und den anderen heidnischen. Man bewies, Christus und die Apostel seien die ersten Mönche gewesen, pries das Leben, namentlich der Cönobiten, als das engelgleiche, und sprach ihm das Verdienst und den Lohn des Martyriums zu, da dieses mit der Freiheit der Kirche aufhörte.

Seit Constantin I. ersetzten solche Empfehlungen reichlich die Wirkungen der früheren Bedrängnisse, zu Gunsten des anwachsenden Mönchthums. Die anderen Gründe dauerten fort: das sociale Elend, die unerschwinglichen Steuern, die unüberwindbare Sittenverderbniß, welcher manche edlere Gemüther ängstlich zu entfliehen trachteten, da sie sich zu schwach fühlten ihr zu widerstehen; der Drang mancher höher begabten Geister, namentlich im Orient, nach beschaulicher Einsamkeit, die trübe Verzweiflung an der gan-

zen Welt. Es kam hinzu der Nachahmungstrieb, welcher Tausende folgen ließ, wohin Tausende gingen, der Ueberdruß und Schrecken vieler redlichen Christen vor der Wüstheit und den Verbrechen der Sektenkämpfe, und ein überhand nehmender Zug der Zeit nach allem Uebertriebenen und Wunderlichen. Auch wurden die Klöster Asyle für Arbeitsscheue und Verbrecher, für desertirte Soldaten und junge Burschen, die sich der Aushebung entziehen wollten. Viele flohen vor den drückenden Verpflichtungen ihres erblichen Standes und der Zwangsämter zu den Mönchen. So fuhren die Einöden fort, sich zu bevölkern. Bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts hielt das Abendland sich noch frei von dieser Art Christenthum. Als aber der heilige Athanasius, von Constantius vertrieben, in Begleitung einiger Mönche nach Italien kam, machten deren wunderbare Erscheinung und die preisenden Worte des großen rechtgläubigen Bischofs bereits einen tiefen Eindruck. Und als der heilige Hieronymus, der heilige Ambrosius von Mailand und Martin von Tours für das Mönchthum wirkten, pflanzte es sich rasch bis in die westlichsten Provinzen fort.

Durch die christliche Kirche erlitt der römische Staat, bei allen fressenden Schäden, noch neue sociale Einbußen. Sie entzog ihm, wie schon gesagt, je länger je mehr die besten geistigen und moralischen Kräfte, und vermochte mit der Zeit immer weniger, das übrige Römerthum durch eine sittliche Hebung aus der Versunkenheit zu entschädigen. Im Gegentheil, sie wurde merklich von dessen Entartung angesteckt. Wunderlich mischte sich in ihr das Unfertige des jungen Christenthums mit dem Greisenhaften, das seine Bekenner aus der römischen Welt mit herüberbrachten. Ihre dogmatischen Parteikämpfe erregten schlimme Verwirrungen, riefen eine Menge böser Leidenschaften wach, vergifteten die Charaktere und zogen tausend Unberufene von nützlicherer Beschäftigung ab. Selbst die Mildthätigkeit der Kirche schuf ein Heer von Müßiggängern; ihre Auffassung von der Friedfertigkeit diente nicht dazu, den mehr als je nothwendigen kriegerischen Sinn zu ermuntern; ihre Lehre vom höheren Stande der Enthaltsamkeit war der überaus wünschenswerthen, doch kaum noch stattfindenden Volksvermehrung keineswegs günstig. Durch die wachsende Menge der Kirchengüter, der Kornlieferungen und Geldgeschenke, des privilegirten und vielfach immunen Klerus neben den ebenso bevorzugten heidnischen Priestercollegien, endlich durch das Mönchthum erlitt

der Staat einen zunehmenden Ausfall an Beſitz und Einkommen, der Ackerbau und Kriegsdienſt den Verluſt von Millionen tüchtiger Hände. Dies Alles zu einer Zeit, wo der Staat einen nahezu unermeßlichen Tribut, das ausgeſogene Land dagegen die äußerſte Schonung der Steuerkraft verlangte; wo die brachliegenden Aecker viele und fleißige Bebauer, die fortwährenden Kriege und das zuſammenſchmelzende Heer immer neue Rekruten erforderten; wo jeder einzelne Steuerzahler, jeder Ackerknecht, jeder militärfähige Mann wie etwas Unerſetzliches hätte betrachtet werden müſſen.

Doch es ſchien, als ſollten Barbaren, vorzüglich die Germanen, dem römiſchen Reich erſetzen können, woran die neue Religion mit ihren Schöpfungen ihm Abbruch that.

Drittes Kapitel.

Die Germanen im römiſchen Reich. — Die Kaiſer Valentinian und Valens.

Was bei der Betrachtung der letzten Jahrhunderte des römiſchen Reiches faſt am erſten und lebhafteſten in die Augen ſpringt, ſind die Leiden, welche ihm die Germanen zufügten. Trotzdem galten den Römern die Perſer noch immer als der eigentliche Erbfeind. Den Stolz der perſiſchen Monarchen endlich zu demüthigen, Rache zu nehmen für eine lange Reihe von Niederlagen und Kränkungen, wurde als die vorzüglich dringende National- und Ehrenſchuld angeſehen. Gewohnheitsmäßig richteten ſich die Blicke der Römer mit mehr Zorn und Beſorgniß nach Oſten als nach Norden. Julian verachtete die drohenden Gothen, welche beſtimmt waren, nach wenigen Decennien das ganze Reich zu durchziehen und deſſen Zerſtückelung zu beginnen, und zog gegen die Perſer.

Anders hatte einſt Tacitus geurtheilt: ein wirklicher hiſtoriſcher Prophet. Er gedachte der cimbriſchen Einbrüche, und aller ſeitdem geführten blutigen und vergeblichen Kriege mit den nordiſchen Barbaren. „So lange wird Germanien beſiegt!“ rief er aus. „In einem ſo langen Zeitraum ſo viele gegenſeitige Einbußen! Nicht die Samniter, nicht die Punier, nicht Spanien und Gallien, nicht einmal die Parther haben uns öfter gemahnt; denn in der That,

furchtbarer als die Königsherrſchaft des Arſaces iſt die Freiheit der Germanen.“ Er gedachte der heroiſchen Eigenſchaften dieſer Völker, ihrer hohen Sittlichkeit und ihrer einzelnen Untugenden, und ſah ſchließlich nur darin ein Heil für die an Kriegstüchtigkeit abnehmende, von ſittlichen Schäden tief angefreſſene römiſche Welt, daß die germaniſchen Stämme ſich gegenſeitig aufrieben, und ihre Nationalfehler, wie etwa die Trunkſucht, klug benutzt würden[1]). Freilich ahnte Tacitus nicht die Bildung des neuperſiſchen Reiches der Saſſaniden, 226, mit welcher eine neue Periode der Einbrüche, Kriege und ſchweren Unglücksfälle im Oſten begann. Kaum eine andere öffentliche Calamität, wie die galliſche Eroberung Roms, die caudiniſchen Päſſe, die Schlacht bei Cannä oder die Niederlage des Varus prägte ſich den Gemüthern der Römer ſo unauslöſchlich ein, als die Schmach, daß ihr Kaiſer Valerian vom perſiſchen König Sapor gefangen, Zeitlebens als Sklave behalten wurde und ungerächt blieb, 260.

Als aber dieſes Ereigniß den Stolz der Römer niederſchlug, hatten ſie thatſächlich bereits viel ſchrecklichere Leiden durch die Germanen erduldet. Tacitus Wunſch, die uneinigen germaniſchen Stämme möchten ſich gegenſeitig unſchädlich machen, war nicht in Erfüllung gegangen. Im Gegentheil, der große Markomannenkrieg, welchen Kaiſer Mark Aurel binnen 14 Jahren, 166—180, mühſam und ziemlich unbefriedigend zu Ende focht, ein Krieg, welcher die beſten Kräfte des Weltreiches anſpannte und aufrieb, und überraſchend deſſen innere Schwäche aufdeckte, war ſchon ein Wink geweſen, daß neue, höchſt folgenreiche Gedanken in den germaniſchen Stämmen rege würden. Die Markomannen hatten ſich mit einer Anzahl anderer Völker zu einem großen Bunde vereinigt, um in das römiſche Reich einzufallen, und dort angenehmere Sitze zu erobern. Sie wurden zurückgewieſen, und ihr Bund aufgelöſt. Aber nur 30 Jahre ſpäter, und zur Zeit des Kaiſers Caracalla (211—217), trat ein neuer Völkerbund auf, deſſen Feſtigkeit alle Anſtrengungen der Römer nicht mehr zu brechen vermochten. Dieſer Völkerbund, oder vielmehr dieſes Bundesvolk waren die Alamannen. Nicht lange nachher zeigte ſich im Norden der Alamannen, vom Main den Lauf des Rheines hinab, der Bund der Franken. So thaten ſich die germaniſchen Völkerſchaften zu größerer Kraftentwickelung zuſammen, anſtatt einander zu vernichten. Etwa um dieſelbe Zeit waren die Gothen, ein ziemlich feſt in ſich

schlossenes Volk, mit ihren verwandten Stämmen an der Donau erschienen. Dies Alles geschah, während das neupersische Reich mit erstem, frischem Ungestüm seine Waffen gegen das Imperium richtete, und während dieses selbst durch innere Lasterhaftigkeit ohne Gleichen, durch das Hausen seiner unzuverlässigen, frechen und verweichlichten Legionen, durch die fortwährenden Kaisermorde, Usurpationen und Bürgerkriege, durch die Wirthschaft tyrannischer Imperatoren und Beamten, durch Hunger und Pestilenz in den Zustand fast völliger Auflösung gesunken war. Wehrlos lag es den überfluthenden Einbrüchen der Gothen, Alamannen, Franken und der anderen germanischen Völker offen. Es gab um die Mitte des dritten Jahrhunderts eine Zeit, wo namentlich in Europa nur wenige, glücklich abgelegene Landeswinkel die blauen Augen, blonden Haare und rohen Waffen germanischer Schaaren nicht gesehen hatten; wo die, von allem nur erdenkbaren Leiden heimgesuchten Provinzialen in ihrem Jammer Pest und Tod als Retter begrüßten, wo fast alle Städte eingenommen, geplündert oder menschenleer waren[2]), und die Eroberung des römischen Abendlandes durch die Germanen bereits vollzogen schien.

Da wurde der tapfere Feldherr Claudius, ein Illyrier niedriger Geburt, von den Soldaten zum Kaiser ernannt; 268. Er eröffnete die Reihe der illyrischen Soldatenkaiser, welche die Wiederhersteller des Reiches wurden. Er besiegte die Alamannen in Italien, die Gothen in den Donauländern, und starb an der Pest, 270. Sein Nachfolger war der gewaltige Illyrier Aurelian (270 bis 275). In fünf Jahren durchzog er mit seinen furchtbar streng gezügelten, und doch begeisterten Truppen die Erde von Palmyra bis Chalons. Er säuberte das Reich von Gothen, Alamannen, Juthungen, Roxalanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen, Karpen, vernichtete die Usurpatoren in Asien, Aegypten und Gallien, stellte die Einheit des zerrissenen Reiches wieder her, erwarb sich den Namen eines restitutor imperii, und nahm durch die Intriguen einiger Verworfenen in seiner Umgebung, die von der blutigen Gerechtigkeitspflege des Imperators den Tod erwarteten, das gewöhnliche jähe Ende der Kaiser[3]). Nach der kurzen Zwischenregierung des greisen, würdigen aber unzulänglichen Tacitus, welchen der Senat auf Veranlassung der Truppen eingesetzt hatte und den die Truppen ermordeten, folgte der edle, mit idealen Gedan-

ken erfüllte, heroiſche Illyrier Probus. Seine Thaten und Schickſale bildeten den Anfang unſerer Erzählung.

Aber die unabläſſigen und heldenmüthigen Anſtrengungen aller Kaiſer von Claudius an, bis zu den außerordentlichen Kriegsthaten Julians, konnten eben nur die römiſchen Gränzen vor dem immer erneuten ungeſtümen Anprall der Germanen nothdürftig ſichern. Der hin und wieder ausgeſprochene Gedanke einer Eroberung Germaniens blieb eine Chimäre. Nicht einmal die Macht der Gränzvölker an Rhein und Donau: der Franken, Alamannen, Juthungen, Quaden, Gothen war zu brechen. Es bildete die überſchwenglich geprieſenen Glanzpunkte römiſcher Kriegsführung, wenn einmal die germaniſchen Einfälle durch ein kurzes, ſengendes und plünderndes Verweilen der Legionen in einigen feindlichen Gauen vergolten wurden.

Als nach Julians unglücklichem Perſerkriege Jovian fünf Provinzen durch Vertrag abtreten mußte, glaubten die Römer das Maß der Demüthigungen erſchöpft. In ihrem Schmerze über einen bis dahin „unerhört ſchimpflichen Frieden", vergaßen ſie ſogar die verſtummende Ehrfurcht vor dem geheiligten Auguſtus. Wo Jovian auf ſeinem Rückmarſch erſchien, begegneten ihm Wehklagen, Groll und ſpitzige Worte. In der Stadt Karrhä wurde der Bote geſteinigt, der Julians Tod und die Friedensbedingungen bekannt machte. Die Soldaten in Gallien ſtießen den Ueberbringer der Trauerkunde nieder. Die Römer fingen an, auf einen Augenblick öffentlich zu beſprechen, ob man in einem ſolchen Falle dem Autokraten noch zu Gehorſam verpflichtet ſei. Sie rechneten nach, daß Rom bisher noch keinem Feinde einen Flecken Landes abgetreten habe[1]). Die Wahrheit war, daß die Germanen bereits zwei römiſche Provinzen inne hatten; und dies ſeit beinahe einem Jahrhundert. Kaiſer Aurelian, gewiß ein Kriegsheld hohen Ranges und ein Herrſcher von großem Stolz, war der Ueberzeugung geworden, die Provinz Dacien (Ungarn, Siebenbürgen und Wallachei) gegen die Gothen nicht mehr halten zu können. Unter dem anſtändigen aber durchſichtigen Scheine freien Entſchluſſes, hatte er die römiſchen Bewohner jener Länder über die Donau zurückgezogen, und den Gothen die leeren Dörfer und Kaſtelle überlaſſen. Zwiſchen Rhein, Main und Bodenſee, in den fruchtbaren und freundlichen Gegenden des heutigen Badens und eines Theils von

Würtemberg, lag das römiſche Zehntland. Ein mühſames Feſtungswerk von Jahrhunderten, deſſen Ueberreſte in dem ſogenannten Pfahlgraben heute noch zu ſehen ſind, ſollte dieſe wichtige Provinz vor den Germanen ſchützen. Aber zur Zeit der allgemeinen germaniſchen Einbrüche im dritten Jahrhundert, waren die Kaſtelle vom Main bis zur Donau von den Alamannen erobert, und die Zehntäcker in Beſitz genommen worden. Mag Kaiſer Probus ſie für einige Jahre zurückerobert haben: ſie gingen noch unter ihm, oder wenigſtens unter ſeinem Nachfolger, dem trägen und ſchwelgeriſchen Cäſar Carinus wieder verloren[5]), und ſo ausgezeichnete Krieger wie Conſtantius der Blaſſe und Conſtantin I. vermochten nicht, ſie den Alamannen zum zweitenmal zu entreißen. Auch dieſe Provinz war, etwa ein Decennium nach der daciſchen, für immer an die Germanen verloren. Aber wie durch Uebereinkunft ignorirten die Römer den Verluſt: er wurde gleichſam als öffentliches Geheimniß behandelt. Man verzeichnete ihn nirgend, man redete nach wie vor vom römiſchen Limes; nur daß man mit gefliſſentlicher Unklarheit den Feſtungswall vom Main bis zur Donau mit den Verſchanzungen und Kaſtellen am linken Ufer des Rheins verwechſelte. Es war ein lügneriſches, allgemein durchſchautes Auskunftsmittel, die öffentliche Ehre zu retten.

Es iſt die Frage, ob ſtillſchweigendes oder vertragsmäßiges Aufgeben abgewonnener Provinzen die eigene Schwäche und die Stärke des Siegers deutlicher bekundet. Jedenfalls blieben die Germanen jenſeits Donau und Rhein die unruhigſten, hartnäckigſten und furchtbarſten Feinde Roms. Sie trugen zur Verwüſtung und Auflöſung des Imperiums, außer deſſen inneren Schäden und der Depravirtheit der Provinzialen, am meiſten bei. Einbrüche einzelner Gauvölker, allgemeine, erbitterte und jahrelange Volkskriege folgten einander in kurzen Zwiſchenräumen. Die kleineren Unternehmungen kühner, beuteluſtiger Raub- und Gefolgsſchaaren auf eigene Hand hörten niemals auf; und die Römer hatten ſich längſt beſchieden, für dieſe die geſammten Völkerſchaften, aus denen ſie hervorgebrochen waren, nicht zur Rechenſchaft zu ziehen. An großen und kleinen Unternehmungen gegen Rom ſchien es ein deutſches Volk dem anderen zuvorthun zu wollen. Die Sachſen ſtachen auf ihren kleinen, aus Holz und Leder leichtgezimmerten flachen Boten waghalſig in die Nordſee und in das atlantiſche Meer, um die Küſten Britanniens, Galliens, Spaniens und Afrikas

auszurauben. Sie waren für die römische Welt, was im Mittelalter die Normannen den Deutschen, und danach die türkischen Korsaren der romanischen Christenheit. Oder ihre Schaaren thaten sich zu Lande mit anderen Völkern, besonders gern mit den Franken gegen Rom zusammen. Die Franken, das unbändigste, begabteste und zukunftreichste Volk der Germanen, denen „der Frieden das höchste Unglück erschien, deren Rückzug nur der Beginn erneuten Angriffes war, die wie das Meer, Welle auf Welle andrängten“[6]), überschwemmten das nördliche und mittlere Gallien, und ihre schreckliche Waffe, die Framea[7]), war bis tief in den Orient hinein berufen. Die Alamannen, nicht minder tapfer als die Franken, konnten von Constantius an bis auf Gratian die erbittertsten Feinde Roms genannt werden. Sie hielten sich fast eben so oft im südlichen Gallien und in Rhätien auf als in ihrer Heimath, und ihre deutliche Absicht war, zunächst das Land zwischen Rhein und Vogesen, zwischen dem Boden- und dem Züricher See ihrem Besitze einzuverleiben, wie dies bereits mit dem Zehntlande gelungen war. Die Juthungen, östlich der Alamannen, und in engem Bundesverhältniß mit ihnen, waren eben so rüstig, die gefüllten Kornspeicher zu leeren, die Schätze und Einwohner des Reiches fortzuführen, und mit den Legionen sich herumzuschlagen. Oestlich der Juthungen, im heutigen Mähren, wohnte das Reitervolk der Quaden. Mit hörnernen Schuppenpanzern bedeckt, im Gebrauch langer Lanzen und kurzer Bogen höchst geschickt, auf ihren bepanzerten Stuten und Wallachen[8]), suchten sie die Provinzen heim, welche die Juthungen nicht mehr erreichten, durchzogen pfeilgeschwind die grasreichen Steppen Pannoniens, und umschwärmten die Ufer des Neusiedler- und Plattensees. Oestlich der Quaden, an der unteren Donau in Dacien, waren die Gaue der Gothen. Dieses mächtige Volk bedrohte und brandschatzte die Provinzen südlich der Donau bis hinab zu den Thermopylen, und zwang griechische Kauffahrteischiffe, sie über das schwarze Meer, zu den einladenden Reichthümern des Orients zu fahren. Immer neue Schiffsladungen und Wagenzüge erbeuteter Schätze und Geräthschaften wurden in die germanischen Walddörfer geführt. Die vornehmsten und reichsten römischen Männer und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen theilten mit der Masse niedrigen Volkes das Schicksal, auf deutschen Aeckern und in deutschen Hütten zu arbeiten. Und dies Alles waren nicht die einzigen Einbußen Roms

an die jenseitigen Germanen. Das Imperium hatte die Schande und die Verluste, einen fortlaufenden Tribut zahlen zu müssen. Unter dem schlechtverhüllenden Namen huldvoller kaiserlicher Geschenke gingen schwere Summen Goldes, und Schiffe mit reichen Kleidern und Geräthschaften nach Germanien ab, um Friedensbedingungen zu erfüllen, oder die stolzen Gaugemeinden und Könige in günstiger Stimmung zu erhalten. Während Legationen anderer Völker und der eigenen Provinzen dem Imperator mit reichen Geschenken nahten, forderten die Abgesandten unserer Vorfahren diese Leistungen vom Weltbeherrscher, und die trotzigen, leicht beleidigten Völkerschaften erhoben sich sofort zum allgemeinen Kriege, wenn dieselben schmaler ausfielen, als gebräuchlich oder festgesetzt war[9]).

So schien es, daß die Germanen dem römischen Staate noch viel schlimmere Kosten an Geld und Menschen verursachten als die anderen Nachbarvölker, als der andauernde Religionskrieg im Innern, als die Freiheiten, Begünstigungen und social nachtheiligen Lehren der Kirche. Trotzdem: wenn die Germanen den Römern nicht so ganz als ihre Feinde galten, so schien bedeutender Grund dazu vorhanden. Die Germanen waren eine wesentliche Stütze des Imperiums geworden. Mit Germanen im römischen Dienste wurden die Kämpfe gegen die germanischen Völker und Beuteschaaren, wie gegen die Perser und Mauren geschlagen. Sie lebten zu Millionen auf dem Boden des römischen Reiches, und waren in allen Ständen und Berufsarten thätig: im Sklavenhabit, auf den Aeckern, im Heer, in der christlichen Geistlichkeit, in den Büreau's, am Hofe. Die Germanen konnten zugleich die schlimmsten Feinde und die besten Freunde Roms genannt werden.

Es ist eben angedeutet, daß sich mehrere Kategorien dieser, dem Reiche täglich neu zuströmenden deutschen Unterthanen unterscheiden lassen[10]). Die niedrigste war die der Sklaven. Der zahlreiche Sklavenstand war durch Kriegsgefangenschaft entstanden, und ergänzte sich hauptsächlich durch Geburt, oder durch neue Kriegsgefangenen. Seitdem sich die Gränzen des Imperiums bis an den Euphrat, die Donau, den Rhein und die libyschen Wildnisse ausgedehnt hatten, waren Perser, Sarazenen, Mauren, Jazygen, und vor Allen die germanischen Völkerschaften der Gothen, Vandalen, Gepiden und Thaifalen, der Quaden und Juthungen, der Ala-

mannen, der fränkischen Cherusker, Chamaven, Brukterer, und wie die sonstigen Namen lauteten, bei deren rauhem Klange schon den Römern, unter Schaudern die ganze kriegerische „Entsetzlichkeit“[11]) der blonden Barbaren einfiel, — diejenigen Feinde, mit denen man Krieg führen mußte. Viele Gefangene wurden wie früher bekränzt und als Sklaven verkauft, in die Gladiatorenschulen gesteckt, oder zur Augenweide der Römer den Bestien im Circus vorgeworfen. Als Constantin 306 die Franken besiegt hatte, ließ er im Amphitheater von Trier, dessen grün überwucherte Ruinen noch heute die blutigen Scenen ins Gedächtniß zurückrufen, zwei gefangene Könige und eine solche Menge Brukterer den Löwen und Bären in den Rachen liefern, daß die ausgehungerten Thiere eher vom germanischen Blut ersättigt wurden, als die schaulustigen und siegestrunkenen Römer und Römerinnen. Nachdem er den Maxentius besiegt, die Kreuzesfahne errichtet, und das christliche Freiheitsedikt von Mailand erlassen hatte, kehrte er nach Gallien zurück, schlug wiederum die Franken, und gewährte den entzückten Trierern von Neuem das ersehnte blutige Schauspiel. Nichts, meinten sie, könne einem solchen Triumphe gleichkommen, wo die besiegten Feinde sogar zum Ergötzen der Sieger verwandt würden. Aber ein stiller Schrecken überkam sie doch, als sie sahen, wie diese Germanen nicht vor den Bestien zurückwichen, sondern im Gefühl des Zornes, der Scham und des Schmerzes, sich todessehnsüchtig ihnen entgegenstürzten. Die Römer lernten die Barbaren noch mehr fürchten, die ihr Leben so nichtachtend hingäben[12]). Als Constantin die Synode von Nicäa abgehalten, und bevor er zu den Morden in seiner Familie schritt, zeigte er, daß die christlichen Anschauungen einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die Bischöfe, von einem züchtigeren Geiste beseelt als die anständigsten Heiden, und auch von einem milderen, wo es nicht das Wort Homousios, einen Juden oder sonstigen Gotteslästerer, oder ihre Herrschaft galt, verdammten die obscönen Darstellungen des Theaters, und sahen mit besonderem Abscheu auf die mörderischen Scenen im Circus und Amphitheater. Höchst wahrscheinlich ihnen zu Gefallen erließ Constantin ein Edikt, worin er sein Mißvergnügen an den blutigen Schauspielen und Gladiorengefechten aussprach[13]). Allein es war sehr allgemein gehalten, und hatte, wie der Kaiser wohl selbst vorausgesehen, keine weiteren Wirkungen. Alles blieb beim Alten, und der christliche Kaiser Valentinian I. sandte 371

eine Schaar sächsischer Kriegsgefangenen nach Rom, damit sie dort den Leoparden, schottischen Hunden, Löwen und Crocodilen zum Fraße dienten. Aber 29 der stolzen und tapferen Sachsen erwürgten sich mit eigener Hand, bevor sie das schmähliche Vergnügen der Römer befriedigten. Ganz Rom trauerte, und der edle Senator Symmachus, ein feingebildeter Mann von berühmter Gelehrsamkeit und Urbanität, aber in alt heidnisch römischer Gesinnung ein großer Begünstiger aller Schauspiele, gab dieser Stimmung einen entrüsteten Ausdruck. Sein Zorn war in der That gränzenlos gegen die Sachsen, welche es gewagt, die ewige Stadt um ihre Lust zu betrügen, und er hielt diese Sklaven für niederträchtiger als die Horden des Spartacus[14]). Erst im fünften Jahrhundert hörte die Schlächterei der Kriegsgefangenen auf: durch die Bemühungen eifriger Christen und das definitive Verbot eines christlichen Kaisers.

Indessen ging man doch bereits im vierten Jahrhundert sparsamer als früher mit dem Leben der Gefangenen um. Theils vielleicht aus Rücksicht auf christliche Bedenken; vorzüglich aber aus Gründen der Nützlichkeit. Wie es in allen Ständen an Menschen fehlte, so auch in dem der Sklaven. Schon als Constantin die Brukterer opferte, hatten besondere Gründe obgewaltet: dieses Volk sei zu treulos für den Kriegsdienst, und zu trotzig wild für das Sklaventhum[15]); das heißt, die Brukterer besaßen vor allen anderen germanischen Völkerschaften einen nicht zu bändigenden Freiheitsstolz. Im Uebrigen waren die Deutschen, ihrer Kraft und leuchtenden Schönheit wegen berühmt, von Alters her als Mancipien höchst gesucht: sowohl die Männer als die Frauen. Um in den Besitz eines schönen germanischen Jünglings zu kommen, begingen römische Beamten die ärgsten Unredlichkeiten am Staate[16]). Schon früh scheinen deutsche Ammen ein sehr geschätzter Artikel gewesen zu sein[17]). Die derbe Anmuth eines blonden blauäugigen Schwabenmädchens setzte Greise in Feuer. Ausonius, der Lehrer des Kaisers Gratian, hatte von Valentinian I. eine im Alamannenkriege gefangene Suevin zum Geschenk erhalten, und beklagte den Maler, der sie portraitiren sollte, um die Armuth seiner Palette. Er müsse Rosen und Lilien zusammenmengen, um Bissula's entzückende Farben zu treffen[18]).

Als im dritten Jahrhundert die Gothen, Franken, Alamannen, nebst den Schaaren der kleineren Völker das Reich überschwemm-

ten, und endlich von den illyrischen Soldatenkaisern zurückgedrängt wurden, machte man einen großen Theil der Kriegsgefangenen zu Sklaven. Es war, nach dem Ausdruck eines erfreuten römischen Historikers, zur Zeit des Claudius (268—270) keine Gegend im Reiche, die nicht einen gothischen Sklaven hätte[19]). Die anhaltenden Kriege mit den Germanen ließen das ganze vierte Jahrhundert hindurch die Zahl der deutschen Sklaven bedeutend wachsen. Vorzüglich galatische Kaufleute trieben das Geschäft, sie in alle Provinzen zu verhandeln[20]). Es mag schließlich wenig römische Häuser gegeben haben, die, wenn sie überhaupt Sklaven halten konnten, keinen Deutschen in den Zimmern, in den Gärten und Ställen, in Keller und Küche hatten. Tief im Orient, in Antiochien, sah der Kirchenvater Chrysostomus die blonden Sklaven der Reichen[21]). Je näher den germanischen Gränzen und dem Schauplatze der fortwährenden Kämpfe mit den Deutschen, desto größer war natürlich die Zahl der deutschen Mancipien. Unzweifelhaft besaßen die Römer deren eine viel größere Menge, als die Germanen römische Knechte; um so gewisser, als manche besonders glückliche Kriege damit endeten, daß die Germanen ihre in der Schlacht, oder in den überrumpelten Städten und Dörfern gemachten Gefangenen wieder herausgeben sollten. Ein feuriger Gegner des anwachsenden Germanenthums im Reiche, warnte in öffentlicher Rede den Kaiser Arcadius, daß man dieselben blonden Barbaren, von denen alle Häuser voll wären, auch als Freie, als Bewaffnete und hoch Beamtete stolz einhergehen ließe. Die Sklaven müßten sich mit diesen als eins gegenüber den Römern empfinden, und könnten sehr gefährlich werden[22]). In der That vergaßen auch gerade die Sklaven, wie es scheint, am schwersten ihre freie deutsche Abkunft. Denn sie hatten am wenigsten Theil an den lockenden Früchten der römischen Civilisation, die so gewinnend und auflösend auf die festen und doch empfänglichen und biegsamen Gemüther der Germanen wirkte. Dagegen mußten sie die unmenschliche Härte der römischen Sklavenbehandlung ausstehen, welche durch kaiserliche Gesetze nur wenig gemildert worden war. Oder sie lernten das schwelgerische, weichliche Leben ihrer Herren verachten, und hatten deren verwerfliche Begierden mit Abscheu zu ertragen. Römische Eigenthümlichkeiten, denen Nichts ferner stand, als das deutsche Wesen. Die Knechte in den deutschen Gauen führten ein freies Leben, verglichen mit den römischen

Sklaven; die kriegsgefangenen Männer und Frauen wurden von den Germanen mit hoher Züchtigkeit behandelt, und hatten überhaupt den keuschen Ton, der unter diesen Barbaren waltete, nur zu rühmen und den Römern zu empfehlen[23]). So kam es denn daß beim Einbruch der Westgothen, 378 und 379, die germanischen Sklaven aus allen römischen Häusern flohen, und sich den Völkern des Fridigern anschlossen[24]). Und als der Westgothenkönig Alarich Rom belagerte, entwichen 40,000 Sklaven aus der Stadt in die Zelte der Germanen[25]). Dagegen blieben die unter freieren Bedingungen im Reiche lebenden Deutschen den Römern fast durchgängig, unter den bedenklichsten Umständen gegen ihre eigenen Blutsverwandten treu.

Die zweite Kategorie der auf römischem Boden lebenden Germanen war eine höchst zahlreiche und wichtige. Nicht alle Kriegsgefangenen wurden zu Sklaven gemacht, sicher sogar die wenigsten; denn seit dem dritten Jahrhundert hatte sich ein halbfreier Stand gebildet, welchen der Staat, bei dem immer zunehmenden Mangel an Landbebauern und Rekruten, auf jede Weise zu befestigen und zu vermehren trachtete. Hier konnten die germanischen Kriegsgefangenen sehr nützlich für das allgemeine Wesen verwerthet werden. Der Stand der „Colonen" war bereits im vierten Jahrhundert über alle Provinzen des Imperiums ausgebreitet. Geschichtschreiber, Lobredner, Priester und kaiserliche Verordnungen bezeugen den „Colonat" für Britannien, Gallien, Afrika, Illyrien, Thrazien, Syrien bis ostwärts nach Palästina[26]). Bald beruhte auf ihm beinah der gesammte Landbau, ein wesentlicher Theil der Staatseinnahmen und die Aushebung zum Militär. Die Kaiser widmeten diesem überaus wichtigen und zahlreichen Stande ihre eingehendste Aufmerksamkeit; im Codex Justinians ist der Abschnitt über die Colonen einer der umfangreichsten, und von Constantin I. bis Arcadius fehlt kaum ein Kaiser, der nicht durch Gesetze über diesen Gegenstand vertreten wäre[27]). Aus ihren Bestimmungen läßt sich die Eigenthümlichkeit des neuen Standes ziemlich klar erkennen.

Das Rechtsverhältniß des Colonats, wenn auch leider nicht der faktische Zustand der römischen Colonen, ähnelt der Hörigkeit bei den Germanen, wie bereits Tacitus sie kannte, auf überraschende Weise. Der Colone, seinem Herren, dem Patron erbunterthänig, hatte ein zugewiesenes Stück Land: die Colonie[28]), zu bebauen.

Dieſe Colonieen lagen theils auf den ausgebreiteten kaiſerlichen Domänen, theils auf Privatgütern, welche wegen Mangels an Sklaven und ſonſtigen Arbeitern oft ganz wüſt gelegen hatten. Der Colone durfte ſeinen Acker nicht verlaſſen; doch ebenſowenig hatte der Herr das Recht, ihn von dort zu entfernen oder gar ihn zu verkaufen. Nicht ein Sklave ſeines Herren war der Colone, ſondern, wie die Rechtsbücher gewichtig ſagen: „ein Sklave des Stück Landes für das er geboren war, und durch ein ewiges Recht daran gefeſſelt“ [29]). Nur mit dem Acker ſelbſt konnte der Herr ihn veräußern. Hatte ein ſolcher erbunterthäniger Bauer verſucht, ſich ſeinem eigenthümlichen Sklavenloſe durch die Flucht zu entziehen, ſo mußte er, nach anderen harten Züchtigungen, mit Ketten ſeine Feldarbeit thun, „damit er den Beruf des Freien fortan, wie er es verdiene, nach Art des Sklaventhums erfülle“ [30]). Auch für andere Vergehen durfte ſein Gutsherr ihm körperliche Strafen, namentlich Schläge ertheilen, und bald wurde derſelbe verpflichtet, die Funktionen eines geiſtlichen Führers an ihm auszuüben. Durch Geißelhiebe ſollte er ihn von etwaigen ketzeriſchen Abirrungen zurückführen, und ihm das richtige Verſtändniß für die Religion der Liebe und geiſtigen Freiheit eröffnen [31]). Frau und Kinder des Colonen waren dem Gutsherren ebenfalls erbunterthänig: ſei es einem Privatmann, ſei es dem Kaiſer als Beſitzer der Domänen. Da indeſſen, bei fortdauernder Vermehrung, nicht alle Kinder und Enkel der Colonen auf den Colonien des Gutes Beſchäftigung finden mochten, ſo durften die überflüſſigen mit gutsherrlicher Bewilligung ſich außerhalb Arbeit und Stellung ſuchen. Nur mußten ſie dem Patron auch in dieſem Verhältniß eine ſtätige Abgabe entrichten, und der Zurückberufung jeden Augenblick gewärtig ſein. So bildete ſich ein erblicher Colonenſtand im Reiche aus, deſſen Mitglieder dem Prinzip nach an die Scholle gefeſſelt waren, aber unter gewiſſen Bedingungen thatſächlich auch andere Berufsarten als die ländliche ergreifen durften.

Für die wirklich ackerbauenden Colonen: — und dies blieben immer die meiſten — konnte der Stand ſehr drückend werden. Sie waren mit einer dreifachen Steuer belaſtet [32]). Erſtens mußte dem Patron ein jährlicher Canon, ſei es an Korn, ſei es an Geld für das zuertheilte Stück Land, gewiſſermaßen als Pachtgeld entrichtet werden. Nur durfte dieſen einmal feſtgeſetzten Canon der Herr nicht willkürlich erhöhen. Es war eine der wenigen günſtigen

Bestimmungen für die gedrückte Klasse der Colonen, daß in diesem Falle das Recht der Klage offen stand. Alles Uebrige mußte der erbunterthänige Pächter über sich ergehen lassen, und nur die Denunziation eines staatsgefährlichen Verbrechens war ihm gegen seinen Herren noch erlaubt. Die zweite Abgabe bestand in der Kopfsteuer. Bald waren die Colonen beinahe die einzige Bevölkerungsklasse, welche die Capitation erlegen mußte, und nur in einzelnen Provinzen wurden auch sie davon befreit, nachdem der Feind dort fast alle Aecker in Einöden verwandelt hatte[33]). Drittens mußte der Colone die Grundsteuer entrichten: die schwerste, dem Staate einträglichste von allen. Zu den Steuerindictionen kamen die Superindictionen, vor deren plötzlicher Ansage und harten Eintreibung die ausgesogenen Unterthanen fortwährend zitterten. Nur allzu oft brach dieses Elend über sie herein, laute Wehklagen erschollen auf dem Lande wie in den Städten, und die Kerker füllten sich. Von der gefänglichen Einziehung wurden die Colonen allerdings befreit: sie sollten, wie das Gesetz sagt, nicht einen Augenblick von ihrer Scholle entfernt werden[34]). Der Staat zog von dieser Art fiskalischer Schuldner größere Vortheile, wenn sie fortfuhren ihrem Beruf obzuliegen, als wenn sie in den Gefängnissen gequält wurden, bis sie das Geld auf irgend eine Art herbeischafften. Der Colonat, wie wir sehen werden, hatte sich nicht von selbst gebildet: er war wesentlich von den Kaisern zum Nutzen des Staates, nicht der einzelnen Provinzialen, eingerichtet worden. Der Staat wollte sichere Steuerzahler, und vor Allem Landbebauer haben. Um die Zinseinzahlung wurde er auf keinen Fall verkürzt, auch wenn die Colonen persönlich renitent sein sollten. Denn er hielt sich an den Gutsherren; dieser mußte die Grundsteuer und Capitation für seinen Pächter entrichten, und ihm blieb überlassen, sie von demselben wieder einzuziehen. Noch eine vierte Steuer kam hinzu. Der Colone ging in die nächsten Flecken oder Städte, und verkaufte Vieh, Milch und Feldfrüchte. Er trat hiermit in die Kategorie der Handeltreibenden, und mußte die Gewerbesteuer zahlen. Nur die Colonen der kaiserlichen Domänen und der Senatoren hatten die Immunität hiervon[35]): ähnlich wie die Geistlichen bis zu einer gewissen Höhe. Auch von den lästigen Zwangsämtern waren die Dominialcolonen entbunden, um das Land desto ungestörter bearbeiten zu können.

Einem Zwange jedoch waren alle Colonen unterworfen. Die

Kaiser und Offiziere erwogen natürlich, welche Volksklassen für die militärische Aushebung am geeignetsten wären. Denn darauf beruhe „das Heil der Republik, daß die Rekruten an Leib und Seele tüchtig seien.“ Der Jüngling — so wurde in militärischen Schriften der Rekrut wie er sein soll, beschrieben — muß muntere Augen haben, ein gerades Kreuz, breite Brust, muskulöse Schultern, kräftige Arme und lange Finger, keinen dicken Leib, schlanke Schenkel, mehr sehnige als fleischige Waden und Füße. Darum seien für das Lager verwerflich die Fischer, Vogelfänger, Zuckerbäcker, Weber und alle Sorten von Weiberaufsehern. Vorgezogen wurden die Zimmerleute, Eisenschmiede, Stellmacher, Fleischer, Hirsch- und Saujäger[36]). Besonders aber traf die Bauern das Loos der Aushebung, und da die freien kleineren Grundbesitzer täglich mehr verschwanden, so waren fast nur Colonen militärpflichtige Landleute. Es wurde dem Gutsherren angesagt, wieviel Rekruten er zu stellen habe, und dieser sandte von seinen Colonen die befohlene Zahl. Freilich klagten die Offiziere, daß die Gutsbesitzer meistens Leute für die Waffen ausläsen, die sie selbst froh seien los zu werden, und daß Gunst und Unterschleife die Rectification dieses unpatriotischen Verfahrens sehr erschwere. Die Colonen scheinen vielfach ihr mühseliges Loos dem harten, gefährlichen und fast lebenslänglichen Legionsdienst vorgezogen zu haben, der auch dem Unternehmungslustigen immer nur eine ungewisse Aussicht auf Avancement, Reichthum und Ehren eröffnete. Winkte freilich sogar in letzter Ferne das Diadem jedem tüchtigen Soldaten: so kamen Verstümmelungen, um der Einziehung zu entgehen doch so häufig vor, daß der Feuertod auf sie gesetzt, und der Gutsherr sogar dafür verantwortlich gemacht wurde[37]).

Das Leben der Colonen war ein schweres, und ohne große Hoffnungen für die meisten. Es kam hinzu, daß ihre Herren die große rechtliche Schutzlosigkeit derselben auf eine Weise mißbrauchten, die von edleren Römern selbst mehr als barbarisch genannt wurde, und das Geschick der Hörigen unter den germanischen Barbaren jenseits Rhein und Donau im hellsten Lichte erscheinen läßt. Sittenschilderer, namentlich geistliche, lieben es, die dicksten Farben aufzutragen; auch der heilige Chrysostomus ist von dieser menschlichen Schwäche nicht ganz freizusprechen. Indessen, glaubt man seinem menschenfreundlichen Eifer nur die Hälfte, so ist diese schon grausam genug. Die Patrone legten, trotz der gesetzlichen Bestim-

mung, ihren Colonen dennoch einen größeren Canon als den festgesetzten auf, und ihre Habsucht steigerte ihn ins Unerträgliche[38]). Wollte der ausgeplünderte Colone nicht die schlimmste Behandlung erfahren, so mußte er zu diesem Rechtsbruch schweigen. Vom Ackerbau müde zurückgekehrt, von Regen, Kälte und Nachtarbeit fast aufgerieben, zog man ihn noch zu hundert unvertragsmäßigen Dienstleistungen heran. „Wie einen Esel oder ein Maulthier, ja als ob sein Körper von Stein wäre", benutzte ihn der Herr. Der Träge wurde auf das Schrecklichste gegeißelt; wer gegen die Habsucht des Patrons nur das leiseste Murren laut werden ließ, bekam Ketten an die Hand; der Patron rief aus der nächsten Stadt einige Soldaten herbei, welche den kecken Bauer ins Gefängniß abführten. Dann blieben Weib und Kind in Trauer und Elend zurück, und mußten sich doppelt anstrengen, um ein paar erübrigte Bissen dem gefangenen Familienvater hintragen zu können, dessen elende und karge Kost, aus Linsen und Rüben bestehend, den Hunger nicht stillte. Oft wurden solche eingekerkerten Colonen von den richterlichen Beamten, die lieber zum Circus und Amphitheater als an ihre Geschäfte eilten, gänzlich vergessen, und beendeten ihr Leben unter Schlägen, im Modergeruch des engen Kerkers[39]). Auch der gesetzliche Schutz der Colonen welche Grund- und Kopfsteuer nicht entrichten konnten, vor gefänglicher Einziehung, befreite sie nicht von sonstigen Leiden. Der Herr oder ein Dominialbeamter schickte Executoren in ihre Hütte, und die Tortur, die Pfändungen, die Plünderungen nahmen ihren Lauf. Unter menschlicheren Patronen dagegen konnte sich das Loos der Colonen zu einem bescheidenen Glück gestalten. Es kam oft vor, daß sie ein kleines Vermögen sammelten; nur durften sie sich desselben ohne Erlaubniß des Herren nicht entäußern[40]).

Bei allen diesen Beschränkungen, diesen Pflichten, Arbeiten und Leiden, bei der drohenden Einziehung zum Militärdienst, den der unkriegerisch gewordene Römer floh, drängten sich dennoch die freien Provinzialen in immer größeren Massen diesem Stande zu. Wie müssen ihre Leiden gewesen sein, wenn der Colonat ihnen Erleichterung und größere Sicherheit gewährte! Kleine freie Grundbesitzer gaben ihr Gütchen einem benachbarten großen Grundherren in Besitz, und erhielten es als erbliche Pachtung zurück. Andere Römer waren aus ihren Wohnungen in Stadt und Land vor den Chicanen der Finanz-Verwaltungs- und richterlichen Beamten weit

hinweg geflohen, oder sie hatten durch das langsam aufzehrende Elend der Zeit, durch Einbrüche der Barbaren ihr letztes Vermögen eingebüßt. Dann begaben sie sich auf den Gütercomplex eines reicheren Patrons, erhielten eine Colonie und wurden durch Vertrag erbunterthänige Pächter[1]). Die Gutsherren, denen Hände zum Ackerbau fehlten, waren im Ganzen eifrig bestrebt, solche Arbeiter statt der Sklaven und Tagelöhner zu bekommen. Sie lockten sich gegenseitig ihre Colonen ab, und nahmen die flüchtigen gern auf. Selbst die gequälten Decurionen der Städte begaben sich, um ihres harten Ehrenamtes ledig zu werden, in dieses dienstbare Verhältniß, aus dem mancher Colone vor einem bösen Herren zu einem anderen Patron oder in die Mönchscönobien floh. Doch kaiserliche Gesetze machten das Bestreben der Decurionen illusorisch. Ueberhaupt erklärte sich der Staat zuerst gegen die, sonst sehr gewünschte Vermehrung des Colonats, durch ursprünglich freie Römer. Bald indessen gab er nach, und ließ gewähren, was er nicht hindern konnte.

So wuchs der Colonat durch römische Unterthanen an. Dennoch war er ursprünglich weder aus Provinzialen entstanden, noch zog er jetzt die meisten und tüchtigsten Kräfte aus ihnen her. Germanen waren die ersten Colonen gewesen, und wurden es auch seitdem in überwiegender Mehrzahl. Man kann Marc Aurel den eigentlichen Begründer des Colonats nennen, wenn ein zuerst ausgesprochener Gedanke das Recht zu diesem Namen giebt: wäre seine begonnene Ausführung auch für beinahe ein Jahrhundert wieder eingeschlafen. Der große Marcomannenkrieg, 166—180, hatte die schwersten Opfer gefordert und ganze Heere aufgerieben; eine gleichzeitige Pest hatte nicht allein unter den Truppen gewüthet, sondern die gesammte Bevölkerung hart mitgenommen. Die Gränzprovinzen Dacien, Pannonien, Rhätien, ja das nördliche Italien, lagen stellenweise verödet. Da kam Marc Aurel auf den Gedanken, die Germanen, welche das meiste Unglück verschuldet hatten, und deren Land zu erobern man aufgeben mußte, auf römischen Boden herüberzuziehen, und sie zur Vergütigung des Schadens so weit als möglich nutzbar zu machen. Er zwang viele Haufen zur Uebersiedelung in das Reich; andere wurden dazu überredet. Sie erhielten Land in den verheerten Gränzprovinzen. Auch nach der gallischen Provinz Germanien sandte Marc Aurel einige Schaaren dieser neugewonnenen Unterthanen: dort hatten

Einfälle der Chatten und Chauken das Land verwüſtet. Ein Theil der Coloniſten wurde höchſt wahrſcheinlich auf kaiſerlichen Domänen untergebracht: dann erhielten ſie gewiß einzeln ein Stück Land, und wohnten getrennt von einander, über die Staatsländereien zerſtreut. Andere Theile erhielten unzweifelhaft zuſammenhängende Striche des verödeten und verlaſſenen Bodens, oder bisher ganz unbebaute Wald- und Haidegründe, welche der Staat als herrenloſes Gut hatte in Beſitz nehmen können. Auch in dieſem Falle mochten viele Coloniſten, abgeſondert von ihren Landsgenoſſen, in den neu aufgeſchlagenen Hütten wohnen. Jedoch ſind deutliche Beweiſe vorhanden, daß ganze Haufen vereint auf einem Flecke ſich anſiedeln durften. Die Unterſuchungen eines neueren Hiſtorikers[42]) haben es höchſt glaubhaft gemacht, daß in dem Wariskergau an den Ufern des Doubs, der Name der alten Nariſker ſich erhalten hat, welche Marc Aurel in das römiſche Reich aufnahm. Jenen Gau nennen mittelalterliche Chroniken und Heiligengeſchichten noch im 8ten und 9ten Jahrhundert; und ſeine Bewohner erzählten eine Sage, wie ſie von Oſten her gekommen ſeien. Dies Alles konnte nur geſchehen, wenn die ganze, zur Zeit Marc Aurels eingewanderte Schaar jenes deutſchen Völkchens eine größere, zuſammenhängende Colonie an den Ufern des Doubs bildete, wo ſie in Weilern und Dörfern, oder auch in Einzelgehöften, wie in einem heimathlich germaniſchen Gau mit einander lebten. Doch ſtanden ſie gewiß unter der Verwaltung der Domänebeamten der ſequaniſchen Provinz (der heutigen Franche Comté). Ebenſo können die Germanen, welchen Marc Aurel Land in der Umgegend von Ravenna anwies, es nur in ungetrennten Haufen erhalten haben: ſonſt wäre ihnen wohl nie der Gedanke aufgeſtiegen, dieſe Stadt überrumpeln zu wollen. Je nachdem die Coloniſten zur Einwanderung gezwungen oder gewonnen waren, geſtand ihnen der Kaiſer günſtige Bedingungen zu. Manche erhielten ſogar die Ehren und Vortheile des römiſchen Bürgerrechtes; manche die Immunität von der Grundſteuer, andere von der Kopfſteuer, und einem Theil lieferten die Magazine Getreide, wahrſcheinlich bis die empfangenen Aecker und auszurodenden Waldungen genügenden Ertrag abwürfen. Der Aushebung zum Kriegsdienſt mußten natürlich alle dieſe Anſiedler gewärtig ſein: hierin lag einer der bedeutendſten Vortheile, welche das römiſche Reich von den ſtreitbaren Germanen zog[43]).

Bald nach Marc Aurels Hinſcheiden, 180, brachen die Verwirrungen der Soldatenherrſchaft und der Germaneneinfälle über das Imperium los, die ſo eben erwähnt wurden. Die illyriſchen Soldatenkaiſer, welche endlich die Zucht im Heere einigermaßen wiederherſtellten, das Reich von äußeren Feinden ſäuberten, die Uſurpatoren vernichteten, die Einheit und eine nothdürftige Ordnung neu begründeten, fanden die Bevölkerung auf etwa die Hälfte zuſammengeſchmolzen. Die Provinzen waren verödet, Städte in Aſche oder faſt ausgeſtorben, der Ackerbau ſchwer daniederliegend. Nur Deutſchlands Zuſtand nach dem dreißigjährigen Kriege iſt dem damaligen Elend im römiſchen Reich an die Seite zu ſtellen. Und wie deutſche Fürſten ſich im 17. Jahrhundert nach Coloniſten von außerhalb umſahen, ſo thaten es im dritten Jahrhundert die römiſchen Kaiſer. Claudius, 268—270, trieb die Alamannen aus Italien, und brachte den Gothen, deren zahlloſe Schaaren 15 Jahre lang in Illyrien und Macedonien gehauſt hatten, drei entſcheidende Niederlagen bei. Die kriegsgefangenen Männer wurden theils in die Legionen geſteckt, theils zu Sklaven gemacht, theils erhielten ſie Land zum Bebauen. Entzückt ruft ein Hiſtoriker aus: „Angefüllt mit barbariſchen Sklaven und Ackerbauern wurden die römiſchen Provinzen. Aus dem Gothen wurde ein barbariſcher Soldat und Colone, und keine Gegend war, die nicht triumphirend einen Gothen in der Knechtſchaft geſehen hätte“ [44]).

So nahm dieſer Kaiſer den fruchtbaren Gedanken Marc Aurels wieder auf. Noch prinzipieller und in größerem Maßſtabe verfuhr Probus 276—282. Es wurde bereits erzählt, wie er nach dem Alamannen- und Frankenkriege mit einem Schlage 16,000 junge, tüchtige Germanen unter die römiſchen Legionäre vertheilte. Viel höher belief ſich die Zahl der coloniſirten Germanen. Den Franken und Alamannen waren Burgunder und Vandalen zur Hülfe gezogen. Probus beſiegte ſie, ließ die Gefangenen nach Britannien überſchiffen, und ihnen Land zuweiſen. Sie wurden fleißige und treue Unterthanen; ihre Menge war ſo groß, daß ſie dem Kaiſer gegen einen Uſurpator auf jener Inſel die weſentlichſten Dienſte leiſteten [45]). Man will im heutigen Cambridgeſhire die Gegend gefunden haben, wo jene Germanen ihre Aecker bebauten [46]). Wahrſcheinlich mehr durch Unterhandlung als durch Waffengewalt [47]) brachte Probus 100,000 Baſtarnen dazu, über die Donau zu wandern, und Sitze in dem verwüſteten Thracien anzunehmen. Sie gewöhnten ſich an römiſche

Sitten und Gesetze, und führten ein ruhiges, dem römischen Reiche sehr nützliches Leben. Doch scheint es, daß sie noch im vierten Jahrhundert eine gewisse volksthümliche Selbständigkeit hatten, wenn anders die bastarnischen Haufen, welche der oströmische Minister Rufinus anstellte, um einen seiner Feinde auf der Reise durch Thracien zu überfallen, und die, von diesem Morde aufgeregt, plündernd durch das Land streiften, diesen Bastarnen entnommen waren[48]). Probus fand die Colonisirung des Reiches durch Barbaren volkswirthschaftlich so fruchtbringend, daß er auch Haufen von Gepiden, Ostgothen und Vandalen zur Uebersiedelung vermochte. Diese freiheitsstolzen und kühnen Germanen indessen muthete das Loos welches man ihnen bot, sehr bald nicht mehr an. Mit ihrer Unzufriedenheit erwachte die Lust an kriegerischen Abenteuern und Beutezügen: sie erhoben sich aus ihren Colonieen, um plündernd die Provinzen zu durchstreifen. Probus hatte mehre Kämpfe mit ihnen zu bestehen, und ein Theil kehrte unversehrt in die Heimath zurück. Den größten Schrecken verbreitete eine Schaar colonisirter Franken. Ihre Thaten lebten noch lange im Angedenken der Römer, die ihnen widerwillig den Ruhm „unglaublicher" und beglückter Kühnheit zugestehen mußten. Probus hatte sie am schwarzen Meer angesiedelt, um dort neben rüstigen Ackerbauern vermehrte Streitkräfte gegen die Einfälle der Alanen zu haben. Sie aber beschlossen, sich an den Schätzen des römischen Imperiums zu bereichern, und in ihre Heimath an der Nordsee zurückzukehren. Eine Anzahl Schiffe in den Häfen des Pontus Euxinus fiel in ihre Hände; sie beunruhigten die Küsten des schwarzen Meeres, fuhren ungestört durch den Bosporus, die Propontis und den Hellespont; und das große, unbekannte Mittelmeer lag vor ihnen. Ganz Griechenland wurde durch ihre verwegenen Seeräubereien in Furcht und Aufregung versetzt. Sicilien erfuhr noch größere Schrecken: die üppige Stadt Syracus fiel in die Hände der Franken, welche ihre Schiffe mit den geraubten Kostbarkeiten anfüllten, nachdem sie ein großes Blutbad unter den verzagten Einwohnern angerichtet hatten. Von Sicilien steuerten sie nach Afrika, und wollten Carthago dasselbe Loos wie Syracus bereiten. Zusammengezogene Truppen hinderten den Versuch; aber unbelästigt segelte die Flottille durch die Säulen des Hercules, umfuhr die Küsten Spaniens und Galliens, und landete in einem Hafen der Nordsee, von wo die kühnen Freibeuter, mit Schätzen und

Ruhm beladen, ihren Einzug in die heimathlichen Gaue hielten[49]).

Durch ſolche einzelnen unangenehmen Erfahrungen indeſſen ließen ſich die Kaiſer nicht abhalten, das Syſtem der Coloniſation zu verfolgen. Diocletian, Conſtantius Chlorus, Maximian Herculius fuhren fort, das römiſche Reich mit Germanen zu bevölkern. „Ungeheure Schaaren" von Karpen und Baſtarnen wurden nach Thracien und Pannonien gebracht, als Diocletian und ſein Cäſar Galerius dieſe Völker beſiegt hatten. Doch laſſen triftige Gründe die Karpen als kein deutſches Volk betrachten; ſie ſcheinen ein Reſt der alten getiſchen Stämme geweſen zu ſein, der die Einnahme Daciens durch die Römer und die Gothen überdauert hatte. Franken erhielten vom Herculier im Lande der Nervier (heute Hennegau und die Gegenden bis ans Meer), und im Moſellande ihre Aecker. Die Gebiete der Ambianen und Bellovaker, der Triciſſiner und Lingonen (heute die Gegenden von Amiens und Beauvais in der Picardie und Isle de France, von Langre und Troyes um die Gränzen von Burgund und Champagne) ſollten ſich durch den Fleiß der Chamaven und Friſen, welche Conſtantius der Blaſſe um das Jahr 296 dorthin verſetzte, aus der Verödung wieder erheben. Stolz und freudig, daß die Germanen, die ſchrecklichſten Feinde des Imperiums, zu nützlichen Unterthanen und Freunden gemacht wurden, rief ein römiſcher Redner aus: „Jetzt alſo ackert für mich der Chamave und Friſe! Er, der plündernd durch unſere Lande ſtreifte, beſtellt, von der Arbeit ſchmutzig, den Boden; er treibt auf unſere Wochenmärkte Vieh zum Verkauf, und der barbariſche Landmann macht das Getreide billiger. Ja, wenn er zur Aushebung berufen wird, eilt er herbei, wird durch Disciplin gebändigt, mit Schlägen gezüchtigt, und rühmt ſich freudig, daß er uns unter dem Namen eines Soldaten dienen kann." Derſelbe Redner ergötzte ſich an dem Anblick, welchen die gefangenen Germanen gewährten, ehe ſie zu ihrer neuen Beſtimmung abgeführt wurden. Wie in allen Säulengängen und Markthallen der Städte die Haufen der blonden Barbaren lagerten, wie die Wildheit der Männer niedergedonnert war und wie ſie zitterten. Die Mütter ſahen die Verzagtheit ihrer Söhne, die Frauen ihre verzweifelnden Gatten; die kleinen Knaben und Mädchen flüſterten ſich ängſtlich liebkoſende Worte zu, und alle waren mit Ketten belaſtet. Dann wurden ſie den Provinzialen zugetheilt; wahrſcheinlich, um ihnen

beim Wiederaufbau der zerstörten Wohnungen zu dienen und sonstige Arbeiten zu verrichten, bis sie in die öden Gegenden gebracht wurden, die sie fortan cultiviren sollten[50]).

Doch steigt bei den Berichten über diese Ansiedelungen eine Frage auf. Colonen beackerten Domänen und Privatgüter; auch den Städten wurden Kriegsgefangene zugetheilt[51]), sei es den Communen zum Bearbeiten des Gemeindelandes, oder den einzelnen Bürgern für ihre Hufen und Parzellen. Noch 409 fand eine solche Colonisation in großem Umfange statt. Die Generale des oströmischen Kaisers Theodosius II. hatten das Volk der Scyren fast gänzlich vernichtet; die Masse der Gefangenen wurde nach Constantinopel gebracht, ein Theil als Sklaven verkauft, ein anderer zu Colonen gemacht. Ein kaiserliches Manifest forderte die Grundbesitzer auf, sich aus den Schaaren der Gefangenen Leute für den Colonat auszubitten. Sie wurden ihnen umsonst gegeben, und für die nächsten zwanzig Jahre sogar von der Kriegsaushebung befreit[52]).

Die Einrichtung nun der Privatgüter und Domänen brachte es mit sich, daß die Colonen nur einzeln auf ihren Colonieen wohnten, daß nicht ganze Barbarenhaufen ungetrennt dort zusammenleben konnten. Schwerlich aber werden jene 100,000 Bastarnen, jene Gepiden, Ostgothen und Vandalen, welche Probus zur Uebersiedelung gewann, solche Bedingung eingegangen sein. Es ist nicht zu glauben, daß sie ihre Freiheit so ohne Bedenken völlig aufgaben, um sich der willkürlichen, oft grausamen Behandlung des Patrons einzeln und wehrlos zu überliefern. Wie konnten auch die Schaaren der letzteren drei Völker das Reich durchziehen, wenn sie alsbald über viele Güter zerstreut wurden, und den Landsgenossen die Möglichkeit genommen war, sich zu sehen, zu conspiriren und sich zu sammeln? Wie konnte jene berühmte Frankenschaar ihren Entschluß fassen und ausführen, wenn die fränkischen Colonisten meilenweit von einander getrennt, unter strenger Aufsicht an die Scholle gefesselt, fast wie Sklaven lebten? Auch konnten die burgundischen und vandalischen Haufen, die Probus nach Britannien gesandt hatte, ihm nur dann so hervorstechende, in der Geschichte nennenswerthe Dienste leisten, wenn sie unzertheilt beieinander wohnten. Wenigstens nur so konnten die Dienste auffallen und verzeichnet werden. Noch mehr: häufig nennen die Quellen bestimmte, nicht sehr ausgedehnte Gegenden, wo man große Massen

Gefangener ansiedelte. Constantius Chlorus gab den Chamaven und Friesen Wohnsitze im Bezirk von Langres. Und gerade hier wurde noch im Mittelalter eine Landschaft an den Flüssen Vincenne, Tille, Saone und Doubs der Chamaven- und Attuariergau genannt. Leicht möglich, daß neben den Chamaven auch ein Haufe attuarischer Franken von Constantius dem Blassen angesiedelt worden ist[53]). Beide Gaue lagen nicht fern von dem der Narisker, welche Marc Aurel an die Ufer des Doubs verpflanzt hatte. Diese drei Volksnamen konnten nur dann auf einen ganzen Gau übergehen und sich erhalten, wenn nicht einige Colonen dort auf Domänen oder Privatgütern untergebracht wurden, sondern wenn die Germanen eine größere, zusammenhängende Colonie bildeten, wahrscheinlich mit mehren Dörfern und Weilern. Ja, ein Autor des vierten Jahrhunderts nennt einen „Karpenweiler" am Ufer der Donau[54]). Kaiser Valens schlug hier im Kriege gegen die Gothen ein Standlager auf, 368. Auch dieser Ort konnte nur daher seinen Namen haben, daß karpische Colonisten ihn erbaut hatten oder bewohnten.

Es sind also Gründe und Spuren vorhanden, welche nicht blos einzelne Colonen, unter ihren Herren oder den kaiserlichen Domänenverwaltern römisches Land cultivirend annehmen lassen, sondern ganze, und zahlreiche Colonieen, aus Barbarenstämmen gebildet. Merkwürdiger Weise erwähnen die Rechtsbücher Nichts von diesen Colonieen, und keine Stelle eines alten Autors scheint zu sein, die sich speciell auf dies Verhältniß beziehen ließe. Es wird daher kommen, daß auch solche größeren Colonieen als kaiserliche Domänen galten. Weite Bodenflächen lagen wüst und verlassen; noch nicht urbar gemachtes Land, Wald, Sumpf und Haide, stieß wohl in den meisten Fällen daran. Durch Occupation kam der Staat in Besitz dieses herrenlosen Gutes. Er brauchte keinen Bürger zu expropriiren, um hier Colonieen anzulegen. So wurde eine neue Domäne mit lauter barbarischen Hörigen eingerichtet. Sie bekam unzweifelhaft ihre Conductoren und die sonstigen Verwalter, und stand unter Aufsicht der Procuratoren, Actoren und anderen Dominialbeamten der Provinz. Die Ansiedler lebten gemeinschaftlich in Dörfern oder in nahe benachbarten Einzelgehöften, und hatten die allgemeinen Bedingungen des Colonats zu erfüllen. Sie zahlten den Canon, die Kopfsteuer, die Grundsteuer, und waren der Rekrutirung unterworfen. Dagegen genossen sie

die Vorrechte aller Dominialcolonen, führten in ihrer Gemeinsamkeit ein heimathlicheres, weniger zweifelhaftes Leben, und waren nicht ganz so sehr bedroht von der Willkür hartherziger Patrone und Beamten. Wie Germanen, so wurden auch Karpen und Sarmaten in das Colonatsverhältniß gebracht, doch blieben sie immer in bedeutender Minderzahl.

Constantius des Blassen Nachfolger: Constantin I., Constantius II., Julian, Valentinian, Gratian, setzten der Reihe nach das Colonisationswerk fort: vorzüglich durch Germanen. Immer deutlicher trat das Prinzip hervor, besonders in den Gränzprovinzen an Donau und Rhein die Deutschen anzusiedeln. Diese Länder hatten am meisten durch die Germanen gelitten, und fuhren fort zu leiden. Ihre öden Felder verlangten am dringendsten nach neuer Bevölkerung, ihre Legionen nach den rüstigsten und tapfersten Rekruten. In dem breiten Ost- und Nordgürtel des römischen Reiches vom brittischen Canal bis zum schwarzen Meer müssen große Striche gewesen sein, wo der Reisende nur blonde, blauäugige Bauern und Hirten sah. Es mochte kühn erscheinen, die neuen Unterthanen so dicht beieinander in so directer Nähe der früheren Gaugenossen und Waffenbrüder jenseits Rhein und Donau, Germanen gegen Germanen, gegen die grimmigsten Feinde Roms festzusetzen. Doch sehr bald müssen die Römer sich von der Ungefährlichkeit dieser Maßregel überzeugt haben. Ein kriegerischer und friedlicher Verkehr, Jahrhunderte hindurch, mit jenen zugleich wild und freundlich gesinnten Gränznachbaren muß sie zum Studium und zur Kenntniß der germanischen Eigenthümlichkeit geführt haben, deren anscheinende Widersprüche nur eine so hochbegabte Race allmählich zur Einheit bringen konnte. Schon Tacitus belehrte die Römer, daß der Germane in der Heimath von heiligen Familienbanden eng umschlossen sei. Er hing mit innigster Pietät an ihnen, war jeden Augenblick bereit, sein Leben für sie zu opfern und ihre Verletzung unnachsichtlich mit dem Tode zu rächen. Die Anhänglichkeit an seine Sippe und das Dorf seiner Geburt war so groß, daß nur die erschütterndsten Ereignisse ihn vermochten, ein anderes Dorf aufzusuchen, und daß der Fremde überall einen sehr schweren Stand hatte. Trotzdem wurde der Germane leicht wie kein Anderer bewogen, dies Alles abzustreifen fast bis auf das letzte Gefühl davon, um sich die ferne Fremde zur Heimath zu machen, oder abenteuernd umherzuschweifen. Sein trotziger Stolz auf den Ruhm

und die Macht seines Gaues und auf den eigenen Heldennamen wurden rasch geblendet und überwunden von den Vorzügen einer Nation, die ihm höher zu stehen schien und größere materielle Vortheile zu gewähren hatte. Dann konnte sein unbändiges Freiheitsgefühl in willige Dienstbarkeit übergehen, die gegen Nichts besser zu gebrauchen war als gegen die Güter und Genossen der aufgegebenen Heimath. Er rühmte sich des feindlichen Namens, den er einst gehaßt und bekämpft hatte, und wandte sich um so energischer gegen die alten Freunde, im Dienste der neuen. Er wollte die Schätze der fremden Cultur mit dem Schwerte gewinnen und in die Heimath tragen: gelang dies nicht zu seiner Befriedigung, so verachtete er die Heimath, warf sich den Lockungen der fremden Civilisation in die Arme, und konnte in ihr untergehen. Es war den Römern in ihrer glänzendsten Zeit nicht gelungen, die deutschen Völker, wie alle anderen zu unterwerfen. Diese Barbaren hatten ihre nackte Brust den Römern als Damm entgegengestellt, vor dem die Welteroberer unwillig und erstaunt halt machen mußten. Doch deutsche Männer, Haufen oder kleinere Stämme einzeln zu sich herüberzuziehen, zu romanisiren, gegen die Deutschen zu benutzen, war ihnen stets leichter geworden als bei jeder anderen, endlich unterjochten Nation; und sie verwertheten ihr Geschick und die germanische Eigenthümlichkeit meisterhaft. Die trotzige Haltung einiger von Probus colonisirter Germanen war nur Ausnahme gewesen. Die Gesammtheit der Colonen unterlag schnell den lockenden, zügelnden und auflösenden Einflüssen der römischen Civilisation. Die germanischen Bauern wurden die treuesten und tüchtigsten römischen Unterthanen; vielleicht die in den größeren Colonieen noch mehr als die einzelnen Colonen. Diese mag eine ungewohnte, drückende Behandlung des Patrons, dem deutschen Wesen so sehr widerstrebend, hin und wieder zu stürmischen Aeußerungen des Unwillens hingerissen haben, und es konnte das ein Grund mehr für die Kaiser sein, größere germanische Colonieen häufiger zu gründen. Man hört keine Klagen, daß die angesiedelten Germanen es mit ihren Landsleuten jenseits der Gränze gehalten hätten, um Rom zu verrathen; und während sie in der Heimath den Ackerbau verachteten, galten sie im Reiche für äußerst fleißige und nützliche Bauern.

Die Colonen gelangten durch Aushebung ins Heer[55]); und da dem tapferen Gemeinen das Avancement bis zu den höchsten

Generalsstellen offen stand, so füllten sich nicht allein die Manipeln sondern auch die Offiziercorps mit Germanen an. Da außerdem die Kinder der Colonen, wenn sie zum Ackerbau nicht gebraucht wurden, sich nach anderen Berufszweigen umsehen durften, so konnten Germanen durch die mannichfaltigsten Arten gewerblicher Thätigkeit dem römischen Reiche Nutzen und Leben bringen. Zudem wurde in etwas späterer Zeit die Bestimmung erlassen, daß eine dreißigjährige Entfernung vom Gute die Verbindlichkeit des Colonats auflöse und die Freiheit gebe. Wie die Angehörigen aller anderen Stände, drängten sich auch die Colonen in den Klerus. Hier winkte ihnen Ansehen beim Volke, vielleicht hohe Ehre, Ruhm und großer Reichthum, die Immunität von vielen Lasten und Abgaben[56]), und die Freiheit vom Kriegsdienst. Ein Gesetz Theodosius des Großen verbot, daß Colonen in den Büreaudienst träten: dies sei gegen die Würde desselben[57]). Das Edikt zeigt nur an, was vordem geschehen ist, und die Geschichte bestätigt es. Sie erzählt von einem Sohne karpischer Eltern, welche Diocletian in Pannonien angesiedelt hatte: er bekleidete das niedrige, halb mißachtete Amt eines Registrators, das meistens an Unfreie gegeben wurde. Sein Sohn erhielt den römischen Namen Maximinus[58]); er studierte die liberalen Wissenschaften, wurde Advokat, wurde Gouverneur von Corsica und Sardinien, von Tuscien, erhielt das hohe Amt eines Proviantmeisters von Rom, und endlich die Präfektur dieser Stadt: eine der höchsten Würden im Reiche, deren Träger zu den Wenigen gehörte, welche den Rangtitel der Erlauchten führten. Der römische Senat zitterte vor Maximin; und noch höher stieg der Sohn des karpischen Registrators. Kaiser Valentinian I. ernannte seinen Liebling zum prätorischen Präfekten von Gallien, und Maximin übte eine königliche, fast unbeschränkte Gewalt im wichtigsten Theile des römischen Abendlandes aus. Er hatte gesucht, sich gänzlich zu romanisiren, allein die Römer haben weder seine dunkle Geburt, noch seine Abstammung von den karpischen Colonen vergessen. Es ist die Frage, ob das gedachte Edikt Theodosius des Großen inne gehalten ward im Reiche. Denn viele Gesetze wurden nur gegeben, um in Vergessenheit zu gerathen. Und war auch Maximin kein Germane sondern ein Gete, so deutet sein Beispiel doch an, wie viele germanische Colonen unter römischem Namen Carriere im Civildienst gemacht haben

mögen. Maximin bildet eine Ausnahme von der Regel: er ist fast der einzige Fremde der eine hohe Reichswürde bekleidete, ohne Germane zu sein.

Ein freieres Verhältniß, unter dem die Germanen im römischen Reiche lebten, war das der Gentilen. Das Wort „Gentile" wurde von den Römern in verschiedenen Beziehungen gebraucht, um etwas Fremdes zu bezeichnen. Die Christen nannten die Völker der Heiden so, im Gegensatze zu sich, dem Volke Gottes. Die Provinzialen gaben allen Völkern jenseits der Gränzen diesen Namen, und Gentile war ein anderer Ausdruck für Barbar. Es bestand drittens eine Gardeabtheilung der Gentilen, welche neben den Compagnieen der Schildtrabanten sehr häufig genannt wird, und sich zum großen Theil, wenn nicht ganz aus Germanen rekrutirte. Ihre Anführer, meistens Deutsche, hatten vornehmen Rang, und konnten, wie der Oberste Malarich unter Constantius, bedeutende Rollen am kaiserlichen Hofe spielen[59]).

Viertens gab es eine geringere Truppengattung mit dem Namen der Gentilen, deren zahlreiche Abtheilungen an verschiedenen Orten des abendländischen Reiches stationirten. Es scheint, diese Gentilen besaßen kein Land[60]), und bildeten rein militärische Haufen, die von Präfekten commandirt wurden. Nur Barbaren traten in ihre Reihen, und vielleicht noch mehr Sarmaten als Germanen. Denn während das römische Aemter- und Würdenverzeichniß eine Menge Präfekten „sarmatischer" Gentilen in Italien und Gallien aufführt, nennt es nur vier germanische Gentilhaufen, deren drei die Sueven hießen, und einer die Taifalen. Sie standen bei Bayeux und Coutence (Baiocas und Constantia) in der Normandie, bei le Mans (Cenomannos) im heutigen Departement der Sarthe, in der Auvergne und bei Poitiers (Arvernos und Pictavis)[61]). Das römische Reich nahm Barbaren herüber, so viel es deren gewinnen konnte, und wie es sich Millionen von Germanen dienstbar machte, so wurden auch Schaaren von Sarmaten colonisirt, in die Legionen gesteckt und als Söldner angeworben. Doch blieben sie stets in bedeutender Minderheit gegen die Deutschen, und ihre geringere Begabung und Energie ließ Keinen im Entferntesten zu dem hohen Einfluß gelangen, den viele hundert Germanen zu gleicher Zeit ausübten. Auch ist es wahrscheinlich, daß in die Reihen der einmal constituirten „sarmatischen" Gentilhaufen, ohne

Unterschied der Nationalität nicht minder Germanen aufgenommen wurden, obschon man die eingeführte offizielle Bezeichnung: Sarmaten, beibehielt[62]).

Ein viertes, den Germanen noch günstigeres Verhältniß war das der Läten im römischen Reich[63]). Sie vereinigten gewissermaßen die Obliegenheiten der Colonen und Gentilen. Sie waren zugleich Landleute und Soldaten, doch mit großer persönlicher Freiheit. Keinem Herren als dem Kaiser unterthänig, besaßen sie ihr eigenes, pachtfreies Gut. Das Haus das sie bewohnten, das Vieh welches sie zogen, das Vermögen das sie sammelten, gehörte ihnen; sie konnten Sklaven halten, von denen man mit Grund annimmt, daß sie kopfsteuerfrei waren wie die der Veteranengüter. Nur daß auch der Läte, wie der Colone, sein Grundstück nicht verkaufen oder willkürlich verlassen durfte. Bestimmte Complexe lätischer Güter lagen, wie mit Sicherheit zu schließen ist, in demselben Distrikt und wohl meistens zusammenhängend beieinander. Hier lebten die lätischen Germanen höchst wahrscheinlich nach eigenem, deutschen Recht, das jedoch im Verkehr mit den Provinzialen nach römischem Rechte modificirt wurde.

Als ein Theil des Imperiums, standen sie unter dessen Aufsicht und unter kaiserlichem Befehl. Diesen kleinen germanischen Staaten innerhalb des großen römischen, setzte der Imperator ihre Präfekten vor, die er wahrscheinlich zumeist aus der Mitte der lätischen Gemeinschaften nahm. Die hier erwachsenen Jünglinge wurden nicht in die Legionen und Cavalerieregimenter ausgehoben. Ihr Rücken blieb verschont vom Stocke der Centurionen; überhaupt verschont von Schlägen, wenn die alte ehrenvolle Behandlung des freien deutschen Kriegers, wie Tacitus sie rühmt, nicht durch das Beispiel der rohen römischen Soldatenzucht verwildert war. Hin und wieder mochten einige besonders schöne und starke lätische Jünglinge in die Leibgarden nach Trier, Mailand, Constantinopel oder Antiochien gesandt werden. Julian, zum Augustus proklamirt, erbot sich gegen seinen Vetter Constantius, neben anderen Leistungen jährlich eine Anzahl junger Läten zur Einreihung in die Gardecorps der Gentilen und Schildträger zu stellen[64]). Sonst traten die lätischen Germanen zu eigenen militärischen Abtheilungen unter ihren Präfekten zusammen. Augenscheinlich war ihr Standort bei der Stadt in deren Nähe ihre Ansiedelungen lagen, oder diese Stadt selbst. Es gab zwölf solcher lätischen Prä-

fekturen: alle in Gallien, faſt alle an der Gränze gegen die Germanen, die meiſten in der lugdunenſiſchen und belgiſchen Provinz. Ihre Namen zogen ſie theils von deutſchen Völkerſchaften her, theils aus den Provinzen wo ihre Präfekturen waren. Es gab Teutonicianiſche Läten zu Carnunt, heute Chartres im Orleanais, Departement Eure und Loire; es gab Läten der Bataver, welche vereint mit ſueviſchen Gentilen zu Bayeux und Coutence ihren Standort hatten, dem alten Baiocas und Conſtantia, in der Normandie, Departement Calvados und la Manche. Die Läten der Franken ſtationirten zu Rennes: Redones, in der Bretagne; die Lingonenſiſchen Läten an verſchiedenen Orten des erſten Belgiens, die Läten der Nemetatenſiſchen Bataver zu Atrebates, dem heutigen Arras oder Atrecht mit deutſchem Namen; die Läten der Contraginnenſiſchen Bataver zu Noyon. Nur eine lätiſche Präfektur, ihr Name iſt verloren, lag weit entfernt von den übrigen im Hochland der Auvergne[55]). Schon aus dem Vorhandenſein ſo vieler lätiſchen Abtheilungen läßt ſich auf eine reiche, für den Landbau wichtige, militäriſch organiſirte germaniſche Bevölkerung im Norden Galliens ſchließen. Zu dieſer kam die Menge der deutſchen Colonen, es kamen die größeren Colonieen hinzu, wie Conſtantius der Blaſſe in den Gebieten von Amiens und Beauvais angelegt zu haben ſcheint, Diſtrikte in deren Nachbarſchaft die lätiſchen Präfekturen von Arras und Noyon lagen. Es kamen germaniſche Elemente von noch größerer Ausdehnung und Freiheit hinzu, deren Wohnſitze und Geſchichte bald erwähnt werden ſollen.

Sehr treffend hat man die Läten innere Föderaten des Reiches mit ungleichem Bündniß genannt[56]). Freier als die Colonen, freier ſogar in mancher Hinſicht als die römiſchen Provinzialen, eine kleine in ſich abgeſchloſſene germaniſche Macht, waren ſie den feſſelnden und abſchleifenden Einflüſſen der römiſchen Civiliſation nicht ſo raſch zugänglich, wie die anderen deutſchen Unterthanen des Imperiums; und die Römer pflegten die Läten faſt immer Barbaren zu nennen, ſo oft ſie ihrer erwähnten. Dieſe Germanen zeigten häufig dieſelbe unbändige Verwegenheit, Liſt und Raubſucht, über welche die Römer ſich bei den freien Germanen jenſeits Rhein und Donau von jeher beklagten. Sie ſuchten auf mannigfache Weiſe ſich ihren lätiſchen Dienſtverpflichtungen zu entziehen; mit Gewalt wollten ſie fremde Güter in Beſitz nehmen; die alte germaniſche Luſt: umherzuſtreifen und Beute zu

machen, flackerte manchmal in ihnen auf. In der Verwirrung, welche Kaiser Constantius durch seine Einladungsschreiben an die Könige der Alamannen gegen den Anmaßer Magnentius hervorgerufen hatte, kam einigen lätischen Haufen der Gedanke ein, Gallien zu plündern, gleich den Alamannen. Als Julian und König Chnodomar die Schlacht bei Straßburg vorbereiteten, schlichen sie sich zwischen beiden Lagern hindurch, und überfielen die ahnungslose Stadt Lyon, zu deren Vertheidigung sie eher berufen waren. Nur mit Mühe konnten die erschreckten und ausgeplünderten Bürger sich ihrer begehrlichen Gäste entledigen, und das rechtzeitige Schließen der Thore verhinderte noch den Vorsatz der Läten, die Stadt in Feuer zu setzen. Julian mußte den schwer mit Beute beladenen Schaaren auflauern und sie niederhauen lassen[67]). Einige entkamen; wohin? ob auf ihre Güter oder über den Rhein, wird nicht erzählt. Unzweifelhaft gingen sie nicht ins Lager der Alamannen über, denn dieser Verrath der Barbaren würde kaum unerwähnt geblieben sein.

Trotz solcher Erfahrungen und Klagen müssen die Römer dennoch die Einrichtung des Lätenthums im Ganzen vortheilhaft gefunden haben. Ihr Boden wurde bevölkert und bebaut, ihre Kriegsmacht durch höchst kühne und streitbare Haufen gegen die Franken und Alamannen vermehrt, und die lätischen Präfekturen in der heutigen Bretagne und Normandie lassen vermuthen, daß man auch gegen die Küstenplünderungen der Sachsen einen Schutz in ihnen herstellen wollte. Die Absichten der Kaiser wurden nicht getäuscht: denn sehr merkwürdig ist es, wie diese lätischen Haufen, gegen die Römer selbst manchmal gewaltsam und räuberisch, ihnen die volle Treue gegen den Feind bewahrten, gegen ihre eignen Stammesbrüder und einstigen Waffengenossen am rechten Ufer des Rheins. Die Läten fühlten sich augenscheinlich als halbe Fremdlinge im Reich; sie waren ein Mittelding zwischen freien Deutschen und römischen Provinzialen; sie hatten keine größere Heimath und vaterländische Interessen als ihr kleines Gut oder höchstens das enge Gebiet ihrer Präfektur, das vom ungeheuren Imperium eingeschlossen wurde. Was darüber hinaus lag, das galt ihnen, scheint es, nach alter germanischer Anschauung als ein Boden der ihre Eroberungs- und Beutelust aufforderte, und hin und wieder konnte diese nur mit Mühe gezügelt werden. Allein bei alle dem hatten die Läten kriegerische Bundesverpflichtungen gegen das Im-

perium, mit der ganzen germaniſchen Tapferkeit fochten ſie im Namen und Dienſte Roms gegen die feindlichen Germanen, und haben, ſo weit die Berichte der Alten reichen, nie mit ihnen conſpirirt.

Aus germaniſchen Einwanderern, ſeltener wohl aus Gefangenen wurde die Zahl dieſer merkwürdigen Klaſſe von deutſchen Unterthanen des römiſchen Reiches ergänzt oder vermehrt. Die Geburt that das Uebrige: denn auch der Lätenſtand war erblich. Doch muß es, wie für die Angehörigen des Colonenſtandes, Wege gegeben haben, dieſe erblichen Verbindlichkeiten zu löſen[48]). Wie Maximin, jener Abkömmling coloniſirter Karpen, konnten auch lätiſche Kinder von ihrem Landſtücke an den Hof und zu den höchſten Ehren und Würden des Reiches gelangen. Der berühmte Magnentius und ſeine Brüder waren Söhne fränkiſcher Eltern, welche Conſtantin I. in das Lätenverhältniß aufgenommen hatte. Es wurde bereits erzählt, wie er römiſchen Unterricht empfing, wie er Commandeur der Jovianer und Herculianer wurde, zweier auserleſener, auf ihren Ruf beſonders ſtolzer Legionen, und welchen Einfluß er am Hofe des Conſtans hatte. Viele Germanen lätiſcher Geburt werden eine ähnliche, wenn auch nicht ganz ſo glänzende Carriere bei den Römern gemacht haben. Magnentius glaubte ſogar, ſich der allergrößten Dinge erdreiſten zu dürfen. Wir ſahen das tragiſche Ende dieſes Deutſchen der den Kaiſerpurpur an ſich geriſſen hatte, und, überall vom Haß und gekränkten Stolz der Römer verrathen und verlaſſen, dahin gebracht wurde, ſeine theuerſten Verwandten, ſeine Mutter, ſeinen Bruder zu ermorden und ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt zu ſtoßen, da er das Wagniß nicht für zu groß gehalten, dem alten Ruhm der Conſtantiniſchen Dynaſtie ein neues, deutſches Haus, auf Deutſche geſtützt, im römiſchen Reich gegenüber zu ſtellen.

Nicht ganz unähnlich dem lätiſchen Verhältniß, nur noch freier und von größeren Dimenſionen war das der germaniſchen Völker welche auf römiſchem Gebiet, unter römiſcher Oberhoheit nach eigenen Geſetzen lebten. Schon zu Cäſars Zeit hatten die Bataver die Gegenden der Rheinmündung im zweiten Germanien inne. Sie waren den römiſchen Kaiſern verpflichtet, die nördliche Gränze gegen das Andringen anderer germaniſcher Völker zu vertheidigen, und Hülfstruppen zu ſtellen, welche von ihren eigenen Edilingen geführt wurden. Vorzüglich ihre Reiterei hatte großen

Ruf, und das ganze Volk ſtand in hohen Ehren bei den Römern. Das Imperium nannte die Bataver ſeine Freunde und Brüder[69]). Doch in dem Drängen und Wogen der germaniſchen Völker welche ſich im dritten Jahrhundert auf dem Boden links vom Rhein umhertummelten, verſchwand dieſes Volk. Nur ſeinen Namen ließ es den Gegenden, die es bewohnt hatte, und römiſche Heeresabtheilungen und einige Lätenſchaaren hießen noch immer die bataviſchen. Die „furchtbare“ und berühmte Auxiliartruppe der Bataver zeichnete ſich in vielen Schlachten gegen die Germanen aus, und entſchied Julians glorreichen Sieg über den Alamannenkönig Chnodomar bei Straßburg.

Kaiſer Auguſtus lud das Volk der Ubier ein, ſeine Sitze in der fruchtbaren, von der Erft durchfloſſenen Ebene zwiſchen dem Rhein und den Gebirgen der heutigen Eifel und hohen Veen aufzuſchlagen. Es hielt immer zu den Römern gegen die jenſeitigen Germanen, die ihm als Abgefallenen und Verräthern den bitterſten Haß zuwandten. Das große Römerlager welches auf dem ubiſchen Gebiet am Rhein errichtet wurde, erweiterte ſich im Laufe der Jahrhunderte zur Stadt Köln, die bereits im Mittelalter die ehrwürdige und heilige hieß, und nur von Wien an Größe, Pracht und Bedeutung übertroffen wurde. Die Ubier waren von Auguſtus angeſiedelt worden: „nicht daß ſie bewacht würden, ſondern damit ſie den Feind abhielten“[70]). Doch den Anprall der Germanen im dritten Jahrhundert konnten ſie nicht zurückdrängen, und auch ſie verſchwanden im Fluthen der Völker. Daſſelbe Schickſal erlitten die Gugerner, ein Völkchen, wahrſcheinlich aus einer Schaar von 40,000 Sigambern hervorgewachſen, welche Tiberius bewog, ſich am linken Rheinufer niederzulaſſen. Bei dem Ort Gelduba, heute das Dorf Geldub bei Kaiſerswerth, zog ſich ihre ſüdliche Gränze gegen die Ubier hin. Sie ſtellten den Römern einige Cohorten, die wahrſcheinlich von Führern aus dem Volke commandirt wurden[71]).

Wenn dieſe Völker unter der Oberhoheit Roms, in den Wirrſalen und Kriegen des dritten Jahrhunderts aufgerieben oder zerſprengt wurden, ſo hatten diejenigen welche die Kaiſer des vierten Jahrhunderts anſäſſig machten, eine geſichertere Zukunft. Wie Conſtantin der Erſte als Alleinherrſcher in ſeiner neuen Hauptſtadt reſidirte, wohnten die Vandalen unter ihrem König Wiſumar, aus dem erlauchten Geſchlechte der Asdingen, in den Sumpf- und

Steppenländern der Maroſch und Köröſch bis zur Donau hinab, rings von Feinden umgeben. Geberich, der König der Gothen, ihrer öſtlichen Nachbaren, ſagte ihnen den Krieg an. Eine blutige Schlacht wurde an den Ufern der Maroſch geſchlagen: König Viſumar und der größte Theil ſeines Volkes fanden den Tod. Die übrig gebliebenen Vandalen verzweifelten daran, ihre nationale Selbſtändigkeit in der Heimath vertheidigen zu können, und baten den römiſchen Kaiſer um Aufnahme in ſeine Provinzen. Er gewährte ihnen die erbetenen Wohnſitze gern, und ein germaniſches Völkchen von vielleicht 300,000[72]) Männern, Frauen und Kindern ſchlug ſeine Hütten in den verödeten Steppen Pannoniens auf. Hier lebten ſie länger als ſechzig Jahre friedfertig und gehorſam gegen Rom, doch in nationalem Verbande, und gewiß nach eigenen Rechten und Geſetzen. Nur daß ſie keine Könige mehr hatten, daß ſie unzweifelhaft von den römiſchen Beamten der Provinz beaufſichtigt wurden, und daß die Dorfrichter, welche ſie ſich ſelbſt etwa wählten, für römiſche Beamte galten. Sie hatten dem Reiche Truppen zu ſtellen, und vandaliſche Geſchwader werden in dem militäriſchen Verzeichniß des Imperiums aufgeführt. Der Vater des berühmten Stilicho commandirte unter Kaiſer Valens eine ſolche Schwadron „mit goldglänzenden Haaren", und erhielt bald den Befehl über eine zweite[73]). Stilicho ſelbſt wurde als Jüngling an den Hof Theodoſius des Großen nach Conſtantinopel gezogen, um römiſche Bildung zu erhalten. Tauſend junge Vandalen werden eine ähnliche Schule durchgemacht haben; wenn auch nicht alle am Hof und in der Hauptſtadt, ſo in anderen römiſchen Orten. Stilicho's Beiſpiel zeigt, wie ſie herangebildet und zum Nutzen des Reiches verwandt wurden, wenn ſie auch nicht den Ruhm ihres genialen Landsmannes erreichten. Noch im Jünglingsalter wurde Stilicho in wichtiger Geſandtſchaft an den perſiſchen Hof geſchickt. Hier entzückte der hohe blonde Deutſche alle Frauen, und empfing vom Monarchen die ſchmeichelhafteſten Zeichen außerordentlicher Hochſchätzung[74]). Zum Lohn für die vortreffliche Beendigung ſeines Auftrages, ehrte Theodoſius den Vandalen durch die Hand ſeiner Nichte Serena. Nicht lange darauf bekam Stilicho eine wichtige Befehlshaberſtelle in dem Heer, welches Theodoſius gegen den galliſchen Uſurpator Eugenius und deſſen fränkiſchen Miniſter Arbogaſt führte. Dann wurde er General der kaiſerlichen Leibgarden und allmächtiger Miniſter des abendländi-

schen Augustus. Vierzehn Jahre lang (395—408) bewegte und gestaltete der Vandale die Geschicke der römischen Welt; und der letzte bedeutende Dichter lateinischer Zunge besingt kaum einen anderen Gegenstand, als die leuchtende Schönheit, den hohen Charakter, das Genie und die Thaten des ersten großen Deutschen, den uns die Geschichte wirklich genau kennen lehrt. Man kann sagen: die heroische Erscheinung Stilicho's rief den Dichter Claudian und dessen eigenthümliche Kunstgattung hervor, wie Achilles die homerischen Gesänge. Mit dem Sturze der Vandalen verwelkte die letzte Blüthe der römischen Poesie, und die letzte Kraft des römischen Reiches.

Stilicho's siegreiche Gegner warfen ihm vor, er habe den Stamm dem er entsprungen, aus dessen ruhigen Sitzen zum feindlichen Einbruch in die römischen Provinzen aufgerufen, um in der Verwirrung sich oder seinen Sohn Eucherius zum Kaiser emporzubringen. Im Jahr 405 erhoben sich die Vandalen, jetzt zu einem mächtigen Volke angewachsen. Ihr Strom, von Sueven und Alanen verstärkt, wälzte sich nach Gallien; sie durchbrachen die Pässe der Pyrenäen, hausten und wohnten in Spanien, und gaben Andalusien den Namen. Sie wurden in das Parteigetriebe des verderbten römischen Hofes hineingezogen; der afrikanische Befehlshaber Bonifacius, von der Kaiserin und dem General Aetius bedroht, schloß einen Dienstvertrag mit ihnen, wie er seit Alarich und Stilicho mit germanischen Völkern gebräuchlich wurde. Sie schifften unter ihrem König Gaiserich nach Afrika hinüber; 429. Bonifacius, mit dem Hofe wieder ausgesöhnt, wollte sie zur Rückkehr bewegen, brach den Dienstvertrag, zog gegen sie, und sie bemächtigten sich Afrikas als ihres neuen Reiches. Vierzig Jahre lang blieb Gaiserich der Schrecken des römischen Imperiums und der Beherrscher des mittelländischen Meeres. Er erschien in Italien selbst, angeblich von der Gemahlin des Kaisers eingeladen, und die Plünderung Roms machte seinen Namen den entsetzten Bewohnern des Occidents und Orients unvergeßlich. Mit seinem Tode (477) verfiel sein Reich. In den üppigen und lasterhaften Provinzen Afrikas, unter den auflösenden Einwirkungen seiner heißen Sonne, schwand die körperliche und sittliche Kraft der Germanen dahin. Die Vandalen, vor Kurzem noch ihrer niederschmetternden Tapferkeit wegen gefürchtet, wurden bald die weichlichsten aller Menschen genannt[75]). Der oströmische Kaiser Justinian, 527—565, der es

sich zur Aufgabe gemacht hatte, von Byzanz aus die Germanen aus den Provinzen des einstigen abendländischen Reiches zu vertreiben, und die Einheit des gesammten römischen Imperiums wiederherzustellen, konnte es wagen, den letzten König der Vandalen mit einem kleinen Heere anzugreifen, das freilich größtentheils aus Germanen bestand. Sein Feldherr Belisar schloß den König Gelimer auf einer Bergveste ein, und erfüllte mitleidig die rührende Bitte des Nachkommen Gaiserichs, ihm ein Brod zu senden, um seinen nagenden Hunger stillen, einen Schwamm, seine heißgeweinten Augen zu kühlen, und eine Leyer, um ein Lied über sein klägliches Geschick begleiten zu können. Gelimer mußte sich ergeben, 534, wurde zu Constantinopel im Triumphzug aufgeführt, und warf sich erschüttert vor Justinians Thron nieder. Er konnte nur immer den Ausruf wiederholen: „Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel!“ Der oströmische Kaiser nahm Besitz von den aufgehäuften Schätzen der Vandalen und von den verheerten, menschenleeren Provinzen Afrikas.

Dies war die Laufbahn des vandalischen Volkes, dessen Reste, die zugleich Keime für neues Wachsthum bildeten, Constantin der Erste auf römischen Boden verpflanzt hatte. In der ersten Zeit durch seinen Ackerbau und die Dienste seiner Angehörigen dem Reiche von hohem Nutzen, trug es dann zu dessen Auflösung wesentlich bei, und ging selbst unter. Größer und dauernder waren die Thaten und Schöpfungen eines anderen deutschen Stammes, welchem Julian der Apostat, als einem gedemüthigten, hülfeflehenden Völkchen Aufnahme gewährte. Schon mehrfach sind die Einladungsschreiben und Geschenke erwähnt worden, durch welche Constantius die Alamannen nach Gallien, gegen den Usurpator Magnentius lockte. Die Einbrüche dieser Germanen die sofort nach Magnentius Tode sich gegen den siegreichen Kaiser erklärten, und den in Besitz genommenen gallischen Boden für alle Zeit zu behaupten gedachten, reizten auch die Franken auf, die Verwirrung des wehrlosen Landes zu benutzen. Als der Cäsar Julian die Alamannen bei Straßburg besiegt hatte, sah er, daß die Salier, ein fränkischer Stamm, nicht allein die Insel der Bataver an sich gerissen, sondern bereits weit nach Süden vorgedrungen waren. In Toxandrien, den wasser- und weidereichen Gegenden des heutigen Seeland und Nordbrabant, hatten sie ihre Wohnungen erbaut, ihre Felder abgegränzt, und sie betrachteten dieses Land

ebenso als ihren festen Besitz, wie die Alamannen, vor Julians Siegen, den Elsaß. Julian zog gegen sie; salische Gesandte forderten ihn auf, das Volk ruhig und unangefochten in dem Seinigen zu respectiren; der Cäsar gab ihnen zweideutige Antworten, entließ sie endlich beschenkt, und griff die Salier mit unvermutheter Schnelligkeit an. Diese Verfahrungsweise Julians verwirrte das unvorbereitete Volk: wenigstens dessen südlicher, zunächst angegriffener Theil, stimmte seinen Ton herab, und während er noch Widerstand leistete, bat er schon um Frieden[76]). Julian, der gegen die eingebrochenen chamavischen Franken ziehen wollte, ließ ihnen die usurpirten Gegenden unter Roms Oberhoheit, 358.

Doch scheint es, daß die Salier auf der batavischen Insel selbst, noch unabhängig blieben. Aber im folgenden Jahre lief eine große Flotte chaukischer Sachsen in die Rheinmündungen ein. Die Chauken trieben die dort wohnenden Salier vor sich her; wider Willen, zitternd vor dem Zorn des siegreichen Cäsars, sahen diese sich gezwungen, in das römische Gebiet überzutreten, und richteten flehende Gesandschaften an Julian, welche um Entschuldigung baten und völlige Ergebenheit versprachen. Julian schonte diese Salier, trieb die Chauken auf das Meer zurück, und nahm jetzt den zweiten Theil der eingewanderten Franken unter die Oberhoheit Roms auf; denn er sah wohl ein, daß die nördlichen, den Germanen so sehr exponirten Distrikte Galliens, am besten von deutschen Händen geschützt und angebaut würden[77]). Die Folgezeit lehrt, daß die Salier im nationalen Verbande unter sich blieben, wie die Vandalen; überhaupt werden die Bedingungen ihrer Aufnahme dieselben gewesen sein wie für jenes Volk. Julian formte zwei militärische Abtheilungen aus ihrer Jugend, und das Verzeichniß der Aemter und Würden nennt ein Auxiliarbataillon Salier im Occident, das andere im Orient.

Die Salier hielten sich still in ihren Sitzen, wie die Vandalen; und unter den Franken, von denen seit der Mitte des vierten Jahrhunderts die abendländischen Kaiserhöfe wimmelten, mögen ihre ausgezeichnetsten Männer keine geringe Zahl ausgemacht haben. Erst spät, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, als Gaiserich das Vandalenreich in Afrika bereits auf den Gipfel seiner Macht geführt hatte, regte sich auch in den salischen Franken der Trieb nach Ausbreitung und Eroberung. Der König Chlogio erstand unter ihnen, und dehnte seine Macht bis südwärts zur Somme aus.

Sein Nachfolger war Meroweus, der Stammvater des merowingiſchen Königsgeſchlechtes. Der ſchlaue und gewaltige Chlodwig, der dritte Merowinger, entriß den Römern das letzte Stück Land, das ſie noch in Gallien beſaßen, 486. Die Herrſchaft der Franken dehnte ſich allmählich faſt über alle europäiſchen Länder aus, welche einſt dem römiſchen Reich zugehört hatten, und das neue Kaiſerthum Karls des Großen führt ſeine Quellen in jene feuchten und nebligen Niederungen zurück, die einſt Julian der Apoſtat, wohl oder übel, dem Völkchen der Salier eingeräumt hatte.

Bereits einige Jahre vor dieſer folgenreichen Aufnahme hatte eine dritte germaniſche Gemeinde freundlicheren Empfang innerhalb der römiſchen Gränzen gefunden. Die Gaue der Weſtgothen lagen in dem einſt römiſchen Dacien, das Kaiſer Aurelian den Gothen überlaſſen müſſen. Sie bildeten unter ihren Häuptlingen eine loſe Einheit welche in der kriegeriſchen und friedlichen Oberleitung des vornehmſten Häuptlings Athanarich ihren Ausdruck fand. Durch Kriegsgefangene, durch römiſche Miſſionare, Verbannte und Flüchtige, auf Handelswegen, waren ſchon manche Keime des Chriſtenthums über die Donau getragen worden[78]). Aber zu dieſer Zeit lebte der große deutſche Heidenapoſtel Ulfila unter den Weſtgothen, entweder ein Abkömmling kappadociſcher Kriegsgefangenen, die ſich ſoweit germaniſirt hatten, um ihrem Sohne einen deutſchen Namen zu geben, oder, was unſerem Gefühle erfreulicher ſein und noch heute dem deutſchen Namen Ehre bringen würde, ein Gothe von reinem Geblüt[79]). Wenn irgend ein Prieſter jener Tage, ſo verdient dieſer außerordentliche Mann die Ehren eines Heiligen, die ſeine Glaubensgenoſſen, die Arianer ihm ſtolz und freudig gaben, während die Homouſianer voll Reſpekt vor ſeinem ehrwürdigen und ſtarken Charakter, vor ſeinem untadligen Lebenswandel, ſeinen großen Geiſtesgaben, den Namen des Ketzers mit einem Gemiſch von Achtung und Bedauern nannten. Ulfila war im Jahre 311 geboren. Der rege Verkehr welcher zwiſchen den Gothen und Römern herrſchte, zog viele dieſer Germanen in das Reich, um Theil an deſſen materiellen oder geiſtigen Schätzen zu erhalten. Mit einer der häufigen Geſandtſchaften an Conſtantin den Erſten, war Ulfila nach Byzanz gekommen. Er kehrte nicht mit ihr nach Gothien zurück, ſondern hielt ſich längere Zeit unter den Römern auf, lernte die griechiſche und römiſche Sprache, ſog den Irrwahn des Arianismus unvertilgbar in ſich ein, und wurde auf der ſemi-

arianischen Synode von Antiochien im Jahre 341 zum Bischof der „gothischen" Diöceſe ordinirt[81]). Der Bischof Eusebius von Nicomedien, welcher auch die arianische Taufe Constantius des Ersten auf seiner Seele hatte, vollzog diese Weihe an dem dreißigjährigen Ulfila, und die Arianer erhoben ihr Gefühl an dem Vergleich, daß im dreißigsten Lebensjahre auch David als König und Prophet eingesetzt, Joseph in Aegypten manifestirt, Christus getauft worden sei[81]). Ulfila kehrte zu den Gothen zurück, erfand ein gothisches Alphabet, übersetzte die Bibel, lehrte seine Landsleute das richtige Christenthum, das heißt die Lehre vom ungeborenen Gott Vater, vom eingeborenen aber geringeren Gott Christus, und vom heiligen Geiste der erst vom Vater durch den Sohn geschaffen worden sei. Er verdrängte die argen Wölfe und Hunde, die schlechten Arbeiter, welche Ketzereien wie die vom consubstanziellen Gott Vater und Sohne lehrten, und breitete die Religion Jesu weit über die gothischen Gaue hin.

Diese großen Erfolge eines siebenjährigen Wirkens erfüllten Athanarich, einen eifrigen Anhänger der alten Götter, mit Besorgniß und Zorn. Während im römischen Reiche die einstige Christenverfolgung durch die Heiden in eine Heidenverfolgung durch die Christen umzuschlagen begann, und die Christen sich zugleich gegenseitig bekriegten, hob Athanarich in Gothien eine Verfolgung der Anhänger Jesu an, in der viele Männer und Frauen den Märtyrertod oder den Ruhm der Bekenner fanden. Ulfila sah seine junge Schöpfung bedroht, und wendete sich an Kaiser Constantius mit der Bitte, ihm und seinen Gläubigen Wohnsitze im römischen Reiche zu gewähren. Constantius ging freudig auf dieses Ansuchen ein, um so lieber, da der gothische Bischof das verhaßte und verabscheuenswerthe Homousion als ein unsinniges, perverses Bekenntniß, als eine teuflische Erfindung, als eine Doctrin der Dämonen verurtheilte und beweinte[82]). Ulfila sammelte die große Schaar der christlichen Bekenner, um nach Süden über die Donau zu wandern, und den Arianern drängte sich bei diesem Zuge die erhabene Erinnerung an Moses auf, welcher Israel vor der Wildheit des Pharao aus Aegypten durch das rothe Meer nach dem gelobten Lande geführt habe. Bei Nicopolis in Mösien, wo die Abhänge des Hämus in die Ebene treten, fand das kleine christliche Gothenvolk die neue Heimath, und Ulfila wirkte noch 33 Jahre in der Mitte seiner Gemeinde, vom Kaiser Constantius, so lange

dieſer herrſchte, wie ein zweiter Moſes geehrt. Er erlebte den ſcheinbaren Sieg und den Untergang ſeines Glaubensbekenntniſſes bei den Römern; dazwiſchen den Tod ſeines kaiſerlichen Gönners, die heidniſchen Regenerationsverſuche Julians, und den Sturm des großen gothiſchen Einbruches, während das Volk dem er eine neue Heimath gegründet hatte, in den günſtig abgelegenen Thälern des Hämus von den Verheerungen des Landes rings umher verſchont blieb. Es nahm keinen Theil an den Zügen und Kämpfen ſeiner Stammesgenoſſen, und wuchs ruhig in der Stille an.

Noch im ſechsten Jahrhundert kannte man die ſogenannten kleinen Gothen in der Nicopolitaniſchen Landſchaft als ein höchſt zahlreiches Volk, das einſt unter ſeinem Hohenprieſter Ulfila dort eingewandert ſei. Sie waren arm und galten für unkriegeriſch; ihre Genügſamkeit, und vielleicht eine gewiſſe geiſtige Erlahmung die von urſprünglichen theokratiſchen Einrichtungen Ulfila's bei der Einwanderung ſich herſchreiben mochte, ließ ſie die Koſtbarkeiten und heraufbildenden Lehren der römiſchen Civiliſation verachten, nach denen die übrigen deutſchen Stämme ſo unausgeſetzt, auf kriegeriſchen und friedlichen Wegen trachteten. Sie lebten unbekümmert als Hirten in den weidereichen, fruchtbaren, von dicht bewaldeten Höhen umgebenen Thälern. Sie zogen nur wenig Getreide; Heerden waren ihr ganzer Reichthum, und Milch ihre hauptſächliche, höchſt unſchuldige Nahrung, die ihrem Charakter am beſten entſprach und ihn nur immer ſanfter machen konnte. Den Wein, welchen die Reicheren genoſſen, erhandelten ſie aus den benachbarten Gegenden, da ſie ſelber nicht einmal den Rebenbau trieben[83]). Die Bedingungen, unter denen Kaiſer Conſtantius den kleinen Gothen jene friedlichen Wohnſitze gewährte, mochten ähnliche ſein, wie die Vandalen und dann die Salier ſie zu erfüllen hatten. Sie werden ihre eigenen Dorfrichter erwählt, vielleicht ihre Verſammlungen gehalten, aber gewiß unter Aufſicht und Oberleitung der höheren römiſchen Provinzialbeamten geſtanden haben, des Diöceſangouverneurs und des prätoriſchen Präfekten von Illyrien. Sie zahlten unzweifelhaft einen Tribut und ſtellten Truppen; oder ſie mochten auch der Rekrutirung unterworfen ſein.

Unbedingt nach Millionen müſſen die Germanen gezählt werden, welche unter den geſchilderten Verhältniſſen den römiſchen Boden bevölkerten, anbauten und vertheidigten. Doch ihre Menge war damit keineswegs beſchloſſen. Zu ihnen geſellten ſich die vie-

len Tauſende welche jährlich, ohne Land zu empfangen, in die Armee traten, oder ſonſt dem Reiche zuwanderten. Nicht alle Kriegsgefangenen wurden zu Sklaven oder Colonen gemacht; ganze Schaaren von Sachſen, Alamannen, Franken, Quaden, Gothen reihten die Kaiſer ſeit Marc Aurel und Probus in die Legionen, in die Auxiliartruppen und Cavalerieregimenter ein. Auch dieſe Germanen dienten dem Imperium tapfer und treu; ſie wurden ſtolz auf den römiſchen Namen, ſogen die traditionellen Anſchauungen des römiſchen Heeres in ſich ein, und verlernten es doch nicht ganz, ſich als Germanen zu empfinden; um ſo weniger, als auch die Römer fortfuhren, einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen ſich und ihnen zu betonen. So verging kein Krieg mit den Deutſchen, welcher nicht das deutſche Element im Reiche verſtärkte. Kein einigermaßen günſtiger Frieden wurde geſchloſſen, in dem die Germanen ſich nicht zu Contingenten für die römiſche Armee verpflichteten: ſei es in Geſtalt von Hülfstruppen, die in die Heimath zurückkehrten wenn man ſie nicht mehr brauchte, ſei es um direkt und für immer in die Bataillone und Fähnlein des Heeres einrangirt zu werden. Wir konnten in unſerer Erzählung ſchon bemerken: keine Schlacht entſchied über die Geſchicke der Kaiſer und des Imperiums, in der nicht Germanen ihre Waffen mit Auszeichnung ſchwangen. Noch in den Berichten über Julians Perſerkrieg mußten die römiſchen Autoren es widerwillig zwiſchen den Zeilen leſen laſſen, daß den gothiſchen Hülfsſchaaren die Palme der Tapferkeit gebührte.

Unzählige Deutſche verließen einzeln und freiwillig die Waldgebirge, Sümpfe und Hütten ihrer Heimath, angelockt von den Genüſſen der römiſchen Städte, von den Herrlichkeiten des Hofes und den tauſend Gegenſtänden der Cultur, welche die feineren Bedürfniſſe oder die Sinnlichkeit anreizten und befriedigten. Der Sold in klingendem Gelde, das den Germanen noch ſo empfindlich mangelte, die Donative, der ſtolze Schimmer des römiſchen Kriegsnamens, die prächtigen Rüſtungen, das halb üppige und träge, halb kriegeriſche, harte und abenteuerliche Leben des römiſchen Soldaten, übten eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf die Germanen aus. Wie groß die Zahl der freiwillig Angeworbenen war, zeigt das Beiſpiel jener beiden Auxiliarregimenter der Celten und Petulanten, welche Julian den Apoſtaten zum Kaiſer ausriefen, und der Ruf der damals erſcholl: „Auf Soldaten, fremde und

einheimische, verlaßt den Imperator nicht!“[84]) Wir lernen bei dieser Gelegenheit einen Punkt der üblichen Dienstverträge kennen: die Germanen welche sich in Gallien anwerben ließen, stellten die Bedingung, nicht jenseits der Alpen verwandt zu werden. Wir erfahren auch, wie sehr die Kaiser solche Freiwilligen gebrauchten und schätzten, denn Julian fürchtete, wenn der Dienstvertrag gebrochen, die Celten und Petulanten, Heruler und Bataver nach dem Osten gesandt würden, möchten die transrhenanischen Barbaren fortan sich vom Eintritt in das Heer abschrecken lassen[85]). Die Ereignisse befreiten von dieser Sorge: immer mehr Germanen aus allen Stämmen drängten sich herbei. Die Kaiser stellten sie nicht allein in die Legionen und Auxiliarregimenter ein, sie formten aus ihnen, aus den Kriegsgefangenen und den gestellten Contingenten eigene kleine Truppenkörper, die in großer Menge über das ganze Reich zerstreut, vom atlantischen Ocean bis zu den Kastellen am Euphrat ihre Stationen hatten. Nicht blos Gentilen und Läten führten deutsche Namen, oder mehre Auxiliarcorps wie die der Ampsivarier, Bataver, Brukterer, Heruler, jüngeren und älteren Markomannen, jüngeren und älteren Mattiaken[86]), wie die der Salier, Tervingen und Tubanten. Es gab neben den Geschwadern der Araber, Aegypter und Afrikaner, der Assyrer, der Drommedarreiter, Parther, Gätulen und Sarmaten, auch Geschwader der Alamannen, Franken, Quaden, Vandalen, Sachsen, Juthungen; es gab neben den Fähnlein der Panzerreiter, Palmyrener, Bogenschützen und Mauren, die Fähnlein der Taifalen, Markomannen und Bataver[87]).

Fränkische und Alamannische Gaukönige rechneten es sich zur Ehre, eine höhere Befehlshaberstelle in der römischen Armee zu erhalten; deutsche Recken und Abenteurer suchten in der Verwirrung der römischen Zustände ihren Gewinn. Wie auch sie zu hohen Würden im Imperium gelangen konnten, zeigt das Beispiel des Franken Charietto. Nach dem Tode des Usurpators Magnentius war mit dem ungestörten Hausen der Germanen in Gallien jenes Elend über die Städte und Dörfer hereingebrochen, welchem erst die kriegerischen und organisatorischen Talente Julians einige Linderung brachten. Charietto, vielleicht vom Stamme der Salier die sich in Toxandrien niedergelassen hatten, zog der friedlichen Arbeit in Haus und Hof wozu die Salier sich anschickten, das verwegene Umherstreifen in einer der zahllosen Raubschaaren vor, die Gallien bis fast zum atlantischen Meere plünderten. Von Zeit zu Zeit

mag er in die Heimath zurückgekehrt sein, um seine reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Dann aber hielt er es für angenehmer, sein Vaterland ganz aufzugeben, und im römischen Reiche sich fest niederzulassen. Er lebte einige Zeit in Trier, vielleicht um die zusammengebrachten Schätze gemächlich in den Freuden der kaiserlichen Hauptstadt zu verzehren, vielleicht in einer Thätigkeit, die der bürgerlichen Ordnung nicht sehr entsprechend war.

Jetzt aber ging im Herzen des neuen Bewohners des Kaiserreiches eine ächt germanische Sinnesänderung vor. Charietto gewann Interesse und Liebe für Rom, ihn ärgerte nichts mehr, als daß germanische Raubschaaren, denen er selbst früher angehört hatte, die römischen Städte brandschatzten, die Felder verwüsteten und das Vermögen der Bürger ungehindert fortschleppten. Er war ein Mann von ungeheurer Größe und Körperkraft, denen seine Kühnheit gleichkam. In seinem Zorn verfiel er auf den verwegensten Plan: er beschloß, auf eigene Faust den Kampf mit den Germanen anzufangen, die Städte zu schützen oder zu rächen, und ehe Julian als Cäsar in Gallien eintraf, hatte dieser Germane gegen die Germanen allein mehr ausgerichtet, als Kaiser Constantius mit seinen Heeren. Nachts, wenn die Raubschaaren in Wäldern und Schluchten ihre Beute gesichert hatten, schlich er an die vom Schlaf und Wein Betäubten heran, und schnitt soviel Köpfe ab, als ihm Zeit und Sicherheit erlaubten. Triumphirend zeigte er seine blutigen Trophäen am andern Tage den Bürgern, und gab ihnen die unbenutzte Lehre, was die Römer vermocht hätten, wenn ihrer je zehn oder zwanzig gewesen wären, wie dieser eine Deutsche. Die umherstreifenden Schaaren wurden wirklich einigermaßen eingeschüchtert; sie sahen eine geheimnißvolle Macht ihnen feindlich gesinnt, und die Vorsicht, welche sie gegen das unheimlich Unbekannte nöthig fanden, nahm ihnen etwas von der bisherigen rücksichtslosen Keckheit. Charietto sammelte allmählich eine ganze Schaar von Abenteurern und Freibeutern um sich, und führte als deren Hauptmann einen nicht erfolglosen kleinen Krieg wider die germanischen Beuteschaaren.

Unterdessen war Julian Cäsar in Gallien geworden. Er hatte die Alamannen und Chamaven geschlagen, die Salier gedemüthigt und aufgenommen, die Chauken auf der batavischen Insel besiegt. Aber gegen die Menge einzelner Raubschaaren, in welche diese Sachsen sich jetzt zu nächtlichen Unternehmungen auflösten, fand

Julian sein Heer bald zu schwerfällig. In dieser Verlegenheit stellte sich Charietto dem Cäsar vor, und erzählte ihm seine Thaten. Julian wurde imponirt von der ungeheuren Leibesgröße, Schlauheit und Verwegenheit des germanischen Recken. Er begriff, mit der Lebendigkeit seines Geistes, sofort Charietto's mögliche Bedeutung, und ging auf dessen Vorschlag ein, durch Raubschaaren die Raubschaaren zu bekriegen. Er nahm den Franken in seine Dienste, und verstärkte dessen Haufen durch eine große Anzahl Salier. Die Reserven dieser leichten Schaaren bildeten Abtheilungen regulären Militärs, welche Alles niedermachten, was deren Händen entging. Die Chauken wurden durch diese neue Art der Kriegführung überrascht und verwirrt; der Sohn ihres Häuptlings war unter der großen Masse der Kriegsgefangenen; sie erboten sich, Geiseln zu stellen, und kehrten decimirt über das Meer nach Hause zurück. Bald nach diesen glücklichen Erfolgen wurde Charietto's Muth und Anschlägigkeit von neuem gebraucht, als es galt, einen kühnen alamannischen König zu fangen, und nach einigen Jahren bekleidete er den hohen Posten eines Generals der beiden Germanien. Unter Kaiser Valentinian traf ihn im Jahre 366 ein tödtlicher Pfeil, als er die weichenden Truppen gegen die vordringenden Alamannen antreiben wollte. Der Ruhm seiner „wunderbaren Tapferkeit", des Schreckens aller transrhenanischen Germanen, ist in den römischen Schriftstellern des Abend- und Morgenlandes zu lesen[88]).

Die Staatsbüreaus waren nicht vorherrschend die Domäne der im Reiche lebenden Germanen. Für die Civilcarriere gehörten Kenntnisse und Examina, zu denen die hohen natürlichen Gaben, wenigstens der neu Eingewanderten, nicht ausreichten. In den Aemtern der Verwaltung, Finanz und Justiz finden sich durchgängig römische Namen, obgleich Schriftsteller sagen, daß von Deutschen alle obrigkeitlichen Aemter angefüllt würden. Dies läßt sich dadurch erklären, daß die Kinder der meisten Angesiedelten römische Namen und römischen Unterricht erhielten, wie jene Karpen Maximin und sein Vater, wie Magnentius und sein Bruder Decentius. Sie werden in den Büreaus wie im Heere gedient haben; nur kann die Forschung die Germanen nicht mehr von den Römern unterscheiden, wie die Zeitgenossen sie erkannten an dem großen Wuchs, dem rüstigen Körper und der hellen Erscheinung. Ihren deutschen Namen pflegten blos die eben Eingewanderten zu behalten, und die Söhne der im Reiche ansässigen Völkerschaften,

wie Stilicho der Vandale. Doch immer blieb die Armee das eigentliche Feld für alle Germanen. Hier entfalteten sie ihre glänzenden kriegerischen Eigenschaften, flößten ihren römischen Kameraden wieder etwas von dem abhanden gekommenen heroischen Geiste ein, den sie selber besaßen, waren aufgeweckter, zuverlässiger, weniger eingebildet, fügsamer in die Regeln der Disciplin, und hatten schnelles Avancement.

Auch ihre politische Bedeutung wuchs in jener stolzen und eigenwilligen Körperschaft mehr und mehr. Die Stimme der Truppen wurde von den Kaisern sehr oft befragt, oder gab sich ungerufen von selber kund. So bei Ernennung eines Nachfolgers oder Cäsars und bei Entschlüssen über Krieg und Frieden. Es war sehr wichtig, wohin in solchen Fällen die Gemüther der Germanen neigten. Die Augustenproklamation Julians des Apostaten war ein schlagender Beweis vom Einfluß der Germanen. Als höhere Offiziere wurden sie in den Kriegs- und Civilrath der Kaiser aufgenommen; sie gaben ihr wichtiges, und oft ein freies Wort in den Sitzungen des geheiligten Consistoriums ab. Rasch entwickelten sich ihre staatsmännischen Gaben, welche in der freieren heimathlichen Gauverfassung, in den Reden und Berathungen der deutschen Volksthinge, in der schwierigeren Leitung selbständig gesinnter Männer und Gemeinden, in dem ganzen Ton der Oeffentlichkeit welcher die germanischen Bezirke durchzog, eine treffliche Vorschule gehabt hatten, während sie unter den abgelebten, despotisch regierten Römern in höchst bedenklicher Weise abnahmen. Bald lenkten fremdländische Männer, die vielleicht nur nothdürftig lesen und schreiben konnten, die größten Angelegenheiten der auf ihre delikate Bildung und uralte Nationalität eingebildeten Römer, zum Zeichen, daß die impotente Ueberfeinerung der Cultur und des Wissens nur noch da ist, um von ihrem Gegensatz, der uncultivirteren Kraft des Könnens, regiert zu werden, und daß die schlaue Verworfenheit welche auf den Augenblick speculirt, an der größeren Rechtschaffenheit auf die Dauer stets ihre Meisterin findet.

Die Kaiser vertrauten ihre Person, und bald ihre intimsten Angelegenheiten hauptsächlich den Germanen an. Die Compagnien und Bataillone der vornehmsten Leibgarde, der Gentilen und Schildtrabanten, aus deren Reihen die höheren Offizierstellen bei den Legionen und Schwadronen der Linie besetzt wurden, bestanden ausschließend oder hauptsächlich aus blonden Soldaten. In den

beiden, aus dieſer Leibgarde wiederum ausgewählten Compagnieen der Candidaten, der ſchönſten und größten Leute, müſſen ſehr viel, wenn nicht lauter Germanen geweſen ſein. Sie umgaben die Kaiſer in nächſter Nähe. In den Armen eines Candidaten hauchte Conſtans ſein Leben aus. Candidaten waren bei der Verwundung Julians, und beim ſchrecklichen Ende des Imperators Valens zugegen. Die Generale der Leibgarden zu Fuß und zu Pferde, comites domesticorum tragen, je ſpäter deſto regelmäßiger, deutſche Namen. Sie gehörten mit den Gouverneuren der Diöceſen und Provinzen zur zweiten Rangklaſſe der „Hochanſehnlichen“ [89]), doch ihr Einfluß war der größeſte. In der unmittelbaren Umgebung des Kaiſers, ſtets an ſeiner Seite, die Beſchützer ſeiner Perſon und Commandeure ſeiner Leibwächter, von deren Treue alles abhing, erhoben ſie ſich allmählich zur Stellung der prätorianiſchen Präfekten aus der früheren Kaiſerzeit. Sie konnten der Sejan und Perennis des Tiberius und Commodus werden, oder der edle Burrus und tüchtige Plautian des Nero und Severus. Sie waren bald die allmächtigen Miniſter welche den Kaiſer und die geſammte Militär- und Reichsverwaltung in den Händen hatten. Ihre deutſchen Truppen bewachten die Thore und Vorhänge des Palaſtes. So ſchildert ein Feind des mächtigen Germanenthums im Reiche die imperatoriſche Leibgarde: „ein aus dem Heer ausgewähltes Heer, alle jung, alle ſchlank, mit blondem und prächtigem Haar, ſtets auch duftend von Salbe das Haupt und das blühende Antlitz, goldbeſchildet und goldbepanzert, die, ſo oft wir ſie ſehen, uns den Herrſcher ankündigen, wie die vorangehenden Strahlen die Sonne“ [90]).

Auf ſolche mannichfache Art zog das erſchöpfte Römerthum, arm an eigenen Kräften für Krieg und Frieden, ausgeſogen von Steuern, zerriſſen von Bürgerkriegen und religiöſen Zwiſtigkeiten, die beſte Kraft für ſein ferneres Exiſtiren aus der friſchen Jugendfülle jener Millionen von Germanen welche ihm ihre Dienſte widmeten. Indeſſen, auch für die Geſchichte ſeines Unterganges, und für das leichtere Hereinbrechen der jenſeitigen deutſchen Völker, alſo für die Verjüngung der Welt, waren jene angeſiedelten Germanen von merkwürdiger Wichtigkeit: wenn es auch dem erſten Blick erſcheint, als hätten ſie nur eine ſociale Bedeutung als Ackerbauer und Steuerzahler gehabt, und höchſtens die politiſche, daß ſie Roms Schlachten ſchlugen. Es war ſchon nichts Geringes,

daß in Momenten wo Alles auf dem Spiele stand, ganze Heere flüchtiger Sklaven die Volksmassen ihrer blonden Bruderstämme verstärkten; und es mußte den ängstlichen Römern beinahe den letzten Rest ihrer Zuversicht rauben wenn sie bedachten, wie der Feind welcher ihre Provinzen durchzog, vor ihren Thoren stand, seine geheimen Verbündeten fast in jedem Privathause hatte. Daß deutsche Colonen und Läten das Land bebauten und die Armee anfüllten, machte wohl nicht deren einzige Bedeutung aus. Die vornehmen Germanen welche in römischer Toga und Kriegsrüstung die Kaiserhöfe bevölkerten, mußten sich durch den Anblick solcher Massen blauäugiger Landesgenossen gesicherter vorkommen. Sie standen nicht in der Luft: sie hatten eine Art Heimathsboden unter den Füßen; sie konnten fester auftreten; namentlich da die Kaiser selbst, deren Augen überall Deutsche sahen, um so mehr von der Wichtigkeit dieses neuen, großen Elements sich überzeugen ließen. Wie eifrig auch die Germanen dem Reiche zu dienen beflissen waren: ihre Menge, die sich durch Geburt und Aufnahme immer ergänzte und vermehrte, ließ sie nicht mehr so ganz im Römerthum aufgehen. Bei allem Stolz, daß sie jetzt Römer seien, durchzog ein Gefühl der Blutsverwandtschaft und Zusammengehörigkeit dennoch ihre Herzen, und band sie enger aneinander. Sie hielten fest an den Kaisern, und wollten nichts weiter als dem Wohle des Imperiums leben, aber sie äußerten oft ein lebhaftes Interesse, Liebe und Treue für ihre Namensbrüder in denselben Verhältnissen. Die Proben hiervon werden in unserer Erzählung nicht ausbleiben. So konnte sich um so leichter jener Gegensatz zwischen Germanenthum und Römerthum bilden, der, wie wir sehen werden, die größten Erschütterungen, den Fall der edelsten Häupter herbeiführte, und neben den religiösen Entwickelungen den Lauf der römischen Geschichte bis zum Untergange des Reiches bedingte. Noch mehr: hätten nicht Germanen zu Millionen die römischen Aecker gepflügt, und zu Hunderttausenden die römischen Waffen getragen: wären nicht Dienstverträge mit den Barbaren eine lange römische Gewohnheit gewesen, hätten nicht ganze Völkerschaften bereits Aufnahme gefunden: kaum wären die Westgothen, von den Hunnen gedrängt, auf die Bitte an den römischen Kaiser gefallen, ihnen Wohnsitze in seinen Provinzen zu gewähren; nie hätte der ängstliche Valens dieser Bitte gewillfahrtet, während er unter den obwaltenden Um-

ständen nichts Ungewöhnliches that. Er setzte nur eine Maßregel fort, die in ihrer Continuität durch Jahrhunderte immer größere Verhältnisse angenommen hatte; und der Ausgang war für beide Theile ein überraschender.

Die Germanen waren Roms grimmigste Feinde und seine besten Freunde. Es ist ein wunderbarer Gegensatz, wie nur die reiche germanische Natur mit ihren Vorzügen, Schwächen und scheinbaren Widersprüchen ihn zeigen konnte. Rom war den Deutschen das ideale Centrum, nach dessen Herrlichkeiten ihre Sehnsucht sie unablässig drängte. Sie äußerten diesen Trieb auf die furchtbarste und die friedfertigste Weise. Sie raubten unbarmherzig und unersättlich die Reichthümer des Imperiums; sie metzelten seine Bürger und seine Heere nieder; sie zeigten dabei eine Verschlagenheit, welche sie als die treuloseste aller Nationen in Verruf brachte. Ihr Haß des friedlichen Lebens und Fleißes war berüchtigt, ihre Trägheit auf der Bärenhaut am Heerde ein Gegenstand römischer Schilderungen, ihre Kriegswuth ein Gegenstand römischen Entsetzens, ihr Stolz wurde als Uebermuth gebrandmarkt, ihre Freiheit beneidet. Und dieselben Deutschen besorgten fleißig und friedlich den römischen Boden, den ihre eigenen Hände vielleicht so eben verwüstet hatten. Demüthig fügten sich die stolzen Krieger unter die harten Bedingungen des Colonats und unter die Geißel eines strengen Patrons. Sie gaben freiwillig ihre theure, auf heimischem Boden so heroisch vertheidigte Freiheit auf, boten ihre Kraft den Anforderungen des römischen Dienstes, ihren Rücken dem Stocke der Centurionen dar. Sie beschützten das Reich gegen ihre blonden Stammesgenossen, gegen ihre eigenen Sippen, Brüder und Väter, von denen sie abgefallen oder durch das Loos der Kriegsgefangenschaft gerissen waren, mit einer hingebenden Treue und Tapferkeit; sie dienten den Kaisern, deren Waffen sie so eben bekämpft und empfunden hatten, mit einer Aufrichtigkeit, daß man sie, die verschlagensten aller Menschen, sehr bald den feigeren und treuloseren Römern in den wichtigsten römischen Lebensverhältnissen vorzog. Ihre fortwährenden Einbrüche verursachten und vergrößerten nicht zum geringsten Theil das Zusammensinken des Reiches. Sie bemerkten fast immer dessen innere Erschütterungen, und nutzten sie rüstig aus, während sie seine vorübergehende Befestigung sogleich in ihren fernsten Gebirgen und Wäldern empfanden. Und gerade die Deutschen halfen dieses feind-

liche, anlockende Reich immer wieder neu befestigen, so weit dies noch möglich war. Rom zitterte vor den Germanen und konnte nicht mehr ohne sie leben. Es zog sie freundlich zu sich herüber, pflegte sie auf jede Weise, unterwarf sich ihnen unter dem durchsichtigen Schein sie unterworfen zu haben, haßte, verachtete und bewunderte sie, und wurde doch endlich, gerade von den aufgenommenen Germanen vernichtet.

Es ist ein Anblick ohne Gleichen in der Geschichte: wie unaufhörlich Tausende und wieder Tausende halb cultivirter oder ganz roher Menschen über Rhein und Donau ziehen, wie sie, nichts in ihrer Brust als kühne Beherztheit, ziemliche Unverdorbenheit und das Verlangen nach sagenhaften Herrlichkeiten, nichts im Kopfe als kriegerische Aufgewecktheit und eine Fülle höherer, halb schlafender Anlagen, nichts auf dem Leibe als ein enges, grobes Linnen, ein Fell und ein paar plumpe Waffen, aus ihren dumpfen und schmutzigen Wohnungen in die glänzenden Marmorstädte des hochmüthigsten, culturstolzesten Volkes wandern. Wie sie dessen glänzendste Aemter, seine goldstrotzenden Paläste, Rüstungen und Gewänder, seine üppigsten Reichthümer und Genüsse, den größten Einfluß in Krieg und Frieden erlangen, kurz wie sie Alles, rasch als wäre es über Nacht, durch überlegenes Verdienst gewinnen, wofür die Eingeborenen selbst ein Leben voller Arbeit und Geduld, Angst und Demüthigungen, jedes Mittel der Kriecherei, Intrigue und Bestechung daransetzen mußten. Um das Erstaunliche durch Analogie etwas näher zu bringen, ist an die Indianer Amerikas erinnert worden, die ja auch einen Kampf auf Leben und Tod mit dem civilisirten Volke führen, und zugleich, in einigen Gegenden wenigstens, dessen Aecker bebauen, und Dienst in den Städten suchen. Es giebt keinen traurigeren Vergleich. Die Indianer erliegen dem Vorrücken einer viel begabteren Race, und nehmen in deren Mitte eine sehr gedrückte Stellung ein. Die Germanen haben früh dem Vorrücken der Römer Halt geboten. Jetzt stürmten sie an, und das römische Reich konnte sich mit seiner ganzen Civilisation und Kriegskunst nur dadurch gegen sie halten, daß es sie mit ihren eigenen Waffen, die anstürmenden Deutschen mit aufgenommenen Deutschen abwehrte. Diese Deutschen aber zeigten durch ihre Stellung unter den Römern bald, bei welcher Race die Ueberlegenheit der Gaben und des Charakters war. Ihnen fehlte nichts als die römisch-literarische Bildung

und die Politur oder Caprice der damaligen feinen Sitte. Beides konnten sich die Germanen, ebenso gelehrig als lernbegierig, rasch bis auf den nöthigen Grad aneignen, blieben auch manche Kanten unabgeschliffen, und eine gewisse Roheit noch ungebändigt. Große Gelehrte, Rhetoren, Grammatiker und Schriftsteller wurden sie ebenfalls für's Erste nicht: der geniale Ulfila welcher römische und griechische Abhandlungen verfaßte, blieb eine Ausnahme. Dafür bot ihr ungebrochener Muth, ihre natürliche Klugheit, ihre zuverlässige Tüchtigkeit den für jene Zeiten mehr als genügenden Ersatz.

Die stolzen und delikaten Römer freilich fuhren fort, mit einer eigenthümlichen Mischung von Neid und scheuem Widerwillen, von Geringschätzung und respektvollem Staunen auf diese blonden Barbaren zu sehen. Auf diese „Riesen und Lümmels, wie des Alcinous Küche sie kaum fassen möchte“[91]), die sieben Schuh hoch waren, und eine eiserne Gesundheit hatten. Die nach ranzigem Fett und Knoblauch rochen, wenn sie über die Gränze kamen, und ohne alle Lebensart sich höchst zutäppisch und tölpelhaft betrügen. Die aber schnell sich ziemlich so gut zu benehmen, auszudrücken und zu salben verstanden wie die Römer; deren Tracht: die wallenden Haare, die langen Bärte, die Pelzbesätze, die fellenen Beinbekleidungen bei den Stutzern und Weichlingen des Südens Mode wurde[92]); deren furchtbares Kriegsgeschrei: der Barit, in das römische Exerzierreglement eindrang[93]); deren leuchtende Schönheit die römischen Dichter und Kaiser entzückte, deren Tapferkeit die römischen Schlachten gewann, und dem Heer kriegerischen Sinn mittheilte, deren Geist die kaiserlichen Höfe und die Politik beherrschte, und denen die Römer in so vielen Lebensverhältnissen auf ihrem eigenen Boden nachstehen mußten.

Bei der überwiegenden Mehrzahl der eingeborenen Provinzialen indessen überwog der Stolz auf eine Civilisation die bereits ins Gegentheil umgeschlagen war, das Pochen auf heroische Traditionen deren man längst unwerth geworden, und die Mißachtung jedes Barbarenthums doch alle anderen Empfindungen. Hochmüthig trotz eines geheimen, unwillkürlichen Respekts, wie die Heiden auf das Neulingswesen der christlichen Religion, sahen alle Römer auf die germanischen Eindringlinge. Selbst der große Vandale Stilicho, der Schwiegervater des Kaisers, vor dessen Allmacht die römische Servilität sich bis in den Staub beugte, blieb hinter

seinem Rücken der Halbbarbar. Die ihn aufrichtig verehrten und priesen, gingen über den dunklen Punkt seiner Herkunft stillschweigend fort, und der Retter und Erhalter des Staates erlag den Machinationen einer altrömischen Nationalpartei welche mehr als alles Andere zum schnellen Untergang des Reiches beitrug. Ein christlicher Dichter sprach die allgemeine Ansicht aus wenn er behauptete: wie die Vierfüßler unterschieden sind von den auf zwei Füßen Wandelnden, oder die Stummen von den Redenden, oder die Bekenner der wahren göttlichen Lehre von den Anhängern der thörichten Culte und Irrwahne, so seien es die Barbaren von den Römern[94]). Und dies wurde zu einer Zeit ausgesprochen, wo man sich zu dem Geständniß bequemen mußte, daß auf den Germanen das Heil des römischen Reiches beruhe, wo man sich erinnerte, daß eine lange Reihe von Imperatoren diese unschätzbaren und niedrig geschätzten Fremdlinge auf jede Weise begünstigt und hochgehoben hatten.

Denn es ist sehr bemerkenswerth, daß derselbe Kaiser welcher zuerst die Wichtigkeit des Christenthums und der Kirche für den römischen Staat begriff, auch zuerst die Bedeutung und Verwendbarkeit des anwachsenden Germanenthums ihrem ganzen Umfange nach erkannte, und seinen Nachfolgern in der deutschen wie in der religiösen Frage den Weg vorwies. Zwar hatte schon der heidnische Maximian Galerius seinen Unterthanen den neuen Anblick eines Hofes gegeben, der von Germanen wimmelte. Sie waren die Leibwächter, Offiziere und Vertraute dieses Imperators gewesen. Die Christen behaupteten, er entreiße seinen römischen Unterthanen mit Gewalt oder List ihre Töchter, und gebe sie den wilden fremdländischen Günstlingen. Die empörten Römer müßten schweigen, denn ihnen sei nur die Wahl gelassen zwischen Untergang oder einem barbarischen Schwiegersohn. Geschützt von den Waffen dieser Satelliten und Protectoren hause er im Orient und treibe seinen Spott mit den eingeborenen Provinzialen. Ein Volk, von den Gothen aus der rauhen Heimath vertrieben, hätte sich dem Galerius ergeben, um der barbarischen Knechtschaft zu entfliehen, und beherrsche jetzt die Römer[95]). Indessen diese Verwendung der Germanen durch Galerius, aus der Uebertreibung des Hasses auf das richtige Maß zurückgeführt, war nur einer Liebhaberei und dem Bedürfniß persönlichen Sicherheitsgefühls entsprungen, ohne höhere politische Berechnung. Die Germanen

hatten an Galerius Hofe etwa die Rolle der ſpäteren Schweizergarden geſpielt.

Conſtantin der Erſte war es, der ihnen eine höhere Bedeutung einräumte. Wäre Dankbarkeit eine Tugend dieſes herzloſen, aber fein und großartig calculirenden Monarchen geweſen, ſo könnte man auch ſie unter ſeine Gründe zählen. Conſtantin verdankte den Germanen ſo viel wie Alles: auf die erſte und auf jede höhere Stufe ſeiner Macht hoben ihn die Germanen. Als ſein Vater, Conſtantius der Blaſſe, zu York geſtorben war, hatte Conſtantin nach dem Thronfolgeſyſtem Diocletians keine Ausſicht auf das Diadem. Der Alamannenkönig Croch, welcher an der Spitze einer zahlreichen Schaar aus dieſem Volke einen Dienſtvertrag mit dem hingeſchiedenen Kaiſer eingegangen war, regte ſeine Deutſchen an und bewog die römiſchen Legionen, Conſtantin zum Auguſtus zu proklamiren[96]). Vorzüglich durch germaniſche Truppen beſiegte der Imperator ſeinen heidniſchen Gegner Maxentius, und konnte die Freiheit des Chriſtenthums bis an die Gränzen Aſiens durchſetzen. Im entſcheidenden Kriege gegen Licinius war es der Franke Bonit geweſen, der ihm unſchätzbare Dienſte geleiſtet[97]). Conſtantin ſetzte die germaniſchen Anſiedelungen ſeiner Vorgänger fort[98]); ſogar das geſammte Volk der Vandalen wurde in den Reichsverband aufgenommen: ein Schritt von ſolcher Größe, wie noch kein römiſcher Herrſcher ſeit Auguſtus ihn gewagt. Aber Conſtantin that mehr: den Germanen waren höhere Aemter und Würden bisher vom Stolz und vielleicht von der Beſorgniß der Römer verſagt worden. Der kühne, weitſchauende Neuerer hatte dieſe Vorurtheile nicht; er benutzte die Kraft und Klugheit der Germanen, wie den Einfluß der unbeugſam ſcheinenden chriſtlichen Hierarchie für ſeinen Thron und das geſammte Staatsweſen.

Er ſcheute ſich nicht, die blonden Fremdlinge zu den höchſten Großwürdenträgern des Reiches zu machen. Sogar die Ruthenbündel und golddurchwirkte Toga der Conſuln, das Vornehmſte was der Römer nach althergebrachter Anſchauung erlangen konnte, das Streben der ehrgeizigſten, reichſten, bedeutendſten Männer, das ſelbſt dem kaiſerlichen Purpur noch einen neuen Glanz hinzufügte, blieb ſeit Conſtantin den Germanen nicht mehr vorenthalten. Von dieſer Zeit an füllen ſich die römiſchen Geſchichtsbücher immer dichter mit deutſchen Namen. Vorzüglich ſcheinen es Gothen geweſen zu ſein, das nächſte germaniſche Volk von Byzanz aus,

welche Constantins Huld genießen konnten. Gothischen Königen stellte der Kaiser Bildsäulen im Gebäude der Curie von Constantinopel auf[99]). Er überhäufte die Germanen mit Gnaden und Geschenken. In seinem Palaste drängten sich unaufhörlich die Gesandtschaften der verschiedensten Völker zusammen. Jede legte dem weit berühmten Herrscher die köstlichsten Gaben ihres Landes zu Füßen: goldene Kronen, Diademe mit Juwelen besetzt, „barbarische" Gewänder von Gold und Blumen durchwirkt, kunstvolle Bogen und Pfeile. Die schönen und kriegerischen Germanen werden es gewesen sein, welche reizende Knaben mit blondem Haar, Pferde, Schild und Lanzen darbrachten. Der Kaiser entließ die Gesandten reicher als sie gekommen waren, und schmückte ihre Vornehmsten mit den Titeln und Insignien der höchsten Würden. Entzückt über diese Huld, in der Aussicht auf fortgesetzte Gnaden, vergaßen die Meisten der Heimkehr in ihr unwirthlicheres Vaterland[100]), und blieben als „erlauchte" und „hochansehnliche" römische Große in Byzanz. Der kluge Kaiser erreichte durch dies Verfahren eine Ergebenheit des gesammten gothischen Volkes, die sich auf seine ganze Dynastie übertrug, und erlangte treue, tüchtige, tapfere Diener für seinen Thron und das Imperium.

Was den Christen bei Galerius, dem Heiden, ein Gegenstand des heftigsten Abscheues und Vorwurfes gewesen, wurde ihnen bei Constantin ein Zeichen der Weisheit und Milde, und ein Beweis, wie Gott unter einem christlichen Kaiser die Barbaren in die Gewalt des Reiches liefere[101]). Julian der Apostat dagegen, dessen Träume von der Wiederherstellung des Hellenismus sich mit einigen Ideen von der Restauration des alten, reinen republikanischen Römerthums vermengten, hat seinen Großoheim wegen der Epoche machenden Begünstigung der Barbaren einen „Neuerer und Verderber ehrwürdiger Normen und der von den Vätern überkommenen Sitten" gescholten[102]). Doch alle Nachfolger Constantins, der heidnische Tadler nicht ausgenommen, verfuhren wie er. Kaiser Constans war ein großer Freund der Germanen. Sein Hof in Trier wimmelte von ihnen, er zog sie allen Römern vor. Zuerst in der Geschichte dieses Imperators treten hauptsächlich Deutsche auf, und das Verhältniß erlangt sofort eine politische Bedeutung: allerdings durch die Unvorsichtigkeit des Constans, dessen Art der Nachahmung die zeitgemäße Handlungsweise seines Vaters übertrieb und verzerrte. Er vernachlässigte das römische Heer, und liebte

auffallend die Deutſchen[103]). So konnte ſich jene Unzufriedenheit und Verſchwörung bilden, welche der fränkiſche Läte Magnentius im Namen des beleidigten Anſtandes und Römerthums benutzte, und die mit dem Tode des Kaiſers in den Armen des deutſchen Candidaten Laniogaiſo, durch das Schwert des deutſchen Offiziers Gaiſo endete. Der bereits geſchilderte Kampf des Uſurpators Magnentius mit Conſtantius war im Grunde ein Kampf des raſch und keck aufſtrebenden Germanenthums gegen das Römerthum; wenn auch Magnentius nicht der geeignetſte Vertreter der neuen Macht war, und der Kaiſer ſelbſt ſeinen Sieg nicht in dem Sinne auffaßte wie die meiſten Römer.

Magnentius unterlag; doch Conſtantius fuhr fort, nach dem Vorbilde ſeines Vaters die Germanen zu begünſtigen. Nur ſchützte ihn eine ſtrengere Moralität vor den Unregelmäßigkeiten ſeines Bruders. Bereits als Kaiſer des Oſtens hatte Conſtantius ſeinen Palaſt und das Conſiſtorium den Germanen geöffnet. Die Anhänger des Alten klagten, daß er zu ſeinen Lehrern und Rathgebern keine gebildeten Männer und Philoſophen, ſondern „barbariſche Menſchen“[104]) erwählte und niederträchtige Eunuchen, denen er die Staatsangelegenheiten Preis gebe und ſeinen Namen liehe. Er ſpiele die Rolle des Purpurträgers, ſie hätten die Macht. Dieſe Menſchen verpönten das Studium der Beredtſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften, kränkten und verfolgten auf jede Weiſe die Männer des Studiums. Die Barbaren welche den orientalen Römern ein Dorn im Auge waren, ſind wahrſcheinlich Gothen geweſen. Conſtantius mußte nach Weſten gegen den Uſurpator Vetranio ziehen. Ein Germane, der Alamanne Gumoar, Tribun der Goldbeſchildeten, zeigte ſich beſonders geneigt, auf die heimlichen Verbindungen einzugehen, welche der Sohn Conſtantins, des großen Freundes der Germanen, mit Vetranios Offizieren anknüpfte[105]). Wiederum einem Deutſchen verdankte Conſtantius ſeinen entſcheidenden Sieg über Magnentius. Vor der Schlacht bei Murſa ging der Franke Silvanus, der Sohn jenes Bonit welchem Conſtantin ſo großen Dank ſchuldete, zum Bruder des germanenfreundlichen Conſtans über. Als Conſtantius zu Mailand reſidirte, bot ſeine Aula den heimlich murrenden Römern faſt den Anblick eines germaniſchen Hoflagers dar. Der zaghafte und argwöhniſche Kaiſer fühlte ſich unter den hohen Geſtalten der blonden Barbaren ſicherer, als unter den geſchmeidigen Rücken und verrätheri-

ſchen Händen der Römer. Alamannen umgürteten ſich mit dem Cingulum der höchſten Hof- und Kriegsämter. Latinus, vielleicht ein Colone oder Läte von Geburt, da er einen römiſchen Namen trug, war General der Garden, Agilo Stallmeiſter, Skudilo Hauptmann der Goldbeſchildeten, und die Römer huldigten ihnen mit allen Zeichen der Verehrung und Unterwürfigkeit. Denn dieſe Barbaren hielten, nach dem Ausdruck eines Augenzeugen: „das Reich in ihrer Rechten.“ Hinter ihrem Rücken ſuchte man ſich für den verhaßten Zoll der Demüthigungen und Schmeicheleien zu rächen, und arbeitete an ihrem Sturze. Die allmächtigen Deutſchen wurden verläumdet, mit ihren transrhenaniſchen Landsleuten verrätheriſche Einverſtändniſſe zu haben. Doch Skudilo, und namentlich Agilo fuhren noch lange fort, eine bedeutende Rolle unter Conſtantius und den folgenden Kaiſern zu ſpielen [106]).

Noch höher als die Macht und Menge der Alamannen, blühte die der Franken am abendländiſchen Hofe des Conſtantius; und die Geſchichte des Silvanus bietet ein merkwürdiges Bild der Treue, der kühnen Geradheit und des Zuſammenhaltens der Germanen unter ſich dar, gegenüber den neidiſchen Machinationen der ſich bildenden altrömiſchen Partei. Conſtantius hatte dem jungen Tribun des Garde-Armaturgeſchwaders, zum Lohn für ſeine wichtigen Dienſte bei Murſa die „erlauchte“ Würde eines Generals der Infanterie verliehen. Silvanus theilte nicht die Verſchlagenheit und trotzige Wildheit, die man den jenſeitigen Franken nachſagte. Er war, bei allem kriegeriſchen Geiſt und Geſchick, ein Mann von ſanftem, freundlichem Gemüth, von großer Rechtſchaffenheit und den angenehmſten Sitten. Die Römer hoben es mit Lob und Erſtaunen hervor, wie er, obgleich von einem barbariſchen Vater, vollkommen durch römiſch liberalen Unterricht gebildet war und die feinſte Lebensart hatte [107]). Eine gewiſſe Schüchternheit [108]) machte den jungen Helden beſonders liebenswürdig und diente dazu, ihm das Vertrauen des ängſtlich argwöhniſchen Conſtantius zu erwerben. Silvanus war das Muſter eines Germanen der mit der kräftigen Unverdorbenheit, den urſprünglichen Tugenden und Gaben ſeiner Nation die guten und anziehenden Eigenſchaften der römiſchen Civiliſation verband. Da nach des Franken Magnentius Tode die Alamannen und Franken in Gallien immer wilder hauſten, gab der Kaiſer ſeinem neuen Günſtling den Befehl gegen das letztere Volk, 355. Mit ſo geringem Ruhm Conſtantius ſelbſt und

seine Feldherren, unter ihnen Arbetio, General der Cavalerie und Consul dieses Jahres, sich gegen die Alamannen bedeckt hatten, um so preiswürdiger erschienen die Fortschritte des talentvollen und thätigen Silvanus gegen seine einstigen Landsgenossen. Der Kriegsmuth der Franken begann der Niedergeschlagenheit zu weichen; sie wurden allmählich aus Gallien zurückgedrängt.

Doch gegen den aufsteigenden Glücksstern des Germanen hatte sich bereits eine höchst heimtückische Intrigue vornehmer und mißgestimmter Römer angesponnen. Ihr im Hintergrunde stand Silvans heftigster Nebenbuhler: Arbetio. Er vorzüglich hatte die Entfernung des beneideten fränkischen Günstlings vom Hofe betrieben, und da seine Hoffnung, Silvanus möchte in dem gefährlichen Kriege umkommen, sich nicht erfüllen wollte, suchte er um so eifriger dessen Abwesenheit zu seinem Sturze zu benutzen. Arbetio, der prätorische Präfekt Lampadius, der Ex-Schatzmeister des kaiserlichen Hauses Eusebius und Aedesius, geheimer Archivarius außer Dienst, thaten sich mit dem Actuar beim Trainwesen Dynamius zusammen, einer ebenso niedrigen wie schlauen Creatur. Dynamius hatte sich vom Franken, dessen Vertrauen er zu erschleichen gewußt, Empfehlungsschreiben an mehre Freunde erbeten. Sie wurden bis zu den Unterschriften ausradirt, und die neuen Texte welche man denselben vorsetzte, schienen klar zu beweisen, daß Silvanus seinen kaiserlichen Wohlthäter zu entthronen beabsichtigte. Man eilte, die wichtigen Documente mit patriotischer Trauer und Entrüstung im geheiligten Consistorium dem Kaiser vorzulesen. Die wohlberechnete Intrigue faßte den schwachen Constantius bei seiner größten Schwäche: der ewig peinigenden Angst vor Verschwörungen, Dolchen und Usurpationen. Sofort wurden Befehle ertheilt, alle Beamten, Offiziere und Privaten, deren Namen in den Briefen standen, aus den Provinzen nach Mailand zu bringen. Bei Constantius Charakter schien allen diesen Unschuldigen der Tod ebenso sicher zu sein, wie dem General Silvanus selbst. Da erhob der Franke Malarich, Oberster der Gardecompagnie der Gentilen, laut seine Stimme für den gefährdeten Stammesbruder. Es dürfe nicht geduldet werden, daß Männer von der größten Ergebenheit für das Reich, durch schändliche Listen und Factionen umgarnt und vernichtet würden. Er hielt Berathungen mit seinen Freunden und Kameraden; er bat den Kaiser, selbst zu dem schuldlosen Silvanus eilen, den Freund nach Mailand führen zu dürfen, da-

mit er sich rechtfertige, und die Netze der bösartigsten Feinde zerreiße. Er erbot sich, als Geiseln für die eigene Treue die Seinigen zurückzulassen; Mallobaudes, Tribun des Armaturgeschwaders, werde ebenfalls für seine Rückkehr bürgen; oder dürfe er selbst nicht gehen, so wolle Mallobaudes freudig und rasch diese Pflicht gegen den Kaiser und den Blutsfreund erfüllen. Er fügte schmerzlich besorgt hinzu: wenn kein Landsmann sich zu Silvanus begebe, möchte der General an der Spitze des Heeres leicht aus Mißtrauen und Furcht zu dem sich entschließen, was man ihm jetzt unterschiebe.

Malarichs Vorstellungen waren fruchtlos. Der General Arbetio wußte es zu bewerkstelligen, daß ein Römer, der verworfene Apodemius, den man den Feind aller Guten nannte, nach Gallien mit Briefen geschickt wurde, um den verdächtigten Nebenbuhler herbeizurufen. Apodemius gab das kaiserliche Mandat an Silvanus, der sich auf dem Kriegsschauplatz befand, nicht ab, sondern begann auf eigene Hand Inquisitionen bei den Clienten und Sklaven des Abwesenden, um gravirende Aussagen zu erpressen. Zugleich suchte man am Hofe den treuen und wachsamen Malarich zu verderben. Neue Briefe wurden von Dynamius geschrieben, die auch diesen Franken in den Verdacht der Conspiration verstricken sollten. Zum Glück kamen sie in Malarichs Hand, dessen ganzer Zorn und Schmerz sich regte. Er versammelte die Menge der Franken die am Hofe dienten; seine Reden wurden drohend, die Haltung der Franken tumultuarisch; laute und wilde Rufe erschollen über die bereits entlarvten Ränke, mit denen man sie verderben wolle. Aber auch die halb geöffneten Augen des Kaisers und seines Consistoriums sollten bald ganz klar sehen. Bei der veränderten Stimmung am Hofe wagte es ein Richter, auf einige Spuren des früheren Textes in den Briefen Silvans aufmerksam zu machen, und die ganze Intrigue war entdeckt. Des Constantius Ingrimm wandte sich gegen die ertappten Anstifter, und obgleich die Meisten ihr hoher Rang eigentlich von der Folter eximirte, wurden sie dennoch vom Gericht auf das hölzerne Pferd gespannt.

Allein für Silvanus, der sich in Köln befand, kam der günstige Umschwung der Dinge am Hof von Mailand zu spät. Die Machinationen des Apodemius ließen ihn das Schlimmste befürchten. Wohl wußte er, welchen Dank Constantius ihm schulde, welche

Empfehlungen schon die Verdienste seines Vaters Bonit um Constantin für ihn seien, und mit welcher ausnahmsweisen Huld der Kaiser bereit gewesen, seine Verpflichtungen einzugestehen, eine Bereitwilligkeit, die sonst nicht unter dessen Tugenden zählte. Doch eben so gut kannte Silvanus des Constantius feige und mißtrauische Gemüthsart, die schon einen unbegründeten Verdacht des Hochverraths todeswürdiger fand, als mancher kräftigere Fürst die wirkliche That. Er wußte, wie Constantius der Spielball seiner Umgebung sei, und hatte noch keine Kunde von den glücklichen Entdeckungen des Gerichtes. Er fürchtete, fern vom Hofe, ohne Verhör, der Willkür eines berüchtigten Menschen preisgegeben, eine schimpfliche Hinrichtung zu erleiden. Es war die Zeit, wo die Verfolgungen der wirklichen oder angeblichen Magnentianer täglich neu bewiesen, welcher Dinge Constantius und seine Auserwählten fähig seien. Doch in der schwersten Bekümmerniß und Unruhe wollte Silvanus nichts gegen den Kaiser und das Reich unternehmen. Er kam auf den Gedanken, sich der Discretion seiner Landsleute, der Franken anzuvertrauen, die er einst verlassen und dann siegreich bekämpft hatte. Von diesem erzürnten Volke hoffte Silvanus eher einige Schonung als von der undankbaren Ruchlosigkeit der Römer, denen er seine Dienste gewidmet hatte. Jedoch der Tribun Laniogaiso, der einst als Candidat allein um den sterbenden Kaiser Constans gewesen, widerrieth seinem General diesen Schritt. Er könne ihm nur verderblich sein; die Franken würden ihn unfehlbar tödten oder für Geld ausliefern. Also auch hier sah Silvanus den sichern Tod vor Augen, und der geduldige, bei aller heldenhaften Tapferkeit in den sonstigen Lebensverhältnissen eher besorgliche als verwegene Mann faßte jetzt den wilden Entschluß der Verzweiflung. Er that, wessen er beschuldigt war, und wußte das einmal Unternommene rasch und klug auszuführen. Geheime Berathungen mit den Offizieren seines Heeres, und freigebige Versprechen sicherten ihm die Bereitwilligkeit der Truppen zu, die ihrem leutseligen und tapfern General wohl ohnehin ergeben waren. Aus den goldgestickten Purpurfahnen der Legionen und Schwadronen ließ er einen Kaisermantel zusammensetzen, legte ihn an, zeigte sich den Soldaten, und wurde zum Augustus ausgerufen. So hatte denn in einem Zeitraum von nicht fünf Jahren der zweite Germane die Hand nach dem Diadem ausgestreckt: durch römische Verderbtheit dazu aufgefordert.

Constantius war bei dieser Nachricht wie vom Blitz getroffen. Er zitterte vor einem Kriege mit dem ausgezeichneten Feldherren welcher die furchtbaren Franken geschlagen, seinen Truppen Siegesmuth eingeflößt und im Palast wie im Heer des Kaisers eine so große Menge treuer und hochstehender Blutsfreunde hatte. List sollte gegen den neuen Usurpator helfen, wie einst gegen den greisen Vetranio. Doch in seiner ganzen Umgebung fand Constantius keinen Mann: kühn, geschickt und zuverlässig genug, um sich an den jungen, thatkräftigen Germanen zu wagen. In seiner Rathlosigkeit mußte der Augustus sich entschließen, den General Ursicinus auf schmeichelhafte Weise in das Consistorium einzuladen: einen Mann, dessen bedeutende Verdienste durch eine lange Reihe von Kränkungen belohnt worden waren. Mit der gnadenvollsten Miene, welche sehr gegen die sonstige unwirsche Behandlung des Ursicinus abstach, bot Constantius dem Eintretenden seinen venerablen Purpur zu Kuß und Adoration dar, und drang in ihn, den tapferen Rebellen auf irgend eine geschickte Weise aus dem Wege räumen zu wollen. Geduldig hörte der empfindliche Augustus den leisen Tadel des aufrichtigen Ursicinus an, welcher für den ungerecht beschuldigten, zu verzweifelten Schritten getriebenen Silvanus sprach, und zwang sich zu der sanften Entgegnung, daß jetzt nicht mehr die Zeit sei, hieran zu denken, sondern das Uebel auszurotten, bevor es übermächtig werde. Ursicinus wurde bestimmt, einen Auftrag zu übernehmen, an dem die Gefährlichkeit das einzig Ehrenhafte war; obschon die Moral der Römer ihn nicht minder rechtschaffen als schlau nannte. Im Geleit von zehn Tribunen und Protektoren ritt Ursicinus von Mailand nach Köln, um Silvanus ein sehr gnädig gehaltenes kaiserliches Schreiben zu überreichen. Constantius gab sich darin den Schein, von der Usurpation noch nichts zu wissen; er forderte seinen Feldherren freundlich auf, das Commando gegen die Franken an Ursicinus abzutreten, und mit Beibehaltung seiner Würde als General der Infanterie nach Mailand zu kommen. Folgte Silvanus, so war er verloren; folgte er nicht, so hatte der Ueberbringer des Briefes das Weitere zu thun. Die kleine Schaar ritt in der trübsten Stimmung über die Alpen, und den Rhein entlang. Sie kamen sich wie Thierkämpfer vor, welche den wilden Bestien überliefert werden sollten, und nur ein Spruch Cicero's über die Wiederkehr

des Glückes nach schweren Tagen, vermochte ihnen etwas Trost und Zuversicht zu geben.

In Köln angelangt, hatte Ursicinus das einschüchternde Schauspiel regen Lagertreibens, zusammengezogener Truppenmassen und finsterer, entschlossener Gesichter. Silvanus selbst trat den Ankömmlingen freundlich entgegen, und empfing von ihnen die feierliche Adoration seines angemaßten Purpurs. Er gewährte ihnen den leichtesten Zutritt zu seiner Person, und die Ehre der kaiserlichen Tafel. Während überall die Truppen des Germanen in wilden Ausdrücken gegen Constantius über vorenthaltenen Sold klagten, und vor Ungeduld brannten, über die Alpen zu gehen, Italien zu erobern, den geizigen und verächtlichen Kaiser zu vernichten, schüttete Silvanus zutraulich sein Herz gegen Ursicinus aus: denn er sah in ihm einen Leidensgenossen, ein zweites Opfer der Hofsactionen und ihrer Ränke, die sich gegen jede Tugend, jedes Verdienst richteten. Namentlich daß Arbetio, und nicht er zum Consul erhoben war, schien Silvanus bitter zu kränken. Der Römer ging auf diese Klagen ein, und arbeitete heimlich am Verderben des Germanen. Zwei gallische Auxiliartruppen, die Brachiaten und Cornuten, ihrer bestechlichen Treulosigkeit wegen verrufen, wurden gewonnen. Sie brachen eines Abends aus dem Standquartier, stürzten durch die Straßen Kölns nach dem kaiserlichen Palast, stachen die Leibgarden nieder, und hieben mit dichten Streichen auf Silvanus ein, der umsonst in das Asyl einer christlichen Kirche zu fliehen suchte. So endete, überall vom Verrath der Römer umstrickt, dieser Germane, um dessen Tod selbst diejenigen trauerten, die ihn betrieben hatten[109]). Nur 28 Tage waren seit seiner Purpurannahme verflossen[110]). Ueber die Anhänger des Gefallenen erging das gewöhnliche Strafgericht; viele starben, unter denen zwei Germanen, die Generale Luto und Maudio hervorstachen. Die siegreiche Partei suchte alle Freunde Silvans, auch die unbetheiligten bei der Usurpation, in das Blutbad hineinzuziehen, allein Constantius selbst fühlte sich gedrungen inne zu halten. Die Verfolgung hätte natürlich meist die Franken am Hofe betroffen, die er nicht wohl entbehren mochte. Lobredner sagten, der edle Kaiser wolle aus der Freundschaft kein Verbrechen machen, und Constantius zeigte wirklich für das Andenken des verrathenen, zu den äußersten Schritten böswillig gedrängten Germanen eine ge-

wisse Milde. Silvans kleiner Sohn, der als Geisel bei Constantius zurückgeblieben war, durfte weiter leben und sogar das väterliche Vermögen behalten[111]).

Von neuem begannen nach Silvans Tode 355, die Franken ihre Verheerungen in Gallien, und erst Julian vermochte in den Jahren 358—361, sie zu strafen oder doch zu beruhigen. Wir sahen bereits, wie sehr Julian das germanische Element im römischen Imperium durch die folgenreiche Aufnahme der Salier verstärkte, nachdem zehn Jahre vorher Constantius die kleinen Gothen angesiedelt hatte. Zahlreiche Schaaren der Chauken, Salier, Chamaven, Attuarier, Alamannen reihte er in die verschiedenen Truppenkörper ein, oder bildete eigne Abtheilungen aus ihnen, von denen die beiden auserlesensten nach dem Orient, an Constantius gesandt wurden[112]). Die Zahl der hohen Offiziere mit deutschem Namen erlitt, soweit sich bemerken läßt, keine Verminderung unter Julian. Die Proklamation des Cäsars zum Augustus war im Grunde eine Bewegung der deutschen Soldaten gewesen, welche römische Anschauungen aufgenommen hatten. Die Schilderhebung war eine deutsche Ceremonie, und zwei deutsche Generale, wahrscheinlich gothischer Herkunft: Theolaiph und Aligild, überbrachten nach Constantius Tode Julian die Huldigung des orientalischen Heeres. Ueber die Gothen machte der Kaiser mit seiner raschen Zunge einige verächtliche Bemerkungen: sie seien nur werth, von galatischen Kaufleuten als Sklaven verhandelt zu werden; allein Gothen zeichneten sich im Perserkriege vor allen andern Truppen aus. Julian entging dem Vorwurf griechischer Windigkeit nicht, weil er in seiner redseligen Lebendigkeit so oft anders sprach und schrieb, als er nach späterer Ueberlegung handelte. Er tadelte öffentlich seinen Großoheim Constantin, der zuerst den Barbaren die höchsten Würden ertheilt habe, und machte gleich darauf den Gothen Nevita zum Consul des Jahres 362. Es war für die Bewohner von Constantinopel ein neuer und erstaunlicher Anblick, als der Augustus, um verschollene Anschauungen eines altrömischen Republikanismus wach zu rufen, und um auszudrücken, wie hoch erhaben die Consulwürde selbst über der kaiserlichen sei, demüthig zu Fuße den Sänften voranschritt, auf denen ein Römer und ein Germane in der gestickten Toga saß[113]). Nevita war ein Günstling Julians, stach im Perserkriege vor den übrigen Feldherren

hervor, und leitete bei der neuen Kaiſerwahl jene Partei welche den früheren Anhängern des Conſtantius gegenüberſtand.

Ob der neue Imperator Jovian ſich den Germanen im Reiche ſo günſtig erweiſen würde wie den chriſtlichen Prieſtern, Wittwen und heiligen Jungfrauen, konnte in der Kürze der Zeit noch nicht entſchieden werden. Doch aus den wenigen tapfern Thaten die nach Julians Tode im Perſerkriege geſchahen, leuchtete die Kühnheit mehrer deutſchen Krieger hervor, welche den reißenden Tigris durchſchwammen und ein Blutbad unter den Perſern am andern Ufer anrichteten, deſſen moraliſche Wirkungen der Kaiſer nicht zu benutzen vermochte[114]). Den Malarich, jenen treuen Freund des Franken Silvan, deſignirte Jovian zum erlauchten Poſten des commandirenden Generals von Gallien, weil er, immer vor Uſurpatoren zitternd, in dieſem Germanen eine treue Stütze ſeines noch unbefeſtigten Thrones erblickte. Zu der wichtigen, ehrenvollen und gefährlichen Botſchaft von Julians Tode und Jovians Regierungsantritt an die galliſchen Truppen, wurde nebſt dem baldigen Kaiſer, damaligen Tribunen Valentinian der Tribun Senioch, ein Germane, auserſehen[115]).

Dies war, ſeit Probus und Conſtantin I. die Erſcheinung des Germanenthums im römiſchen Reich. Sie kann faſt ebenſo impoſant und mächtig auf ihre Art genannt werden wie die der Kirche, und hatte nicht minder eine noch viel bedeutendere Zukunft. Doch ſchloß auch ſie manches Bedenkliche in ſich ein: für das Imperium ſowohl wie für die einzelnen Germanen. Schon mußte von einigen Erſchütterungen berichtet werden, welche die neue Macht in der alten Welt hervorrief, während zugleich die dogmatiſchen Kämpfe eine fortwährende fieberhafte Aufregung verurſachten, die bürgerliche Ordnung beeinträchtigten, die Gemüther vergifteten, die Charaktere verdarben, viele tauſend Hände von ſocial-nützlicher Arbeit abzogen, und während die Kirche und das Mönchthum dem Staat eine unberechenbare Einbuße an Geld, geiſtigen und materiellen Kräften zufügte. Die Zahl, Macht und Begünſtigung der Germanen nahm in immer größeren Proportionen zu. Schon regte ſich leiſe dagegen das römiſche Nationalgefühl, das in blindem Stolz die eigene wachſende Unzulänglichkeit: namentlich den Barbaren gegenüber nicht erkannte, oder doch ihr nicht Rechnung tragen wollte. Es war vorauszuſehen, daß es über kurz oder lang

sich auf das Unerträglichste hintangesetzt fühlen, daß der beginnende Gegensatz große und drohende Verhältnisse annehmen würde. Mancher Kaiser und Minister scheint zu wenig bedacht zu haben, daß die römischen Unterthanen, welche aus der Servilität rasch zu Verschwörungen und Rebellionen überzugehen pflegten, ihrem Schmerz und Unwillen einmal auf viel gefährlichere Weise als bisher Luft machen würden. Und so geschah es bald. Das Opfer wurden die kräftigsten und besten Germanen, und römische Imperatoren selbst; die Provinzen hatten durch Heereszüge, Kriegsgetümmel und die unausbleiblichen Nachwehen aller Bürgerkämpfe den Antagonismus zwischen Römerthum und Germanenthum zu empfinden. Einen tödtlich kranken und matten Körper untergraben in langsamer Arbeit selbst die gesunden Kräfte die ihn für's Erste noch aufrecht halten: mögen sie ihm von früher her angehören, mögen sie ihm künstlich vom Arzte eingeflößt sein. Das römische Reich hätte ohne die Begünstigung der Kirche und der herbeigezogenen Germanen kaum noch einige Jahre existiren können: doch beide Mächte arbeiteten zugleich an seinem Untergange indem sie es stützten, und erhoben sich dann auf seinen Ruinen zu selbständiger, größerer Herrlichkeit.

Kaiser Jovian hatte die völlige Glaubensfreiheit von neuem proklamirt und sie gegen das Anstürmen der Sektenführer zu Antiochien im Allgemeinen standhaft aufrecht erhalten. Nach kurzem Verweilen brach er mitten im Winter aus der syrischen Hauptstadt auf. Es duldete ihn nirgend, bis er sein Reich durchzogen und sich einigermaßen gegen gefürchtete Usurpationen befestigt hätte. Maßvolle Christen und Heiden versprachen sich von dem duldsamen Regimente Jovians eine vortreffliche Zeit für die religiösen und socialen Zustände des Reiches[116]). Doch zu Dadastana, einer kleinen Stadt Bithyniens, wo eine Gesandtschaft des Senats von Constantinopel ihn begrüßte, und ihr Vorsprecher, der berühmte heidnische Redner und Senator Themistius ihn dankend pries für die Gewähr der Religionsfreiheit: des einzig vernunftgemäßen und der Gottheit wohlgefälligen Prinzips, fand man den Kaiser eines Morgens im Bette todt; am 17. Februar 364. Das jähe Ende eines so orthodoxen und guten Herrschers konnten die Christen noch viel späterer Jahrhunderte sich nicht anders erklären als wenn sie die Strafe des Himmels in ihm sahen, weil Jovian die heidnischen Philosophen Priscus und Maximus ehrenvoll behandelt

und zu Tarsus das Grab seines Vorgängers und verehrten Kriegsherren, des Scheusals Julian bekränzt hatte. Andere, die eine weniger himmlische Ursache haben wollten, gaben den Dunst eines Kohlenbeckens im frisch mit Gips beworfenen Zimmer an. Auch von Gift fielen Andeutungen und sogar unverhüllte Worte. Das Wahrscheinlichste ist daß Jovian, der die Tafelfreuden liebte, sich am Abend den Magen mit Wein und unverdaulichen Pilzen überladen hatte [117]). Der Dunst im Zimmer kam hinzu. Die Leiche des dreiunddreißigjährigen Augustus wurde nach Constantinopel gebracht, um in der Apostelkirche beigesetzt zu werden. Dort waren die Gräber aller christlichen Kaiser seit Constantin I. Doch nicht neben den Aposteln selbst wagten die Imperatoren ruhen zu wollen. Nur an der Schwelle des heiligen Tempels wünschten sie der Auferstehung entgegenzuharren, und die christlichen Priester erblickten darin nicht ohne Grund einen Beweis von der Hoheit ihres Glaubens und dessen einst verachteten Predigern, daß die Beherrscher der Welt zu Thürhütern der Fischer würden [118]).

Das Heer fühlte sich tief gedemüthigt und bestürzt. Nach aufreibenden Leiden im Perserkriege hatte es dessen unrühmlichen Ausgang nicht verhindern können; zwei Imperatoren waren ihm wider seinen Willen rasch hintereinander entrissen worden; es hatte zu spät die militärische Unzulänglichkeit des letzterwählten erkannt. In seiner Niedergeschlagenheit verlor es die gewohnte Zuversicht, und gab das eifersüchtig gehütete Recht, allein über den neuen Kaiser zu bestimmen, daran. Es faßte den außerordentlichen Entschluß, auch der Büreaukratie einen Antheil an der Wahl einzuräumen. Denn an den Senat dachte Niemand mehr [119]), wie einst nach dem plötzlichen Ende Aurelians, das eine ähnlich niederschlagende Wirkung auf die Truppen ausgeübt hatte. Der Senat war seit Diocletian zu unbedeutend geworden; seine Stelle hatte in mehrfacher Hinsicht die neugeschaffene Büreaukratie eingenommen. Das Heer marschirte nach Nicäa, wo höhere Beamte sich leichter einfinden konnten als im entlegenen Landstädtchen Dadastana. Acht Tage lang hatte das Reich keinen Beherrscher. Die Stadt, in der vor vierzig Jahren das berühmteste Concil abgehalten war, sah jetzt das weltlichere Schauspiel einer Imperatorenwahl. Die Obrigkeiten des Heeres und der Verwaltung traten zusammen und forschten lange nach dem würdigsten Manne. Der General Procopius, ein Heide und naher Verwandter Julians wurde übergangen. Ebenso Varro-

nian, der kleine Sohn Jovians, Consul dieses Jahres. Obschon die Dynastie Constantius des Blassen sechszig Jahre geherrscht hatte, war das Prinzip der Erblichkeit nicht so durchgedrungen, daß man ein Kind fähig für den Thron gehalten hätte. Dazu bedurfte es noch eines ferneren Jahrzehnts. Einige andere Würdenträger wurden zu Nicäa nur genannt um sofort verworfen zu werden. Der greise Präfekt Sallustius soll abermals abgelehnt und auch die Wahl seines Sohnes widerrathen haben. Endlich vereinigten sich alle Stimmen auf einen Abwesenden, der die lebhafte und gewichtige Empfehlung des ehrwürdigen Sallustius ganz besonders für sich hatte[120]).

Valentinian, Tribun der zweiten Compagnie der Goldbeschildeten, vom verstorbenen Kaiser mit der Arrièregarde um einige Tagemärsche zurückgelassen, wurde unter so ehrenvollen Umständen wie kaum ein Römer vor ihm zum Imperator designirt, durch Eilboten herbeigerufen, und dem Heere auf dem Marsfeld von Nicäa vorgestellt. Durch die üblichen Beifallszeichen gaben die Soldaten ihre Einwilligung kund, und Valentinian durfte mit den Insignien des Kaiserthums, der Perlenbinde und dem Purpurmantel, auf dem besonders hoch errichteten Tribunal bekleidet werden. Doch plötzlich entstand ein Gemurmel in den Reihen der Manipeln und Cohorten, es wuchs drohend zum wilden Getöse an; der Klang der heftig zusammengeschlagenen Waffen machte es noch schrecklicher. Befehlshaberisch riefen die Soldaten, der Kaiser solle sofort einen Mitregenten ernennen. Valentinian war ein stattlicher und energischer Mann; seine großen feurigen Augen blitzten auf das brausende Wogen der erregten Soldaten nieder, die so oft ihre Kaiser ermordet hatten, und von denen er nur um einige hölzerne Stufen entfernt stand. Mit dem Diadem war das volle Gefühl der kaiserlichen Majestät auf ihn herabgekommen. Er zögerte, sich den Willen seiner Unterthanen aufdringen zu lassen, und der Lärm wurde immer wilder. Da wagte er es, mit donnernder Stimme die nächsten Soldaten als freche Ruhestörer anzufahren. Nicht minder gebieterisch als sein Heer, streckte er die Hand aus, befahl und erlangte endlich Stillschweigen. Er stellte den Truppen in ruhigem Tone vor, daß es in ihrer Macht gestanden hätte, ihn zum Imperator zu machen, jetzt aber sei es an ihm, die Macht auszuüben, und an ihnen, abzuwarten, was er für gut befinde. Er werde nicht übereilt, sondern nach sorg-

fältigster Prüfung eine so wichtige Maßregel wie die Wahl eines Mitregenten vollziehen. Die Truppen fügten sich der klugen Rede und unerschrockenen Ueberlegenheit ihres neuen Herren, und die deutsche Sitte welche zu Paris bei Julians Augustenproklamation stattgefunden, wiederholte sich in Asien. Auf einem Schilde ward Valentinian vom Marsfelde nach Nicäa zurückgetragen. Schon war der Kaiser von Allen gefürchtet[121]).

Zu Constantinopel ernannte Valentinian seinen Bruder Valens zum Mitaugustus: einen Mann von subalternen Gaben und etwas ängstlichem, eigensinnigen Charakter; doch von unerschütterlicher Treue und neidloser, gehorsamer Hingebung gegen den Bruder der ihn weit überragte und der Begründer seiner Hoheit war. So herrschten, wenigstens in weltlichen Angelegenheiten, dieselben Regierungsmaximen und ein Wille bei zwei Kaisern im Reiche[122]). Valentinian gab die orientalische Präfektur mit der Hauptstadt Constantinopel an Valens zur direkten Verwaltung, und behielt sich die drei Präfekturen des Abendlandes vor. Diese Reichstheilung geschah in definitiver Weise zu Sirmium, wohin Valens seinen Bruder auf dessen Wege nach Italien ehrerbietig begleitet hatte. Zugleich verfügte Valentinian über die Besetzung der hohen Civilämter, und ordnete überhaupt die Verhältnisse der Büreaukratie zwischen sich und Valens, nachdem er bereits im kaiserlichen Schlosse Mediana bei Naissus in Bezug auf die Truppen und die höheren Feldherren das Nöthige disponirt hatte. Die Reichstheilung zu Sirmium im Juli 364 ist, genau betrachtet, die entscheidende gewesen. Von jetzt ab hören Orient und Occident nicht mehr auf, ihre eignen Imperatoren zu besitzen, und gewöhnen sich mehr und mehr daran, in Constantinopel und Mailand oder Trier ihr besonderes Centrum zu erblicken. Das Gefühl des Unterschiedes zwischen den griechisch und lateinisch redenden Ländern beginnt allmählich stärker zu werden als das der Einheit; die Entfremdung wächst, wennschon unter Männern wie Valentinian die Solidarität und Einheit noch kräftig hervorgehoben, und deren Gedanke selbst in den spätesten Zeiten immer wieder aufgenommen wird. Die Geschichtserzählung, auch wenn sie speciell das römische Abendland im Auge hat, kann bis zur Reichstheilung von Sirmium nicht umhin, den Orient ebenso genau, ja manchmal vorwiegend in Betracht zu ziehen. Vom Jahre 364 an hat das Abendland einen bleibenden Schwerpunkt in sich. Indessen auch

jetzt noch üben die Geschicke des Orients eine wesentliche Rückwirkung auf den westlichen Reichstheil aus, und müssen stets beachtet werden.

In Sirmium nahmen die beiden kaiserlichen Brüder Abschied von einander, um sich nicht wieder zu sehen. Valens zog nach Constantinopel zurück; Valentinian hielt Anfang November seinen Einzug in Mailand.

Die nicänischen Christen mochten eine recht energische Verfolgung der Arianer von dem neuen Kaiser erwarten; und alle eifrigen Christen die ungesäumte Schließung der Tempel, das strenge Verbot der Opfer, die Unterdrückung des Götzenthums. Valentinian besaß bei großem Verstande eine herrische und herbe Gemüthsart, er war vielleicht der jähzornigste Mensch in seinem Reich, und dem ungeschaffenen, von Ewigkeit eingeborenen Sohn in warmer Ueberzeugung ergeben. Seine Glaubensgenossen nannten ihn mit stolzer Freude einen andern David[123]). Er genoß sogar den Ruhm eines Bekenners der Kirche. Als Offizier bei den Goldbeschildeten Julians hatte er in leidenschaftlicher Weise die solenne Opferhandlung in einem Tempel vor den Augen des Imperators unterbrochen, und war von diesem mit Verbannung bestraft worden[124]). Das Diadem wurde als göttliche Belohnung für Valentinians religiöse Heldenthat und die Entbehrungen seines Exils angesehen. Jedoch Valentinian zeigte sich von einer unerwarteten Seite: seine Regierungsmaximen waren rücksichtsvoller und geduldiger als sein persönliches Benehmen. Mit weiser Umsicht trug er den Zuständen im Reiche und den gespannten religiösen Verhältnissen Rechnung. Kurz nach der Thronbesteigung verkündete Valentinian, wie sein Vorgänger, in einem Manifeste die Religionsfreiheit, und zwar im weitesten Sinne für alle Sekten der Christen und alle Kulte der früheren Staatsreligion[125]). Auf seinem Wege nach Italien gingen ihn zwar die homousischen Bischöfe an, und suchten ihn in die kirchlichen Streitigkeiten zu ihren Gunsten und zu der seines eignen Bekenntnisses hineinzureißen. Doch mit klugem Anschein von Bescheidenheit, welcher die Priester entzückte und Valentinians Grundsatz der Unparteilichkeit motivirte ohne seinen religiösen Eifer zu verdächtigen, gab er zur Antwort: ihm, als Laien komme es nicht zu, über Glaubenssachen zu grübeln und zu entscheiden. Dies sei das Amt der Priester; sie möchten es unter sich abmachen und sollten volle Freiheit haben,

sich auf Synoden zu versammeln, wo und wie oft sie immer wollten. Er selbst werde in dogmatischen Fragen sich aller Einmischung enthalten[126]).

Dieser bisher unerhörte Ausspruch freiwilliger kaiserlicher Zurückhaltung wurde noch langehin gepriesen: am wärmsten allerdings von Parteien die sich der Huld späterer Kaiser nicht zu erfreuen hatten und durch Angriffe der begünstigten Gegner gefährdet wurden. Doch war mit ihm keineswegs gesagt, der Imperator wolle überhaupt die Zügel des Kirchenregiments fahren lassen. Im Gegentheil, Valentinian zog sie nach andern Seiten hin straffer als seine Vorgänger an, und suchte einreißenden Uebeln zu steuern. Er entzog den Priestern die von Constantius und Constans gewährte Freiheit von der Gewerbesteuer, da er das Handeltreiben derselben überhaupt nicht unterdrücken konnte oder wollte. Es gab Anlaß zu vielem Mißbrauch und Aergerniß; eifrige Priester erhoben ihre Stimme laut dagegen; Valentinian mochte ihm wenigstens nicht Vorschub leisten und war im Allgemeinen kein Freund von Immunitäten, die dem Begünstigten selten zum moralischen Nutzen, dem Staate immer zum Nachtheil gereichen. Im Jahre 370 wurde ein berühmt gewordenes Edikt Valentinians in den Kirchen Roms, und wohl auch in denen der anderen Städte verlesen. Es war gegen die überhand nehmende Habsucht und Erbschleicherei der Kleriker und Mönche gerichtet. Es verbot denselben, die Häuser der Wittwen und Waisen zu besuchen. Die Schenkung oder das Testament solcher leicht beschwatzten Personen zu Gunsten der Priester und Mönche die sich bei ihnen unter dem Deckmantel der Religion eingeschlichen, wurde für ungültig erklärt. Das geschenkte oder vermachte Gut sollte fortan dem Fiskus anheim fallen. Nur als die nächsten Verwandten des Gestorbenen waren Geistliche und Mönche noch erbfähig. Dieses weise Gesetz erwarb sich den etwas widerwilligen Beifall der besten christlichen Priester, die mehr seine Ursache beklagten, als seinen Erlaß begrüßten[127]). Hätte es bei der gesammten Priesterschaft größere Unterstützung, von Valentinians Nachfolgern strengere Durchführung erfahren, so würden seine Wirkungen für Kirche und Staat segensreicher gewesen sein.

Wenn Valentinian die Geistlichkeit öfters nach dem Worte behandelte, daß der Herr den züchtige, den er lieb habe, ein Wort, das schwächere Regenten besonders den Priestern gegenüber zu ver-

gessen pflegten, so gab er dem Klerus und der Kirche gern alle Zeichen wohlwollender Ergebenheit, die mit seinen Grundsätzen der Unparteilichkeit zu vereinigen waren. Die Gesetzsammlungen bewahren manche Proben davon auf. Er war der erste Kaiser welcher eine Menge Verbrecher aus den Kerkern zu entlassen befahl, um die Feier des Osterfestes zu verherrlichen und seine tiefe Ehrfurcht und Freude beim Andenken an die Auferstehung auszudrücken. Er brachte die seit Constantin I. in Vergessenheit gerathene Sonntagsfeier in Erinnerung: an diesem Tage durften die Gerichte und Beamten gegen keinen Christen einschreiten. Kein Christ durfte mehr zum Gladiatorenstande verurtheilt werden[128]); manche andere Gesetze beweisen ein ähnliches Interesse Valentinians für die Christenheit. Die vorzüglichste Fürsorge wandte er den nicänisch gesinnten Priestern und Gemeinden zu, doch stets innerhalb der Gränzen seiner Prinzipien, und ohne den anders Gläubigen Grund zur Klage zu geben. Die strengen Arianer, die Homöusianer, die Homousianer waren zum ersten Male unter dem heidnischen Julian und dem homousischen Valentinian im ungestörten und verbürgten Besitz ihrer Kirchen. Der religiöse Kampf mußte, wie es ihm von vornherein geziemt hätte, sich an den feineren Waffen der Predigt, der Controverse, der Schriften und Seelsorge genügen lassen. Mit einer persönlichen Zurückhaltung die bei Valentinians gebieterischer und heftiger Natur, bei seiner eignen warmen Ueberzeugung von der Wahrheit des nicänischen Symbolums doppelt hoch zu schätzen ist, hat er die religiöse Unparteilichkeit bis an sein Ende strenge festgehalten, trotz aller Wünsche und entgegenarbeitenden Versuche christlicher Priester.

Anders verfuhr sein Bruder Valens im Osten. Thracien und Asien waren noch immer überwiegend arianisch. Der verständige Valentinian hatte hierin vielleicht einen Grund mehr gefunden, seinen arianisch denkenden Bruder dem Orient als Augustus zu geben: es schien eine Bürgschaft größeren religiösen Friedens. Doch Valens, voll Eifers, die Einheit der orientalischen Kirche, die ohne einheitliches Dogma ihm nicht möglich schien, recht rasch vollendet zu sehen, war bei weniger Verstand, unselbständigem Willen und kleinlicherem Charakter, dem Anreiz religiöser Ungeduld und den heftigen Eingebungen der Priester leichter zugänglich als der eisenfeste, hochdenkende und weitschauende Valentinian. Auch Valens hatte in einem Manifest die Glaubensfreiheit versprochen[129]):

wahrscheinlich auf Befehl des Mitauguſtus der eigentlich ſein Oberkaiſer war, und zugleich mit ihm. Kaum jedoch hatte er ſich vom Bruder getrennt und die Regierung des Oſtens mit etwas größerer Selbſtändigkeit angetreten, als er Gelegenheit erhielt, ſeine wahre religiöſe Sinnesart zu zeigen. Dieſelben Biſchöfe welche ſich an Valentinian gewandt, begaben ſich zu ihm, und wurden durch einen ganz anderen Beſcheid erſchreckt. Valens verabſcheute das homouſiſche wie das homöuſiſche Bekenntniß; er war von der Unähnlichkeit Gottes und Chriſti durchdrungen, deren Anhänger zu begünſtigen auch Conſtantius in ſeinen letzten Jahren getrieben worden, und die in Eudoxus, dem Biſchof von Conſtantinopel einen einflußreichen Fürſprecher hatte. Zahlreiche Biſchofsſitze wurden im Orient von heterouſiſchen Prieſtern behauptet. Kaiſer Valens ließ jene homouſiſchen Biſchöfe lebhaft an: des Eudoxus Anſichten nicht zu widerſprechen. Da ſie indeſſen zu Lampſacus bereits eine Synode gehalten und den Ketzer Eudoxus verdammt hatten, da ſie von dieſen Beſchlüſſen nicht laſſen wollten und ihre Diöceſen in Valens unmittelbarem Reichsgebiete lagen, ſo verbannte er ſie alle[180]). Valens ließ ſich bald zu einem Kampfe gegen die Homöuſianer und namentlich die Homouſianer forttreiben, der ſeiner Natur nach immer heftiger werden mußte, und den die nicäniſchen Schriftſteller — andere Berichte haben wir nicht über ihn — als die grauſamſte und blutigſte Verfolgung des bösartigſten Tyrannen ſchildern. Gewichtige Ermahnungen indeſſen des weſtrömiſchen Kaiſers hielten dieſe Verfolgungen in ziemlich engen Schranken, und den regſamen, kühnen Führern der homouſiſchen Partei: dem greiſen Athanaſius von Alexandrien, Baſilius dem Großen von Cäſarea in Kappadocien, dem glühenden, geiſtreichen und rückſichtsloſen Gregor von Nazianz, dem ſanfteren Gregor von Nyſſa und andern ketzeriſchen Vorkämpfern geſchah kein Leid, wie ſtolz und herausfordernd, ja wie beleidigend auch mancher dem geheiligten aber gottesläſteriſchen Auguſtus perſönlich entgegentrat[181]). Andererſeits freilich ließ Valentinian, in weiter Ausdehnung ſeines Prinzips, dem Bruder eine größere Selbſtändigkeit auf religiöſem als auf weltlichem Gebiet. Was aber Valens ſelbſt nicht that, das vollführten, von des Kaiſers notoriſcher Parteinahme ermuthigt oder erbittert, die Chriſten ihrerſeits gegeneinander, und die alten Schmähungen und Scandale, die Parteinahme des Pöbels, welchen Prieſter, Mönche und Nonnen entflammten und anführten,

die Volksaufstände bei Einsetzungen von Bischöfen begannen mit neuer Wuth.

Die Resultate indessen, welche die beiden verschieden handelnden Kaiser erzielten, waren dieselben. Im Orient wie im Occident machte der Arianismus ebenso schnell Rückschritte, wie er einst vorgedrungen war. Die homöusische Partei des Morgenlandes, trotz ihrer Größe von wachsender Haltlosigkeit in sich, wurde durch die Bedrückung theils feige in das anomöische Lager getrieben, theils näherte sie sich dem Homousianismus, und begann mit ihm zu verschmelzen. Die nicänische Partei sammelte, vergrößerte und befestigte sich mehr und mehr. Ein rühriges, enthusiastisches Leben war in ihr. Der Ruhm, Verfolgte, Bekenner und Märtyrer aufweisen zu können: wenn auch theilweise durch Uebertreibungen und Fabeln erschlichen[132]), trug nicht wenig zu ihrer Kräftigung und erhöhten Stimmung bei. Der Arianismus, von Constantin, Constantius und Valens beinahe ein halbes Jahrhundert lang begünstigt, über seine natürlichen Gränzen hinausgetrieben, an die kaiserliche Leitung und Hülfe gewöhnt, war hochmüthig, lasch und unselbständig geworden. Fast ohne es selbst zu bemerken, verlor er an sicherem Boden im Volke wie an innerem Gehalt, und es bedurfte nur eines nicänischen Nachfolgers auf Valens' Thron, um die ganze Hohlheit, die geringe Widerstandskraft der Hofreligion plötzlich aufzudecken.

Im Occident dagegen vollzog sich unter Valentinians duldsamem Regiment der natürliche Prozeß auf minder gehässige Weise. Die überwiegende Mehrzahl der abendländischen Christen war immer homousisch gewesen, wenn auch durch die heranbrechende Strömung welche fast jedes neue Prinzip zu Anfang mehr Boden einnehmen läßt, als es nachhaltig behaupten kann, und durch künstliche Hülfsmittel der Kaiser, der Arianismus bis weit nach Italien vorgedrungen war. Jetzt begann die an einigen Orten allerdings gleich große oder wenig geringere Zahl der Arianer sich zum ewig eingeborenen Sohn zu wenden. Doch es geschah im Stillen und in Frieden: ohne die Verketzerungen bei Hofe, auf Concilien und in Synodalschreiben, ohne die Exilirungen und Gewaltthätigkeiten der Bischöfe, die blutigen Straßentumulte und die Feuersbrünste der früheren Jahre und des Orients. Nur die Endergebnisse des religiösen Widerstreites sind die äußeren Zeichen von seinem Fortgange. Valentinian wachte mit scharfem Blick über der

allgemeinen Ordnung, hielt sie mit fester Hand aufrecht und schützte die Priester der langsam unterliegenden Partei, deren Ansichten er verwarf, vor den ungeistigen Angriffen der Priester die mit ihm das Nicänum bekannten.

In der kaiserlichen Residenz Mailand hatte Auxentius, ein Arianer, den bischöflichen Thron inne. Er war im Jahre 355 an die Stelle des homousischen Dionysius getreten, welchen Constantius exilirte. Die nicänischen Bischöfe welche versuchten ihn beim Kaiser zu verdächtigen und seine Absetzung zu bewirken, erreichten Nichts als ungnädige Antworten[133]), und schwiegen endlich erschrocken mit widerwilliger Resignation. Aber Valentinian hatte kurz vor seinem Tode die Freude, einen nicänischen Bischof für seine Residenz gewonnen zu sehen, ganz ohne Einflüsse von Seiten der Kaiseraula, regelrecht nur vom Klerus und Volk gewählt. Ein Zeichen, wie richtig seine Berechnungen und Maßregeln waren, und wie selbst unter einem arianischen Hirten der Homousianismus in der wichtigen Diöcese der Residenz stetige Fortschritte gemacht hatte. Im Jahre 374 starb Auxentius. Der Kaiser ermahnte die Bischöfe des mailänder Sprengels, einen würdigen Mann von unsträflichem Wandel zum Nachfolger zu erwählen. Doch bezwang er sich, kein Wort über das Glaubensbekenntniß fallen zu lassen.

In der Kirche fand die Wahlhandlung statt. Schon begann die gegenseitige Erregung der Väter sich den herbeigeströmten Volksmassen mitzutheilen. Wilde Rufe wurden laut, allgemeines Getöse erhob sich, Kampf und Aufruhr wollte ausbrechen. Um die Ruhe aufrecht zu erhalten, eilte der Gouverneur der liguriſchen Provinz mit seinem Gefolge herbei. Ambrosius, aus vornehmer Familie, in den besten Mannesjahren, seines Charakters, seiner exemplarischen Sitten, seiner klugen, gerechten und gütigen Amtsführung wegen vom Volke geliebt wie wenig Beamte, erlangte durch seine Erscheinung und freundliches Zureden die gefährdete Ruhe wieder. Plötzlich unterbrachen Rufe die Stille, welche den Ambrosius als Bischof verlangten, und später erzählte eine sinnige christliche Sage, ein Kind habe zuerst den Namen des Heiligen genannt. Die Rufe schwollen an, die Mehrzahl des Klerus stimmte bei, die überstimmten Arianer fügten sich, und der bestürzte Ambrosius wurde zum Bischof proklamirt. Sein lebhaftes und andauerndes Sträuben war gewiß aufrichtiger als das übliche bei den meisten an-

deren zum heiligsten Amte Berufenen. Doch kein Grund und Vorwand den er vorbrachte, kein Versuch, der angetragenen Würde zu entfliehen[134]), wollte fruchten. Man setzte sich bei dem verehrten Manne sogar darüber hinweg, daß er Laie war und noch nicht einmal die Taufe empfangen hatte. Mit Freuden beeilte sich Kaiser Valentinian, seinem bisherigen ausgezeichneten Statthalter, dessen nicänische Confession ihm natürlich bekannt war, die Bestätigung für die Bischofswürde der Residenz zu ertheilen. Er würde sie einem Arianer ebenso unweigerlich, wenn auch nicht so gern gewährt haben. Er trieb die Bischöfe an, Taufe und Ordination möglichst zu beschleunigen. Ambrosius gab dem vereinten Andringen der homousischen Priester und des Imperators, und dem anreizenden Wunsche, für seinen Glauben zu wirken, endlich nach. Er sorgte dafür, daß seine Taufe rein von der Befleckung blieb, welche sie erhalten hätte, wenn ein Arianer unter den administrirenden Priestern gewesen wäre, und empfing acht Tage nach dieser heiligen Handlung die bischöfliche Weihe. Der Thron dessen er sich unwerth achtete, erhielt in ihm eine seiner größten Zierden, vor der die Kaiser sich demüthigten; das nicänische Symbolum eine unbeugsame Stütze, einen streitbaren Vertheidiger und Erweiterer; die Macht der Kirche einen edlen und prachtvollen Repräsentanten der sie so bedeutend zu vermehren wußte, daß mit ihm eine neue Phase derselben begonnen hat[135]).

So hatte Mailand, nächst Rom der wichtigste Kirchensprengel des Abendlandes, sich aus freien Stücken für das nicänische Glaubensbekenntniß entschieden: kurz nach dem unbehelligten Wirken eines arianischen Bischofs, gegen dessen Charakter, Lebenswandel und Amtsführung so wenig zu sagen war, daß die homousischen Schriftsteller sich höchstens in einigen dunklen, allgemein gehaltenen Verdächtigungen über ihn zu ergehen wagten. Ein größerer Triumph für die Consubstanzialität, als wenn der Kaiser hundert antinicänische Priester abgesetzt und verbannt hätte. Nur in Illyrien überwog noch die arianische Confession mit ihren mannigfachen Schattirungen, und Sirmium blieb eine Hauptveste für die Lehre vom unewigen Christus. Es rühmte sich, eine lange Reihe von Bischöfen aufweisen zu können, welche das Dogma vom ewigen Sohn als arge Gotteslästerung verfluchten. Die Nähe des Orients, wo der Arianismus, von Valens gepflegt, noch in scheinbarer Blüthe stand, gab den illyrischen Arianern einen erwünsch-

ten Rückhalt, und Valentinian rührte hier so wenig wie in seinen westlicheren Provinzen an dem, was seine Unterthanen nun einmal für wahr und heilig hielten.

Nicht so ungleich wie in den christlichen Angelegenheiten verfuhren die Brüder dem Polytheismus gegenüber. „So lange Valens das Reich inne hatte", klagten spätere Christen, „wurde der Weihrauch auf den Altären verbrannt; die Heiden brachten ihren Idolen Opfergüsse und Schlachtthiere dar, und feierten öffentliche Schmäuse auf den Marktplätzen. Die in den Bachusdienst Initiirten liefen einher mit Ziegenfellen bekleidet, zerrissen Hunde, schwärmten und rasten in bacchantischen Tänzen, und vollführten alle die anderen Dinge welche den Tag ihres Herren bezeichnen" [136]). Dieselben Scenen fanden überall im Abendlande statt; kein heidnischer Cultus war untersagt; wo eine Gemeinde noch einen Gott verehrte, stand dessen Tempel offen, duftete vom Weihrauch und hallte von Hymnengesängen wieder. Oft freilich mußten Truppen als Sicherheitswachen der Heiligthümer gegen die Angriffe der, seit Julian noch wilder erhitzten Christen requirirt werden, und Valentinian verordnete nur, daß man keine christlichen Soldaten zu diesem Dienst heranziehen dürfe [137]). Strenge Strafen standen hierauf, denn der Kaiser wollte die Gewissen auf jede Weise schonen. Täglich konnte an jedem Ort eine Prozession tobender Isis- oder Cybelepriester mit wüthendem Geheul und ekstatischen, frechen Geberden, unter dem Schall der Pauken, Sistren und Zinken an einem christlichen Bethause vorüberziehen, von dessen Kanzel herab eben ein Bischof oder Diakon gegen die Scheußlichkeit der fluchwürdigen Götzen donnerte, oder die schmutzigen Liebesgeschichten und heiteren Laster dieser Dämonen unter dem Beifallsklatschen der Gemeinde durchhechelte. Wo dergleichen nicht geschehen konnte, war es zumeist, weil noch keine christliche Gemeinde bestand; seltener weil das Heidenthum schon gänzlich erloschen war oder doch mit seinen Gebräuchen vor der imposanten Menge der Christen sich nicht mehr hervorwagte. In vielen Gegenden des Abendlandes hatte das Kreuz den Göttern noch gar keinen Boden abgewinnen können [138]).

Gegenüber dem Klerus: dem höchstangesehenen Bischof von Rom, den übrigen großen Metropoliten und Primaten, den Stadtbischöfen, Landbischöfen, Presbytern und Diakonen mit ihren Ländereien, Einkünften und Freiheiten, bis hinab zu den Heeren der

Parabolanen und Todtengräber, stand das ganze, prachtvolle Gerüst der heidnischen Sacralverfassung äußerlich unberührt und scheinbar sicher da. Die Tempel besaßen ihre ausgebreiteten Ländereien und die seit beinahe einem Jahrtausend aufgehäuften Schätze. Nur hatte Valentinian in einem Punkte seine Unparteilichkeit zwischen der alten und neuen Religion sehr praktisch zu Gunsten des Staates verwerthet. Als nach Julians Tode sich Streitigkeiten erhoben über die der Kirche und an Privatleute einst geschenkten, vom Apostaten den Tempeln zurückerstatteten heiligen Güter, zog Valentinian dieselben kurz und gut für den Fiskus ein. Was der Fiskus unter Julian den Tempeln so reichlich ausgespendet, nahm Valentinian ebenfalls zurück [139]). Im Uebrigen empfingen die Priester die gewohnten Staatsgehalte für den Cultus und ihren persönlichen opulenten Bedarf, und fuhren fort, sich ihrer Privilegien und Immunitäten zu freuen. Valentinian vermehrte dieselben sogar, und ertheilte denjenigen Priestern welche zu den höchsten Stellen in den Provinzen ordnungsmäßig avancirt waren, die Vorrechte der Comites außer Diensten [140]): hoher weltlicher Beamten, welche von vielen Leistungen, von den bürgerlichen Zwangsämtern und von der Tortur befreit waren. Noch immer war der Kaiser Pontifex Maximus; von ihm ging es herab, über die heiligen Collegien der Pontifices und Vestalinnen, über den Archigallus der in seinem Palast auf dem Vatican residirte, über die größeren Priester in den Provinzen bis zu den bescheidensten Sacerdotes in den kleinsten Städtchen und Dörfern, bis zu den armselig umherstreifenden und bettelnden Priesterbanden, bis zu den Kuchenbäckern, Flötenbläsern, Vortänzern und den Popen mit ihren berufenen dicken Wänsten.

Aber Valentinian konnte mit Zufriedenheit bemerken, wie gerade in dem unbekümmerten Genuß der gewährten Ruhe, sich die Zersetzung des Polytheismus doppelt rasch vollzog. Das Heidenthum hatte der neuen Lehre gegenüber seine Ohnmacht auf jede Weise dargethan. Nach einer zehnjährigen, blutigen Verfolgung war es zu dem Geständniß gezwungen worden, daß Nichts erreicht sei. Sobald die Kirche unter Constantin nur einigermaßen begünstigt wurde, gingen die Heiden in hellen Haufen über. Als Constantius seine Verfolgung der Culte begann, wußten die Heiden nichts Besseres zu thun, als in widerstandslose, nicht eben sehr laute Klagen auszubrechen. Sie zählten keine Märtyrer, und

eine Sache ohne Märtyrer hat wenig Hoffnung. Die versuchte Regeneration Julians war gänzlich gescheitert, nur daß eine Menge Heiden, die es unter Constantius nützlich gehalten, sich Christen zu nennen, unter dem Apostaten opferten und nach dessen Tode Kirchenbuße thaten; und daß einige Excesse des heidnischen Pöbels die des christlichen vergalten, um danach von diesem wieder beantwortet zu werden. Unter Valentinian machte das Christenthum die erfreulichsten Fortschritte. Auch die vornehmen und gebildeten Heiden fingen an, sich in größerer Zahl unter die Katechumenen aufnehmen zu lassen. „Die Philosophen sind allein geblieben in ihren Gymnasien", rief Ambrosius freudig aus, „siehe, wie der Glaube die Beweise überwiegt; nicht den Philosophen wird geglaubt sondern den Fischern, nicht den Dialektikern sondern den Volkspredigern!"[141]) Das berühmte Wort „Paganen" für Götteranbeter kam so sehr in Gebrauch, daß die Gesetzgebung es sich aneignete. Denn obschon in manchen Gegenden das Heidenthum noch die unbestrittene Herrschaft hatte, so begann es doch aus den großen Städten in die kleinen, in die Dörfer, Weiler und auf das flache Land zu weichen, und die Christen ließen sich's nicht entgehen, ihm den verächtlichen Namen des Bauernglaubens anzuheften. Auch im römischen Reiche waren die Städte die besten Pflanzschulen der neuen großen Gedanken. Das Land hielt am eigensinnigsten fest an der überlieferten Autorität des alten Götzenthums.

Aber zugleich mit den Bauern waren es wiederum die Vornehmsten, welche das höhere Prinzip am verstocktesten von sich wiesen. Vorzüglich der Senat von Rom blieb noch längere Zeit der lebhafteste und muthigste Vertreter der Götter. Er hielt das alte heroische Römerthum und dessen fernere Weltherrschaft, den Sieg seiner Waffen, die Civilisation und Humanität, kurz alles Wünschenswerthe für untrennbar verknüpft mit der alten Staatsreligion. Mit der Verleugnung der erzürnten Götter glaubte er Alles verloren und das Ende der Dinge gekommen. Sein eigenes Ansehen gründete sich auf tausendjährige Tradition, und manche seiner Geschlechter leiteten mit nicht geringem Stolz ihren Ursprung von den trojanischen Helden und von den Olympiern her.

Auch die feine Bildung, wie das Studium der antiken Muster und freien Künste sie gab, wurde noch immer als ein Vorrecht des Paganismus angesehen. In der That, ein Vergleich der Reden

und Briefe des Ambrosius und des Senators Symmachus, des Athanasius und des Sophisten Libanius, selbst des Chrysostomus und des Senators und Sophisten Themistius läßt sofort unterscheiden, wo die humanistische Bildung und die saubere, freilich oft eigensinnige Eleganz zu finden ist und ein Rest der antiken Schönheit und Urbanität schimmert, welche durch sich selbst gefällt. Aber die hervorragenden christlichen Schriftsteller und Redner besaßen bei aller unklassischen, wüsten Formlosigkeit, bei einem Latein und Griechisch, welchem Cicero und Demosthenes vielleicht das Chaldäische und Scythische vorgezogen hätten, und bei einer, man muß sagen stellenweise ganz bonzenhaften Inhumanität, doch das wirkliche Leben, die eigentliche Ueberzeugungs- und Liebeswärme, größere Tiefe der Gedanken, freieren Muth und höhere sittliche Kraft. Der christliche Dichter Prudentius langweilt abwechselnd durch Trockenheit und widert an durch Ungeschmack; sein Latein ist nicht vom besten, sein Versbau nachläßig. Der heidnische Dichter Claudian hat eine Feinheit der Form und Sprache, eine Fülle von Phantasie, Geist und Gestaltungskraft, welche hinreißen können. Allein der Christ besitzt ein redliches und warmes Herz bei mancher Beschränktheit und Intoleranz; Claudian ist im Grunde seines Herzens kalt, servil und gesinnungslos, trotz aller hohen Gedanken die er von sich geben kann. Seine Begeisterung ist formal; Prudentius ist für die Sache begeistert. Valentinian liebte und begünstigte das klassische Studium und die Philosophen[142]) kaum weniger als das Christenthum und dessen Vertreter. An seinem Hofe lebte ein Poet welcher beide Richtungen, die neue und die alte, zu vereinigen suchte. Ausonius war ein Christ, doch er dichtete in antikem Sinn: so weit als sein Glaube, der hin und wieder durch die Zeilen schimmert, und so anziehend als seine Begabung ihm eben gestattete. Die Werke dieses Dichters wurden weithin gepriesen, und er selbst vom Kaiser mit Gunstbeweisen und Ehrenstellen überhäuft.

Wie nun Valentinian sich zu den religiösen Parteien verhielt, wie die nicänischen Christen ihre Ungeduld hin und wieder kaum verbergen konnten obschon ihr Bekenntniß auf Kosten der Arianer und Heiden gerade unter demjenigen Kaiser die erfreulichste, sicherste Ausbreitung fand, der die entgegenstehenden Ansichten am wenigsten verfolgte: im Ganzen wurde Valentinians Toleranz von allen Unterthanen dankbar gepriesen, und es sollten noch Zeiten kommen,

wo nach der Reihe die Anhänger aller Bekenntniſſe das Regiment Valentinians lebhaft zurückſehnten.

Die Germanen ſpielten unter Valentinian nicht ganz die hervortretende Rolle wie unter einigen ſeiner Vorgänger. Der kluge, ſelbſtändige und gebieteriſche Monarch hielt Jeden in den zukommenden Gränzen der Unterwürfigkeit und des Einfluſſes. Doch unterſchätzte er keineswegs die Bedeutung der Germanen und ſtellte ſich zu ihnen noch freundlicher als Conſtantin I.; denn ihre Zahl und Nothwendigkeit, namentlich im Abendlande, war ſeitdem weſentlich geſtiegen. Valentinian ſetzte die Coloniſation fort: ſo wurden gefangene Alamannen am Po angeſiedelt[113]). Er nahm große Schaaren von Sachſen und Alamannen in die Legionen auf oder bildete eigene Truppenkörper aus ihnen[114]). Edle des letzteren Volkes, ſogar ein König, erhielten Offiziersſtellen. Valens im Oſten ſuchte die Germanen zu verwerthen wie ſein Bruder. Jener Alamannenkönig Vadomar, welchen Conſtantius einſt gegen Julian aufgeregt, Julian hatte fangen und nach Spanien führen laſſen, zeichnete ſich als hoher römiſcher Offizier unter Valens aus. Wahrſcheinlich noch von Julian war er aus ſeiner Haft in Spanien nach Aſien gerufen worden, um das militäriſche Obercommando von Phönicien zu erhalten. Die Römer ſchilderten ihn mit ſcheuer Bewunderung als einen Mann von entſetzlicher kriegeriſcher Wildheit, der zugleich in erſtaunlicher Weiſe von Jugend auf die feinſten Künſte der Liſt und ſchlauen Ueberrumpelung der Menſchen gezeigt habe. Dieſe Eigenſchaften ließ er beſonders als Commandeur von Phönicien ſpielen. Valens beauftragte ihn im Kriege gegen den Uſurpator Procopius, Julians Verwandten, 365 und 366, einem Kriege in dem auf beiden Seiten mehre deutſche Offiziere ſich hervorthaten, mit der Belagerung von Nicäa. Denn Vadomar hatte dieſen Zweig der römiſchen Kriegskunſt ſo vortrefflich gelernt, daß er vor allen Andern als ein Meiſter darin galt. Später erhielt er im Kriege gegen Perſien ein Commando das ebenſo ſehr diplomatiſches als militäriſches Geſchick erforderte[115]). Die Aufnahme der Gothen ins Reich war von Seiten Valens Nichts als eine beabſichtigte ökonomiſche und militäriſche Verwerthung der Germanen im großen Maßſtabe.

Die Heere mit denen Valentinian die Alamannen bekriegte, waren hauptſächlich aus den im Reiche anſäſſigen Colonen, Läten und Volkstheilen ergänzt, ſowie aus angeworbenen transrhenani-

schen Germanen[146]). Der Kaiser fuhr fort, die Deutschen mit den höchsten Aemtern und Ehren zu betrauen. Es läßt sich verfolgen, wie seit Valentinian die alten römischen Feldherrennamen immer mehr verschwinden, ohne durch neue ersetzt zu werden. An ihre Stelle treten germanische: Merobaudes, Charietto, Fullofaudes, Arbogast, Richomer, Bauto, Rumorid und manche andere. Die meisten derselben erlangten zwar erst unter Valentinians Sohn die höchsten Posten und politische Bedeutung. Doch unter Valentinian müssen sie sich bereits zu hervorragenden Stellen aufgeschwungen haben. Viele unberühmt gebliebene Germanen mögen es mit ihnen gethan haben. Ebenso wurden eine Menge geringerer, wenngleich immer noch vornehmer Offiziersposten von Deutschen bekleidet. Balchobaudes war Tribun der Armaturgarde, wie einst Silvanus; Fraomar, ein vertriebener König der Bucinobantischen Alamannen, war Tribun des Alamannischen Hülfscorps in Britannien; Bitherid und Hortar, Edle derselben Nation bekamen das Commando römischer Truppen welche gegen die Alamannen kämpften[147]). Und so ging es fort; aus der Zahl der genannten Germanen ist auf die Masse der ungenannten in gleichem Range und in den untergeordneteren Stellungen zu schließen. Im Civil machte Maximin, der bereits erwähnte Abkömmling colonisirter Karpen, die glänzendste Carriere. Wie gesagt war er kein Germane; das Beispiel jedoch dieses einen, zu hohen Würden emporgestiegenen getischen Colonen kann uns wohl versichern, daß auch Germanen zu nicht unbedeutenden Civilämtern gelangten. Dem General Merobaudes gab Valentinian eine Gemahlin aus dem eignen kaiserlichen Hause[148]).

Diese Ehe zwischen einer Römerin und einem Germanen in den erlauchtesten Kreisen konnte nur stattfinden, wenn überhaupt die Heirathen zwischen den ursprünglichen Provinzialen und den aufgenommenen Deutschen keine Seltenheit mehr im Volke waren, und nichts Ehrenrühriges für den Stolz der Römer hatten. Die Hülfstruppen der Celten und Petulanten, Bataver und Heruler, in denen das germanische Element so vorwiegend war, hatten Weib und Kind nicht in Gallien zurücklassen wollen. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß alle diese Soldaten- und Offiziersfrauen Germaninnen waren. Auch galten die Ausländer auf den Aeckern und im sonstigen Unterthanenverhältniß zum Imperium nicht für Barbaren, sondern waren Peregrinen[149]). Eine Unterscheidung vom

vollen Bürgerthum, welche ihre frühere Schärfe ganz verloren hatte und eigentlich nur im Namen bestand, bis sie völlig einschlief und auch gesetzlich aufgehoben wurde. Die Ehe des Merobaudes fand Nachahmung in den höheren Kreisen, und die Geschichte hat einige bemerkenswerthe Beispiele verzeichnet. Kaiser Theodosius gab dem Gothen Fravitta eine Römerin, und seine eigene Nichte dem Vandalen Stilicho zur Gemahlin. Sehr natürlich, wenn das Vorbild der Kaiser von den Höflingen, Beamten und dem ganzen Volke nachgeahmt wurde. Schon in den ersten Kaiserzeiten pflegte für's ganze Reich Mode zu werden, was am Hofe geschah. Man kann es sich denken, daß die Römerinnen nach den stattlichen, sittenreineren und treueren Germanen verlangten, und die Germanen es sich zur Ehre schätzten, eine Römerin heimzuführen, nachdem sie die höchsten und einträglichsten Würden des Imperiums erreicht hatten, und ihre Stammesgenossen in der Consulartoga einhergehen durften. Auch konnten die Imperatoren in der Ehe zwischen Römerinnen und deutschen Unterthanen nur einen socialen und politischen Nutzen erblicken. Es mußte sich eine neue, kräftigere Bevölkerung bilden, welche zugleich den immerhin bedenklichen Charakter des Fremdländischen abgestreift hatte; und kein Mittel war geeigneter, die Treue des Germanen, alle seine Interessen fester an das Imperium zu knüpfen, als die Heirath mit einer Bewohnerin desselben, und die leisen aber dauernden und starken Einflüsse ihrer Anschauungen auf den Gatten[150]).

Als Valentinian die Regierung antrat, hatte die dreijährige Abwesenheit der Kaiser in dem mangelhaft beaufsichtigten Abendland die unheilvollsten Wirkungen geübt. In einigen Provinzen schien die bürgerliche Ordnung ernsthaft bedroht; andere befanden sich in völliger Auflösung, und schienen dem Reiche verloren. In Gallien hausten Räuberbanden, welche die besuchtesten Straßen unsicher machten und mit Mord erfüllten. Selbst ein mehrjähriges Walten des kräftigen und unbarmherzig strengen Kaisers konnte ihre Frechheit so wenig zügeln, daß sie nicht einmal vor dem Morde seiner Verwandten zurückscheuten[151]). Britannien war durch das zuchtlose und räuberische Regiment seiner Beamten und Offiziere den Picten und Scoten in die Hände gefallen; Afrika aus denselben Ursachen eine Beute der Mauren geworden. Diese beiden Provinzen gewann Valentinians großer Feldherr Theodosius dem Reiche wieder und ordnete ihre Verhältnisse, in den Jahren

368 bis 374[152]). Der Kaiser hatte unterdessen fast unaufhörlich Krieg mit den Alamannen zu führen.

Er selbst gab den Anlaß hierzu, eben aus dem Orient nach Mailand gekommen. Die vereinten Gaue der Alamannen ordneten eine Gesandtschaft in das Hoflager des neuen Augustus ab, um ihn zu begrüßen, die nachbarlichen Verbindungen wie sie seit Julian herrschten, auch mit ihm anzuknüpfen, und den Tribut in Empfang zu nehmen, welcher unter dem Namen von Geschenken, durch lange Gewohnheit und bestimmte Verträge festgesetzt war[153]). Doch Valentinian, im Gefühl seiner kriegerischen und fürstlichen Kraft, und der Hoheit des Imperiums welches die Welt unterjocht hatte, war nicht gewillt, römisches Gold und andere kostbare oder nützliche Gegenstände in so ausgedehntem Maße wie die früheren Kaiser als Barbarenzoll aus dem Lande zu geben. Wagte er auch nicht, Alles zu verweigern, so bewilligte er Weniger, und dies von gemeinerer Qualität. Die stolzen, leicht gereizten Germanen wiesen mit Zorn und Verachtung einen Zins zurück, den sie höchst unwürdig und erniedrigend nannten. Sie hatten es dabei mit Ursacius zu thun, einem Manne, der kaum minder herrisch und jähzornig wie sein Gebieter war. Als Oberhofmeister (magister officiorum) lag es ihm ob, die Gesandtschaften zu empfangen, sie und ihr Anliegen dem Kaiser zu melden. Während der Audienz stand er hinter dem Vorhang des heiligen Empfangszimmers, hörte die Verhandlungen zwischen dem Imperator und den Vorgelassenen an, merkte sich das Seinige über die Absichten des Herrschers, hatte danach ein Weiteres mit den Legaten zu pflegen und überhaupt für sie zu sorgen[154]). Der wenig zuvorkommende Herr machte den Diener grob; wüthend begegnete Ursacius den erregten Germanen, und zeigte sich ihnen so barsch und ungastlich wie möglich. Sie eilten in höchster Erbitterung zu ihren Königen und Gemeinden in die heimathlichen Dörfer und Wälder zurück. Unsere freien, tapferen Vorfahren ließen sich, umgekehrt wie das gesunkene Kaiserreich, wohl den Tribut, doch keineswegs die geringste Beleidigung der Nachbaren gefallen. Die „furchtbaren Völkerschaften" der Alamannen standen auf, und kurz bevor Valentinian, gegen Ende October 365, in Paris einzog, erhielt er die Nachricht, daß die ersten Schaaren über den Rhein gesetzt seien, die Uferbefestigungen durchbrochen,

und die gallischen Provinzen unter gewohntem Mord und Brand betreten hätten.

Und an demselben Tage kam aus dem Osten eine erschreckende Meldung. Der General Procopius, Julians Verwandter, vom Argwohn der Kaiser verfolgt, nach langem, elendem Flüchtlingsleben zum Aeußersten getrieben, hatte sich in Constantinopel zum Augustus aufgeworfen, und fand beim Heer und Volk Anhang. Lange und heftig schwankte Valentinian, gegen welchen Feind er sich wenden solle. Die dringenden Vorstellungen seiner Generale und Rathgeber, die flehenden Gesandtschaften der gallischen Städte, sein eigener hoher Sinn brachten ihn endlich zum Entschluß. Mehrmals wiederholte er die Worte: „Procopius ist nur mein und meines Bruders Feind, die Alamannen sind der Feind des ganzen Reiches.“ Er nahm sich vor, Gallien nicht eher zu verlassen, bis die Alamannen geschlagen wären, und begab sich, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, nach Rheims, einem militärisch wichtigen Knotenpunkt der Straßen die vom Rhein in das innere Gallien führten.

Im Januar 366 ging die alamannische Hauptmacht in drei großen Abtheilungen über den zugefrorenen Rhein. Der Franke Charietto, General der beiden Germanien, zog seine Truppen zusammen, marschirte dem Feind entgegen, und fand den Heldentod in der Schlacht. Die siegreichen Alamannen rückten nach Nordwesten in das heutige Lothringen vor: ihr Ziel scheint Rheims und Paris gewesen zu sein. Valentinian gab dem General der Cavalerie Jovinus den Oberbefehl über das Heer, nachdem andere Offiziere sich unzulänglich erwiesen hatten. Bis zum Juni dauerte der Krieg. Jovinus wußte durch Ueberrumpelung eine feindliche Abtheilung bei Scarpona (heute Charpeigne an der Mosel) zu vernichten. Die zweite, gleich sorglos wie die erste, ließ sich überraschen als sie an der Mosel lagerte; ein Theil badete fröhlich die muskulösen Glieder, andere kämmten ihr blondes Haar, andere ließen die Trinkhörner umgehen. Dem schlauen und plötzlichen Angriff der Römer konnten sie Nichts entgegensetzen als drohende Geberden und zornige Rufe; die Waffen lagen nicht bereit, die Schlachtordnung war nicht aufzustellen. Viele wurden von den Speeren und Schwertern der Römer zu Boden gestreckt; doch ein großer Theil konnte die Flucht ergreifen, und verschwand auf den

Fußsteigen, welche das dicht bewaldete Thal durchschlängelten. Schwerer war der Kampf mit der südlichsten und größten Abtheilung, welche unterdessen von der Mosel bis Chalons an der Marne vorgedrungen war. Vom Morgen bis in die Nacht schwankte die Schlacht auf der Ebene, und blieb unentschieden. Als Jovinus sie am anderen Morgen erneuern wollte, fand er die Alamannen abgezogen. Gallien wurde gänzlich von ihnen gesäubert, und Jovinus konnte als Sieger nach Paris zurückkehren, wo der Kaiser, an demselben Tage durch das übersandte Haupt des von Valens besiegten Usurpators Procopius erfreut, ihn mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeigungen empfing.

Der große Gesammtangriff der Alamannen war abgeschlagen, doch das Volk damit keineswegs gedemüthigt oder zur Ruhe gebracht. Es veränderte nur seine Kriegsführung, und peinigte durch scheinbar unzusammenhängende, kleinere aber höchst verwegene Angriffe[185]) das Reich auf eine Weise, welcher Valentinian für's Erste um so weniger Etwas entgegenzusetzen wußte, als ihn im Jahre 367 eine lebensgefährliche Krankheit ergriff. Der Gefolgsfürst Rando überfiel mit den Seinigen das sorglose Mainz, das, augenblicklich von Truppen entblößt, sich der Stimmung eines christlichen Festes überlassen hatte. Es wurde ausgeplündert; und neben vielen Schätzen und Geräthschaften führten die Alamannen zahlreiche Gefangene beiderlei Geschlechtes in ihre Wälder fort. Aber der schrecklichste Gaukönig war den Römern Vithikab, der Sohn desselben Vadomars der so eben als römischer Offizier unter Valens gegen Procopius gefochten hatte. Vithikab erschien wegen der Pflege, die er seinem kränklichen Körper gewähren mußte, weichlicher als sonst die robusten Germanen. Aber in dem gebrechlichen Leibe wohnte ein kühner und tapferer Geist. Er reizte die Alamannen zu immer neuen Angriffen gegen Rom, und entwarf bereits große Pläne zu allgemeinen Unternehmungen der Gaue. Offener Krieg und geheime Intriguen vermochten Nichts gegen den kühnen und verschlagenen König. Sein überlegenes Geschick wurde immer gefährlicher. Zorn und Rathlosigkeit trieben den wiedergenesenen Kaiser oder doch seine Generale zu dem verwerflichsten Mittel, welches Roms Gesunkenheit mehr zeigte als hob, und sehr weit von dem edelmüthigen Abscheu entfernt war, mit dem die alten Römer das Anerbieten eines Nichtswürdigen gegen den König Pyrrhus abgewiesen und bestraft hatten. Ein früherer

Diener Vithikabs wurde vermocht, den König meuchlerisch zu ermorden. Der einzige Gewinn dieser Unthat war, daß die alamannischen Einfälle für's Erste nicht ganz mit der früheren Heftigkeit fortgesetzt wurden; doch bald erstand in dem König Macrian ein ebenbürtiger Nachfolger Vithikabs.

Die Alamannen gründlich zu bestrafen und zur Ruhe zu bringen, hielt Valentinian es für nöthig, die Menge ihrer zerstreuten und überraschenden Einfälle durch einen großen Kriegszug in ihre Gaue zu beantworten. Umfassende Vorbereitungen waren für das Jahr 368 getroffen, aus Italien und Illyrien Truppen herbeigezogen. An der Spitze des furchtgebietenden Heeres marschirte der Kaiser selbst mit seinem bald zehnjährigen Sohn Gratian, welchen er, kurz nach der lebensgefährlichen Krankheit den beistimmenden Legionen als Augustus und Thronfolger vorgestellt hatte. Etwa bei der Aarmündung überschritt die Expedition den Rhein, zog wahrscheinlich auf der alten Heerstraße des einst römischen Landes über die östlichen Abhänge des Schwarzwaldes, durchschnitt die Flüsse welche aus denselben hervorbrechen, und stand am Neckar in einem der östlichsten Alamannengaue, als deren eilig zusammengerufene Streitmacht zur Vertheidigung des bedrohten Heimathlandes ihr gegenübertrat. Bei Solicinium, dem heutigen Städtchen Sulz im Neckarthale, wo die Gränze des hohenzollernschen und würtembergischen Landes geht, wurde eine heftige Schlacht geschlagen. Die Alamannen wichen endlich den steilen Berg in der Nähe von Solicinium hinauf, vom Ungestüm der überlegenen Römer gedrängt. Obschon sie nicht ahnten, daß an den nördlichen, sanfteren Abhängen desselben, in ihrem Rücken ein starker römischer Hinterhalt aufgestellt war, behaupteten sie noch lange den Gipfel mit tapferem Widerstande. Dann wurden sie den Berg hinabgetrieben; die Römer brachen aus ihrem Hinterhalt hervor, und von zwei Seiten begann das Hinschlachten der eingedrängten, athemlosen und erschöpften Alamannen. Dennoch entkamen Viele in die Wälder und Schlüfte, deren gefährliche Unbekanntschaft die Römer nicht zu durchsuchen wagten. Valentinian verfolgte den Sieg nicht weiter: seine Truppen scheint es, hatten kaum weniger gelitten als die Feinde; er kehrte mit dem wohlfeilen Ruhm den jene servile Zeit so überschwenglich schon auf die kleinsten Erfolge ihrer Kaiser häufte, nach Trier zurück, ohne daß der erwünschte Frieden erreicht war. Die Alamannen blieben drohend und furcht-

erregend, wennschon größere Einfälle für das folgende Jahr ruhten; und Valentinian beschloß, die gewährte Frist zu benutzen, um die ganze Rheingränze von Räthien bis zur Nordsee in großartigem Maßstabe mit neuen Befestigungen zu versehen: um so mehr, als auch die Franken sich hin und wieder rührten.

Den so beschäftigten Imperator erschreckten im Jahre 370 die Meldungen vom Einbruch großer Sachsenschaaren, welche ihre Schiffe an die gallischen Nordküsten getrieben hatten. Nach vielen Plünderungen und einigen glücklichen Kämpfen wurden die Sachsen durch das Aufgebot großer Streitkräfte zu einem Vertrage bewogen, der ihnen friedlichen Abzug gewährte, gegen ein zahlreiches Contingent ihrer kräftigsten und geschicktesten Jünglinge für das römische Heer. Doch die Kriegsführung des Imperiums begann zusehends sich an seiner Schwäche zu demoralisiren. Die Sachsen, nichts Böses ahnend, zogen ruhig nach der Küste, als sie verrätherisch überfallen und niedergemetzelt wurden. Die Moral der besten Römer kehrte den Standpunkt augenblicklicher Nützlichkeit hervor, und fand den blutigen Ausgang jener Räuberschaaren erfreulich, was auch immer die Meinung eines strengen Sittenrichters darüber sein möchte[156]); und der Unwille des Senats und Volkes von Rom brach gegen die nichtswürdigen und treulosen Barbaren los, als die Sachsen welche Valentinian ihnen für die Thiere des Circus gesandt hatte, durch Selbstmord dem schändlichen Tode zuvorkamen[157]). Der Kaiser empfand die lebhafteste Freude über die glücklich vollbrachte Niedermetzelung der Sachsen. Allein die Alamannen, jetzt vom kühnen, anschlägigen Gaukönig Macrian aufgeregt und geleitet, verursachten ihm fortwährend Bekümmerniß und Zorn. Die dichte Reihe der neu angelegten Befestigungen war kein genügender Schutz gegen die raschen, kecken, überall zerstreuten und doch planmäßigen Einfälle des erbitterten Volkes, das den Mord seines Königs Vithikab zu rächen hatte. Zumal die Burgen, Schanzen und Wälle an vielen Orten noch nicht hatten vollendet werden können. Unaufhörlich wurden die Provinzen am Rhein in Schrecken und Verwirrung gesetzt. Nach vielem Ueberlegen beschloß Valentinian, sich auswärtige Hülfe zu verschaffen, und die Alamannen mit ihren Nachbarn, den Burgunden, gründlich zu entzweien. Dieses Volk wohnte damals östlich von den wildesten Feinden des Imperiums, in den hügligen Distrikten des heutigen Baierns und Würtembergs am Main und

an der Jart. Es war um so eher zu einem Bündniß mit Rom geneigt, als es häufige Gränzkriege um die Salzquellen des heutigen Hall[168]) im Kocherthale mit den Alamannen führte. Nach einer lebhaften Correspondenz Valentinians mit den burgundischen Königen wurde ein gemeinsames Unternehmen gegen den beiderseitigen Feind verabredet. Er sollte zugleich im Osten und Westen angegriffen werden.

Doch plötzlich durchbrach, im Jahre 370, ein burgundisches Heer von unerwarteter Stärke die nördlichen alamannischen Gaue, lagerte am Rhein und forderte die zugesagten Truppen vom Kaiser. Die Römer wurden von einem wahren Entsetzen ergriffen; ein neues germanisches Volk schien die Provinzen verheeren zu wollen, und der allgemeine Schrecken gab die Masse der Burgunden auf achtzigtausend an. Auch den Kaiser konnte das Beginnen seiner Verbündeten und ihre immerhin ungeheure Streitmacht nur beunruhigen. Wenn auch keinen Einfall in das Reich, schienen sie doch nichts Geringeres als die Eroberung des ganzen alamannischen Gebietes für sich zu bezwecken. Rom hätte einen andern, doch sicher keinen friedlicheren Nachbar erhalten. Die Burgunden, riesenhafte Gestalten von sieben Fuß Höhe, wurden ihrer Volksmenge und ihres kriegerischen Sinnes wegen von allen deutschen Völkern gefürchtet: was mußte erst das schwache Imperium von ihrer unmittelbaren Nähe gewärtigen. Auf keinen Fall war das Reich im Stande, seinen bedenklichen Bundesgenossen eine ebenbürtige Heeresmacht an die Seite zu stellen; es würde in allen Kämpfen, beim Vertheilen des Gewinns und den Festsetzungen des Friedens nur eine demüthige Rolle gespielt haben. Die Burgunden waren in der Lage, den Löwenantheil für sich nehmen zu können, und hatten unzweifelhaft den Willen dazu. Nichts dergleichen konnte die Absicht des römischen Kaisers sein. Valentinian gab die zugesagten Streitkräfte nicht; er weigerte sich sogar, den Rückzug seiner Freunde gegen die zusammengezogene Macht der Alamannen zu decken, und unter lauten Schmähungen auf das beleidigende und verrätherische Benehmen Roms, führten die erzürnten Könige ihre Völker in die alten Gaue zurück.

Unterdessen aber hatte Valentinian die günstige Gelegenheit zu einer selbständigen Expedition in das alamannische Gebiet benutzt. Der Comes Theodosius war aus Britannien zurückgekehrt. Nach langen und meisterhaft geführten Kämpfen hatte er die un-

glückliche Insel von den Picten und Scoten befreit, und den ganz zerrütteten bürgerlichen Zustand geordnet. Valentinian erhob ihn in den erlauchten Rang eines Generals der Cavalerie, und bevor Theodosius nach Afrika, zu einer gleichen Aufgabe wie der britannischen überschiffte, wurde er gegen die Alamannen gesandt. Verheerten die Burgunden deren Gaue im Norden, so brach Theodosius im Süden, von Räthien aus in das feindliche Land, dessen meiste Vertheidiger gegen die Burgunden gezogen, oder durch den Schrecken des großen Einbruches verwirrt und entmuthigt waren. Der General fand keinen ernsthaften Widerstand, doch ein dauerndes Resultat wurde nur darin erzielt, daß Valentinian die Kriegsgefangenen als Colonen an den Ufern des Po ansiedelte.

Weder durch den Angriff der Burgunden, noch durch den Streifzug des Generals Theodosius fühlten die streitbaren Alamannen sich gebeugt. Ihre Feindseligkeiten ruhten nicht; der kluge und heldenhafte König Macrian. wurde immer furchtbarer. Von allen Sorgen welche das Gemüth des römischen Monarchen schwer und zahlreich bedrängten, kamen die schwersten aus dem kleinen Winkel Landes her, welcher von den Flüssen Lahn, Rhein und Main umzogen wird. Hier, auf den Waldhöhen und in den Thälern des Taunus lenkte jener germanische Gaufürst seine Bucinobantischen Alamannen, während er über die andern Gaue entweder die herzogliche Kriegsleitung oder wenigstens die eines überlegenen Geistes ausübte. Valentinian glaubte seinen größten Feind um jeden Preis vernichten zu müssen. Ein Mörder, scheint es, ließ sich diesmal nicht finden, oder der Kaiser persönlich mochte solch ein Mittel verschmähen. So versuchte er, im Jahre 371, den König auf einem plötzlichen Ueberfall zu fangen, als einige Ueberläufer ihm dessen augenblicklichen Aufenthalt verrathen hatten. Rasch ging er über den Rhein; doch die mangelnde Disciplin der römischen Truppen vereitelte den Anschlag. Rauchsäulen der niedergebrannten Dörfer, Geschrei der marschirenden und plündernden Soldaten nahmen die Stelle der beabsichtigten Heimlichkeit ein; Macrian wurde gewarnt, konnte bei Zeiten fliehen und mußte von jetztab den Römern noch schrecklicher werden. Valentinian, um seinen Ruhm getäuscht, mit nagendem Ingrimm in der Brust, kehrte nach Trier zurück. Wie ein Löwe kam er seiner zitternden Umgebung vor, der wüthende und leere Bisse in die Luft macht, wenn ihm die Beute entgangen ist. Die Verheerung des Bucinobanten-

gaues, deſſen leichte Hütten bald wieder aufzurichten waren, konnte den Kaiſer nicht tröſten, und bald erlitt er eine neue Demüthigung. Er hatte jenem Gauvolk den Fraomar zum König an Macrians Stelle eingeſetzt, wahrſcheinlich einen vornehmen Alamannen in römiſchen Dienſten. Doch dieſer Fürſt von der Gnade Roms konnte ſich nicht behaupten, er kam in das Reich zurück und mußte ſich mit dem Commando über alamanniſche Truppen in Britannien begnügen.

Noch drei Jahre dauerten die Feindſeligkeiten, deren ſcheinbar unverſöhnlicher Anſtifter König Macrian blieb. Zwar unternahmen die Alamannen keinen allgemeinen Angriff mehr, wie im Jahre 366; Valentinian konnte ſogar im Jahre 374 einige ihrer Gaue verwüſten: trotzdem wuchs ihre Macht und Gefährlichkeit zuſehends wieder an. Durch die Menge kleiner Einbrüche, unerwartet, hier und dort, einzeln oder zugleich, erlitten die Provinzen fortwährende leichte Einbußen, deren Summe bedeutend war. Ein Streifen Land, nicht viel größer als das heutige Baden, beängſtigte das ungeheure Weltreich, und einer der bedeutendſten Kaiſer konnte nichts ausrichten. Die Römer vermochten nur in ſcheues Erſtaunen zu gerathen über dieſe „entſetzliche Nation", die, anſtatt in den Wechſelfällen unaufhörlicher Kriege endlich geſchwächt zu werden, immer von neuem ſich ergänzte und vermehrte, als wäre ſie Jahrhunderte hindurch unberührt geblieben[159]). Die fröhliche Zeugungskraft eines jungen, rüſtigen und freien Volkes, das Herbeiſtrömen kampfesluſtiger Schaaren aus dem Innern Deutſchlands bei jedem Kriege, vielleicht auch die Anſiedelungen vieler Schaaren im Frieden, erklären dieſe Thatſache, die der hinſiechenden und unkriegeriſchen römiſchen Bevölkerung ſo unbegreiflich und verhängnißvoll war.

Im Jahre 374 wurde Valentinian durch eine neue, große Unglücksbotſchaft erſchüttert. Die nördlichen Provinzen der illyriſchen Präfektur waren in den Händen erbitterter Feinde welche Rache nehmen wollten für die Beleidigungen und Verbrechen Roms. Den erſten Anlaß hatte der Kaiſer ſelbſt gegeben. Sein Eifer, die ſtets gefährdeten Gränzen durch ſtärkere Befeſtigungslinien zu ſichern, erſtreckte ſich auch auf die Donauufer. Jenſeits des Fluſſes, im heutigen Mähren, wohnte das Reitervolk der Quaden. Valentinian glaubte, rückſichtslos gegen einen germaniſchen Stamm verfahren zu dürfen, der von ſeiner früheren, von den Römern oft

empfundenen Stärke etwas zurückgekommen war. Er ließ auf dem linken Donauufer, im quadiſchen Gebiet Caſtelle anlegen, wie in einem unterworfenen Lande. Bald jedoch verriethen Bewegungen unter den Quaden den Unwillen über dieſe Anmaßung. Römiſche Beamte glaubten das gekränkte und drohende Volk am beſten zu beruhigen, wenn ſie deſſen König Gabinius auf höchſt hinterliſtige Weiſe umbrächten. Im Morde des alamanniſchen Königs Vithikab war ihnen ein aufmunterndes Beiſpiel gegeben. Doch die neue Unthat bewirkte das Gegentheil ihres Zweckes. Ein allgemeiner, wüthender Einfall der Quaden war die Antwort. Pannonien ging verloren, ganz Illyricum ſchien bedroht; die Hülfe eines ſtarken Heeres, die Gegenwart des Kaiſers ſchien unerläßlich in der tiefen Noth.

Valentinian ſah ſich in der bedrängteſten Lage. Es war unmöglich, Gallien von Truppen zu entblößen und dieſem Lande den Rücken zu wenden, wenn nicht die alamanniſchen Könige beruhigt, wenn vor Allen der gefürchtete Macrian nicht beſänftigt worden. Die kaum wieder aufgebauten Städte ſahen von neuem ihren Untergang vor Augen. Lange ſträubte ſich der Stolz des gewaltigen und hochfahrenden Kaiſers vor der Nothwendigkeit, die Schwäche des Imperiums offen einzugeſtehen und die Hoheit des Kaiſerthums bis auf einen gewiſſen Grad vor dem kleinen König eines winzigen germaniſchen Gaues zu demüthigen. Endlich bezwang ſich Valentinians Vernunft, den Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Mit freundlicher Zuvorkommenheit wurde Macrian, als die Seele der alamanniſchen Unternehmungen, vielleicht auch als der Herzog des Volkes, zu einer feierlichen Zuſammenkunft mit dem Imperator an den Rhein, nahe bei Mainz eingeladen. Auf den ſchmeichelhaften Ton, den jetzt der Kaiſer anſchlug, zeigte auch er ſich bereit, das angetragene Bündniß einzugehen. Es ſcheint, auch die Alamannen wünſchten endlich einen günſtigen Frieden.

Doch mit ſtolzen Geberden, hoch aufgerichtet, im Gefühl, der eigentliche Schiedsrichter über den Frieden und deſſen Bedingungen zu ſein, erſchien Macrian am rechten Ufer des Rheins zur Unterredung. Um ihn her drängte ſich das laute Gefolge ſeiner Germanen und ſchlug mit den Waffen an die Schilde. Valentinian mußte ſich herbeilaſſen, zum König hinüberzufahren. Er hatte ebenfalls alle Mittel entfaltet, um auf den Gegner Eindruck zu machen. Ihn umgab der volle Pomp des reichen auguſtiſchen

Kriegsgefolges; die Sonne blitzte auf den goldnen Panzern und Feldzeichen, den Helmen, Ketten und Edelsteinen. Doch die Alamannen fühlten sich so wenig imponirt von dem Glanz, der ihnen auf den Schiffen nahte, daß sie die Ankömmlinge mit lautem, trotzigem Murren und unehrerbietigen Geberden empfingen. Endlich legte sich das Getöse, und die beiden Fürsten einigten sich über Friedensbedingungen, die der römische Berichterstatter mit beredtem Schweigen verheimlicht. Unfraglich waren reiche Geldzahlungen eine Hauptforderung der Alamannen, die ihrerseits diesmal keine Mannschaften für das römische Heer stellten. Valentinian kehrte zurück, und Macrian blieb von jetzt bis an sein Lebensende der treue Bundesgenosse Roms. Er bewog das gesammte Volk der Alamannen, vom Main bis an den Bodensee, zum dauernden Frieden, und gab Valentinians Nachfolger die werthvollsten Proben seiner veränderten Gesinnung, die ebenso zuverlässig in der Freundschaft wie schreckenerregend in der Feindschaft war.

Unbesorgt vor den früheren Feindseligkeiten der Alamannen, durfte Valentinian im Frühjahr 375 mit einem starken Heere gegen die Quaden aufbrechen. Dem General Merobaudes[160]), einem Franken, seinem angeheiratheten Verwandten, gab er den Befehl über den einen Theil der Armee, übernahm selbst die Leitung des anderen, und beide rückten von verschiedenen Seiten, brennend und mordend in das Gebiet der Quaden ein, die einer solchen Heeresmacht nicht zu widerstehen vermochten. Im Herbst ging Valentinian über den Ister zurück, revidirte mit seiner gewohnten Thätigkeit genau die Standlager und Castelle, ließ sie zur Vorsicht noch stärker befestigen, und nahm danach seinen Aufenthalt in Bregetio, dem heutigen Comorn. Hier stellte sich ihm eine Gesandtschaft der vom Kriege aufgeriebenen, von Hungersnoth gepeinigten Quaden vor. Zitternd, mit demüthigen Geberden und allen Zeichen tiefer Niedergeschlagenheit, entschuldigte sie den Einbruch des Volkes, wagte nur leise an die erlittenen Unbilden zu erinnern und flehte um Frieden. Der Imperator betrachtete ihre armselige Erscheinung welche gegen die Pracht seiner Generale und civilen Würdenträger im geheiligten Consistorium doppelt abstach. Als er noch dazu erfuhr, sie seien die Vornehmsten des ganzen Stammes, da überkam ihn der volle Schmerz über die trostlose Lage des Imperiums, für das er unermüdet in fast übermenschlicher Anstrengung gearbeitet hatte, ohne daß es aufhörte ein Spielball der

Germanen zu erſcheinen. „Alſo dahin iſt es mit dem mir anvertrauten Imperium gekommen“, rief er in einem ſeiner Wuthanfälle, „daß ein ſolches Volk uns zu plündern wagt?!“ Dann wollte die höchſte Leidenſchaft ſich etwas legen, doch ſein Blut hatte zu heftig gekocht: eine Ader platzte ihm, er taumelte, die entſetzte Umgebung fing den Sinkenden auf, und bald nachher war der Auguſtus verblutet[161]). Er ſtarb nach einer ſtürmiſchen und ſorgenvollen Regierung von bald zwölf Jahren, im kräftigen Alter eines Fünfundfünfzigers, am 17. November 375. Der römiſche Senat verſetzte ihn, mit Genehmigung Gratians, ſeines Sohnes und Nachfolgers, unter die Götter; der Biſchof Ambroſius war überzeugt, daß er als ein ſeliger Geiſt das Paradies bewohne und des Anblicks Chriſti theilhaftig ſei; ſein Körper wurde nach Conſtantinopel gebracht, um neben den Leichen der anderen chriſtlichen Kaiſer im Vorraum der Apoſtelkirche zu ruhen[162]).

Zweites Buch.

Kaiſer Gratian, 375—383.

Erſtes Kapitel.

Gratians Familie. Schwierige Stimmung der Legionen im Lager von Bregetio. Der General Merobaudes. Kaiſer Valentinian II. Gratians Charakter. Die Religionsfreiheit wird definitiv aufgehoben. Die Donatiſten. Der Arianismus. Biſchof Damaſus. Gratians Begünſtigung der Kirche.

Mit Julian dem Apoſtaten war das Haus Conſtantius des Blaſſen in ſeinem direkten Mannesſtamme erloſchen. Es hatte den erſten chriſtlichen und den letzten heidniſchen Kaiſer hervorgebracht. Nach dem ſchnellen Tode Jovians und der Uebergehung ſeines Sohnes Varronian bei der Kaiſerwahl, wurde Valentinian I. der Begründer einer neuen Dynaſtie. Doch konnte er ſich keiner glänzenden Herkunft rühmen. Er leitete die lange Reihe ſeiner Ahnen nicht von Aeneas und deſſen Genoſſen her, wie die ſenatoriſchen Geſchlechter Roms, welche die Hand des Kaiſers ſchwer empfunden hatten. Er erfreute ſich nicht einmal ſolcher Vorfahren wie Conſtantius der Blaſſe, welcher aus dem Geſchlechte Kaiſers Claudius, des Gothenſiegers ſtammte[1]). Die kurze Vorgeſchichte der valentinianiſchen Dynaſtie gewährt ein merkwürdiges Beiſpiel, wie raſch im römiſchen Reich auf ganz legale Weiſe die Leiter erſtiegen werden konnte von der unterſten Verborgenheit zu der Höhe des Kaiſerthrones.

Valentinians Vater war Seilerburſche in der pannoniſchen Stadt Cibalis geweſen. Er hieß Gratian, und hatte Stricke zum Verkauf umhergetragen. Die Pannonier waren von jeher als ein kräftiger und tapferer Menſchenſchlag bekannt. Ueberhaupt in ganz Illyrien hatte ſich die alte Tüchtigkeit der Bevölkerung am ungeſchwächteſten erhalten. Dieſer Reichstheil ſtellte die brauchbarſten

Soldaten, und seit dem Auftreten der Soldatenkaiser in der Mitte des dritten Jahrhunderts, welche das Reich vom Untergang erretteten, trugen fast durchgängig Illyrier das Diadem; ein Umstand, der für die Illyrier als Thronkandidaten ein günstiges Vorurtheil erweckt haben muß. Gratian besaß in hohem Grade die pannonische Körperstärke und Beherztheit, welche fast der germanischen nahe kam. Als ganz junger Mensch erwarb er sich unter seines Gleichen den Beinamen funarius: des Taujungen oder Strickers, weil er eine zum Verkauf bestimmte Tracht Taue gegen fünf Soldaten siegreich vertheidigt hatte. Er kam in die Armee: ob als ausgehobener Rekrut oder als freiwilliger Söldner, ist unbekannt. Seine athletische Kraft, seine natürliche Klugheit und die Geschicklichkeit in den Waffen lenkten bald die Aufmerksamkeit auf ihn, und von jetztab führte er ein Leben, wie es, reich an Wechselfällen, Ehren, Unterschleifen, Reichthum, Verdacht und endlichem Unglück die bedeutenderen Staatsdiener jener Zeit durchzumachen pflegten. Gratian wurde in die Kompagnie der Protectoren aufgenommen, der prachtvoll ausgerüsteten vornehmsten Abtheilung des kaiserlichen Gardecorps. Diese Leibtrabanten umgaben stets den Kaiser oder einen der großen Kronfeldherren, und fochten unter ihren Augen. Jünglinge von vornehmer Geburt hielten es für eine Ehre, als Protectoren zu dienen. Aus den Reihen dieser Gardekompagnien wurden die Obersten für die Legionen und sonstigen Truppenkörper genommen, und auch Gratian erhielt bald den Rang eines solchen Tribunen. Dann avancirte er zum Commandanten der Provinz Afrika. Diese Stellung jedoch bot zu reiche Gelegenheit für Veruntreuungen in Geld und Naturalien dar. Gratian konnte ihren Lockungen nicht widerstehen; der Ruf seiner Ehrlichkeit wurde bald so zweifelhaft, daß er sich in das Privatleben zurückziehen mußte. Lange nachher wieder zu Gnaden aufgenommen, erhielt der jetzige General Gratian das militärische Commando von Britannien, einer Insel freilich, welche von den damaligen Römern halb als Verbannungsort angesehen wurde, und auch zur Aufnahme wirklich Verbannter dienen mußte. Endlich erhielt er einen ehrenhaften Abschied, und durfte sich auf die Güter zurückziehen, welche er im Verlaufe des Staatsdienstes, vielleicht in der Nähe seiner pannonischen Vaterstadt Cibalis erworben hatte. Doch er freute sich ihrer nicht lange. Er hatte das Unglück, den Usurpator Magnentius bewirthen zu müssen, als derselbe gegen Kaiser Constantius

zog. Da Constantius nach seinem Siege über diesen Germanen mit unersättlicher Rachgier gegen Alle wüthete, welche wirklich oder muthmaßlich dessen Anhänger gewesen, und selbst die Unbetheiligten des Lebens nicht sicher waren, so konnte der General Gratian von Glück sagen, daß er nur mit dem Verlust seiner Güter bestraft wurde[2]).

Seine beiden Söhne: Valentinian, um das Jahr 321 zu Cibalis geboren, und Valens, etwa sieben Jahre jünger, traten, wie ihr Vater, in die Armee. Das Andenken an dessen Verdienste nutzte ihnen mehr, als seine Vergehen ihnen schadeten. Vorzüglich Valentinian avancirte rasch, da eigene Gaben, hervorstechende Charaktereigenschaften und Verdienste ihn empfahlen. Trotzdem aber hatte er bald mannigfache Unbilden, Beschwerden und Gefahren zu bestehen. Auch in den Erlebnissen des künftigen Imperators waren römische Intrigue und Verläumdung, waren die im Reiche angesiedelten und dienenden Germanen, und das Christenthum das Bewegende, wie in den Geschicken des ganzen Staates.

Als im Jahre 357 der Cäsar Julian und der Alamannenkönig Chnodomar sich zur Schlacht bei Straßburg anschickten, hatten lätische Schaaren, über deren ungebändigtes und räuberisches Wesen die Römer häufig klagten, bedenkliche Unruhen im gefährlichsten Moment erregt. Ob dieselben noch eine Nachwirkung von der Unternehmung des Magnentius her waren, der sich hauptsächlich auf Germanen gestützt hatte, kann nur vermuthet werden. Jene lätischen Haufen schlichen heimlich, wie bereits erzählt[3]), zwischen den Heerlagern der Römer und Germanen hindurch, drangen in die überraschte Stadt Lyon, plünderten sie aus, soviel es die Eile der Raubfahrt erlaubte, und wollten sie in Brand stecken. Mit Mühe aus der Stadt entfernt, verwüsteten sie die Umgegend bis an die verschlossenen Thore. Sobald Julian hiervon Kunde erhielt, sandte er drei Reitergeschwader ab, um die Germanen auf den drei Wegen zu überfallen, welche sie vermuthlich einschlagen würden. Der Plan gelang. Nur diejenigen Läten kamen mit ihrem Leben und ihrer Beute davon, welche die Abtheilung der Reitertribunen Bainobaudes, eines Germanen, und Valentinians hatten niederhauen sollen. Denn der General Barbatio, einer von jenen Höflingen, welche sich beeiferten, dem Neide und Mißtrauen des Constantius gegen Julian zu dienen, welche Julians Erfolge zu

hintertreiben suchten, seine Thaten und Gesinnungen verdächtigten, seine Worte entstellt hinterbrachten, und der gnädigsten Aufnahme beim Augustus sicher waren, hatte an jene beiden Reitertribunen den Befehl gesandt, die Germanen frei durchzulassen. Dann hatte er eine Relation bei Constantius eingereicht, welche Valentinian und Bainobaudes der Verrätherei beschuldigte. Beide Tribunen wurden ihres Dienstes entlassen, und konnten froh sein, das Leben behalten zu haben. Es scheint, daß Valentinian sich in seine heimathliche Provinz Pannonien begab, wo im Jahre 359 seine Gemahlin Serena ihm einen Sohn gebar, den späteren Kaiser Gratian.

Dürfte an jene Abdankung ein anderer Bericht angeknüpft werden, welcher einen hervorstechenden Charakterzug jener Zeit hell beleuchtet, so hätte Valentinian bald noch Schlimmeres erfahren als die unehrenvolle Entlassung in den Privatstand. Constantius sandte in einer bestimmten Angelegenheit einen Kammerherren an den verabschiedeten Offizier. Dieser „Silentiarius" wollte bemerken, daß nach der Mahlzeit, im Schlafe, im Dunkeln, Feuer aus Valentinians Munde ströme. Ein solches Omen galt neben vielen anderen als die Verkündigung einer großen Zukunft. Abergläubisch in noch höherem Grade als fast alle damaligen Römer, ganz gleich ob Heiden oder Christen, hörte Constantius den Bericht seines Kammerherren mit der allergrößten Besorgniß. Er sandte den vom Schicksal Bezeichneten in ein entlegenes Kastell an der Gränze Mesopotamiens. Dort sollte Valentinian gegen die Perser kämpfen, und vielleicht umkommen[1]).

Als aber Constantius auf seinem Zuge gegen Julian gestorben war, beeilte sich der neue Augustus wahrscheinlich, einen tüchtigen Offizier zurückzurufen, welcher seinetwegen, und durch seine Feinde gelitten hatte. Denn als der Apostat sich im Jahre 362 zu Antiochien aufhielt, bekleidete Valentinian den ausgezeichneten Rang eines Tribunen im Gardecorps der kaiserlichen Schildtrabanten, erwarb sich den Ruhm eines christlichen Bekenners, und gerieth in neue Widerwärtigkeiten. Es war die Zeit der heftigsten Erbitterung der Christen gegen die Heiden und den abtrünnigen Imperator. Namentlich in den Kirchen und Straßen von Antiochien kam dieselbe zu leidenschaftlichen Ausbrüchen. Eines Tages brachte es Valentinians Dienst mit sich, dem Apostaten bei der Procession in den Tempel voranzuschreiten. Ein unglücklicher Prie-

ſter, welcher es dem Gardetribun nicht abſehen konnte, ob er an Gott oder an Götter, an Chriſtus oder Mithras und Phöbus glaubte, beſprengte auch ſeinen Mantel mit dem üblichen Weihwaſſer. Wüthend ſchlug ihm Valentinian mit der Fauſt ins Geſicht, und ſoll das Schwert gezogen, die beſprengte Stelle abgehauen und von ſich geworfen haben. Der maßvollere Julian entſchloß ſich erſt auf das Andringen ſeiner heidniſchen Freunde, beſonders des neuplatoniſchen Philoſophen Maximus, den Offizier, welcher mit der gewohnten Keckheit der Galiläer, in der allerheiligſten Gegenwart des Auguſtus den heiligen Tempeldienſt entweiht und den Diener der Götter mißhandelt hatte, in ein Kaſtell der ägyptiſchen Wüſte zu verbannen. Seitdem genoß Valentinian bei den Chriſten die Ehre der Bekennerſchaft: eine der höchſten welche die Kirche zu verleihen hatte[5]).

Bald jedoch rief der Kaiſer ihn zurück, da ausgezeichnete Offiziere ſelten und im perſiſchen Feldzuge doppelt unentbehrlich waren. Julians Nachfolger Jovian ſandte ihn, nebſt dem Tribunen Seniauchus, wiederum einem Germanen, in ehrenvollem aber gefährlichem Auftrage nach Gallien. Sie hatten den dortigen Truppen Julians Tod und die Thronbeſteigung Jovians zu melden. In Rheims erhob ſich ein Soldatenaufruhr, welcher dem Seniauch und einem andern, hohen Beamten das Leben koſtete. Valentinian rettete ſich mit Mühe in das Haus eines Gaſtfreundes, konnte aber ſchließlich dem Kaiſer die gute Meldung zurückbringen, daß das galliſche Heer ſeine Herrſchaft anerkenne. Der erfreute Imperator machte ihn zum Tribun der zweiten Kompagnie der Goldbeſchildeten[6]). Nach Jovians plötzlichem Tode wurde Valentinian, wie oben geſchildert, in Nicäa zum Kaiſer gewählt, und von den Soldaten nach germaniſcher Sitte auf ein Schild gehoben, 364. Zu Conſtantinopel ernannte er ſeinen Bruder Valens zum Mitauguſtus, dem er mit geſchwiſterlichem Wohlwollen und Zutrauen geneigt war, und gab ihm das Regiment über die orientaliſche Präfectur. Valens blickte mit dem unſelbſtändigen, verehrungsvollen Gehorſam untergeordneter aber treuer Naturen bis ans Ende zu ſeinem weit überlegenen Bruder hinauf.

Namentlich von ſpäteren Kirchenſchriftſtellern iſt der homouſiſch geſinnte Valentinian nicht ſelten der Große genannt worden: er war in der That einer der bedeutendſten römiſchen Herrſcher, ein ebenſo merkwürdiger wie imponirender Charakter[7]). Schon

seine äußere Erscheinung, der stattliche Wuchs, das majestätische Auftreten, gebot Ehrfurcht. Aus den raschen Blitzen seiner großen, bläulichen Augen leuchtete ein durchdringender Verstand. Er besaß eine seltene Energie, sowohl des Handelns wie der Ausdauer. Seine Thätigkeit war rastlos, seine Unparteilichkeit ein Gegenstand des allgemeinen Lobes. Nur seine Verwandten merkten zu ihrem Kummer, daß es unter diesem Imperator nicht, wie unter den meisten früheren genüge, zu den Mitgliedern oder zum Anhang des kaiserlichen Hauses zu gehören, um die höchsten und fettesten Stellen zu erlangen. Valentinian besaß große Anlagen auf den verschiedensten Gebieten, und hatte gestrebt sie auszubilden, soviel die Umstände und sein bewegtes Leben es gestatteten. Er war ein guter Soldat und Feldherr, im Angriff und in der Vertheidigung gleich geschickt, für gewöhnlich ebenso behutsam als nöthigenfalls kühn und stürmisch. Meistens schweigsam, zeigte er eine schlagende Beredtsamkeit wo die Stunde es erforderte. Er war mit einem außerordentlichen, dem Fürsten so wünschenswerthen Gedächtniß begabt, und talentvoll nach den mannigfachsten Richtungen hin: in der Construction neuer Waffen, selbst in der Malerei und Sculptur, ja, ein Freund des Versemachens. Seine Keuschheit und seine Mäßigkeit in Speise und Trank galten für musterhaft, und diese Tugenden theilten sich sogar dem strenge von ihm beaufsichtigten Hofe mit. Aber zu Zeiten liebte er auch wohl Scherz und Lustbarkeiten nach der strengen Arbeit.

Trotz alledem erschien Valentinian seiner Umgebung wenig liebenswürdig und Zutrauen erweckend. Er hatte ein verschlossenes, finstres und hartes Benehmen. Sein Blick schon war stechend, und konnte unerträglich sein. In dem Grundsatze: „gnadenlose Strenge sei die unzertrennliche Genossin der Herrschaft", drückte sich Valentinians eigentlicher Charakter aus. Jeder wer mit ihm in Berührung kam, fürchtete die Herbigkeit seines Wesens und die mühsam verhaltene Wildheit, mit der er fortwährend im Kampfe lag. Selbst die Gaben und Ehren die er verlieh, hatten wenig was die Herzen wirklich erfreuen konnte, weil sie nicht von natürlicher Huld und Anmuth des Gebers begleitet waren; und seine großen Verdienste erweckten zwar dankbare Anerkennung und Bewunderung, aber wenig innige Zuneigung, weil ihm fast Alles fehlte, was mehr Liebe als Furcht einflößt. Auf die Verdienste Anderer sah er mit peinigendem Neide, obschon er sich

meistens glücklich bezwang, sie anzuerkennen, auch sie zu belohnen und fernerhin zu verwerthen. Seine Leidenschaftlichkeit trat in furchtbaren Ausbrüchen zu Tage. Dann vergoß der blind wüthende Kaiser das Blut seiner Umgebung erbarmungslos, um der nichtigsten Dinge willen. Auf der Jagd ein zu frühe losgelassener Hund konnte dem ungeschickten Pagen den Hals kosten. Man erzählte sich, als bezeichnend für die Gemüthsart dieses Kaisers, daß in seinem „geheiligten Schlafgemach" zwei Bären gleichsam als Wächter gehalten wurden, deren Futter das Fleisch von Verurtheilten war. Es ist bezeichnend für die Zeit überhaupt, wo dergleichen möglich war; noch dazu bei keinem der schlimmsten Römer und Monarchen, und bei einem der gepriesensten Christen. Mit den Jahren wurde Valentinian immer herber, immer unerbittlicher und zornmüthiger. Zuletzt galt der Palast für einen Ort wo Schrecken und Trauer herrschten[a]). Die Gegenwart des Kaisers legte sich wie etwas Entsetzliches auch auf die Muthigen. Ein jeder dachte an Martern und Tod.

Man hätte Valentinian vielleicht den Schrecklichen genannt, wäre sein Charakter als Regent nicht der scharfe Gegensatz zu seinem Privatcharakter gewesen. Kaum bei einer anderen historischen Persönlichkeit tritt dieser häufige Unterschied zwischen den öffentlichen und privaten Eigenschaften überraschender hervor. Schon eine unangenehme Meldung, welche die Heftigkeit anderer Fürsten noch mehr gereizt haben würde, etwa daß Germanen neue Unruhen verursacht hätten, wandelte Valentinians Wuth sofort in vollkommene Klarheit des Geistes, ja in eine fast heitere Ruhe und Milde um. Denn er besann sich, daß er für das Reich zu denken und zu wirken habe. Im Interesse des Reiches und der Gerechtigkeit, seiner Lieblingstugend, nahm er die Vorstellungen, sogar den Tadel seiner Diener gern und geduldig entgegen, und bewies sich dem Freimüthigen dauernd dankbar. Bei der persönlichen Heftigkeit des Kaisers trug seine Reichsverwaltung den doppelt wohlthuenden Stempel gelassener Energie und ruhiger Aufmerksamkeit. Er konnte mit großer Geduld beobachten, immer neue Versuche der Besserung anstellen, das Mißlungene immer noch einmal in die Hand nehmen, und abwarten wie das Gepflanzte aufgehen werde. Sein umsichtiges Bemühen für das Gemeinwohl blieb nicht bei den großen Staatsangelegenheiten stehen; es erstreckte sich mit eingehender, oft überraschend freundlicher

und zarter Sorgfalt auf die geringfügigsten Verhältnisse in den verschiedensten Fächern der Administration, des socialen Lebens, der Sittenverbesserung, der bürgerlichen und religiösen Zustände, der Steuerverfassung, der Landesvertheidigung, des verfallenden Bildungswesens und besonders der tief gesunkenen Justizpflege. Alle Klassen der Bevölkerung sollten eine gleiche, strenge Gerechtigkeit empfinden, und die Beamten welche sich willkürliche Unterdrückungen und Erpressungen erlaubten, wurden exemplarisch gezüchtigt, auch wenn sie die höchsten Stellen unmittelbar in der kaiserlichen Nähe einnahmen. Indessen blieb Valentinians rauhe Natur doch nicht ganz ohne Einfluß auf seine Staatsverwaltung. Namentlich in der Handhabung der Justiz wurde seine erstrebte Gerechtigkeit immer mehr zur Grausamkeit, und die Härte seines leidenschaftlichen Gemüths auch größeren Kreisen seiner Unterthanen manchmal fühlbar genug. Er begnadigte fast nie, sondern verschärfte die Strafen und Todesarten. Zuletzt waren ihm die strengsten Präfekten, Provinzialgouverneure und Richter, welche kein Blut scheuten, die wohlgefälligsten. Es scheint, er wurde je länger je mehr der Ansicht, daß ein innerlich durchfressener, äußerlich voneinander fallender Baum nur noch bestehen könne, wenn er bis in's Mark hinein gebrannt, und mit eisernen Klammern umgeben würde.

Während aber Alles in Todesfurcht zitterte, wo Valentinian persönlich nahte, während Niemand auch nur für ein kleines Vergehen Gnade hoffte, und manche Unschuldigen leiden mußten: freilich seltner durch Valentinian selbst, als durch grausame und tückische Beamte, welche selbst diesen wachsamen und selbständigen Monarchen zu betrügen und zu verführen wußten, so fühlte sich die große Gesammtheit verhältnißmäßig wohl unter seiner Regierung, und versagte ihm nicht ihren Dank. Man pries noch lange nachher seine schonende und ruhmreiche Herrschaft, welche das Reich von den Barbaren säuberte, die Gränzen schützte und befestigte, im Innern Gerechtigkeit zur Regel machen wollte, und so rücksichtsvoll wie möglich den unglücklichen Zuständen Rechnung trug. Namentlich sein weises Verhalten in den religiösen Angelegenheiten wurde von allen Parteien nach einander erkannt und gelobt. Sogar Homousianer fanden es musterhaft, wenn sie einmal den Druck der anders Gläubigen fühlten, oder sich eine besonders milde Gesinnung bewahrt hatten*). In seiner Eigenschaft als Regent

machte Valentinian im Allgemeinen das schöne Wort eines Kirchenschriftstellers wahr, daß er sich stets größer zeige als die Lage in der er sich befinde[10]). Die Zeitgenossen verglichen ihn gern mit Hadrian: einem der besten Kaiser. Denn er hatte einen ähnlichen complicirten Charakter, und so ziemlich dieselben Tugenden, Fehler und Anlagen. Nur daß minder glückliche Lebensumstände und die viel tiefer gesunkene Zeit den Fähigkeiten Valentinians nicht so förderlich wie seinen Untugenden geworden waren. Doch zeichnete den Kaiser des vierten Jahrhunderts dafür ein tieferer Ernst und eine größere Züchtigkeit aus. Und in dem verschönenden Licht der Vergangenheit wurde Valentinian zu einer immer glänzenderen Gestalt. Ein Jahrhundert später nannten die Römer den großen Ostgothenkönig Theoderich, um ihn vorzüglich zu preisen, einen Trajan und Valentinian. Theoderich selbst stellte sich diese beiden Kaiser als Vorbild auf[11]).

Es wurde berichtet, welche Fortschritte unter Valentinians Regierung das Christenthum und das Germanenthum im römischen Reiche machten. Was dagegen den Staat selber betrifft, so zeigt Valentinians beinahe zwölfjährige Herrschaft den merkwürdigen Contrast immer schnellerer Auflösung, rasch zunehmender Entsittlichung des Volkes und namentlich des Beamtenthums, der Lockerung aller staatlichen und geselligen Bande, der Erschöpfung durch Kriege und Steuern unter einem Fürsten, welcher unaufhörlich bemüht war, das Vorhandene zu stützen und wieder höher zu richten, welcher gerade die Sittlichkeit durch alle, auch durch die blutigsten Mittel zu heben trachtete, der seine Beamten nur nach der peinlichsten Prüfung und Erwägung anstellte, überall, wo er nur konnte, Beaufsichtigung und Untersuchung übte oder anordnete, dessen eiserne Hand wohl dazu geeignet schien, das Auseinanderstrebende zusammenzuzwingen, dessen Kriege siegreich waren, und der die Lasten seiner Unterthanen erleichterte, so viel nur in seinen Kräften stand.

Valentinian selbst erlag dem leidenschaftlichen Ausbruch des Schmerzes über dieses traurige Bild, welches das römische Reich darbot, und über sein eigenes, tragisches Geschick.

Einige Jahre vor seiner Thronbesteigung hatte sich Valentinian mit der Valeria Severa Marina vermählt, einer Frau, welcher das Wenige was wir von ihr wissen, wenig empfehlend ist. Sie muß habgierigen, gewöhnlichen und grausamen Sinnes

gewesen sein. Am 28. April oder 23. Mai des Jahres 359 hatte sie zu Sirmium, der Hauptstadt Pannoniens und der illyrischen Präfektur, — von Cibalis, dem Ursprungsorte des valentinianischen Hauses nur einige Meilen entfernt, — ihrem Gemahl einen Sohn geboren. Dieser erhielt von seinem Großvater, dem einstigen Seilerburschen, den Namen Gratian. Es scheint die Zeit gewesen zu sein, wo Valentinian selbst, vom Hofe verbannt, den traurigen Aufenthalt in einem mesopotamischen Gränzcastell, oder wenigstens in der unerwünschten Zurückgezogenheit des Privatlebens durchzumachen hatte.

Valentinian war seiner Gemahlin bald abgeneigt worden; und zur ungelegensten Zeit beging Severa den Fehler, dem Kaiser mit hoher Bewunderung von den Reizen einer ihrer Gesellschaftsdamen zu sprechen: der jungen Sicilianerin Aviana Justina, der Tochter eines ehemaligen Provinzialgouverneurs von Ancona. Severa hatte oft Gelegenheit gehabt, sie im Bade ganz unverhüllt zu sehen, und konnte sich nicht enthalten, die gefährlichsten Schilderungen hiervon am gefährlichsten Orte zu entwerfen. Nicht lange darauf ließ sich Severa ein noch schlimmeres Versehen zu Schulden kommen. Sie kaufte ein Landgut in der Nähe der Residenz, aber zu einem unwürdigen Spottpreise, den sie selbst, ihre Macht als Augusta benutzend, der eingeschüchterten Besitzerin auferlegt hatte. Dies gab den Ausschlag uud vielleicht einen erwünschten Vorwand. Die Sache wurde auf Befehl des Kaisers untersucht, und der Eigenthümerin ihr Gut zurückgegeben. Valentinian verbannte die Augusta Severa, und vermählte sich mit der schönen, klugen und entschlossenen Justina[12]); etwa ums Jahr 368.

Justina hatte den sündigen Irrwahn des Arianismus eingesogen, und war unverbesserlich. Doch verbarg sie ihre frevelhafte Gesinnung sorgfältig vor dem nicänischen Gemahl. Denn es scheint, daß Valentinian den Irrthum wohl bei seinen Unterthanen aber nicht in seiner Familie ertragen mochte. Aber die Homousianer wollten bemerken, daß der teuflische Sinn des Weibes doch wirkte, und daß Justina den Kaiser höchst heimtückisch gegen die größten Heiligen der Christenheit aufreizte[13]).

Justina hatte dem Kaiser vier Kinder geboren. Die beiden ältesten Töchter: Justa und Grata, legten später das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab[14]), vielleicht unter den Eindrücken schwerer Erlebnisse. Doch wurde überhaupt die ewige Keuschheit, von

den Bischöfen und sonstigen Kirchenlehrern als ein Stand ganz besonderer Verdienstlichkeit und Gnade dringend empfohlen, bereits sehr Mode, namentlich unter den vornehmen Damen. Nicht so heiligen Sinnes wie ihre Schwestern, war oder wurde vielmehr Valentinians jüngste Tochter Galla, welche bei seinem Tode wohl höchstens drei Jahre zählte. Das Schicksal hatte sie zur Gemahlin Theodosius des Großen bestimmt, und ihre Schönheit entwickelte sich außerordentlich. Doch sog Galla von ihrer Mutter das Gift der Ungläubigkeit ein, und obgleich die Gattin des aufrichtigsten und eifrigsten Katholiken, blieb sie immer in dem argen Verdacht heimlicher arianischer Ketzerei. Außer diesen drei Töchtern hatte Justina ihrem Gemahl einen Sohn geboren, welcher nach ihm Valentinian genannt wurde. Dieser im Purpur geborene Prinz war vier Jahre alt, als sein Vater zu Bregetio starb.

Der Kaiser hatte ihn und seine Mutter mit sich auf den quadischen Feldzug genommen. Doch theilten sie augenblicklich nicht die Unbequemlichkeiten und den aufregenden Tumult des Lagerlebens. Während der erschütternden Scene im imperatorischen Consistorium hielt sich die Augusta Justina und ihr kleiner Sohn auf einer zwanzig Meilen weit entfernten kaiserlichen Domäne, im Schlosse Murocincta auf, das seinen Namen vielleicht von den Mauern hatte, womit es gegen die häufigen Raubzüge und größeren Einbrüche der Germanen umgeben war. Der Augustus Gratian dagegen war in Trier zurückgeblieben, nebst Mailand der kaiserlichen Hauptresidenz im Occident. Eine Stadt, deren blühendes und schönes Thal kurz zuvor von Ausonius, dem damals gefeiertsten Dichter hatte gepriesen werden dürfen: als beinahe der einzige Winkel des westlichen Galliens, wo Alamannen und Franken nicht die Felder verwüstet, die Bewohner fortgeschleppt und die Orte eingeäschert hatten[15]). In Trier sollte Gratian die kaiserliche Majestät gegen die noch immer gefürchteten Germanen, oder gegen etwaige usurpatorische Gelüste in der gallischen Präfectur repräsentiren, und die Geschäfte versehen, wie es seiner Jugend eben möglich war.

Gratian trug schon seit seinem achten Jahre (367) den Purpur, nachdem er, sieben Jahre alt, zum ersten Male die Consulartoga empfangen. Um die Erbfolge zu sichern, hatte Valentinian, nach einer lebensgefährlichen Krankheit, ihn zu seinem Mitkaiser proklamirt. Dies erregte damals Aufsehen: bei Lebzeiten des Va-

ters waren Söhne zu Cäsaren, aber noch nie zu Augusten ernannt worden. Noch nie war ein Kind Augustus gewesen. Indessen die Armee gab in diesen Sachen den Ausschlag: vielmehr sie pflegte fast einzig und allein befragt zu werden. Und als der schöne Knabe, der mit den Kindern der Offiziere und Gemeinen wie mit seines Gleichen gespielt hatte, vor den Truppen auf dem Tribunal des Marsfeldes, an der Seite des majestätischen Vaters stand, und seine großen, freundlichen Augen auf sie niederleuchteten, flogen ihm die Herzen zu. Auch waren sie bereits, wie es scheint durch Geschenke und sonstige vorbereitende Mittel, günstig gestimmt worden, und was noch übrig blieb, that Valentinians Rede. Mit gedrängten, aber klug gewählten Worten nannte er die Soldaten die Genossen seiner Rathschläge und die Begünstiger seiner Wünsche, und zeigte ihnen an, daß er um der öffentlichen Ruhe und Sicherheit willen seinen Sohn zum Mitaugustus anzunehmen gedenke; wenn nämlich, wie er mit schmeichelhafter Verbindung und hochgegriffenem Ausdruck hinzusetzte, „wenn der Wille der Gottheit und der Wille eurer Majestät der väterlichen Liebe günstig ist." Dann suchte er die Theilnahme der Soldaten für den kleinen Thronkandidaten zu erregen, der zwar noch nicht fähig sei, sich den kriegerischen Mühen und Gefahren zu unterziehen, aber die Verdienste seiner Eltern für sich habe, und sie ohne Zweifel, hochbegabt und wohlerzogen wie er sei, einst noch übertreffen werde.

Noch hatte der Kaiser nicht ausgeredet, als die Soldaten ihm und Gratian, unter dem Schall sämmtlicher Kriegshörner und zusammengeschlagenen Waffen mit fast überschwenglicher Begeisterung zujubelten. Jeder suchte dem andern in seinen Huldigungen zuvorzukommen; Alle erklärten Gratian zu ihrem Augustus, und riefen auf das Haus seines Großvaters und Vaters den Lohn seiner Verdienste herab. Valentinian, von der Sorge befreit, wohin die Stimmung der Soldaten schlagen werde, bekleidete jetzt seinen Sohn mit den schon bereit gehaltenen augustischen Insignien: der Perlenbinde und dem mit Edelsteinen besetzten Purpurgewande, küßte den Knaben, berief sich auf die Willensmeinung seiner „Commilitonen", welche mit der seinigen übereinstimme, und rief Gratian zu seinem und des Oheims Valens Collegen aus. Diese feierliche Handlung hatte zu Amiens stattgefunden, und Gratian bewies der Stadt welche die Wiege seiner Macht war, zeitlebens durch mannigfache Gnaden seine dankbare Erinnerung[16]).

Bald nach der Krönung empfing der kleine Auguſtus die erſte jener offiziellen Lobreden, deren ausſchweifende und erfinderiſche Schmeicheleien eine überhand nehmende Unſitte der Zeit waren, die nur verderblich auf die Kaiſer wirken konnten, und deren einige als ein überraſchendes Zeugniß von der Servilität jener Jahrhunderte uns erhalten worden ſind. Symmachus, einer der ausgezeichnetſten römiſchen Senatoren, bald durch ſeine eifrige Vertretung des angegriffenen Heidenthums bekannt, ſprach dieſen Panegyrikus. Ein Mann von vielgerühmter Bildung und Beredtſamkeit, war er vielleicht als Abgeſandter der Curie zur Beglückwünſchung des neuen Auguſtus von Rom nach Gallien gekommen. Seine Rede erlaubte ſich, mit andern verglichen, ein geſchmackvolles Maß im Loben. Dennoch hinterläßt ſie, von einem hervortretenden Mitgliede der tauſendjährigen Körperſchaft geſprochen, die ſich noch immer die „hochherrliche“ nannte, einen traurigen, faſt wehmüthig zu nennenden Eindruck. Der Senat hatte einſt Rom und die Welt regiert, dann die Imperatoren als ſeine Beamten eingeſetzt, dann wenigſtens die vom Heer oder andern Gewalten eingeſetzten ſanctionirt. Seit Diocletian war er auch dieſes formalen Rechtes verluſtig gegangen, und hatte ſich mit einer höflichen Anzeige des neuen Auguſtus begnügen müſſen. Jetzt ſprach ein Senator, vielleicht als Legat der Curie, in ſeiner ganzen Beglückwünſchungsrede, ſoweit ſie uns erhalten iſt, nicht einmal das Wort Senat aus, ſondern pries allein die Armee welche Gratian zum Auguſtus ausgerufen, und gratulirte dem Gratian, weil er die Begeiſterung der Armee erregt hätte[17]). Dies war das Ende des Jahrhundert langen Streites zwiſchen Senat und Armee. Kaiſer Valentinian, in ſeinem Herrſchergefühl überhaupt kein Freund des römiſchen Senats, den er durch rauhe Mittel und Beamte noch tiefer hatte herabdrücken wollen als er bereits geſunken war, ſcheint denſelben nicht einmal einer Anzeige gewürdigt zu haben von der Kaiſerkrönung ſeines Sohnes. Ihm mag es ſchon kränkend genug vorgekommen ſein, mit dem Heere gewiſſermaßen capituliren zu müſſen.

Nach Valentinians Tode war Gratian der unzweifelhaft legitime Nachfolger in der Herrſchaft. Die Befehle des ſiebzehnjährigen Kaiſers hätten jetzt vom Heer erwartet werden ſollen. Allein im Lager von Bregetio zeigte ſich die Stimmung der Soldaten ſehr abgekühlt gegen ihren einſtigen Liebling. Valentinian war

der erste Kaiser gewesen, welcher das Militär auffallend dem Civil vorzog. Selbst einsichtsvolle und bescheidene Soldaten mochten dies Verfahren nicht loben[18]). Nichtsdestoweniger hatte der Legionär und niedere Offizier Gratians Vater eigentlich nie geliebt. Schon nach seiner Kaiserwahl in Nicäa war die Stimmung schwierig gewesen. Seitdem hatte sich Valentinian überaus strenge gegen ihn, und, wie man klagte, zu nachsichtig gegen die höheren Offiziere bewiesen. Dieser disciplinarische Grundsatz verstimmte die Soldaten. Nur die andauernde Beschäftigung, die kriegerischen Erfolge und die respectvolle Furcht vor dem gewaltigen, eisernen Manne hatten die Aeußerungen des Mißmuthes niedergehalten. Die Soldaten mochten ihre geheime Abneigung allmählich vom Vater auch auf den Sohn übertragen haben. Gerade die gallischen Legionen, welche Gratian einst den Namen des Augustus entgegengejauchzt hatten, erinnerten sich jetzt, während Valentinians Leiche noch unbestattet in ihrer Mitte lag, daß sie oft auf eigene Hand dem Reiche einen Kaiser gegeben hätten. Ja, sie meinten alles Ernstes, sie seien die eigentlichen Schiedsrichter über Thron und Imperium, und schickten sich an, diese Gewalt und Würde durch die That zu beweisen. Ein meuterischer Entschluß reifte unter den Legionen schnell heran. Gratian, der weit entfernt in Trier war, ohne noch die geringste Nachricht von dem jähen Wechsel seines Schicksals zu haben und ohne die erhitzten Gemüther der Soldaten durch seine Gegenwart beschwichtigen zu können, sollte entthront werden; das hieß nach der alten blutigen Praxis im römischen Reich: er sollte ermordet werden. Der General Sebastian sollte Kaiser sein.

Sebastian war ein Heide: Julian der Apostat hatte ihn sehr begünstigt und befördert, und der heidnische Historiker Zosimus, welcher es den christlichen Schriftstellern darin beinahe gleichthut, daß er sein Urtheil nach der religiösen Meinung der Personen richtet, lobt den Comes, soweit er nur vermag. Sebastians Talente und seine Klugheit waren hervorstechend; er hatte bedeutende Leistungen in Krieg und Frieden für sich aufzuweisen, allein unter sanften und einnehmenden Formen war er ein gefährlicher Intrigant[19]). Durch sein freundliches Wesen hatte er die Liebe der Truppen in bedenklichem Grade erworben. An ihrem jetzigen Entschlusse jedoch, ihn zum Imperator auszurufen, war er unschuldig. Er wußte noch nichts vom Tode des Kaisers, und befand sich ab-

weſend vom Lager, jenſeits der Donau, an der Seite des Generals Merobaudes.

Andere Abſichten als die geringeren Soldaten hegte der Kriegsrath der höheren Offiziere, und mit ihnen ein Jeder im Heer, der ſich noch ein Herz für ſeinen jungen Auguſtus bewahrt hatte. Aber dieſe beſſer Geſinnten wußten der immer drohenderen Haltung der Legionen gegenüber keinen Rath. Unruhig, verwirrt, jeden Augenblick den Soldatenaufruhr mit ſeinen blutigen und unabſehbaren Folgen erwartend, ihres eigenen Lebens nicht ſicher, beſchloſſen ſie, vor allen Dingen den General Merobaudes durch Eilboten herbeizurufen. Die überlegene Klugheit und Energie dieſes Germanen ſollte den Kaiſer und das Reich vor Unheil bewahren.

Merobaudes war ein Franke von Geburt. Wie ſo viele tauſend Germanen hatte er die Heimath verlaſſen, um in die Dienſte des Imperiums zu treten. Hauptſächlich unter Valentinian, in den Alamannenkriegen, muß er ſeine glänzende Carriere gemacht haben. Doch fällt es auf, daß ſein Name dort bei keiner Gelegenheit erwähnt iſt. Erſt im quadiſchen Feldzuge und nach dem Tode des Imperators tritt er plötzlich als ein Mann von entſcheidender Bedeutung an's Licht. So wiſſen wir leider wenig von dem früheren Lebenslauf dieſes Germanen, welchen Valentinian zu einem der Nächſten an ſeinem Thron erhoben und ſogar mit dem kaiſerlichen Hauſe verſchwägert hatte, den die Conſulartoga erwartete, und der beſtimmt war, eine große Rolle in der Geſchichte Gratians und des Reiches zu ſpielen. Er muß von zwei anderen Franken ähnlichen Namens in römiſchen Dienſten unterſchieden werden: von dem Gaukönige Mellobaudes, und einem Mallobaudes geringeren Standes. Letzterer war Tribun einer Palaſttruppe: des ſchwerbewaffneten Armaturgeſchwaders, unter Conſtantius geweſen; der König Mellobaudes bekleidete ſpäter unter Gratian den Poſten eines Comes der kaiſerlichen Leibtrabanten. Merobaudes war vielleicht nicht lange vor dem quadiſchen Feldzuge in das Imperium übergetreten, und als ein ſchon berühmter fränkiſcher Krieger ſofort zu höheren militäriſchen Ehren gelangt. Den Römern galt er als der ausgezeichnetſte Kriegsoberſte welchen Valentinian beſaß: vorzüglich da der General Theodoſius ein ſelbſtändiges Commando in Afrika führte. Deshalb hatte ihm der Imperator den Befehl über das eine quadiſche Operationscorps übertragen, wäh-

rend er in eigener Person das andere leitete. Während des Feldzuges muß Merobaudes zum General der Infanterie und Cavalerie, also zum Kronfeldherren des Reiches mit dem höchsten Rangtitel des Erlauchten ernannt worden sein. Denn als solcher tritt er jetzt hervor, und hat das Obercommando über das gesammte quadische Heer[20]). Augenblicklich stand er noch jenseits der Donau im feindlichen Gebiet, das er auf Befehl des Kaisers verwüstend durchzogen hatte. Der General Sebastian befand sich in seinem Stabe.

Die Eilboten wiesen öffentlich einen Befehl vor, als riefe der noch lebende Valentinian den Merobaudes schleunig zurück. Der scharfsichtige Franke jedoch vermuthete entweder selbst das Richtige, oder war in's Geheim von den Boten unterrichtet worden, was im Lager von Bregetio geschehen und welche Stimmung unter den Truppen eingerissen sei. Als ein Günstling Valentinians und Verwandter des kaiserlichen Hauses wäre Merobaudes unfehlbar in den Sturz Gratians mit fortgerissen worden. Er hatte also doppelt Ursache, denselben zu fürchten. Aber er besaß auch die erfinderische Schlauheit und die rasche Entschlossenheit seines Volksstammes. Sofort traf er seine Anstalten. Er gab vor, Meldung erhalten zu haben, daß die Germanen die von Truppen entblößten gallischen Provinzen bedrohten. Eine sehr wirksame Maßregel, um die gallischen Truppen, welche dort ihre Besitzthümer, Weib und Kind zurückgelassen hatten, auf andere Gedanken zu bringen. Sie erhielten Befehl, sich zum Aufbruch nach dem Rheine fertig zu machen; Merobaudes selbst werde sie führen. Kaum hatte er diese Instructionen den Truppen gegeben, als er über die Donau nach Bregetio eilte. Die Brücke, welche Valentinian Behufs der Truppenübergänge schlagen lassen, wurde abgebrochen, damit nicht die Quaden sie benutzten, wenn sie etwa durch die augenblickliche Verwirrung bei den Römern sich zu neuen Einbrüchen ermuthigt fühlten. Allein es war unmöglich, den General Sebastian im Lager den Soldaten vor die Augen zu bringen. Ebenso unmöglich, ihn durch Gewaltmittel unschädlich zu machen. Beides hätte die schlimmsten Folgen haben können. Ihm wurde unter ehrenhaftem Vorwande ein weit entferntes Commando übertragen. Sebastian hatte noch immer keine Kunde vom Tode des Kaisers und seinen eigenen glänzenden Aussichten erhalten, und ging ohne Weigerung nach seinem Bestimmungsorte ab.

So ſchien das Beſorglichſte durch geſchickte Maßregeln abgewandt. Aber im Lager von Bregetio angekommen, erkannte Merobaudes, daß der Geiſt der Meuterei ſich keineswegs gelegt hatte. Wohl ſcheinen manche Abtheilungen, namentlich der illyriſchen und italiſchen Legionen, unter dem Einfluſſe ihrer höheren Führer dem legitimen Auguſtus eine treuere Geſinnung bewahrt zu haben. Dadurch mochten die Entſchlüſſe der übrigen ſchwankend und langſamer geworden ſein. Im Ganzen aber waren die Gemüther kaum halb beruhigt, und es galt noch immer, durch ſchnelles und geſchicktes Handeln den unreifen Plänen der Soldaten zuvorzukommen. Vor Allem ſchien es durchaus nothwendig, ihnen den glänzenden Anblick eines, mit dem „venerablen“ Purpurgewande und dem Diadem geſchmückten Auguſtus zu zeigen. Die blendenden Wirkungen dieſes Schauſpiels hatten ſich ſchon oft erprobt; es konnte die für äußeren Glanz höchſt empfänglichen Geiſter zugleich beſchwichtigen und fortreißen. Aber der Auguſtus Gratian war in Trier, und aus Gründen des perſönlichen wie des allgemeinen Wohles blieb man entſchloſſen, ihn und das valentinianiſche Haus nicht fallen zu laſſen. An der Spitze des Kriegsrathes und kaiſerlichen Conſiſtoriums ſtand neben Merobaudes der zweite Kronfeldherr des Abendlandes: Equitius, Magiſter Armorum über die Präfectur Illyricum. Er war ein Landsmann Valentinians und Gratians; und, wie oft auch die Soldaten ſowohl als die Provinzialen über ſein rauhes, gewaltthätiges Weſen klagten, ſo hatte er ſich ſeit der Kaiſerwahl von Nicäa her durch Treue, Wachſamkeit und Thätigkeit große Verdienſte um den verſtorbenen Kaiſer und deſſen Haus erworben. Merobaudes und Equitius ſchlugen vor, den kleinen Valentinian als Auguſtus dem Heere vorzuſtellen. Alle ſtimmten bei, und ſchleunig wurde Juſtinens Bruder, der Oberſtallmeiſter Cerealis nach Murocincta abgeſandt, um die Auguſta und ihren Sohn nach Bregetio einzuladen.

Cerealis ſcheint ein Mann von wohlwollendem und freundlichem Charakter geweſen zu ſein. Noch am Todestage Valentinians hatte er ſich auf Gefahr des eigenen Lebens menſchlich gezeigt. Der Kaiſer, abergläubiſch wie damals alle Welt, hatte in der Nacht, im Traum, ſeine Gemahlin Juſtina mit aufgelöſtem Haar und klagenden Geberden in tiefen Trauergewändern geſehen. Wie er am Morgen darauf finſter und verſtört zu Pferde ſteigen

wollte, bäumte sich das Thier, und wüthend durch dies neue unglückliche Omen, dessen Ursache er dem Reitknecht aufbürdete, befahl er, diesem augenblicks die Hand abzuhauen, da sie noch überdies seine geheiligte Person ungeschickt berührt hatte. Der junge Mensch wäre elend umgekommen, wenn nicht Cerealis gewagt hätte, im Stillen die Execution zu hintertreiben.

Sobald der Oberstallmeister die Botschaft des Kriegsraths und Consistoriums bei der verwittweten Kaiserin ausgerichtet hatte, entschloß sich die muthige Frau, den schweren und zweifelhaften Schritt keinen Augenblick zu verschieben. Sie brach eilends mit dem kleinen Prinzen nach Bregetio auf. Hier waren natürlich Merobaudes, Equitius und die übrigen Anhänger Gratians unterdessen nicht unthätig gewesen. Mit allen Mitteln hatte man gesucht, die Soldaten für Valentinian zu stimmen. Der vierjährige Knabe, der wohl kaum wußte was ihm geschah, und welch ein blutiges Ende ihn vielleicht erwartete, hielt auf einer Sänfte den Einzug in das Lager; sein Oheim Cerealis und seine Mutter geleiteten ihn. Die Unzufriedenen fühlten sich überrascht; sie sahen den Sohn und die schöne, in Trauergewänder gehüllte Gemahlin ihres siegreichen Imperators und den ganzen Pomp des augustischen Zuges. Sie wurden hingerissen, oder fügten sich wohl oder übel in die Thatsache. Die Rädelsführer mußten ihre Sache verloren geben; der laute Unwillen und der Aufruhr, den man etwa befürchtet hatte, blieb aus, und das gesammte Heer billigte durch die üblichen Beifallszeichen die Entschließungen des Franken Merobaudes. Valentinian der Zweite wurde als Kaiser gekrönt und ausgerufen, am sechsten Tage nach dem Tode seines Vaters. Gratian, das ganze valentinianische Haus und das römische Reich waren von dem drohenden Unheil befreit[21]).

So hatte zum ersten Male ein unmündiges Kind den Thron der Cäsaren bestiegen.

Die Dynastie Constantius des Blassen hatte sechzig Jahre lang im Reiche geherrscht. In der nachfolgenden Dynastie Valentinians trugen bereits Kinder das Diadem. Nach ihrem Erlöschen gründete Theodosius, als der legitime Nachfolger des letzten Valentinianers, die seinige, und auch sie weist Kinder mit der Perlenbinde auf. Es könnte scheinen, als hätte sich mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts das Erbfolgerecht mit allen seinen Consequenzen im römischen Reiche durchgesetzt. Es ist ein merkwür-

diges Zusammentreffen mit diesem Schein, daß zu derselben Zeit das Christenthum die Religion des Hofes wurde, und im ganzen Reiche zur vorwiegenden Geltung gelangte. Vielfach ist Beides in Verbindung gebracht worden; man hat behauptet, wesentlich eine Wirkung der christlichen Doctrinen sei es gewesen, die Erbthronfolge als legitim einzuführen. In Wahrheit findet es sich nicht, daß die Kirche und ihre Lehrer für dasjenige gewirkt haben, was man heute die Legitimität nennt. Vergebens durchsucht man die Folianten der Kirchenväter, der christlichen Historiker und sonstigen Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts nach Belegen hierfür. Erst in viel späteren Jahrhunderten trat jenes Prinzip als kirchliche Lehre und kirchliches Interesse auf. Der damalige Begriff der Christen von der Legitimität war nicht im Geringsten von den Begriffen unterschieden, welche die ganze übrige, heidnische Welt mit diesem sehr häufig gebrauchten Worte verband. Ohne jedes Bedenken nahm die Kirche denjenigen Imperator als ihren rechtmäßigen Augustus an, welchen ihr die profanen, für die Thronfolge maßgebenden Gewalten gaben: auch wenn er nicht ein Verwandter des eben verstorbenen Herrschers war. Als nach dem Tode des christlichen Kaisers Jovian dessen Sohn Varronian vom vereinigten Militär und Civil bei der Kaiserwahl übergangen war, hat kein Kirchenlehrer oder christlicher Historiker auch nur ein Wort für dessen Erbrechte übrig gehabt; ebenso wenig wie ein Heide. Ohne den geringsten Zweifel war Valentinian, der in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu Jovian stand, der rechtmäßige Augustus, sobald die Truppen auf dem Marsfelde von Nicäa ihn anerkannt hatten. Valens war ein legitimer Augustus, sobald das Heer auf dem Marsfelde von Constantinopel der Wahl Valentinians seinen Beifall geschenkt hatte. Dasselbe galt bei der Augustenernennung Gratians. Einen Usurpator, welcher den anerkannten Augustus stürzen wollte oder stürzte, verdammten seit Diocletian Heiden wie Christen; es sei denn, daß glückliche Erfolge, bedeutende Regierungshandlungen, die Gewohnheit einer längeren Herrschaft seine That vergessen machten.

Eine merkwürdige Erscheinung trat unter Valentinians Regierung hervor. Wie Kaiser Jovian noch einen Nachkommen hinterlassen hatte, so war auch das constantinische Haus in Wahrheit nicht erloschen gewesen mit Julian dem Apostaten. In dem General Procopius hatte noch ein Mitglied desselben gelebt, und er

mußte sich, wie der junge Consul Varronian von der Thronfolge ausgeschlossen sehen, ohne daß nach dem allgemeinen oder dem christlichen Urtheile an der Regierung Jovians und Valentinians der geringste Makel der Illegitimität gehaftet hätte. Procopius erhob wirklich die Fahne der Empörung, berief sich auf seine Verwandtschaft mit Julian und Constantius, ließ sich von der Wittwe des Constantius das kaiserliche Purpurgewand umlegen, trug die kleine Tochter des Imperators öffentlich auf seinen Armen umher, und fand in der That keinen geringen Anhang. Mehre Legionen und große Volksmassen fielen ihm zu: nicht allein weil man die Abhülfe vieler Mißstände von ihm hoffte, sondern weil man ein Glied des constantinischen Hauses in ihm begrüßte. Aber, Procopius war ein Heide, die christliche Kirche hatte nichts mit ihm und seiner Berufung auf die erbliche Thronfolge zu schaffen, die überwiegende Mehrzahl der Heiden und Christen verurtheilte sein Unternehmen, und der Kampf, welchen Valentinian und Valens gegen den Prätendenten aus der constantinischen Familie führten, wurde als ein Kampf rechtmäßiger Herrscher gegen den Anmaßer, auch von den Christen betrachtet. Dagegen werden wir noch sehen, wie der christliche Klerus sich dem nicänisch gesinnten Usurpator Maximus etwas günstiger bewies.

Es sind ziemlich ausführliche Berichte über jede Thronbesteigung seit Constantin dem Ersten vorhanden: nirgend haben sich dabei christliche, nirgend überhaupt religiöse Einflüsse geltend gemacht; nirgend tritt hervor, was wir heute das Gesetz der Legitimität nennen. Es waren andere Mächte und Prinzipien, welche die damalige Legitimität feststellten.

Der römische Senat freilich hatte jede Befugniß, den neuen Herrscher zu bestimmen, bis auf die letzten Spuren eingebüßt. In der Armee dagegen war die Erinnerung noch merklich wach und wirksam geblieben, daß sie thatsächlich mehr als ein Jahrhundert lang der allmächtige Schiedsrichter über Thron und Leben der Imperatoren gewesen. Aber die furchtbaren Folgen dieser Abnormität hatten endlich auch in ihre Reihen die Ueberzeugung bringen lassen, daß eine Aenderung eintreten, daß wenigstens die vollkommene Regellosigkeit aufhören müsse. Die Truppen überraschten die ganze Welt, als sie nach der Ermordung des Kaisers Aurelian (275) aus freien Stücken dem Senat seine alten Rechte zurückgeben wollten. Der Senat brach in helles Jauchzen über die

Wiederherstellung der Republik aus, und die thörichte Wahl eines abgelebten Greises aus seiner Mitte zeigte sofort, wie unwürdig er seiner früheren Befugnisse geworden war. Die alte Wildheit der Soldaten erwachte sogleich wieder, der unzulängliche Senatskaiser wurde gewaltsam beseitigt, und die Kaisermorde dauerten fort. Da machte Diocletian seine neuen Anschauungen von der kaiserlichen Würde geltend. Nicht mehr ein zu wählender Beamter der Republik sollte der Augustus sein, sondern der unumschränkte Gebieter des Imperiums, und Rom ihm unterworfen wie jede andere Stadt und die ganze übrige Welt, als wäre es nie die Herrin der Provinzen gewesen. Hieraus folgte von selbst: der allgebietende Wille des Autokraten hatte von jetzt ab, ohne jede Einsprache anderer Gewalten und Organe den Nachfolger oder Mitherrscher zu bestimmen.

Und Diocletian führte seine Absichten durch: — so lange er regierte. Doch war er ein prinzipieller Feind der erblichen Thronfolge, welche nur schlechte Herrscher, und dem Reiche Unheil gebracht habe[22]). Es wurde schon berichtet: soweit die mangelhaften Quellen Diocletians System durchschauen lassen, sollten zwei Augusti sich jeder einen Cäsar ernennen, und nach einer bestimmten Regierungsfrist freiwillig vom Throne steigen, damit die Cäsaren zu Augusten hinaufrückten, und sich neue Cäsaren einsetzten. Die Söhne der Augusten und Cäsaren sollten ausgeschlossen sein. Allein dieses complicirte System war auf eine entsagende Uneigennützigkeit berechnet, welche selbst in weniger entarteten Zeiten hätte erstaunen müssen. Auch vergaß der sonst so feine Kenner seines Zeitalters die Eigenmächtigkeit und die Traditionen der auch durch ihn nicht ganz gebändigten Armee. Sie zuerst durchbrach die neue, mühsam ausgesonnene Ordnung, und rief Constantin I. zum Augustus aus (306): den Sohn Constantius des Blassen, welcher nach Diocletians Festsetzungen nicht einmal auf die Cäsarenwürde Aussicht hatte. Dies war der Anstoß zu allgemeinen Usurpationen. Beinahe zwanzig Jahre lang durchtobten Thron- und Bürgerkriege die Provinzen, bis endlich Constantin I. die Alleinherrschaft über das aus tausend Wunden blutende, hinsterbende Imperium errang, (324).

Jetzt hatten sich die schroffen Gegensätze müde gekämpft, und es bildete sich, so zu sagen, ein Compromiß zwischen dem neuen Recht und Willen des Autokraten, und dem Gewohnheitsrecht und

Willen der Armee. Die Thronfolge-Ordnung, wenn von wirklicher Ordnung in dieser Angelegenheit überhaupt die Rede sein darf, wurde bald ein seltsames Gemisch von Berücksichtigung der kaiserlichen Wünsche und Söhne durch die Armee, und von Soldatenwahl oder Zustimmung. Die Armee erlaubte wohl ihrem Imperator, sich den Nachfolger zu bezeichnen, den sie aber, gewöhnlich in großer, feierlicher Handlung durch Zuruf und Waffengeklirr sanctionirte. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die Kaiser für die Thronfolge ihrer Söhne oder Verwandten sorgten: sei es durch die Cäsarenwürde oder einen ähnlichen Rang, wie noch Constantin und Constantius es gethan, sei es durch die sofortige Augustenkrönung, wie es seit Valentinian geschah. Auf nicht unähnliche Weise waren im Mittelalter die deutschen Könige bedacht, ihren Söhnen die Thronfolge zu sichern, indem sie dieselben durch ihre Vasallen, die Fürsten, zu Königen erklären ließen.

Doch konnte die römische Armee hin und wieder völlig in die alte Gewaltsamkeit zurückfallen, und auf blutige Weise die Thronfolge nach ihrer Willkür modeln. Das beweisen die öfteren Erhebungen von Usurpatoren, und die furchtbaren Scenen nach dem Tode Constantins I.; auch die Auftritte in Paris, wo Julian zum Augustus ausgerufen wurde, und die gespannte Lage der Dinge im Lager von Bregetio sprachen von den willkürlichen Gelüsten der Soldaten. — Hatte aber der Imperator keinen Nachfolger bestimmt und das Heer keinen anerkannt, oder traten andere außerordentliche und drängende Verhältnisse ein, so hielten die Legionen, in denen eine vollkommene religiöse Indifferenz herrschte, sich ohne Weiteres für berechtigt, einen neuen Imperator zu erwählen, und der Gedanke lag fern, daß dieser ein Sohn oder Verwandter des Hingeschiedenen sein müßte. Und wenn die Armee bei der Ausübung ihres Gewohnheitsrechtes einmal den Civilgewalten einen kleinen Antheil einräumte, so war dies ihr guter, nicht oft gezeigter Wille. In der Büreaukratie ebenso wenig wie im Heer und in der Kirche herrschte die Ansicht von der Nothwendigkeit der Erbthronfolge vor. Diese lag nicht eingeschlossen in dem damaligen, allerdings sehr wenig einfachen Begriff der Legitimität. Nur dies war die allgemeine Ansicht, daß es illegitim sei, gegen Wissen und Willen des einmal regierenden, anerkannten Augustus einen neuen Kaiser aufzustellen, sei es um jenen ganz zu stürzen, oder ihm doch einen Theil seiner Macht zu entreißen. Einem so erho-

denen Machthaber klebte der Makel und Name des Usurpators an: des „Tyrannen“ wie man dieses Wort zu jener Zeit gebrauchte. Und so wäre der kleine Valentinian im Grunde ein Tyrann gewesen; seine Kaiserkrönung war ungesetzlich: weder Valens noch Gratian wußten das Geringste um sie. Und doch, wie unklar alle diese Verhältnisse waren, beim Vorwiegen der rohen Thatsächlichkeit und dem Mangel fast jeder prinzipiellen Norm, das zeigt der besonnenste Historiker des vierten Jahrhunderts. Ammianus Marcellinus, ein ehrenfester, loyal gesinnter Soldat, nennt die Imperatorenwahl Valentinians II. zu Bregetio kurzweg legitim[21]). Hier scheint man sich wieder darauf gestützt zu haben, daß die Soldaten beim Hause Valentinians blieben, und daß Gratian nicht gestürzt wurde, wie es zuerst die Absicht vieler Unbotmäßigen gewesen war.

Eine gewisse Anhänglichkeit an die Familie des einmal regierenden Augustus, eine gewisse Rücksicht auf ihre Mitglieder, war allerdings in dem Sinne der Römer aufgegangen. So konnten sogar Kinder den Thron besteigen. Allein das vom Himmel stammende, unveräußerliche Recht der Dynastie und ihrer Erstgeborenen wurde nirgend gelehrt oder auch nur empfohlen; weder bei den Heiden noch von der Kirche[21]). Diese Doctrin hätte allerdings in jener zugleich rücksichtslos verwegenen und für die Ehrfurcht vor religiös geheimnißvollen Lehren höchst zugänglichen Zeit, im Interesse der allgemeinen, gesicherten Ordnung sehr heilsam sein müssen. Die unzulängliche Herrschaft zu junger Imperatoren trat auch ohne sie ein, aber die wünschenswerthe Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hause hätte sich gesteigert, mancher Kaiser würde vielleicht sein Amt von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, seine Pflichten mit größerer Pietät erfüllt haben, und viele schwere Erschütterungen des Staates wären ausgeblieben. Allein, wie gesagt, die Lehre von dem was heute Legitimität heißt, entwickelte sich erst in viel späteren Jahrhunderten. Die Anhänglichkeit an die Dynastie war damals kein christliches Dogma; sie entsprang überhaupt dem Wirken der Kirche nicht mehr und nicht weniger als dem des Polytheismus mit seinen Organen. Sie floß aus der langjährigen, respectvollen Gewohnheit, welche zur Liebe werden kann, und aus den Erwägungen politischer Ordnung und Ersprießlichkeit. Die regierenden Imperatoren benutzten sie, um noch bei ihren Lebzeiten die Succession ihren Söhnen zu sichern; das

einigermaßen gebändigte und zur Vernunft gekommene Heer übte sie aus; die Unterthanen, gleichviel ob Heiden oder Christen, empfanden sie. Nicht vom Himmel herab kam das Recht des kaiserlichen Thronfolgers, sondern von unten herauf, aus dem Schooße der Unterthanen, welche durch die Armee und allenfalls auch die Büreaukratie freilich nur sehr einseitig vertreten waren.

Mit dem erwählten Augustus ging dann allerdings eine große Umwandlung vor. Um die Gestalt des regierenden Kaisers breiteten Heiden und Christen geflissentlich einen mysteriösen Nimbus, und die Kaiser selbst waren nicht minder bestrebt, ihn durch alle Mittel pomphafter Repräsentation und orientalischer Zurückgezogenheit zu erhalten und zu vermehren. Er war größer, und kam die Unterthanen theurer zu stehen, als es je bei einem Herrscher der neueren Legitimität der Fall gewesen ist: selbst in Spanien und Frankreich. Er sollte die Hand des Thronräubers und Mörders von dem so geheiligten Monarchen zurückschrecken, und die Frechheit der Soldaten in scheue Ehrerbietung und Gehorsam gegen einen Mann verwandeln, der noch kürzlich ganz ihres Gleichen gewesen war. Konnte diese Absicht auch nicht immer erreicht werden, so war doch eine wesentliche Besserung eingetreten. Jedenfalls galt nicht die Heiligkeit der Erbfolge, aber um so mehr die Heiligkeit des eingesetzten Imperators als Doctrin. Die Olympier wie der christliche Gott machten ihn zu einem beinahe überirdischen Wesen; sein Numen im Himmel beteten die Heiden an, und die Christen betrachteten ihn fast wie den auf Erden verkörpert wandelnden Gott[25]); wenn dieser Augustus auch ursprünglich Sclave oder der Sohn eines Sclaven war, wie Diocletian, oder der Enkel eines Seilerburschen wie Gratian und Valentinian II.

Die Generale und anderen hohen Magistrate im Lager von Bregetio, welche den kleinen Valentinian zu einem so erhabenen Wesen erklärt hatten, mochten, wie die gesammte Armee, die ihnen zugestimmt, ihre Handlung legitim nennen oder nicht. Jedenfalls war sie unter den obwaltenden Umständen geboten und heilsam, eine wirklich errettende That. Andrerseits aber hatte man dem Abendland einen zweiten Augustus gegeben, ohne Wissen und Willen Gratians, der jetzt einzig und allein zum Gebieten berufen war. Als man nach der ersten Erregung einigermaßen zum Nachdenken über die Lage der Dinge kam, fürchteten Alle, Merobaudes, Equitius und Justina an ihrer Spitze, den Zorn des jungen Kaisers.

Gratian konnte die Anerkennung des Bruders verweigern, und ohne Zweifel würde Valens sich auf seine Seite gegen den Eindringling schlagen. So war der schlimmste Zwiespalt im valentinianischen Hause zu besorgen, und unheilvolle Verwickelungen, vielleicht erschütternde Ausbrüche drohten dem Reiche noch immer. Und wenn Gratian für jetzt seinen Unwillen wirklich beherrschte: man fürchtete für spätere Zeiten seine Rache. Was zunächst vorauszusehen war, geschah in der That: Valens in Antiochien und Gratian in Trier fanden sich höchst unangenehm überrascht, als sie kaum nach dem erschreckenden Tode des Bruders und Vaters vernehmen mußten, mit welcher Eigenmächtigkeit man in Bregetio die beschränkende Einsetzung eines dritten Augustus sich erlaubt habe. Indessen, Gratian war den Männern welche ihm augenscheinlich Thron und Leben gerettet hatten, zu sehr verpflichtet, und mußte den trotzigen, ihm augenblicklich wenig geneigten Sinn der Soldaten zu sehr fürchten, um dauernd Empfindlichkeit zu zeigen. Später stand sein Thron fester, und die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger würden in dieser günstigen Lage den geleisteten Dienst über dessen Eigenmächtigkeit, die Erhaltung des Throns über dessen Beschränkung vergessen haben. Gratian machte die Besorgnisse der Generale nicht wahr. Sie brauchten ihren raschen Schritt niemals zu bereuen. Dagegen scheint es, daß der junge Kaiser und seine Rathgeber nach einiger Zeit Gelegenheit und Muth fanden, mehre Haupträdelsführer der mißliebigen Soldatenbewegungen im Lager von Bregetio einer verdienten Strafe zu unterwerfen [26]).

Auch Justina und Valentinian empfanden es nie, daß Gratian sie als beeinträchtigende Usurpatoren und Eindringlinge hätte ansehen können. Er nahm den kleinen Stiefbruder mit offenen Armen auf, da derselbe nun einmal, und ohne beiderseitige Schuld, sein Mitaugustus geworden war. Er sorgte fortdauernd mit inniger Liebe für dessen Wohlergehen und gediegene Ausbildung, suchte ihm den Vater in allen Stücken zu ersetzen, und ehrte seine Rechte wie die der Kaiserin Mutter Justina gewissenhaft.

Diese Rechte freilich waren für einen Mitaugustus nicht allzugroß. Es hatte Merobaudes und den ihm gleichgesinnten hohen Magistraten zu Bregetio gefallen, daß Gratian die Länder Gallien, Spanien und Britannien als unmittelbares Reichsgebiet beherrschen sollte; Italien, Afrika und Illyrien wurden Valentinian

zugesprochen. Aber augenscheinlich zu Bregetio war zugleich abgemacht worden, daß Gratian eine ähnliche Suprematie über seinen jungen Bruder besitzen sollte, wie Valentinian I. sie bisher über seinen Bruder Valens ausgeübt: ja, noch eine merklich größere. Der eben verstorbene Augustus hatte auch im Orient Krieg und Frieden bestimmt; religiöse Gemeinschaften, welche im Morgenlande sich von Valens mißhandelt fanden, hatten durch Gesandte an Valentinian appellirt, und dieser richtete unmittelbare Manifeste an die orientalischen Unterthanen. Valens gehorchte, nach dem bezeichnenden Ausdruck eines Zeitgenossen, seinem Bruder wie ein Adjunct; Dichter und Redner priesen Valentinian, der Alles vertheilt, und doch Alles für sich behalten habe, der für Valens zugleich ein Bruder und Vater sei, und Valens ließ sich sogar in feierlichen Anreden für den Gehorsam gegen seinen Mitaugustus loben. Es scheint nach Allem, daß Valens sofort beim Empfange des Diadems in Constantinopel sich zu einer solchen Unterordnung offiziell verpflichtet hatte. Es war eine neue Art der Reichstheilung gewesen, welche die gefährlichen Klippen des Cäsarenthums umging. Denn dieses hatte sich nicht bewährt; es hatte nur die ehrgeizigen Wünsche der Cäsaren nach dem Letzten: dem Besitze des augustischen Purpurs und der unumschränkten Macht aufgestachelt; der Armee war Gelegenheit gelassen, ihre Willkür in Augustenerhebungen zu zeigen; Usurpationen, Bürgerkriege und immer neue Erschütterungen waren die Folge gewesen. Nach Valentinians Absicht sollten zwei nahe Verwandte den Augustenrang haben, der eine aber dem andern möglichst wie ein Cäsar untergeben sein, damit ein einheitliches Regiment bei getheilter Verwaltung bestünde[27]).

Jetzt sollte diese Art der Reichstheilung zwischen Valentinians beiden Söhnen speziell für das Abendland eingerichtet werden. Valentinian II., der unter der Obhut seiner Mutter in Mailand residiren sollte, wurde nur scheinbar ein souveräner Augustus. Gratian, welchen der Franke Merobaudes zu leiten gedachte, bestimmte von Trier aus die Verwaltung des ganzen abendländischen Reiches. Ohne seinen Willen durfte die arianische Justina nicht einmal eine Kirche für sich und ihre Glaubensgenossen, in ihrer eigenen Residenz beanspruchen. Auch reiste Gratian sehr häufig nach Italien, um dort persönlich zu inspiziren und anzuordnen; beinah Jahre lang hielt er sich in Mailand auf[28]), erließ unmittelbare Edikte

an den prätorischen Präfekten von Italien wie an den Stadtpräfekten von Rom, und trennte nach eigenem Ermessen mehre Provinzen von dem, Valentinian II. direkt untergebenen Reichsgebiet ab, um sie dem oströmischen Augustus zuzutheilen. Auf solche Art herrschte jetzt das valentinianische Haus über das römische Reich. Die Unterthanen hatten die Pracht dreier Hofhaltungen aufzubringen, und eigentlich nur zwei Kaiser; wie es zur Zeit Valentinians I. zwei Hofhaltungen und im Grunde nur einen Kaiser gegeben hatte.

Am unzufriedensten von den drei Augusten zeigte sich Valens mit dieser Reichstheilung. Es scheint, daß er eine Vergrößerung seines Gebietes erwartet hatte; vielleicht daß Valens, jetzt in der That erst selbständig geworden, als Oheim und älterer Kaiser eine ähnliche Suprematie über seine jungen Neffen beansprucht hat, wie Gratian sie über Valentinian II. übte, oder wenigstens wie Valentinian I. sie über ihn selbst gehabt. Wie dem auch sei, Valens' Ansprüche wurden zurückgewiesen; er vergaß diese enttäuschende Kränkung nie, ein eifersüchtiger Groll gegen seinen Neffen Gratian nagte ihm am Herzen, und er beklagte sich bitter, daß die Söhne seines Bruders die kaiserliche Gewalt eigenmächtig unter sich getheilt hätten, statt sich der schiedsrichterlichen Verfügung ihres Oheims zu unterwerfen. Aus den Vorgängen im Lager von Bregetio entwickelte sich ein gespanntes Verhältniß zwischen Valens und Gratian[24]), das nicht sowohl von Gratian als von dem mißgünstigen Valens genährt wurde. Drei Jahre später hat es zu dem tragischen Ende dieses Kaisers, zum unglücklichen Ausgang der Gothenschlacht bei Hadrianopel, und hierdurch zum unerwartet raschen und mächtigen Anwachsen des germanischen Elements im römischen Reiche sehr wesentlich beigetragen.

Gratian erschien in allen Stücken als das Gegenbild seines Vaters. Jede Neigung zu Valentinians finstrem, harten und abstoßenden Wesen vermißten die Unterthanen mit Freuden bei dem jungen Augustus. Er hatte ein fröhliches, harmloses und hingebendes Gemüth. Nichts lag seinem sanften Charakter ferner, als die Anfälle fürchterlicher Heftigkeit, welche die Menschen gleich Thieren schlachtete, und Geißeln und Foltern decretirte. Er schien der Liebling der Natur wie der Menschen. Schönheit übte auf die sinnlicher empfindenden Völker des Alterthums eine unvergleichlich größere Gewalt aus, als heutigen Tages. Gratians edle und anmuthige Gesichtszüge, die großen, leuchtenden Augen, das Eben-

maß des Wuchſes, ſein Anſtand, die Jugendblüthe und der Glanz, welche die ganze Erſcheinung des Kaiſers umfloſſen, wurden nicht allein von ſchmeichelnden Hofleuten, ſondern nach ſeinem Tode noch von unabhängigen Stimmen geprieſen. Gratians Portrait, wie es uns auf Münzen erhalten iſt, ſcheint die Beſchreibungen der Zeitgenoſſen zu unterſtützen. Wie roh die Münzen aus dieſer Zeit gegen früher auch ſchon ſind, die Geſichtsbildung Gratians zeichnet ſich durch eine gewiſſe Anmuth und Regelmäßigkeit vor den meiſten der übrigen Kaiſer aus. Sie iſt der des Vaters nicht unähnlich, doch hat ſie nicht deren Größe, Wucht und Schärfe[30]). Militäriſche und gymnaſtiſche Uebungen waren Gratians Vergnügen, und vollendeten die Kraft und Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder.

Doch die intellectuellen Anlagen des jungen Kaiſers, und ſeine Talente ſchienen ſogar die des Vaters zu übertreffen. Valentinian hatte keine ſorgfältige Erziehung genoſſen, und den ſpäter ſchwer empfundenen Mangel durch eifrige Beſchäftigung nicht ganz ausgleichen können. Um ſo angelegentlicher war er für die humaniſtiſche Ausbildung ſeines Sohnes von früh an beſorgt geweſen. In Decimus Magnus Auſonius, einem hervorſtechenden Lehrer der Rhetorik und Grammatik zu Bordeaux, ſchien ihm der geeignete Erzieher gefunden. Auſonius wurde im Jahr 367 an den Hof befohlen, und als Pädagoge des achtjährigen Auguſtus angeſtellt[31]). Schon ein bejahrter Mann, von geprüfter Erfahrung und auf der Höhe der damaligen Bildung, durch ſeine Gedichte, die ihm ſpäter ſogar ein eigenhändiges, höchſt bewunderndes Schreiben Theodoſius des Großen einbrachten[32]), weit berühmt, erregte er ſo ſehr Valentinians Zufriedenheit, daß er die höchſten Würden des Reiches, und den Titel Comes empfing. Auſonius war ein Chriſt, aber ſeine Schriften zeigen, daß das Studium der Klaſſiker nicht blos ein formales bei ihm geweſen. Ihn entzückte die Schönheit und Symbolik der griechiſchen und römiſchen Fabelwelt, und er entlehnte die Bilder für ſeine Gedanken am liebſten dem quellenden Reichthum dieſer Poeſie. Man könnte meinen, er habe das Heidenthum als Religion für ſo überwunden und ungefährlich gehalten, daß er es ohne Haß betrachten, ja, daß er wagen mochte, es als die ſchönſte aller Dichtungen für ſeine Poeme zu verwerthen. Sein nicäniſch chriſtlicher Glaube führte ihn nicht zu der überhand nehmenden düſteren Anſchauung eifriger Laien und Prieſter; es war etwas von der heiteren Weltfreude, ja von dem Muth-

willen der alten Heiden in ihn übergegangen. Eine Seite, welche ihm nicht sowohl von Zeitgenossen, als von späteren Jahrhunderten zur Sünde angerechnet ist.

Ein solcher Lehrer gefährdete Gratians Christenthum nicht, und hielt ihn fern von der dumpfen Bigotterie, welche den dumm gelassenen mönchischen Söhnen Constantins und Theodosius I. durch die Erziehung großer Hofheiligen eingeflößt wurde, ohne sie davor zu bewahren, die blutigen Vertilger ihres Hauses, und heimliche Wollüstlinge zu werden. Gratians Frömmigkeit, wie auch sonst immer im Sinne seines Zeitalters geartet, nahm nie den trübseligen Charakter an, welcher seinen muntern und aufgeweckten Geist verdüstert hätte. Er blieb ein Freund profaner aber anständiger Freuden, der Jagden, Feste und anderer Belustigungen. Er bewahrte sich die, bei der Mehrzahl der frommen Christen verloren gegangene Empfänglichkeit für die feineren Reize der Kunst und schönen Wissenschaften, und seine nicht geringen Anlagen auf diesem Felde hatte Ausonius, und, so viel er es persönlich vermochte, Kaiser Valentinian mit aller Emsigkeit gepflegt. Dies entwickelte Gratians natürliche Klugheit und Beredtsamkeit, und hob die angeborene Grazie seines Benehmens. Seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit war der ungezwungene Ausdruck eines feinen und fröhlichen Sinnes, eines warmen und offenen Herzens. Valentinians herbe, unnahbare Majestät war bei Gratian zur fürstlichen Anmuth geworden. Statt der schonungslosen Gerechtigkeit des Vaters, welche dieser selbst in seinen Wuthausbrüchen am blutigsten verletzte, hatte Gratian den Wahlspruch der Gnade, die er ausübte, so weit seine Augen und Hände eben reichten. Man dankte ihm freudig, daß er den Palast, den er als einen Ort des Schreckens überkommen, zu einem freundlichen Aufenthalt gemacht habe[32]). Er hörte es gern, daß die Marktplätze und Gerichtshallen, die einst überfüllt von Angeklagten in Strafprozessen gewesen, jetzt nur voll von Dankgelübden für sein Heil wären, und daß der römische Senat, unter der vorigen Regierung in Unruhe und Trauer versenkt, jetzt durch ehrenvolle, gnädige Dekrete erfreut sei[33]).

Wer dem Kaiser nahen, nur ein Wort von ihm, oder nur seinen Anblick genießen durfte, scheint von dem leutseligen, vertrauenerweckenden Wesen, von dem jugendlichen Feuer bei der sanftesten Bescheidenheit geblendet worden zu sein. Gratian besaß ein tiefes, fast überschwellendes Mitgefühl für die Leiden in jeglicher

Gestalt, wenn sie zu seiner Kenntniß gelangten. Sie mußte freilich den weiten Weg zu ihm durch die ängstlich behüteten Vorgemächer und die Haufen des lügnerischen und verheimlichenden Hofgesindes machen. Auch Gratian wurde natürlich von der offiziellen Glückseligkeit der Relationen über arge Mißstände im Reiche getäuscht. Die Unterthanen bei der Audienz werden auch ihm Manches verschwiegen haben, und die prangenden Schilderungen der häufigen Panegyriken thaten ebenfalls das Ihrige. Gratian, jung und unerfahren, in dem täuschenden Reichthum des Palastes erzogen, wußte wenig von den eigentlichen Zuständen im Reich. Arglos und ohne Menschenkenntniß, gab er sich mit unbegränztem Vertrauen, ja fast mit übertriebener und schüchterner Ehrerbietung[34]) seinen Räthen und den älteren Männern hin, die er für seine Freunde hielt. So wurde er noch öfter und leichter hintergangen als die Herrscher, welche erst nach mannichfachen Erfahrungen im wilden Gedränge des damaligen Lebens den Thron bestiegen hatten. Aber wo er Unglück sah, da suchte er zu helfen oder doch zu lindern. Man verglich ihn deshalb mit Trajan, ja, die Schmeichelei machte ihn noch gütiger als diesen Kaiser, weil er seine kranken Freunde nicht allein besuchte, sondern ihnen die besten Diener und Wärter sandte, ihnen ausgesuchte Speisen bereiten ließ, für Arzeneien sorgte, die Kurkosten aus der eigenen Schatulle bezahlte, weil er die Leidenden tröstete, und die Genesenen freudig beglückwünschte. Ein so gütiger Kaiser wurde natürlich von Bittenden umdrängt. Gratian besaß nicht die nothwendige fürstliche Kunst, Anliegen abzuschlagen; er kam ihnen sogar zuvor, und gab mehr als gehofft worden war[35]).

Valentinian I. hatte den Steuerdruck möglichst gemildert und am Ende seiner verhältnißmäßig schonenden Regierung dennoch gegen die bittersten Klagen taub sein müssen. Es scheint nicht, daß Gratian die Steuern herabsetzte; dies mag nicht möglich gewesen sein. Doch er erließ alle rückständigen Abgaben im ganzen Reich. Eine Indulgenz, welche bei dem damaligen Steuer-Eintreibungswesen und Schuldverfahren viel Elend verhütete, und wohl nicht wenige Zahlungsunfähige aus dem Kerker und von der Folter befreite. Aber damit auch späterhin Niemand auf die Schuldverzeichnisse recurriren könne, wurden alle betreffenden Steuerrollen öffentlich, auf dem Forum jeder Stadt dem Feuer überliefert. „Es verbrannten die Grundlagen alter Bedrängnisse, es verbrannte der

Samen für die zukünftigen!" Sehr beweglich schilderte Gratians Lehrer, der damalige prätorische Präfekt und Consul Ausonius in seiner Lobrede, wie die Schuldner noch in den zu Asche gewordenen Pergamenten die Schriftzüge und die notirten Sesterzien mit Zittern und Zagen erblickten, und fürchteten, sie könnten noch jetzt gelesen und benutzt werden. Und wiederum stellte man Gratian über Trajan, der nur einen theilweisen Steuererlaß gewährt habe, und über Antonin, der die Rollen bei der gleichen Gelegenheit nicht verbrennen ließ, so daß sein Nachfolger die verzeichneten Summen einfordern konnte.

Die Römer des vierten und fünften Jahrhunderts, letzte Epigonen großer Geschlechter, pflegten alle Persönlichkeiten und Leistungen ihrer Zeit mit den Thaten und Männern der Vergangenheit zu vergleichen. Sie hatten nicht mehr ihr eigenes Maß; dies kommt nur der Originalität zu, welche auf ihrer eigenen Schwere ruht, und, naiv wie sie ist, nicht daran denkt, sich zu bespiegeln um sich erkennen zu wollen, oder zu höherer Selbstachtung zu gelangen. Allein so sehr war den Römern schon der richtige Maßstab zusammengeschrumpft, und so übertrieben ihre Schmeichelei durch Gewohnheit geworden, daß sie, bei aller Klage über den Verfall, doch wieder jene großen Erscheinungen zu übertreffen behaupteten. Jede bedeutendere Schlacht erinnerte zu ihren Gunsten an die Siege der Vorzeit. Es war kein Redner oder Autor, der es nicht dem Demosthenes und Homer, dem Cicero und Virgil zuvorthat. In den Panegyriken überragen von Diocletian herab alle Kaiser den Hercules und Alexander, den Cäsar, Trajan und Marc Aurel. So hatten die Römer Valentinian I., auch ohne ihm schmeicheln zu wollen, beinahe völlig mit Hadrian gleichgestellt. Jedoch von Gratians Temperament und der feinen Ausbildung seiner schönen Anlagen erwartete die Welt einen ebenso milden wie großen Herrscher. Nicht allein Lobredner prophezeiten es ihm ins Gesicht, auch besonnene Männer erwarteten, er werde es den herrlichsten Heroen der Vorzeit gleichthun[86]), und unter seinem energischen, gnadenvollen und freigebigen Regiment sollten alle Provinzen wieder aufblühen. Es kam blos darauf an, daß der noch nicht siebzehnjährige Imperator in seiner ferneren Entwickelung nur halb diesen ausschweifenden Erwartungen entsprach, um seinem Namen eine höhere Unsterblichkeit zu sichern, als das historische Verzeichniß ihrer Thaten und Regierungsjahre und der un-

ter ihnen vorgefallnen, immerhin sehr wichtigen Ereignisse sie der Menge der gewöhnlichen Fürsten verleiht. Für's Erste fand man es ganz natürlich, wenn auch nicht allzu glücklich, daß der junge Kaiser beinahe willenlos in achtungsvoller Hingebung den Rathschlägen seiner Minister und Großwürdenträger folgte. Für die Zukunft hoffte man die schönste Abstellung auch dieses Uebels.

Gratian war schon vermählt. Valentinian hatte ihm im Jahre 374 die Enkelin Constantins des Großen, die nachgeborene Tochter Constantius II. zur Gemahlin bestimmt. Ihre Mutter Fausta hatte sie nach diesem Kaiser: Constantia genannt. Es war dieselbe Prinzessin, welche der General Procopius auf seinen Armen getragen, um Volk und Legionen noch mehr für sich, als den Erben des constantinischen Geschlechtes, gegen Valentinian und Valens zu gewinnen. Damals war sie ein Kind von vier Jahren gewesen. In ihrem dreizehnten Jahre hatte sie die Reise aus dem Osten nach Trier gemacht, um mit dem sechszehnjährigen Augustus verbunden zu werden. Auf ihrem Wege durch Pannonien wäre sie beinahe in die Hände der eingefallenen Quaden gerathen, und der Aufbruch Kaiser Valentinians gegen dieses Volk mag nicht lange nach den Hochzeitsfeierlichkeiten stattgefunden haben. Neben Gratians anderen Tugenden pries man seine eheliche Liebe und Treue, sein ehrbares Betragen und die Reinheit seiner Gedanken.

Aber die überschwänglichsten Lobsprüche und Hoffnungen erregte Gratian bei der nicänisch gesinnten Christenheit. Mit Enthusiasmus priesen Laien und Priester nicht allein die Keuschheit des gottseligen Jünglings, seine Nüchternheit in Speise und Trank, seine Demuth, sondern vor Allem seine inbrünstige Frömmigkeit, seine unerschütterliche, eifrige Orthodoxie, sein häufiges und regelmäßiges Beten. Mit ängstlicher Observanz wusch er sich, wie es damals gefordert wurde, jedesmal die Hände, ehe er im Gebete vor Gott trat, damit sie rein wie seine Seele wären; selbst vor so unwichtigen Entschlüssen, wie damals die Ernennung eines neuen Consuls war, zog er sich in die Einsamkeit zurück, um den Himmel mit seinen Gedanken bekannt zu machen, und ihn um Erleuchtung anzuflehen[37]). Doch alles dies trat zurück gegen noch viel höhere religiöse Verdienste. Gratians kräftiges Vorgehen wider die Pest des Sektirerthums und aller vom nicänischen abweichenden Glaubensbekenntnisse war den Homousianern ein endliches, lange ersehntes Labsal. „Im Glauben und in der Frömmigkeit

überragte er fast alle Fürsten die vor ihm waren", ruft ein Kirchenvater hingerissen aus[38]). Freilich, je inniger die Anhänger der Consubstanzialität den Kaiser dieser höchsten Tugenden wegen priesen, und seiner Seligkeit deshalb gewiß waren, desto bitterer fingen die Arianer an, Gratians Fehler und Charakter zu schmähen. Ihnen wurde der liebenswürdige junge Kaiser bald mit allen gräulichen Lastern behaftet, und der Joseph der Homousianer galt den Homöusianern, Homöern und Anomöern für einen Wütherich, um Nichts besser als Nero[39]).

Mit Gratian wurde das Prinzip der allgemeinen Religionsfreiheit im römischen Reich für immer aufgegeben. In diesem Punkt ist seine Regierung epochemachend. Ein heidnischer Kaiser, denn so muß man Constantin I. um die Jahre 313 und 324 noch nennen, hatte das neue Prinzip eingeführt: vom Geiste des Christenthums überwältigt. Dann war es besonders durch christlich arianische Kaiser und Priester verletzt worden. Jetzt beseitigen es die katholischen. Zunächst Gratian im Abendland; bald darauf im Orient Theodosius der Große, der als ein eifriger Homousianer von Gratian zum Augustus ernannt worden war, und in allen religiösen Grundsätzen mit ihm übereinstimmte. Niemand hatte wärmer und ausdauernder für die Religionsfreiheit gestritten als die Christen: so lange sie noch eine geduldete oder verfolgte Sekte waren. Aber bereits Valentinian I. mußte große Mühe, Geduld und Energie aufwenden, um das endlich erreichte herrliche Ziel gegen das Anstürmen derselben Christen zu vertheidigen, die es einst mit Jubelrufen und Dankgebeten begrüßt hatten. Die Kirche, nunmehr reich, mächtig, verwöhnt und durch wüthende Glaubenskämpfe in ihrem Innern verbittert, war unfähig geworden, die Glaubensfreiheit, welche sie selbst einst auf die Welt gebracht hatte, zu dulden oder auch nur zu begreifen. Wie der heidnische Gott Kronos, dessen Thaten den christlichen Kanzelrednern und polemischen Schriftstellern einen unerschöpflichen Stoff zum Lachen oder zu Ausbrüchen der Entrüstung lieferten, haßte und verschlang sie ihr eigenes Kind, das ihr gefährlich schien. Es war ein herrischer und äußerlicher Geist in die Kirche eingezogen, welche die Liebesbotschaft aufbewahrte. Er konnte sich die brüderliche Einigkeit der großen christlichen Gemeinschaft nur noch unter dem mechanischen Zwange bestimmter Formeln denken, welche weder von der wärmsten Liebe festgesetzt waren, noch dieselbe ausmachten.

Von der mechanischen Einheit des römischen Imperiums hatte sich die Kirche ihr Ideal einer äußerlichen, unterschiedslosen Einheit abgesehen, und wurde despotisch wie der Staat. Nichts kann befreiender und Nichts tyrannischer sein als der Idealismus. Er trieb jetzt die vortrefflichsten Priester, die frommsten und wohlwollendsten der christlichen Kaiser dahin, den christlichsten und humansten Grundsatz: die Denk- und Glaubensfreiheit, für immer ausrotten zu wollen. Und ließe sich die ewige Natur desselben überhaupt vertilgen, so würde er, was an der Kirche lag, die ihn einst gepredigt und für ihn gelitten hatte, auch nach mehr als tausend Jahren nicht wieder zum Verlangen und zur immer vorschreitenden Geltung im Menschengeschlechte erwacht sein.

Auf wessen persönlichen Einfluß Gratian sich entschloß, einem Theil seiner Unterthanen die bittersten Kränkungen zuzufügen, um in ihren Augen ein Wütherich zu werden, ist nicht erwähnt. Höchst unwahrscheinlich daß der Franke Merobaudes, allerdings Gratians mächtiger Minister, ihn dazu veranlaßt hat. Merobaudes mag sogar noch den Wodan oder irgend ein wunderliches Gemisch deutscher, römischer und asiatischer Götter verehrt, und sich um den römischen Christianismus und Paganismus im Uebrigen wenig gekümmert haben. Dies war wohl die religiöse Stimmung der meisten Germanen mit volksthümlichem Namen im Reich. Glaublicher ist es freilich, daß Merobaudes der neuen Religion gewonnen war; aber auch in diesem Falle wird er schwerlich zu bedrückenden Maßregeln gegen Andersdenkende gerathen haben. Es lag dies nicht in der religiös ziemlich unbetheiligten, oder jedenfalls toleranten Art der damaligen Deutschen, auch wenn sie dem Christenthum nicänischen oder arianischen Bekenntnisses folgten. Gratian war den Bischöfen sehr ergeben, wie es seine fromme Richtung und sein Charakter mit sich brachten; und einige von ihnen werden am Hofe von Trier sein Gehör erhalten haben. Aber den Bischof Ambrosius von Mailand verehrte der junge Kaiser mit der ganzen Schwärmerei seines frommen und warmen Herzens, und dieser große Glaubensstreiter beglückte ihn wieder mit der Liebe eines Vaters. Ambrosius, großherzig, von überlegenem Geiste und von inniger Liebeswärme für alle Menschen, wo es nicht die Herrschaft eines Glaubenssatzes, die Unterdrückung Andersmeinender und den Vortheil der Kirche galt, war ganz von dem unduldsamen Eifer durchglüht, den man bereits für die Spitze der christlichen Fröm-

migkeit hielt. Er wird, in der festen Ueberzeugung, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, das Seinige nicht unterlassen haben, um Gratian von dem schonenden Wege seines Vaters auf die Pfade noch höherer Religiosität hinüberzulenken. Es läßt sich bemerken, wie fast jeder persönlichen Zusammenkunft des jungen Kaisers und des Bischofs Gesetze folgten, welche entweder die Kirche und den Klerus ausnehmend begünstigten, oder die Freiheit der nicht nicänischen Christen beschränkten[10]). Zwar sahen sich Ambrosius und Gratian erst einige Jahre nach dem ersten, von Gallien aus erlassenen Edikt gegen die Glaubensfreiheit wieder; doch Briefe die uns aufbehalten sind, und religiöse Schriften des Bischofs bezeugen, wie warm und rege die Beziehungen zwischen Beiden auch vor dieser Zusammenkunft in Mailand gewesen sind. Ein Hauptwerk des Ambrosius, sein Buch über den Glauben, entsprang den dringenden und ehrfurchtsvollen Wünschen des jungen Augustus, über diesen wichtigen Gegenstand von seinem geistigen Vater belehrt zu werden[11]). Nichts steht der Annahme entgegen, daß Ambrosius schriftlich von Mailand aus die Ermahnungen der gallischen Bischöfe durch seine gewichtigen Worte bei dem zugänglichen Gratian unterstützt habe. Merobaudes und die anderen weltlichen Großen von Einfluß am Hofe zu Trier werden gegen diese Erfolge der Bischöfe nichts eingewendet oder nichts vermocht haben. Wie dem Allen sei, genug, die Glaubensfragen fanden den sanften und menschenfreundlichen Gratian heftig und unerbittlich im Vergleich zu seinem herrischen Vater, dessen Regiment von vielen Römern bald schmerzlich zurückgesehnt wurde.

Kaum hatte Gratian den Thron selbständig inne, als er sich beeilte, die Religionsfreiheit aufzuheben. Nur wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, wahrscheinlich im ersten Beginn des Jahres 376, erließ er ein Gesetz „zu Gunsten der Religion katholischer Heiligkeit". Denn wie fast alle Sekten und Confessionen sich damals als die eigentliche allgemeine, als die katholische Kirche betrachteten, so that es auch die nicänische, und ihr ist bald der Triumph der anerkannten Katholicität zu Theil geworden. Gratians Gesetz befahl, daß alle „Zusammenkünfte der häretischen Anmaßung zu ruhen hätten", sowohl in den Städten als auf dem Lande. Die Orte wo die Ketzer dennoch unter dem falschen Vorgeben der Religion ihre Altäre aufstellten und sich versammelten, fielen dem Fiskus anheim. Es sind dieselben Anordnungen, welche einst die

heidnischen Kaiser gegen die Christen verfügt hatten. Den Häretikern sollten ihre Kirchen entrissen und den „katholischen“ Gemeinden überliefert werden[42]).

Nach dem plötzlichen Schlage womit Gratian die nicht nicänischen Sekten traf, zeigten deren Mitglieder zunächst wenig Lust, in ein Gotteshaus ihrer Unterdrücker zu gehen, um mit ihnen den ewigen Sohn anzubeten oder die Feier irgend eines anderen verhaßten Dogmas zu begehen, und sich in einer polemischen Predigt mit dem Teufel, den Dämonen und Juden zusammengeworfen zu hören. Aber gerade dies war stets ein Hauptmotiv gewesen, wenn eine Sekte der anderen die Kirchen entrissen hatte, oder wenn die Tempel der Heiden geschlossen wurden: nebst dem Schauder über die Blasphemieen des irrigen Gottesdienstes, und dem unduldsamen Eifer der Habgier, der Rechthaberei und der Herrschsucht. Die Ungläubigen sollten in eine orthodoxe Kirche treten müssen, wenn sie sich fernerhin noch irgendwie gottesdienstlich zu erbauen sehnten; und hier sollten die vernommenen richtigen Lehren sie allmählich dem Gehorsam, der Wahrheit und Seligkeit wieder zuführen. Sehr gegen Gratians Absicht versammelten sich indessen die Häretiker entweder im Hause oder auf dem Gute eines Glaubensgenossen, oder sonst an einem geeigneten verborgenen Orte: ungeachtet der Warnungen des Gesetzes. Auch scheint es, daß mehre Beamte und Statthalter der Provinzen, vielleicht selbst Häretiker oder doch maßvoll gesinnte Nicäner, sie still gewähren ließen. Gratians ganzer Zorn erwachte bei diesen Nachrichten. Seine Religiosität lehrte ihn, daß bei einer solchen Hartnäckigkeit der Irrgläubigen alle Milde, die er sonst so gern übte, vom Uebel sei. Er erließ im Jahre 378 ein zweites Gesetz an den prätorischen Präfekten von Italien, welches die Verordnungen des ersten einschärfte, und mit den Worten schloß: „wenn dergleichen, sei es durch die Nachlässigkeit der Beamten, sei es durch die Nichtswürdigkeit der Profanen geschieht, so soll beide dasselbe Verderben ereilen.“ Und unter diesem Verderben scheint der Tod verstanden zu sein! Ein drittes Gesetz an denselben Präfekten bekräftigte im folgenden Jahre jene Bestimmungen, und sprach noch einmal Gratians vollen Abscheu gegen andere Glaubensmeinungen aus. Es war von Mailand aus gegeben; unter den Augen, und unzweifelhaft auf die frommen Ermahnungen des heiligen Ambrosius.

Allein wie hart, ja wie blutig vielleicht Gratians Gesetze waren: sie riefen nicht allzuviel Bestrafungen hervor. Und dies aus entgegengesetzten Gründen: sie fanden theils einen zu geschlossenen, theils zu geringen Widerstand. Die Donatisten in Afrika, die Arianer in Italien und Illyrien waren die zahlreichsten und wichtigsten „Häretiker" des Abendlandes. Seit der nachgiebigen Behandlung, welche Constantin I. bei den Donatisten am ersprießlichsten gefunden hatte[43]), waren die Fortschritte dieser „Separatisten" eben so anhaltend, wie ihre Schicksale wechselnd und ihr Betragen verschiedenartig gewesen.

Jede Separation aus einer größeren Gemeinschaft deutet auf eine Krankheit in derselben hin. So war es auch in der afrikanischen Kirche. Jene Doppelwahl für den Bischofstuhl von Carthago im Jahre 311, durch die Ränke einer bigotten, reliquiensüchtigen Wittwe herbeigeführt, war nur der letzte, äußere Anstoß gewesen, daß Richtungen und Prinzipien sich offen schieden, welche längst im Stillen gegeneinander gearbeitet hatten. Die Donatisten verwarfen die Verbindung der Kirche mit dem Staat; sie lehnten den Schutz des Kaisers ab, der allerdings mit Oberhoheit und Einmischung in die kleinsten Angelegenheiten gleichbedeutend war, und sprachen ihren tiefen Abscheu aus vor jeder äußerlich erzwungenen Bekehrung. Die Kirche im Allgemeinen dagegen war durch Constantins I. schlaues Verfahren rasch an Bereicherung und Gnaden von Seiten des Augustus und an die kaiserliche Leitung gewöhnt worden. Sie scheute bald nicht mehr vor der offen ausgesprochenen Lehre zurück: der Christ befördere das Wohl seiner Nebenmenschen, wenn er den im Irrthum Verstockten oder den Abtrünnigen nöthigen Falls mit Gewalt in die kirchliche Gemeinschaft bringe; denn nur von dieser umschlossen, könne er auf Seligkeit hoffen. Nun aber besitze die Kirche keine äußeren Zwangsmittel, und habe sie deshalb vom Staate zu entleihen. Eine Lehre, die in den arianischen Streitigkeiten bereits vollauf geübt wurde, und ihre entsetzlichen Folgen über mehr als ein Jahrtausend erstreckt hat.

Der Meinungs-Unterschied zwischen den Donatisten und ihren Gegnern in diesem wichtigen Punkte bildete sich allerdings erst im Lauf einiger Jahre völlig klar heraus. Die Parteinahme der Kaiser gegen die Donatisten trug wesentlich hierzu bei. Gleich zu

Anfang der Spaltung jedoch trat ein anderer Gegensatz hervor. Die Donatisten beschuldigten die Kirche der Lasterhaftigkeit, Unreinheit und laschen Kirchenzucht; ein allgemeines Verderben walte in ihr; sie hege unter dem Klerus wie unter den Laien die schwersten Sünder und Verbrecher; sie habe nicht einmal diejenigen ausgestoßen und bestraft, welche in den Tagen der Heidenverfolgung die heiligen Schriften ausgeliefert hätten. Die strenge Partei, welche diese „Traditoren" und mehre andere Arten von Verbrechern auf alle Zeiten der kirchlichen Gemeinschaft verlustig, und eine große Umkehr der Sitten herbeigeführt wissen wollte, sie war es gewesen, welche den Gegenbischof Majorinus gewählt hatte, angereizt von der frommen Wittwe Lucilla. Aus ihr war die große Sekte der Donatisten hervorgegangen, und hatte die überkommenen Meinungen immer schärfer ausgeprägt und immer eifriger gepredigt.

Und in der That, alle Berichte aus jener Zeit geben das Bild fortwuchernder Entsittlichung in der Kirche, während die strenge Zucht der donatistischen Gemeinschaft im günstigsten Rufe stand das ganze vierte Jahrhundert hindurch. Der Glanz ihrer Sittenreinheit, welchen verläumderische Angriffe der feindlichen Partei nicht zu schwächen vermochten, trug nicht wenig zu ihrer Ausbreitung bei. Allein diese ehrbare Strenge hatte einen finsteren und hartherzigen Charakter, und war durch andere, wesentliche Tugenden erkauft. Die Donatisten steigerten sich bald zu einer wahren Begeisterung der Gnadenlosigkeit und des Verdammens. Mit der vollen Gluth des afrikanischen Wesens und mit der Leidenschaftlichkeit welche Donatus in ihnen noch gesteigert hatte, verabscheuten sie ihre Gegner und das ganze übrige Menschengeschlecht. Sie behaupteten, Alles was sich außer ihnen noch Christen nenne, sei des heiligen Geistes baar, sei des Teufels, und schlimmer als die Heiden. Nur sie allein bildeten die wahre, reine Kirche Christi. Nach diesen Lehren richteten sie ihr Betragen ein. Und so befleckt hielten sie die Gemeinschaft der übrigen sogenannten Christen, und so wirkungslos deren Sacramente, daß sie Jeden der zu ihnen übertrat, von Neuem zu taufen pflegten. Ein Gebrauch, der seit der Mitte des Jahrhunderts ganz allgemein ward, und vor allem Anderen die Gegner erbitterte und die Donatisten in ihren Augen fluchwürdig erscheinen ließ.

Wie aber in der Geschichte der religiösen und philosophischen

Ansichten gerade den hochgeschrobensten Forderungen unerbittlicher Strenge und abstracter Reinheit stets der Umschlag ins Gegentheil am schnellsten gefolgt ist, so hatte dieser Fluch aller schwärmerischen Uebertreibung bereits angefangen, sich an den Donatisten zu erfüllen. Die Partei selbst war noch unbefleckt im Großen und Ganzen; blos diejenigen Gewaltthaten konnten ihr vorgeworfen werden, welche jede Partei verübte, und nur an der anderen verabscheute. Aber die wilde Sekte der Circumcellionen hatte sich den Donatisten unabtrennbar angehängt. Unter dem Vorgeben, Zucht und Strenge einzuführen, hauste sie zügellos in den afrikanischen Provinzen umher; die Reinheit im Munde, wälzten ihre Mitglieder sich im Schmutze; als „Streiter Gottes", wie sie sich nannten, unter dem Feldgeschrei „Gott die Ehre!" schändeten sie die Menschheit durch Thaten, deren Grausamkeit ganz viehisch gewesen wäre, ohne die auserlesenen Erfindungen menschlicher Bosheit mit denen sie sich oft genug paarte. Ist aber der Rückschluß von solchen Ausschreitungen auf den allgemeinen Zustand in Kirche und Staat erlaubt, und er wird es wohl zu allen Zeiten sein, so legen diese Banden der Circumcellionen ein schweres Zeugniß ab gegen den christlichen Klerus, gegen die Behörden und Diener des Staates und gegen die gesammte Bevölkerung. Es gab Priester, die sich offen des Todtschlages rühmten und ihre Gegner mit neuem Todtschlag bedrohten[*]). Der Klerus durfte sich wenig beklagen, wenn auch die wild gewordenen Laien mordeten. Der Staat folterte seine Angehörigen um eine geringe Steuerschuld, um ein Nichts erbarmungslos; selbst Zeugen mußten die Tortur erleiden, und die Hinrichtungen wurden durch die peinvollsten Qualen verschärft. Es hätte nicht Wunder nehmen müssen, daß auch einmal die Unterthanen das Beispiel des Staates nachahmten, wo sie zur Gewalt gekommen waren. Man hatte sie dazu erzogen. Alle besseren donatistischen Priester sagten sich laut und feierlich, mit Ausdrücken des tiefsten Abscheus von jeder Gemeinschaft mit den Circumcellionen los. Um allem Verdacht des Einverständnisses zu entgehen, forderten sie selbst die militärischen Provinzialbehörden auf, gegen eine Menschengattung vorzuschreiten, für welche die Zuchtmittel der Kirche nicht ausreichten. Auf diese Bitten hin ließ der Comes von Afrika wirklich einmal Truppen durch die Dörfer marschiren, welche der Lieblingstummelplatz der Circumcellionen waren. Es kam sogar zu größeren Gefechten zwischen den regel-

mäßigen Abtheilungen und den zügellosen Schwärmerschaaren. Noch späteren Geschlechtern zeigten die bleichenden Gerippe der unbeerdigten Körper, wieviel hier niedergemacht worden waren[45]). Andere donatistische Priester jedoch hielten offen oder geheim die Verbindung mit den Circumcellionen aufrecht, benutzten sie zu ihren mannigfachen Zwecken und brauchten bald diese fanatischen Banden in den Kämpfen mit Kirche und Staat als streitbares und todesmuthiges Hülfsheer gegen die Truppen, durch welche die Behörden die Umkehr der Donatisten und die Einheit der Kirche zu bewerkstelligen dachten.

Die kluge Geduld welche Constantin I. nach mißglückten heftigen Maßregeln gezeigt, der Frieden zu dem er die Parteien fortwährend ermahnt und schließlich gebracht hatte: mochten die Priester im Grunde ihres Herzens wollen oder nicht, war den Circumcellionen nicht günstig gewesen. Da die Unterdrückungen aufhörten, und sogar mehr Nachsicht und Nachgiebigkeit als Widerstand gezeigt wurde, verlor ihre schwärmerische Wuth den eigentlichen Anreiz, und ihr Toben begann einzuschlafen. Desto unaufhaltsamer breiteten sich die Donatisten aus: ihrer erschreckenden Bundesgenossen je länger je mehr entledigt. Die Sekte machte gegen bestimmte, höchst fühlbare Uebelstände in der Kirche Front; sie kam großen und vielfachen Bedürfnissen in Afrika entgegen. Deshalb konnte nicht einmal die gewährte Ruhe sie auflösen, noch ihre Fortschritte hemmen. Nicht wenig hob es ihre Sache, daß Donatus, den sie den Großen nannten, Bischof der Hauptstadt Carthago war. Constantin I. starb 337. Seine letzten Bestrebungen in den kirchlichen Händeln des Orients hatten einer allgemeinen Vermittelung zwischen Arianismus und Nicänismus gegolten. Ebenfalls für den Occident hatte er es über sich gewonnen, die Donatisten, trotz ihrer rasch zunehmenden Ausbreitung, nicht zu behelligen. Nur soviel war ihm nicht möglich gewesen oder nicht nützlich erschienen, seine persönlichen Ansichten und Empfindungen zurückzuhalten. Dieselben Manifeste, Briefe und Edikte, welche immer wieder mit den eindringlichsten Worten zu Geduld, Nachsicht und Frieden mahnten, flossen über von den stärksten Aeußerungen des Unwillens gegen die teuflischen Schismatiker, die Feinde Gottes und der heiligen Kirche, die Anhänger des Satans, die der göttlichen Rache überantwortet wurden.

Constantins Nachfolger im Abendland, sein junger Sohn

Constans, hatte die Gesinnungen des Vaters gegen die Donatisten geerbt; aber er bestätigte zunächst dessen Edikte[46]). Bald gewannen es die Priester über ihn. Neben seiner Liebe zur Jagd, zum Golde und zu deutschen Jünglingen wuchs seine Liebe zur Einheit der Kirche, „deren Liebhaber Christus sei", und seine eifrige Einmischung in alle Fragen der religiösen Controverse. Wie er leidenschaftlich Partei nahm zu Gunsten Athanasius des Großen und des Nicänismus gegen seinen arianischen Bruder Constantius, so ließ er sich zu den heftigsten Schritten gegen die Donatisten fortreißen. Was dem gewaltigen und schlauen Constantin I. zu schwer geschienen, dessen vermaß sich der schwache Constans. Nach einigen zuerst noch zaghaften, dann immer ungeduldigeren Versuchen der Bestechung, Ueberredung und Gewalt, wollte er ums Jahr 348, gegen Ende seiner Regierung, um jeden Preis die Einheit der Kirche durchsetzen. Auch jetzt sollte zunächst angewendet werden, was man Güte nannte. Zwei kaiserliche Commissarien: Paulus und Macarius, zogen von Ort zu Ort in Afrika, empfahlen den Donatisten die katholische Einheit als das höchste Gut und ermahnten sie zur Umkehr in den Schooß der Kirche. Dann würden Gott und Jesus Christus die Gebete gnadenvoll entgegennehmen, wenn das gesammte Volk sie ihnen darbrächte in derselben Kirche, mit demselben Munde und demselben Herzen. Um die verstockten Ohren für solche Segnungen zugänglicher zu machen, führten Paulus und Macarius wahre Schätze an Geld und einladenden Vorräthen mit, und vertheilten sie an die donatistischen Gemeinden als Zeichen kaiserlicher Liebe und Barmherzigkeit. Selbst für die Gotteshäuser der Schismatiker hatten sie Schmuck, Altardecken und Geräthschaften; die Armen kleideten und speisten sie. Während des Gebens ermahnten sie stets von Neuem, und die katholischen Priester können nicht genug die Langmuth dieser Beamten rühmen, welche für jetzt nicht die Zuchtruthe der Gewalt schwangen, Keinen geißelten und Keinen in den Kerker warfen[47]).

Gegen diese verführerischen Umtriebe des Kaisers und seiner Commissare erhob sich Donatus von Karthago in der rücksichtslosen Energie seines Charakters und der Sorge und Begeisterung für seine Sache. Auch zu ihm kamen Paulus und Macarius mit freundlich harmlosen Mienen. Er entgegnete ihnen ein berühmt gewordenes Wort: „was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen!" und seine Feinde sagten, er habe wüthende Schmähungen

auf Conſtans hinzugefügt. Seine ſtolze Frage beantworteten ſie mit einem Satze, welcher der ſpäteren katholiſchen Kirche ein Dorn im Auge geworden iſt. Der Staat ſei nicht innerhalb der Kirche, ſondern die Kirche im Staat, und der Kaiſer das Oberhaupt des römiſchen Reiches. In der allegoriſchen Art der Bibelauslegung die damals üblich war, fügten ſie hinzu: deshalb ſage Chriſtus auch im hohen Liede: „komm meine Braut, komme vom Libanon.“ Der Libanon ſei das römiſche Imperium; und ſie behaupteten kühn, in dieſem Reiche wären nicht allein Prieſterthümer, ſondern auch Sittſamkeit und Jungfräulichkeit; Vorzüge die den barbariſchen Völkern fehlten[48]). Donatus blieb nicht bei Worten ſtehen, um den Verführungen zu begegnen. Seine Partei, feſt in ſich organiſirt, hatte eine Disciplin, die von ihrem hochverehrten Primas mit kräftiger und geſchickter Hand geübt wurde. In dieſen Tagen der Entſcheidung ließ es Donatus kühn darauf ankommen, ob die Seinigen mehr den Geboten ihres Hirten oder den Verlockungen des kaiſerlichen Geldes gehorchen würden. Wie viel Bedürftige oder Habgierige unter den Donatiſten ſein mochten, wie viele ihm widerwillig und untreu werden konnten: er ſandte Briefe an alle Gemeinden, welche den Empfang und die Austheilung der kaiſerlichen Gaben an die Armen unterſagten. „O ſiehe!“ riefen ſeine Feinde, „o ſiehe welche Sorgfalt für die Elenden, o wie hülfreich für die Armen! o ſchönes Entgegenkommen dem Sünder der durch Almoſen ſich rein waſchen will!“ Und mit jener berufenen Dialektik, die ſchon damals bei den Prieſtern in hoher Blüthe ſtand, fragten ſie: Was wird Donatus antworten, wenn Gott ihn fragt: war Conſtans gut und rein, warum nahmſt du die Gaben des Reinen nicht an? und war er ein Sünder, warum erlaubteſt du ihm nicht zu geben, da ich des Sünders wegen den Armen gemacht habe?“[49]) Sie wälzten alle die Aergerniſſe die jetzt hereinbrachen, von ihren Schultern auf Donatus und deſſen Anhänger ab. Seine übermüthigen und hartherzigen Briefe, ſeine allzu gehorſamen, raſenden Biſchöfe hätten Alles verſchuldet. Die Donatiſten ihrerſeits klagten die Katholiken an: ſie hätten Truppen herbeigerufen. So ſteht auch hier, wie immer, Vorwurf gegen Vorwurf. Nur aus katholiſchen Federn ſind uns Berichte geblieben. Denn wie die Schriften der Arianer ſo wurden auch die der Donatiſten von der ſieghaften Partei vernichtet.

Paulus und Macarius durchzogen die Provinzen; aber es

ſcheint, ſie richteten wenig aus: ihre Schatzwagen wurden nicht ſo leer wie ſie wünſchten, und ihre Mißſtimmung mußte wachſen. Endlich kamen ſie vor die Stadt Bagai, die muthmaßlich in Numidien lag. Hier war ein anderer Donatus Biſchof. Ihn beſeelte der Wunſch, die Anordnungen ſeines Meiſters pünktlichſt zu erfüllen, und vielleicht, die etwas zweifelhafte Stimmung ſeiner Gemeinde nicht durch ſo wohlklingende Argumente wie Paulus und Macarius ſie zur Bekräftigung ihrer Mahnreden beibrachten, noch ſchwankender werden zu laſſen. Vielleicht auch war es der leidenſchaftliche Trotz, den die Donatiſten gerne zeigten: der Biſchof beſchloß, den kaiſerlichen Abgeſandten den Eintritt in ſeine Stadt zu verwehren. Zu dieſem Zweck wählte er ein wildes und verderbliches Mittel.

Das Treiben der Circumcellionen war von Neuem erwacht, ſobald die erſten Religionsverfolgungen unter Conſtans ſich geregt hatten. Schon konnte die bürgerliche Ordnung in vielen Gegenden nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Circumcellionen ſchienen eine Art Urzuſtand menſchlicher Gleichheit in die unglücklichen und erſtarrten Unterſchiede der alten römiſchen Geſellſchaft zurückführen zu wollen. Sie warfen ſich zum tyranniſchen Anwalt Aller auf, die arm und gedrückt waren, oder ſich dafür hielten, oder von ihnen dafür genommen wurden. Wenige waren unter ihnen, die nicht ſelbſt von der Härte der Zeit und der bevorzugten Klaſſen Schweres erduldet hatten; und was ihre verbitterten Gemüther, durch religiöſe Ideen noch mehr erhitzt, für evangeliſche Gleichheit hielten, das wollten ſie auf räuberiſche und mörderiſche Weiſe herbeizwingen: vom Herrn zu ſeinen Streitern erkoren, wie ſie glaubten. Die Führer der umherziehenden Banden nannten ſich die Führer der Heiligen. Sie ſandten Briefe mit furchtbaren Drohungen an die reichen Gläubiger, ſofort den Schuldnern ihre Verpflichtungen zu erlaſſen. Auf das geringſte Zögern flog ein wilder Haufe, unter dem Rufe: „Gott die Ehre!“ herbei, zündete das Haus des Hartnäckigen an, mißhandelte ihn und die Seinigen, und erzwang von ſeiner Todesangſt das fußfällige Flehen, Gnade zu üben, und die Schuldſcheine zu nehmen. In das harte Geſchlecht der Grundbeſitzer und Gläubiger war ein wohlverdienter Schreck gefahren, obſchon ihm eine beſſere Urſache zu wünſchen war. Die fortwährenden, aber weniger auffälligen Grauſamkeiten gegen ihre hörigen Bauern, ihre Colonen, Skla-

ven und Schuldner wurden jetzt plötzlich und stoßweise mit ähnlichen Grausamkeiten bezahlt, denen nur der anarchisch tobende Charakter scheinbar mehr Gehässigkeit und Abschreckendes verlieh. Die Gerichte, welche jenen Besitzenden so oft und willfährig ihren rauhen Arm geliehen hatten, waren vielfach außer Thätigkeit gesetzt. Die verwöhnten reichen Gutsherren zitterten auch einmal für ihre Villen und Liegenschaften, wie sie nur zu oft die Untergebenen hatten zittern machen für ihre kleine Hütte und ihre letzten paar Habseligkeiten. Die Gläubiger dachten nicht mehr daran, die Zahlungsunfähigen Kerker und Folter kosten zu lassen; sie boten dringend die günstigsten Bedingungen an, sie rechneten sich sogar große Verluste zum Gewinn, wenn sie nur den Mißhandlungen der Gottesstreiter dadurch entgingen. Die Klage irgend eines Sklaven, Niedrigen und Bedrückten, den die Gerichte fast immer ungehört im Stiche gelassen hatten, wurde freudig von den Führern der Heiligen angenommen; und ohne Hörung des verklagten Theils lautete der schnell vollzogene Urtheilspruch auf Mißhandlung und Feuer. Besonders die Sklaven hatten an diesen zuchtlosen Rächern langer und empörender Leiden ihre Freunde. Wer sich nur an sie wandte, durfte auf Schutz, Hülfe und Vergeltung rechnen. Auch ungerufen sprangen die heiligen Streiter zu. Wie die Heiden an den Saturnalien, so liebten es die Circumcellionen, das Verhältniß von Knecht und Herren umzukehren: nur auf weniger heitere Art. Begegneten sie auf ihren Zügen einer Sänfte, so wurden die drinnen Sitzenden genöthigt auszusteigen und das Amt der Träger zu übernehmen: die Sklaven stiegen ein. Oft mußte der Herr die schwere Arbeit in seiner Tretmühle versehen, damit die Sklaven feierten und sich pflegen ließen. Aber auch die Circumcellionen, wie so unendlich viel ausschweifende Religionsgemeinschaften, meinten streng die Gebote des Evangeliums zu erfüllen. Eingedenk des Wortes Christi an Petrus: „stecke dein Schwert ein" gebrauchten sie Keulen als Waffe, und nannten sie die Keulen Israels, oder mit wildem Humor geradezu die Israeliten. Eingedenk des Wortes: „du sollst nicht tödten", und der donatistischen Lehre: die Kirche habe sich vom Blute rein zu halten, begnügten sie sich fürs Erste noch mit Brandstiftung und Mißhandlungen. — Durch das wüste und frevelhafte Treiben der Circumcellionen schimmern die kargen, entstellten Reste reiner evangelischer Lehren hindurch; und das Walten einer großen histori-

ſchen Vergeltung iſt nicht in ihnen zu verkennen. Sie ſind das Vorbild aller chriſtlichen Schwarmſekten welche ſich fanatiſch, in tobender Weiſe zu Weltverbeſſerern aufwarfen, um ſelber in der wildeſten Entartung zu endigen, und für die Generation deren Leiden und Sünden ſie beſſern wollten, nicht nur die allerſchmerzlichſte Geißel ſondern auch der größte Abſcheu zu werden; Sekten die immer emporzuwuchern pflegten, wo der Schrecken vor tiefer ſocialer Verderbniß ſich mit der heftigen Sehnſucht nach glücklicheren Zuſtänden, reinerer Lehre und heiligerem Leben verband. Je höher und geiſtiger ein Prinzip, deſto unheilvoller werden die Folgen ſeines Mißverſtändniſſes, und deſto leichter iſt daſſelbe. Den Beweis giebt die Geſchichte des Chriſtenthums auf jedem Blatt bis auf den heutigen Tag.

Dieſe Circumcellionen rief der Biſchof Donatus von Bagai aus allen umliegenden Dörfern und Flecken herbei, um den Einzug der kaiſerlichen Commiſſare abzuwehren. Eine wüthende Menge von mehren Tauſenden, nach Berichten der donatiſtiſchen Gegner, füllte die Stadt, und erhielt vom Biſchof ihre Beköſtigung. Die Baſilika wurde zum öffentlichen Kornſpeicher gemacht! ſo ſchilderten es die Katholiken mit heiligem Schauder. Ein mörderiſcher Kampf entſpann ſich zwiſchen den fanatiſchen Circumcellionen und den Cohorten des Paulus und Macarius. Er endete mit der Einnahme von Bagai und dem Niedermetzeln der Schwärmer. Der Biſchof Donatus wurde in einen Brunnen geworfen: wie die Donatiſten klagten; er nahm ſich ſelbſt das Leben: wie ihre Gegner behaupteten.

Nach ſo blutigen Auftritten würde Conſtantin I. alle weiteren Schritte eingeſtellt haben, wenn es ihm überhaupt je möglich geweſen wäre, ſolche plumpen Verſuche zu Gunſten der Einheit zu machen, wie ſein Sohn. Conſtans ließ ſeiner grimmigen Erbitterung die Zügel; und er konnte es unter dem prachtvollen Vorwand: daß er verpflichtet ſei, die beleidigte kaiſerliche Majeſtät an rebelliſchen Frevlern zu rächen, und von Gott inſpirirt zu dem lebhaften Verlangen, die afrikaniſche Kirche einig zu ſehen. Güte und Geſchenke wurden bei Seite gelegt, als nutzloſe Verſchwendung. Macarius forderte die Donatiſten drohend und gebieteriſch auf, ohne Weiteres in die liebenden Arme der Mutter Kirche zurückzukehren[50]). Eine ungeheure Bewegung ging durch die Provinzen Afrikas. Stolz und Trotz, begeiſterte Standhaftigkeit und

Fanatismus wurden den rohen Forderungen der Gewalt entgegengesetzt. An dem Kampfe von Bagai, an der kraftvollen Weigerung der Donatisten entzündete sich eine wilde Verfolgung. Bald stürzte die volle Wuth der weltlichen Behörden entfesselt auf die unglückliche Sekte ein. Die Verjagungen begannen; Donatus von Karthago, die anderen Führer und Bischofe der Donatisten wurden ergriffen und ins Exil geschleppt. Donatus starb, als bereits Constantius regierte, in der Verbannung. Mehre Bischöfe wurden getödtet, und von den Donatisten um so feuriger als Märtyrer verehrt, je geringschätziger ihre Gegner ihnen diesen Namen versagten. Die Einkerkerungen und Confiscationen nahmen ihren Lauf; die Geißeln und Foltern spielten. Selbst die Gegner der Donatisten mußten widerwillig und leise zugestehen, Macarius habe wild gehaust. Aber sie wiesen auf das heilige Beispiel des Moses hin, der vom Sinai herabgekommen sei, die Gesetzestafeln in der Hand, auf denen das Gebot eingegraben war: du sollst nicht tödten, und der in einem Augenblick Viertausend mußte umbringen lassen. Auch das Vorbild des Propheten Elias, welcher Vierhundertundvierzig dem Tode überantwortete, war im Auge der einheitlich gesinnten Christen eine Rechtfertigung für Macarius.

Die Donatisten sahen in den Priestern der Gegenpartei nicht minder ihre Verfolger als in Macarius selbst. Diese suchten die Blutschuld von sich abzuwälzen. Sie könnten nicht dafür, wenn der Kaiser und seine Beamten strenge Strafen nöthig fänden gegen Hartnäckigkeit und Raserei zu Nutz und Frommen der Einigkeit. Macarius habe nur nach den Gesetzen gehandelt[81]). Kein Priester der begünstigten Partei rührte die Hand, um Grausamkeiten abzuwenden, oder zu mildern, von denen nur theologische Wuth nicht einsehen mochte, daß sie den christlichen, den menschlichen Namen befleckten. Freude und Billigung leuchten unverhohlen aus ihren Schriften gegen die Donatisten hervor. Noch mehr: wie angelegentlich die Priester der katholischen Kirche den Eifer der Staatsgewalten schürten, das läßt sich ahnen aus den vielen und beweglichen Klagen der Unterdrückten, die in den polemischen Büchern der Katholiken aufbewahrt sind; das darf man schließen aus dem Geist der im Allgemeinen den christlichen Klerus beherrschte; das verräth unter manchen anderen Aeußerungen ein Wort, das sogar der heilige Augustinus sich entschlüpfen läßt, da er die einstige Milde Constantins I. eine schlimmberüchtigte

und abſcheuliche nennt[52]). Ja, mit Sehnſucht und Entzücken ſah ſpäter die katholiſche Frömmigkeit auf die ſchöne Zeit zurück, wo Conſtans und ſein Nachfolger im Abendland: Conſtantius die Donatiſten peinigten und unterdrückten. Da habe ſich die heilige Mutter Kirche, ſo weit der Himmel reichte, ihrer Söhne gefreut, die in der Einheit geweſen wären. Da hätte wieder dieſelbe Communion die Gattin dem Gatten verbunden, die Söhne den Vätern, die Brüder den Brüdern. Gott ſelbſt habe ſich über dieſen Zuſtand gefreut, da er ſage: „Siehe wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtiglich beieinander wohnen.“ Alle afrikaniſchen, orientaliſchen und überſeeiſchen Völker habe ein Frieden umfangen. Dem Satan ſei es ein Schmerz geweſen, da ihn immer der Frieden zwiſchen Brüdern peinige. Zu derſelben Zeit ſei, unter einem chriſtlichen Kaiſer, der Teufel verlaſſen geweſen in den heidniſchen Tempeln; die Häupter und Führer der Donatiſten nach Verdienſt verbannt; in der Kirche keine Spaltung; und den Heiden die Ausübung ihrer Sacrilegien verboten. Friede wie er Gott wohlgefällig ſei, habe bei allen chriſtlichen Völkern gewohnt, der Teufel in den Tempeln getrauert, die Donatiſten in fremden Gegenden[53]).

Aber die Wirklichkeit ſah anders aus, als die lügneriſche Farbengebung eines entzückten Heiligen ſie malen wollte. Zwietracht, Jammer und Auflöſung waren allgemein. Viele verfolgte Donatiſten flüchteten zu den Circumcellionen. Dieſe Schwärmerhorden wuchſen reißend an. Sie waren es vorzüglich, welche Gewalt mit Gewalt, Blut mit Blut, Tortur mit Tortur beantworteten. Erſt die Religionstyrannei der Söhne Conſtantins hat dieſer Sekte ihre ganze entſetzliche Bedeutung gegeben und ſie auf lange Jahre hin geſtärkt. Die raſenden Haufen zogen in den Provinzen umher und achteten nichts mehr als etwa einen bedrückten Donatiſten. Ueber den Abfall übten ſie eine ſchreckliche Controlle; katholiſche Prieſter ſahen Nachts ihre Häuſer erbrochen, niedergeriſſen, verbrannt und ſich ſelbſt den ausgeſuchteſten Mißhandlungen überliefert. Man verſtümmelte ſie und goß Kalk und Eſſig in ihre Augen. Jede Gegend zitterte, wo der verhängnißvolle Ruf: „Gott die Ehre“ erſcholl. Mord und Verwüſtung folgten ihm nach. In dieſe Horden war erſt jetzt der volle religiöſe Fanatismus und der Ehrgeiz des Märtyrerthums gefahren. Sie lieferten den Soldaten Gefechte oder ließen ſich von ihnen hinſchlachten, um nach dem

Tode heilig verehrt zu werden. Sie stürzten sich ins Wasser, ins Feuer oder von Felsen herab. Auf ihren Gräbern beteten ihre Genossen, und berauschten sich dann im Wein. Auch hier lag die Wollust dicht neben der gesteigerten Religiosität. Die Fanatiker feierten Orgien mit lüderlichen frommen Schwestern, und gaben dann ihnen und sich den Tod.

Das niedrige Volk verehrte sie dennoch als enthusiastische Gottesmänner, Befreier und Rächer, und strömte ihren Horden zu. Die numidischen Bauern, ein wildes, aber hart gedrücktes und ausgesogenes Geschlecht, hatten längst eine finstere Unzufriedenheit genährt. Jetzt fiel in den aufgehäuften Zunder das Feuer aufreizender religiöser Ideen. Die Bauern brachen in hellen Aufruhr aus, oder unterstützten heimlich auf jede Weise die Sache der Circumcellionen. Aber auch zu den eigentlichen Donatisten, die jetzt duldeten und ganz Afrika mit ihren lauten Klagen, mit ihren heftigen Schmähungen und Streitschriften erfüllten, sah das Volk in tiefer Andacht empor. Sie waren es, die von jeher die satanischen Unbilden und Einrichtungen des Staates verurtheilt hatten. Sie hatten von derselben Macht zu leiden, welche den Armen preßte und mißhandelte, den Hohen und Reichen begünstigte und beschenkte. Sie hatten sich losgesagt von einer Kirche, die ganz in Uebereinstimmung war mit den weltlichen Gerichten und Obrigkeiten. Warf man den arianischen Priestern im Orient zu große Unterthänigkeit gegen die gleichgesinnten Kaiser vor: derselbe Vorwurf traf den nicänischen, antidonatistischen Klerus Afrikas. Und was sollte das Volk von einer Kirche halten, deren Priester sich gedrungen fühlten, das Lob des Constans auszutönen als eines christlichen, gottesfürchtigen, religiösen und barmherzigen Fürsten[41]), da alle Welt seinen schamlosen Lebenswandel kannte, seine geizige und räuberische Verwaltung empfand? Um die Donatisten dagegen breitete sich je länger je mehr der Nimbus, den der Ruf sittlicher Reinheit, das Dulden und die Standhaftigkeit gewährt. Inbrunst und Berechnung ließ sie sich des Märtyrerthums mit glühenden Worten rühmen. Während die Sekte verfolgt war, wuchs ihre Zahl wie ihre Begeisterung und alle Gefühle der Ungeduld und des Zorns.

Dies waren die Zustände in Afrika, während im Orient, unter Constantius, die arianischen Kämpfe ähnliche Zerrüttungen verursachten, und am Hofe des germanenfreundlichen Constans jene

Verschwörung im Namen der Sittlichkeit sich bildete, an deren Spitze der romanisirte Germane Magnentius trat. Kaiser Constantius II. erhielt nach dem magnentianischen Thronkriege die Alleinherrschaft. Er setzte die Maßregeln seines Bruders gegen die Donatisten fort. Auf die elf Jahre seiner Regierung im Occident paßt vornehmlich jene dithyrambische Schilderung von der Einheit und dem Frieden der Kirche, von der Gefangenschaft des Satans, die ein Heiliger der katholischen Partei gegeben hat. Constantius, obwohl ein heftiger Arianer, war den antidonatistischen Priestern Afrikas ein christlicher Kaiser, unter dem es sich wohl leben ließ, denn er drückte die Donatisten. Ihm folgte Julian der Apostat. Die allgemeine Glaubensfreiheit die er ausschrieb, gab den Donatisten die Zuversicht, sich an ihn zu wenden; „denn bei ihm allein wohne die Gerechtigkeit". Die Katholiken, selbst der heilige Augustin, wiesen die Donatisten höhnisch auf ihren Grundsatz hin: „was geht den Kaiser die Kirche an?" Sie selber hätten ihn nunmehr verletzt. Aber nur Parteiwuth konnte oder wollte nicht unterscheiden, daß es etwas Anderes ist, wenn eine vom Staat unterdrückte Gemeinschaft sich an das Staats-Oberhaupt um Abstellung des Uebels wendet, und etwas Anderes, wenn sie ihn als Lenker und Schiedsrichter ihrer inneren Angelegenheiten einladet.

Julians Grundsätze und Absichten ließen ihn mit Freuden den Bitten der Donatisten willfahren. Er befahl hier wie im ganzen Reich die Heimkehr der Verbannten und die Herausgabe der entrissenen Kirchen. „Erröthet!" riefen die Katholiken, „wenn ihr noch einen Funken Scham besitzt. Derselbe Mund hat euch die Freiheit wiedergegeben, der die Tempel der Idole zu öffnen befahl. Fast in demselben Augenblick kehrt eure Wuth nach Afrika zurück, wo der Teufel aus seinen Kerkern entlassen ist. Zu der gleichen Zeit habt ihr und der Erzfeind gemeinsame Freuden!" Die Donatisten kehrten triumphirend zurück. Sie hatten beinahe 14 Jahre lang zu Schweres gelitten, als daß sie, bei ihrem ohnehin leidenschaftlichen Charakter, das Maß bewahren mochten. Jetzt bekamen ihre Gegner zu klagen, und hielten ebenso wenig ihre ausschweifenden Vorwürfe und jämmerlichen Schilderungen zurück. Dieselben Scenen eines erbosten Religionskrieges spielten in Afrika wie in den übrigen Provinzen des Imperiums, zur großen Genugthuung des heidnischen Augustus. Die Katholiken wollten die

Kirchen nicht gutwillig herausgeben; die Donatiſten rückten in hellen Haufen heran, ihr geraubtes Eigenthum mit Gewalt wiederzunehmen; ſie belagerten die Baſiliken, kletterten die Mauern empor, trugen die Dächer ab und ſchleuderten die Ziegel auf die Köpfe der Prieſter, die ſich um den Altar zur Vertheidigung geſchaart hatten. Ueberall in den Städten gab es Aufläufe und Gemetzel. Die Donatiſten ſollen viele ihrer Gegner verjagt, andere mißhandelt haben. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem. Die wieder erlangten Kirchen wurden durch exorziſtiſche Gebräuche vom Böſen befreit, der die Zeit über in ihnen gehauſt hatte. Man wuſch die Wände ab, welche durch die Gegenwart unreiner Gemeinden beſudelt waren. Man riß die entweihten Altäre nieder, und richtete ſie von Neuem auf. Die Biſchöfe befahlen, vorgefundene Hoſtien den Hunden hinzuwerfen. Aber die Zeichen des göttlichen Zornes blieben nicht aus. Dieſelben Hunde zerriſſen wüthend die donatiſtiſchen Gottesfrevler. Salbölflaſchen wurden aus dem Fenſter geſchleudert; aber Gott ſandte ſeine Engel, welche das heilige Gefäß ſanft in ihre Hände nahmen, ſo daß es keinen Schaden erlitt. Eine große Buße wurde allem Volk in Afrika angeſagt, und die Abgefallenen die ſich jetzt zurückwandten, vom Greiſe bis zum Kinde hinab, ſtrengen Züchtigungen unterworfen, bevor die wahre, reine Kirche Chriſti ſie wieder aufnahm. Die Laien wurden wiedergetauft, und die Jungfrauen welche ewige Keuſchheit gelobt hatten, durften das Zeichen derſelben: die Mitra, während der Buße nicht tragen. Als die Donatiſten ſich im Ihrigen wieder eingerichtet hatten, ſtanden die Parteien einander ſchroff, mit brennend ungeduldigem Ingrimm, unverſöhnlich gegenüber wie kaum zuvor.

Julian ſtarb 363. Sein Nachfolger Jovian regierte nicht lange genug, um eine entſchiedene Stellung zu den Wirren in Afrika einzunehmen. Doch ernannte er den Comes Romanus zum Commandeur der afrikaniſchen Provinzen, der auch in den Angelegenheiten der Civilverwaltung eine große Stimme hatte. Romanus behielt ſeinen hohen Poſten bis zum Jahre 373, alſo beinah unter der ganzen Regierung Valentinians I. Er war einer der ruchloſeſten römiſchen Beamten, und Afrika kam durch ihn an den Rand des Verderbens. Er zeigte ſich den Donatiſten ſo übelgeſinnt, daß dieſe ihn neben Macarius als ihren Verfolger nannten **). Doch müſſen ihm die duldſamen Religionsmaximen

ſeines Gebieters immerhin einige Zügel angelegt haben. Endlich jedoch brachte es ſeine üble Verwaltung dahin, daß Firmus, ein mauriſcher Vaſallenkönig des Reiches, ſich erhob, um Afrika vom Imperium loszureißen, und daß er ſchnell die bedeutendſten Fortſchritte machen konnte, 372—373. Firmus begünſtigte die Donatiſten, um durch ſie einen ebenſo zahlreichen wie rührigen Anhang zu erhalten. Nichts konnte verführeriſcher ſein für dieſe Partei in ihrer, durch Romanus immer noch bedrohten und ſchmerzhaften Lage, als einem Fürſten zu huldigen, der ihnen ſo freundlich entgegenkam, deſſen Erfolge ſo groß waren, und deſſen Dank ſie zu verdienen hofften. Die Donatiſten fielen dem Reichsfeinde zu, und betrachteten ihn als ihren legitimen Herrn. Man beſchuldigte ſogar einen ihrer Biſchöfe, ſeine Stadt dem Heere des Firmus geöffnet zu haben. Man nannte die Donatiſten Firmianer, wie ſie vordem die Katholiken Macarianer genannt hatten. Doch in ihrem kurzen Siegesrauſche zeigten ſie bereits den Abfall von einem ihrer Grundprinzipien. Es hatten ſich in letzter Zeit mehre Meinungsverſchiedenheiten unter ihnen erhoben, und zu eigenen Sektenbildungen innerhalb der größeren Gemeinſchaft geführt. Die eigentlichen Donatiſten, ſie, welche jede Vergewaltigung der Gewiſſen, jede brutale Einmiſchung des Staates in die feinen Angelegenheiten des Geiſtes verpönten, ſie benutzten jetzt den Arm des Firmus, um die Sekte der Rogatiſten und deren Stifter Rogatus ingrimmig zu verfolgen[56]). So war der Geiſt der Kirche, den ſie verurtheilten und bekämpften, in ſie ſelber eingezogen.

Die Beſiegung des Firmus hätte unter einem anderen Fürſten als Valentinian I. zum furchtbaren Rückſchlag für die Donatiſten werden können. Doch dieſer Monarch, trotz ſeiner blutigen Strenge ſchon gegen geringere Vergehen als das der Rebellion, ſcheint es mit großer Weisheit vorgezogen zu haben, unwandelbar nur eine religiöſe Gemeinſchaft in ihnen zu erblicken, und ſie von ſeinem Syſtem religiöſer Duldſamkeit auch jetzt nicht auszuſchließen. Den Donatiſten wurde keine Gelegenheit, ihren Enthuſiasmus und Märtyrerruhm zu ſteigern. Auch eine Beſtrafung aus rein weltlichen Gründen, wie der Empörung, würde von ihnen religiös aufgefaßt ſein. Dies war die Art der chriſtlichen Parteien. Nur zu einem Ausdruck ſeines Unwillens ließ ſich Valentinian beſtimmen. Noch während der Firmianiſchen Wirren, im Februar 373 erließ er ein Edikt an den Proconſul von Afrika: „Wir erkennen,

daß ein Geistlicher der die Heiligkeit der Taufe in unerlaubter Anmaßung verdoppelt, und gegen die allgemeinen Einrichtungen diese Gnadenhandlung durch Wiederholung befleckt, des Priesterthums unwürdig ist." Dieses Edikt war viel eher eine Publikation der kaiserlichen Meinung als ein wirkliches Strafgesetz. Die Absetzung der wiedertaufenden Kleriker war nur sehr mittelbar ausgesprochen. Der Wortlaut ließ der Auslegung einen weiten Spielraum. Valentinian mochte hierbei um so weniger an einen eigentlichen Abfall von seinen toleranten Grundsätzen denken, als die Wiedertaufe, das Gräuel aller übrigen Christen, nicht einmal ganz wesentlich zum Donatismus gehörte. Denn vierzig Jahre lang, bis zur Verfolgung des Macarius hin, hatten die mauritanischen Donatisten die Katholiken ohne jene Ceremonie aufgenommen[57]). Wie dem sei: man erfährt nicht, daß Valentinians Edikt Absetzungen und Verfolgungen hervorgerufen habe.

Nicht drei Jahre nach diesem ungnädigen Manifest wurden die Donatisten durch Gratians erstes Religionsgesetz erschreckt. Unter die Häretiker welche gegen die katholische Heiligkeit durch ihre Zusammenkünfte sündigten, und ihrer Kirchen beraubt werden sollten, zählten sie natürlich mit. Ausdrücklich gegen sie gab Gratian ein eigenes Gesetz, das nicht mehr aufbehalten ist. Aber die Dinge in Afrika gingen nicht nach dem Wunsche des frommen Kaisers, den die heiligen Einflüsterungen kirchlicher Bischöfe noch mehr aufreizten[58]). Er sah sich veranlaßt, im Jahre 377, wo er und Merobaudes Consuln waren, ein neues Gesetz an Flavian, den Vicar von Afrika zu richten:

„Wir verdammen den Irrthum Derer, welche die Vorschriften der Apostel mit Füßen treten, die Sacramente christlichen Namens sich anmaßen, sie durch eine erneute Taufe nicht reinigen sondern schänden und mit dem Namen des Wasserbades besudeln. Denselben wird daher Deine Autorität befehlen, von diesen elenden Irrthümern abzustehen, nachdem sie die Kirchen, welche sie gegen den Glauben behalten, der katholischen Kirche zurückgegeben. Weil die Anordnungen derer zu befolgen sind, welche den apostolischen Glauben ohne Veränderung der Taufe dargethan haben. Denn wir wollen, daß nichts Anderes gelehrt werde, als was der Glaube der Evangelien und Apostel und die unverfälschte Tradition aufbewahrt hat. Wie es auch durch das göttliche Gesetz unserer Vorfahren Constantin, Constans und Valentinian befohlen ist.

Aber sehr Viele die aus den Kirchen vertrieben sind, streichen in heimlicher Wuth umher, und besuchen wider das Gesetz Orte (zur Zusammenkunft) in großen Häusern und auf Gütern. Diese Orte wird der Fiskus einziehen, wenn sie der sündigen Doctrin Schlupfwinkel dargeboten haben. Doch entkräftet unser Gebot nichts von den Bestimmungen welche wir schon längst in unserm Erlaß an Ricentius festgesetzt haben. Wenn diese Leute einer heillosen Disciplin ihren Irrthum lieben, so mögen sie ihrem Verderben und einem häuslichen Geheimniß fröhnen, aber nur einzeln und allein“ [59]).

Es war ein merkwürdiger Umstand, daß Flavian, der Vicar von Afrika, welcher gegen die gottlosen Donatisten mit Verjagung aus den Kirchen und Confiscation der Güter vorgehen sollte, selbst zu dieser Sekte gehörte. Doch muß er von der Minderzahl der Lauen gewesen sein. Er blieb im Amt, und vollzog dessen Pflichten, so weit es ihm nützlich schien. Er ließ sogar einige von seinen Meinungsbrüdern hinrichten; sei es zufolge Gratians Edikt vom Jahre 378, welches den Tod auf jede gottesdienstliche Zusammenkunft der „Häretiker“ gesetzt zu haben scheint, sei es weil die Donatisten ihre in Anspruch genommenen Kirchen vertheidigten und damit den kaiserlichen Befehlen offen Trotz boten, oder weil sie sonst in ihrem Schmerze sich zu Handlungen fortreißen ließen, die das bürgerliche Gesetz mit dem Tode ahndete. Die Donatisten waren klug genug, den mächtigen Mann nicht von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, der sie gewiß immer noch schützte während er einzelne hinrichten ließ. Aber sie mußten von den Katholiken, die im gleichen Fall unzweifelhaft ebenso gehandelt hätten, manche boshafte Worte hören.

Aber jener Hinrichtungen waren nur wenige; und weitaus die größte Zahl der Kirchen blieb in den Händen der Schismatiker. Der Gottesdienst wurde offen in ihnen gefeiert. Flavians Verwaltung, die gewiß so nachsichtig wie möglich war, mag zu dieser thatsächlichen Freiheit der prinzipiell verdammten und verbotenen Sekte manches beigetragen haben. Doch blieb dieselbe auch nach Flavians Vicariat bestehen. Die Katholiken schrieben sie ihrer christlichen Sanftmuth zu. Es war die nackte Nothwendigkeit welche so christlich sanft machte. Afrika blutete aus tausend Wunden, welche der religiöse und bürgerliche Krieg und wilde feindliche Einbrüche ihm geschlagen hatten. Es bedurfte dringend der äußersten Schonung und Pflege. Die Zahl der Donatisten

überwog in vielen Gegenden die der anderen Chriſten bei weitem; ſie bildeten, trotz mancher Spaltungen in ſich, ein feſtgeſchloſſenes, kampfmuthiges Heer nach außen hin. Jeder lebhaftere Angriff würde die blutigen Wirren aus der Zeit des Conſtans und Conſtantius erneuert, und ſich doch als unfruchtbar erwieſen haben. Auch mußte Gratians weiches Gemüth, bei aller Hitze gegen andersdenkende Chriſten, dennoch vor Akten der Wildheit zurückſchrecken, wie ſein Schwiegervater Conſtantius und deſſen Bruder ſie ohne Regung des Mitgefühls herbeigeführt und angeſehen hatten. Immer waren es ſeine Unterthanen welche litten: wenn auch fluchwürdige Separatiſten und Häretiker; immer war es ſein Reich welches dabei herunterkam. Genug, Gratian hatte den Muth, harte Geſetze zu geben, aber nicht den Muth, ſie durchführen zu laſſen; und der Verſuch würde umſonſt geweſen ſein. Auch hier ſcheiterten Anſicht und Gebot des Autokraten an der Meinung und dem Willen der unfreieſten Bevölkerung.

Die Sekte der Donatiſten, halb verfolgt und halb geduldet, den Glanz des Leidens und der blühenden, unerſchütterlichen Kraft in ſich vereinigend, wuchs unaufhaltſam an. Selbſt nach Rom ſtreckte ſie bereits ihre Zweige aus. Hier trat im Jahre 378 ein Concil der italiſchen Biſchöfe unter Leitung des römiſchen Metropoliten Damaſus zuſammen. Die Väter beklagten ſich zornig in einem demüthigen Schreiben an Gratian. Der gütige Kaiſer habe zwar nach dem Willen Gottes befohlen, die gottesſchänderiſchen Wiedertäufer aus Afrika zu verjagen; ſie aber hätten einen Claudianus zum ſogenannten Biſchof deſignirt, damit er Rom verwirre. Er lehre hier, daß alle Biſchöfe der Vergangenheit und Gegenwart weiter nichts als Heiden ſeien. Zwar habe Gratian beſtimmt, Claudian ſei aus Rom zu vertreiben und ſolle nach Afrika zurückkehren; allein der Freche verachte die Obrigkeiten und Gerichte, er bleibe trotzig in Rom und ſcheue ſich nicht, die Erlöſten wiederzutaufen. Er beraube ſie vielmehr deſſen was ſie ſchon erlangt hätten, als daß er es ihnen gebe, denn zweimal könne dieſe Gnade nicht ertheilt werden. Gratian war höchſt entrüſtet bei dem klagenden Bericht ſeiner verehrten Biſchöfe. Er richtete ein ſehr ungnädiges Reſcript an Aquilinus, den Vicar von Rom, und rügte deſſen Nachläſſigkeit mit ſtrengen Worten. Der Frevler Claudian, der eine falſche Geheimlehre verbreite, und die Seelen der erlöſten Körper verderbe, ſei ſogleich vom Orte ſeiner neuen

Schandthaten auf 100 Meilen weit zu verbannen. Endlich, im Jahre 379, nahm Gratian noch einmal Gelegenheit, sich als unversöhnlichen Feind der Donatisten auszusprechen. Er war aus dem Gothenkriege zurückgekehrt; und was er dort erreicht hatte, galt als Lohn seiner Frömmigkeit und Orthodoxie. Er hielt sich jetzt in Mailand auf, und stand im innigsten Verkehr mit dem inbrünstig verehrten Ambrosius. Sein Gesetz gegen alle Häretiker ohne Unterschied war eine Frucht dieser gottseligen Gemeinschaft des Kaisers mit dem Bischof. Es kommt auf die Wiedertaufe: das „verruchte Institut welches nehme was es verdoppele." Es erklärt, daß alle Lehrer und Diener jenes perversen Aberglaubens, und die welche sich das Priesterthum anmaßten, den bischöflichen Namen infamirten, sich Presbyter und Diakonen nennten, nicht einmal für Christen zu halten seien. Sie sollen von den Versammlungen der längst verdammten Sekte abstehen[60]).

Das Resultat aller Kämpfe, Schicksale und Verdammungen welche die Donatisten zu erfahren hatten, blieb ihr fortwährendes Wachsthum. Selbst die Katholiken gestanden schmerzlich und widerwillig ihre Minderzahl an vielen Orten ein. Die Schismatiker hatten nach wie vor ihre Kirchen, feierten unbehindert den Gottesdienst darin, und hielten ihre Concilien ab. Auf der Synode von Bagai 394 versammelten sich 310 ihrer Bischöfe; hundert andere hielten sich fern von diesen, einer Spaltung wegen. Im Jahre 411 traten zu Carthago 279 Bischöfe zusammen; und so blieb es lange. Da trotz aller wiederholten, immer heftigeren Gesetze wirkliche Verfolgungen nicht eintraten, so wurde der äußere Frieden im Ganzen wenig gestört. Die kleinen Privatkabalen und Quälereien, in denen theologischer Parteihader so erfindungsreich ist, nahmen freilich eher zu, und das Heer gegenseitiger Vorwürfe und Schmähungen schwoll mit ihnen an. Hier lernte eine Partei von der anderen. Wo es wenig Donatisten gab, und ihre Maßregelung keine Gefahr brachte, vollzog man natürlich die harten kaiserlichen Gesetze zur herzlichen Freude der Katholiken. Wo die Donatisten kräftig überwogen, kehrte sich das Verhältniß einigermaßen um. Ihr Abscheu vor den Mitteln äußeren Druckes stumpfte sich bald ebenso sehr ab, wie er bei dem Häuflein der Katholiken rege ward. Aber sie konnten doch immer nur mit kleiner Münze zahlen. In Hippo, der Stadt welche durch den heiligen Augustin später ihre Berühmtheit erlangte, herrschten die Do-

natiſten um das Jahr 380 ſo unbeſchränkt, daß ihr Biſchof Fauſtin es wagte, der kleinen katholiſchen Gemeinde ſogar das Brodbacken zu verbieten. Und Keiner unterſtand ſich, dagegen zu handeln[61]). Ein Zeichen neben vielen anderen, wie auch die weltlichen Magiſtrate an vielen Orten durch den Terrorismus chriſtlicher Biſchöfe und Gemeinden lahm gelegt werden konnten. Nur in einem Punkt empfanden Donatiſten und Katholiken ſich als Brüder: in ihrem Zorn gegen die Heiden und deren Idole. Es dauerte nicht lange mehr, daß Donatiſten und Katholiken, da ſie ſich gegenſeitig die Kirchen nur noch ſelten entreißen konnten, gleich eifrig die heidniſchen Tempel umſtürzten, wo es nur immer möglich war. Die ſchlimmſte Wuth der Circumcellionen hatte ſich mit der Verfolgung wieder gelegt. Aber noch immer ſchwärmten ſie umher; und den Wohnſtätten der Dämonen galten jetzt hauptſächlich ihre Zerſtörungen[62]).

Gründlicher als in Afrika drangen Gratians Abſichten gegen die Häretiker in Italien durch. Hier herrſchte die Peſt des Arianismus. Kein geringer Theil der italiäniſchen Chriſten verdammte noch immer die gleiche Ewigkeit von Vater und Sohn, die gleich erhabene Göttlichkeit des heiligen Geiſtes als Gotteslästerung. An manchen Orten, wie in Mailand, ſtanden die Arianer den Homouſianern nur wenig nach, obſchon ihre Zahl ſich täglich verminderte. Dieſe unglückſeligen Verirrten hatten unter Conſtantius, und noch mehr unter Julian und Valentinian ihren Gottesdienſt ohne Beeinträchtigung und Sorge feiern dürfen, ihre Baſiliken und ſonſtigen Gotteshäuſer unbehelligt inne gehabt. Jetzt entriß Gratian ihren profanen Händen die heiligen Stätten, und überlieferte ſie den triumphirenden nicäniſchen Chriſten; ganz gleich, ob deren Gemeinden ſie neben den ihrigen noch bedurften oder nicht. Die Arianer in Italien fügten ſich. Die hitzigen Kämpfe die man hätte erwarten ſollen, blieben aus. Man nimmt eine geringe, mehr heimliche als offene Thätigkeit einiger arianiſcher Prieſter wahr, die noch das Mögliche zu retten und zu halten ſuchten[63]). Manche Arianer bekannten für ihre Perſon offen den Glauben vom unewigen Sohn. Allein der Arianismus als religiöſe Gemeinſchaft in Italien zeigte nur wenig Widerſtandskraft gegen die kaiſerlichen Angriffe. Man hört Nichts von Gemeinden, die ſich unter Pſalmengeſängen, mit Knütteln und Aexten bewaffnet,

um ihr Allerheiligstes schaarten; Nichts von der todesmuthigen Vertheidigung einer abgeforderten Kirche; von Bischöfen, Presbytern und Diakonen welche nicht vom Platze weichen wollten, welche die Menge fanatisirten, den Straßenkampf leiteten, bis sie ins Exil geschleppt wurden; Nichts von Feuersbrünsten, Geißelungen, Märtyrerthum und all den anderen Gewaltsamkeiten welche damals die Glaubensenergie angegriffener christlicher Gemeinden bekundeten. Höchstens daß die Arianer sich in der ersten Zeit noch heimlich versammelten; daß sie auf Gefahr der Confiscation und anderer schwerer Strafen im Hause oder auf dem Gut eines Glaubensgenossen ihren verborgenen Altar aufschlugen. Sie schmähten und verläumdeten den Kaiser, so laut ihr Zorn es ihnen eingab oder so leise als die Sorge für ihre persönliche Sicherheit es rathsam machte. Aber sie leisteten ihm keinen Widerstand; der Arianismus fuhr fort, sich rasch und immer rascher aufzulösen; selbst Angriff und Bedrückung gaben ihm keinen neuen Aufschwung mehr. Ein Zeichen daß er ohne Gratians gehässige Maßregeln wohl noch schneller abgestorben wäre. Andernfalls hätten dieselben sich ebenso ohnmächtig erwiesen, wie sie jetzt unnütz waren. Alle arianischen Kaiser würden den Nicänismus nicht geschwächt haben, und wären sie zu diocletianischen Verfolgungen vorgeschritten. Jeder Versuch war in das Gegentheil umgeschlagen, trotz großer Scheinerfolge für den Augenblick, und sträflicher Schwäche vieler nicänischen Bischöfe. Jetzt zeigte der Arianismus daß er keinen Boden mehr hatte in den Herzen der Römer. Während sogar das Feuer äußerer Zwangsmittel ihm nicht mehr nützen konnte, schadete es seinen Gegnern nur noch durch die größere Verhärtung ihres Charakters. Nur kleine aufflackernde Lebenszeichen waren ihm noch abzugewinnen. In Mailand hatten die zweijährigen Bemühungen des Ambrosius die antinicänische Partei noch nicht ganz auflösen können. Die Anwesenheit der arianischen Kaiserin Justina mußte ermuthigend auf die Gegner der Consubstanzialität und ihres großen, streitbaren Bannerträgers wirken. Vermuthlich durch Gratians erstes Gesetz wurden Unruhen in Mailand hervorgerufen. Es scheint, daß die Arianer der geforderten Auslieferung ihrer Kirchen Widerstand entgegensetzten. Doch schnell war er gebrochen, und Ambrosius konnte seinem geliebten Sohn und Kaiser unter ausgezeichneten Lobsprüchen innigen Dank sagen, daß er der Kirche

den Frieden wiedergegeben, und den Ungläubigen ihren Mund verschlossen habe: sowohl durch die Autorität seines Glaubens als durch die Mittel der kaiserlichen Gewalt[14]).

Mit dem Jahre 376 befinden sich alle Gotteshäuser Mailands im Besitz der Homousianer, und nirgends in Italien scheint ein Ort gewesen zu sein, wo der Arianismus noch seine Kirchen hatte. Anders war es in Illyrien. Auf dem Bischofsthron der Hauptstadt Sirmium saß ein Arianer, wie auf dem von Karthago ein Donatist. Sirmium und sein Kirchensprengel: die östlichen Provinzen des abendländischen Reiches, wiesen eine so dichte arianische Bevölkerung auf, der Rückhalt welchen der nahe Orient, vom anomöischen Valens regiert, jener unfrommen Confession gab, schien so bedeutsam, der rüstige und entschlossene Charakter der Illyrier so achtunggebietend, daß man hier wohl nur in wenigen Gegenden wagte, den lang hergebrachten Besitz der Kirchen anzutasten. Aber auch nach Illyrien drang das nicänische Symbolum wieder vor: Dank sowohl der zunehmenden Ermattung des Arianismus, als der belebenderen Kraft welche der Homousianismus ausübte, und den rastlosen Bemühungen seines gewaltigen Vorkämpfers Ambrosius, dessen Hände noch weiter reichten als sein priesterliches Ansehen. Und über Allem was Häresie genannt wurde von den Nicänern, schwebte die Drohung der kaiserlichen Gesetze.

Die Glaubensfreiheit war seit Gratian prinzipiell dahin auf mehr als ein Jahrtausend. Denn es wäre ein Hohn, von Glaubensfreiheit zu reden, wo die Gleichgestimmten sich nicht zu gemeinsamer Erbauung versammeln dürfen. Bestand sie thatsächlich in mehren Gegenden des Reiches, so geschah es, weil man den augenblicklichen Verhältnissen noch Rechnung trug. Man that es mit Unwillen und Ungeduld. Was Gratian, Ambrosius und die Schaar der übrigen Bischöfe anbelangte, kurz was Kaiser und Kirche betraf, sollte nur eine Art Gottesdienst auf dem Erdkreis abgehalten werden, trotz so vieler und großer Sekten die er beherbergte. Wäre der Donatismus oder der Arianismus auf den Thron gekommen: er hätte dasselbe Bestreben gehabt, wennschon einen anderen letzten Erfolg. Der Gedanke, daß innerhalb der großen christlichen Gemeinschaft verschiedene Auffassungen ihre Anhänger, ihre eigenthümlichen Gebräuche und religiösen Feiern haben könnten, schien nur noch einer unterdrückten Partei möglich und heilsam. Und auch sie dachte an unbegränzte Herrschaft und

Vergeltung, noch im Zustande der Ohnmacht und des Leidens. Tyrannei war das Losungswort des Christenthums geworden, seitdem das Heidenthum nicht mehr tyrannisch war. Den sanftmüthigsten christlichen Kaiser riß das Bestreben: die natürliche Verschiedenartigkeit des Denkens zu hemmen und die Geister zusammenzuzwingen, zu blutigen Befehlen fort. Sie brachten ihm das überschwängliche Lob und die heißen Segenswünsche der Homousianer ein, denen Ambrosius von Mailand manchen beredten Ausdruck gab. Und die Schmähungen und Flüche der anderen Christen drangen wohl kaum einmal an das Ohr des wohlwollenden jungen Fürsten, das von seinen Bischöfen behütet und von ihren gottseligen Worten erfüllt war; dem überhaupt, so weit es irgend ging, nur Angenehmes und Schmeichelhaftes vorgetragen wurde.

Indessen auch unter Gratian blieb man bei dem Grundsatze einer bedingten Glaubensfreiheit stehen: die Sekte zu verbieten und möglichst aufzulösen, die einzelnen Sektirer persönlich nicht zu behelligen. Selbst in der nächsten Nähe des Augustus brauchten sie ihre Meinung nicht zu verbergen: lebten sie dort nur der schweren Forderung gemäß, keinen Gottesdienst nach ihrem Ritus mit ihren Glaubensbrüdern zu feiern. Die höchsten Stellen in den Büreaus, in der Provinzialverwaltung, im Heer, in der kaiserlichen Aula standen dem „Häretiker" offen wie dem Nicäner und dem Heiden. Nur hatte er natürlich jedes mißliebige Urtheil über eine schmerzliche religiöse Maßregel des Herrschers zu unterdrücken; und es konnte kommen, daß sein Amt ihm die Pflicht auferlegte, gegen seine eigene Sekte aufzutreten und Glaubensgenossen zu bestrafen, welche dieselben kaiserlichen Gesetze offen verachtet hatten, die auch er innerlich verdammte. Dann war es ihm in die Hand gegeben, ob er seinen Glauben oder sein Amt höher stellen wollte. Manche halfen sich durch die klägliche Vermittelung, jene strengen Befehle möglichst gelind und saumselig auszuführen. Andere thaten dasselbe mit Edikten welche ihre Gegenpartei begünstigen wollten. Die freie, unbeaufsichtigte Stellung eines Provinzialgouverneurs bei der Größe des Reiches machte solche Unbotmäßigkeiten leicht genug. Wohl klagen kaiserliche Gesetze über die Nachlässigkeit der Beamten, aber vornehme Verbindungen am Hof, und eine Hand die das Gold nicht zu fest hielt, sicherten meist vor Strafe; auch da wo die Schuld offen zu Tage lag. Solche Uebelstände waren nicht zu vermeiden: man hätte eben den ungeistigen Kampf

gegen Meinungen einstellen müssen. Es war unmöglich, in einem religiösen Parteilager auch nur die nothdürftigsten Kräfte für das ungeheure, mit Beamten so reich gesegnete Imperium zu finden. Schon die Menge der civilen und militärischen Palastämter war zu groß hierfür. Es geschah, daß Homousianer als kaiserliche Secretäre ein Rescript zu Gunsten des Arianismus auszufertigen hatten. Donatisten schritten gegen Donatisten ein. Besonders der Paganismus füllte die hohen Stellen unter den christlichen Kaisern fortdauernd an. Seine wissenschaftliche und humanistische Bildung, seine geübte Intelligenz in den weltlichen Angelegenheiten war nicht zu entbehren. Es konnte geschehen, daß der heidnische Stadtpräfekt von Rom den Kirchenbau für die christliche Gemeinde zu betreiben hatte; er griff in die Parteihändel der Christen ein; er mußte nicht selten kaiserliche Befehle zu Ungunsten der Heiden verkündigen und ins Werk setzen. Ihn traf wohl der Verdacht, Bekenner des Kreuzes mißhandelt zu haben, und er eilte, den erzürnten Kaiser durch ein lossprechendes Zeugniß des Bischofs zu beschwichtigen[65]).

Gratians Begünstigung der Kirche war ebenso groß wie sein Eifer für ihre Einheit und sein Zorn gegen die Häresie. Auch der Klerus sollte die Zuneigung und Verehrung des Kaisers empfinden, und der Bischof von Rom erhielt ganz besondere Zeichen der Pietät von ihm.

Rom hatte die Bedeutung als Beherrscherin der Provinzen und Residenz der Kaiser eingebüßt. Die Zügel der Staatsverwaltung liefen hier nicht mehr zusammen; sie wurden in den Palästen und Büreaus der neuen kaiserlichen Hauptstädte vereinigt. Rom mußte sich von dort aus regieren lassen wie die anderen Provinzialhauptstädte auch; und die Kaiser sandten ihm nicht selten ihre strengsten Beamten, um die Reste seines Stolzes und seiner Ansprüche niederzubeugen. Aber wie sehr Roms Glanz und Macht gegen früher erblichen war: es blieb immer ein idealer Mittelpunkt für die Bewohner des Imperiums welches nach ihm das römische hieß. Aller Augen richteten sich mit altgewohnter Ehrerbietung nach Rom. Man pries es immer noch als die Mutter der Städte und Provinzen, als die Herrin des Erdkreises; selbst die offizielle Sprache der Gesetze, Rescripte und Eingaben bezeichnete es als das ehrwürdige und ewige; und sprach man am schottischen Gränzwall, an einem Uferkastell des Euphrat, im pracht-

vollen Antiochien, im kaiserlichen Constantinopel oder Trier von der „Stadt“ als solcher, so war Rom damit gemeint. Der Zauber den dieser Name auf jeden Römer übte, setzte sich fort in die Wälder Germaniens, in die Sandwüsten und Felsschlüfte der Mauren und in die Städte und Thäler Persiens. Und wenn auch für das staatliche Leben nicht mehr, so war Rom für das religiöse ein Brennpunkt von großer Wichtigkeit. Dies in zwiefacher Hinsicht. Hier hatte das Heidenthum seine ältesten und vornehmsten Priesterschaften; es hatte den Senat, einen verhältnißmäßig eifrigen, scheinbar unerschütterlichen Anhänger und Vertreter der Olympier. Vor jeder Sitzung der hochansehnlichen Körperschaft opferten die Väter feierlich denselben Göttern, in denen die Kaiser scheußliche Dämonen sahen. Selbst unter Constans und Constantius hatte man in Rom nicht gewagt, einen Cultus zu verbieten oder einen Tempel zu schließen. Die Opferhandlungen und Processionen, die Feste und öffentlichen Schmäuse wurden in alter Menge und Pracht abgehalten. Das Volk ging einher in einem Walde von Statuen der Götter und ihrer Anbeter seit Romulus, über Cäsar und Marc Aurel bis zum jüngsten heidnischen Präfekten der Stadt oder Italiens. Sitten, Einrichtungen und Ideen waren altheidnisch, und die überwiegende Masse der Einwohner glaubte an Zeus und Cybele, und das Heer der „dreimalhunderttausend“ abend- und morgenländischen Götter.

Doch in demselben götzendienerischen Rom residirte der unbestreitbar angesehenste Metropolitan der Christenheit. Von der Stellung und Macht des künftigen Papstes war er allerdings noch weit entfernt; indessen kein Bischof kam dem römischen mehr gleich, wie sehr der Stolz manches anderen großen Metropoliten, namentlich wenn er einen apostolischen Sitz inne hatte, sich ihm noch ebenbürtig dünken wollte. Der Bischof von Rom war schon damals der reichste Prälat der Christenheit, und dies wollte etwas bedeuten. Kaiser und fromme Private beeiferten sich um die Wette, die außerordentlichen Schätze und weitverbreiteten Liegenschaften der Kirche Petri zu vermehren. Der Nachfolger dieses Apostels war nicht mehr gewillt, auch nur äußerlich dessen demüthige Armuth zu zeigen. Die üppige Pracht seines Haushaltes, seiner Gastmähler und des öffentlichen Auftretens, der Pomp und die Menge seines Gefolges, der hochmüthige goldene Stab welcher den einfachen hölzernen verdrängt hatte, die Kleidung strotzend von Gold

und Juwelen bis hinab zu den Purpurschuhen, verdunkelten beinahe den kaiserlichen Glanz und kamen seinem Stolze gleich. Die Entfaltung dieses Reichthums diente sehr dazu, die Würde des römischen Bischofs und des Glaubens den er predigte, in den Augen einer Generation zu erhöhen, die für Prunk und Lärm so viel empfänglicher geworden war, als für das unscheinbare Auftreten stiller sittlicher Größe. Die vielen Güter welche die römische Kirche weit umher in den Provinzen besaß, gaben ihr Gelegenheit, durch Verwalter und Agenten in entfernten Reichstheilen für ihre Interessen wirken zu lassen, und Einflüsse bei den höheren Provinzialbeamten, in den nahe gelegenen Städten, auf dem flachen Lande auszuüben[66]), welche darum nicht gering anzuschlagen sind, weil sie sich streng historischen Beweisen entziehen. Das Ansehen und die kluge Verwendung eines solchen Reichthums; der Zauber Roms als idealer Hauptstadt des Reiches; die Gründung des bischöflichen Sitzes durch den verehrtesten Apostel; die weitverbreitete Ansicht, der Nachfolger Petri bewahre die Tradition des Glaubens ganz vorzüglich unverfälscht; der fast unbewußte, leise aber stetig wirkende Drang einer despotisch-streng concentrirt verwalteten Generation, auch in religiösen Dingen ein sichtbares Oberhaupt zu haben: dies Alles wirkte zusammen, um den römischen Bischof immer höher zu heben.

Seine Verbindungen reichten jetzt noch viel weiter über den Erdkreis als zur Zeit Constantins I. Alle Homousianer: die Gläubigen deren Herrschaft nun bald Occident und Orient unterworfen sein sollte, blickten mit stolzer Freude und ehrerbietigem Vertrauen auf den Bischof von Rom. In ihren Bedrängnissen durch den Arianismus war er ihnen, fast ohne daß sie selbst es merkten, ein idealer Mittelpunkt geworden, wie die ewige Stadt ihn für alle Römer bildete. Hier stand der einzige apostolische Stuhl, den nie eines jener reißenden Thiere eingenommen, welche die blasphemischen Lehren von der ungleichen Substanz oder sonstige Ketzereien hervorheulten. Hier hatte nur Sanftmuth des Herzens und Reinheit des Glaubens gethront. Fast durchweg waren die römischen Bischöfe Heilige gewesen. In Rom hatte der Vater der Rechtgläubigkeit: Athanasius Schutz und Hülfe gegen den arianischen Pharao Constantius gefunden. Dankbar und im Drange des Augenblicks hatte selbst dieser stolze Metropolit von Alexandrien dem Nachfolger Petri schiedsrichterliche Befugnisse über die ägyptische

Kirche eingeräumt. Durch die Synodalbeschlüsse von Sardica waren dem künftigen Papst weitgehende Rechte in der kirchlichen Jurisdiction überlassen worden. Die Hierarchie des Orients allerdings hatte sofort Protest dagegen eingelegt. Und auch im Occident konnten diese Rechte thatsächlich noch sehr wenig geübt werden. Ja, die Bischöfe, außer dem römischen selbst, schienen sie ziemlich wieder vergessen zu haben. Der Kaiser übte sie aus, und klug verschob es der Bischof auf spätere Zeiten, sie zu verfolgen. Aber viele hundert Meilen weit reisten aus dem fernsten Osten und Westen christliche Priester nach Rom, des Bischofs Rath einzuholen in Fragen des Dogmas oder des Kirchenregiments, und sein gewichtiges Wort zur Unterstützung ihrer Sache zu erlangen. Er gewöhnte sich immer mehr, von der Christenheit ehrerbietig gehört zu werden; seine Sprache wurde immer gebieterischer, und die Zeit lag ganz nahe, wo er mit jener erfolgreichen Anmaßung, die das wachsende Erbgut der Nachfolger Petri war, Ausschreiben in Dingen des Glaubens und der Disciplin erließ, die vollkommen den Ton selbstherrlicher Befehle anschlugen. Im Occident galt seine ideale Macht noch höher als im Morgenland, und blindlings folgten viele Kirchen seinen Auslassungen, als kämen sie von einem Concil oder noch direkter vom heiligen Geist.

Er hatte die Bischöfe zahlreicher Diöcesen unter sich. In Rom war er Hirt einer großen, verwöhnten und anspruchsvollen Gemeinde, die sich kaum einem Menschen beugte außer ihm: dem ausgezeichnetsten der besonders geheiligten Wesen welche Bischof hießen. Vorzüglich ein Kranz frommer Matronen und Jungfrauen, von mehr Feuer, Rührigkeit und Einfluß als die Vestalinnen und die anderen heidnischen Priesterinnen, umblühte den christlichen Pontifex, und verehrte ihn mit jener Schwärmerei und andächtig hingegebenen Liebe, deren glückliche Gegenstände so oft die Priester, vor allen die ehelosen sind, und welche das Herz einigermaßen entschädigten für die Oede des Wittwenstandes oder die abgeschworenen Freuden der Ehe. Diese frommen Frauen gehörten meist den vornehmen Ständen an, und was sie an Reichthum und Thätigkeit dem Bischofe selbst nicht opfern konnten, das widmeten sie den übrigen Mitgliedern des Klerus, oder der Kirche im Allgemeinen, oder den Armen. Die Kirche und die frommen Laien beiderlei Geschlechts wetteiferten in der Armen- und Krankenpflege. Es galt als Grundsatz: jedem Bettler sei zu geben. Diese Art christlicher

Mildthätigkeit lockte eine wahre Fluth von Tagedieben und frechem Geſindel herbei. Wie in einem Geſchwür zogen ſich in Rom die übelſten Säfte aus der ganzen Umgegend zuſammen. Schon wurde bemerkt, daß ſogar Kaiſer Gratian eine Ausleſe mußte halten laſſen aus dieſen nichtsnutzigen Schützlingen der Kirche. Doch immer blieb die Menge der Armen und Bettler groß in Rom: ein Anhang des Biſchofs, theils enthuſiaſtiſch bereit zu leben und zu ſterben für den heiligen mildthätigen Vater, theils keck verwegen in jedem Augenblick aufgelegt, ſeiner Luſt an Händeln und Raufereien genug zu thun, und ſich für den Mann herumzubalgen, durch den er Brod, Wein und Oel bekam, und der ihn wohl noch reicher für ſeine frommen Heldenthaten belohnen würde. Die Imperatoren ihrerſeits überboten einander, der Kirche des heiligen Petrus die koſtbarſten Geſchenke zu machen und die ſchönſten Baſiliken zu bauen. Zuſehends wuchs die Zahl der großen und kleinen Gottestempel, der Wohnhäuſer, der Hallen und Bibliotheken, der Gärten, Hospitäler, Herbergen und Friedhöfe, welche die Kirche beſaß. Die Zeit der Katakomben war vorbei, und den Heiden Roms galt die zarteſte Rückſicht gegen die Chriſten als eins der erſten Klugheitsgebote.

Die Geſammtheit der römiſchen Bevölkerung war von der allgemeinen Ausartung noch mehr befallen als die der übrigen großen Städte; Antiochien, Alexandrien, Conſtantinopel und Karthago nicht ausgenommen. Die Senatoren und ſonſtigen Vornehmen, mit wenigen Ausnahmen ein üppiges und luxuriöſes Geſchlecht, deren albern ſteifer Hochmuth nie, und deren eiſerne Hartherzigkeit nur ſelten von der neuen Religion gemildert wurde, wenn der eine oder andere ihr zugefallen war. Das niedrige Volk eine herumlungernde Horde, voll Vergnügungsſucht und Diebsgelüſten, zu nichts mehr aufgelegt als zu Tumult und Meuterei. Sie pflegte ihren Stadtpräfekten die Häuſer anzuzünden, wenn die Kornzufuhr aus Afrika warten ließ. Die ſtrengen Sittengeſetze der Kaiſer glaubte man in Rom mit beſonderem Nachdruck handhaben zu müſſen; und wegen Ehebruch ward eine erſchreckende Zahl von Männern und Frauen jeden Standes, ſelbſt des ſenatoriſchen, dem Henker überliefert oder in die Verbannung geſchickt. Die Gegenſätze von Reichthum und Armuth, Vornehm und Niedrig, alle Gegenſätze des ſocialen und beſonders des religiöſen Lebens waren in Rom ſchärfer als je zuvor, und vielleicht

hat sie keine große Stadt seitdem in diesen Graben gehegt. Einige Jahre vor Gratians Regierungsantritt war Rom in große Aufregung versetzt worden. Sowohl das Heidenthum wie das Christenthum in seinen Ausschreitungen hatten sie bewirkt. Zauberei war eine Abart des alten Götterglaubens, von welcher die Heiden fast schwerer ließen als von ihren Altären und Idolen. Auch die Christen glaubten daran; doch verabscheuten sie dieses Treiben als ein Buhlen mit den Dämonen; sie erquickten sich dafür an den Prophezeiungen und Wundern ihrer Heiligen. Von den tausend Sorten des Zauberkrams hatten die Kaiser nur noch das Beschwören der Fruchtkrankheiten und des schädlichen Wetters erlaubt. Gegen alle andern waren drakonische Gesetze erlassen. Dennoch fuhren die Heiden mit geheimer Gier fort, die Todten und Dämonen zu citiren, die Zukunft zu erforschen, die Orakel um den Nachfolger des Imperators zu befragen, ihren Feinden Krankheit oder Tod anzuwünschen. Valens und Valentinian I. waren um so erbitterter gegen dieses Wesen, als sie selbst eine lebensgefährliche Krankheit kurz nach ihrer Thronbesteigung für angezaubert hielten. In Rom wurden alle Zweige der Magie mit besonderer Leidenschaft gepflegt, und Valentinians Beamte traten einen heftigen Vertilgungskrieg dagegen an[47]). Eine bunte Menge von Senatoren, heidnischen Priestern und Opferschauern, von Circusfahrern und hohen Beamten, von edlen Jünglingen und Frauen, von mittelmäßigen Bürgern, von Leuten aus dem freien Pöbel und dem Sclavenstande ward wegen Zauberei oder Mitwissenschaft der Tortur unterworfen, verbannt oder hingerichtet. Damals war Maximin Intendant der Lebensmittel in Rom: jener bereis erwähtne Abkömmling colonisirter Karpen. Er war vom Kaiser zum außerordentlichen Richter an Stelle der Präfekten von Rom und Italien ernannt worden. Seine wilde und hochmüthige Seele fühlte sich aufs äußerste angestachelt durch die verdoppelte Ehre und Gewalt. Qual und Blutvergießen wurden seine Freude; der Schrecken den er verbreitete, kitzelte seine Eitelkeit. Er ernannte sich Notare und andere Beamten von noch niedrigerer Herkunft und wilderer Gesinnung als er selbst. Das ganze Heer der Aufpasser und Denuncianten war in Thätigkeit. Bald fühlte sich weder Heide noch Christ mehr seiner Heimath, seines Eigenthums, seines Lebens sicher. War es nicht die Anklage auf Zauberei, so konnte es auf ein Vergehen wider die Sittlichkeit, auf irgend

einen anderen Fehler sein. Ueber ganz Rom lagerte der Geist der Bangigkeit und Todesfurcht.

In diese schwüle Stimmung hatte die Leidenschaft christlicher Parteikämpfe eine fast erfrischende Aufregung gebracht. Eine zwiespältige Bischofswahl erhitzte die Christen Jahre lang, und gab den Heiden reichlichen Anlaß zu Betrachtungen und Gesprächen. Die einstigen Diakone Damasus und Ursinus waren die Nebenbuhler[68]). Das Aergerniß dieses Schismas führte seine Wurzeln auf die Zeit des Kaisers Constantius und des herrschenden Arianismus zurück. Nach der Synode von Mailand 355 hatte der römische Bischof Liberius ins Exil wandern müssen, da er sich standhaft deren arianischen Beschlüssen widersetzte. Aber ein allgemeines Hochgefühl war in den Klerus von Rom eingeschlagen für seinen Oberhirten und die heilige Sache seines Glaubens. Am Tage wo Liberius die Stadt verließ, traten alle Presbyter und Diakonen, darunter der Erzdiakon Felix und der Diakon Damasus, traten alle Inhaber eines Kirchenamtes zusammen und legten einen feierlichen Schwur vor dem herbeigeströmten Volke ab: nie würden sie einen andern Bischof haben als Liberius. Dann geleitete Damasus in liebevollem Eifer den verbannten Vater eine Strecke Weges. Doch kehrte er bald nach Rom zurück, und nicht lange nachher hatte der Diakon Damasus mit einem großen Theil des römischen Klerus den Archidiakon Felix zum Bischof gewählt. Der Eidschwur war vergessen[69]). Ein großer Theil der Gemeinde hielt sich fern von dem neugeschaffenen Bischof. Im Jahre 357 kam Constantius nach Rom. Er wurde bestürmt, Liberius den Seinigen zurückzugeben. Und da dieser Bischof, bereits ein Greis, mürbe vom Exil, voller Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten seines Sitzes, nach dem Kreise gottseliger Frauen, nunmehr den Beschlüssen der Synode von Mailand sich weniger abhold erwies, so durfte er im Jahr 358 Rom wiedersehen. Ein großer Umschwung in den Gemüthern zu Gunsten des heimkehrenden Hirten war eingetreten. Das ganze christliche Volk zog ihm jubelnd entgegen. Bischof Felix ward vertrieben. Noch einmal kehrte er zurück, auf Antrieb seines eidbrüchigen Klerus; doch mit großer Schande ward er abermals verjagt. Als er starb, nahm Liberius den eidbrüchigen Klerus in die alte Gemeinschaft wieder auf, und beschloß bald nachher selbst sein vielbewegtes Leben; 366.

Zu dieser Zeit ruhten die Sektenkämpfe im abendländischen Reich; Dank dem weisen Verhalten Kaiser Valentinians. Um so größeres Aufsehen erregte die Wuth, mit der zwei ehrgeizige Priester sich um den Besitz des ersten Stuhls der Christenheit befehdeten. Die Bischofswahl war zwiespältig; Klerus und Volk hatten sich in die alten Parteien getrennt. Die eidvergessenen Priester wählten den eidvergessenen Diakon Damasus in der Basilika des heiligen Laurentius. Die Partei welche den Gegenbischof Felix stets verworfen und treu an Liberius gehalten hatte, versammelte sich in der Basilika Julia, und wählte den Diakon Ursinus. Wer von beiden Priestern zuerst gewählt sei, wer den ersten Anstoß gegeben zu den wilden Scenen welche folgten, kann nicht mehr ermittelt werden. Hier steht Parteibericht gegen Bericht in voller Einseitigkeit. Die kurze Erzählung des unbefangenen Heiden Ammianus Marcellinus giebt beiden gleiche Schuld. Beide Parteien waren gleich stark, gleich hartnäckig, gleich erbost und kampfesdurstig. Ihre Führer gaben einander nichts nach.

Um das Haupt des Damasus hat dessen Anhang, haben Concilien, Kirchenväter und neuere katholische Autoren einen schimmernden Nebel göttlicher Milde und rührenden Märtyrthums gebreitet. Der „jungfräuliche Lehrer der jungfräulichen Kirche" hat viel Unverdientes leiden müssen in seiner Unschuld und sanftmüthigen Verjöhnlichkeit von der Verruchtheit wölfischer Gegner. Man macht ihn zu einer der ersten Zierden des römischen Stuhls. Dies spräche nicht sehr für dessen Zierden. Es hat wirklich Bischöfe von höherem Geist und weniger zweifelhaftem Charakter in Rom gegeben. Nach Allem was seine Geschichte lehrt, war Damasus, jetzt 60 Jahre alt, ein Mann von heftiger Leidenschaft, harter Gemüthsart und rücksichtslosem Ehrgeiz. Er hatte sich schätzenswerthe theologische Kenntnisse erworben; auch seine humanistische Bildung übertraf den mittleren Bildungsgrad der christlichen Priester; die damals beliebte Art von Briefstellerei in eigensinnig zierlichem Latein übte er geschickt und eifrig aus. Allein geschickt wie mit der Feder war er im Anstiften von Kampf und Ränken wenn es nützlich schien. Und während er seine Mußestunden anwandte, um fromme oder theologische Gedanken und allerhand himmlische Empfindungen in Verse zu bringen, scheute er für seine irdischen Absichten vor Aufruhrstiftung und Blutvergießen keineswegs zurück. Seine Keuschheit wurde von den Gegnern

angegriffen; doch konnten sie ihre Behauptungen nicht beweisen. Man fuhr indessen fort, über die Liebe zu spotten, die er bei frommen Frauen erregte und erwiederte[70]). Wie roh das verständnißlose oder böswillige Urtheil in diesen zarten religiös gestimmten Seelenverkehr hineintappen mochte: er konnte doch auch sehr nützlich sein. Wer wüßte nicht, wie Mancherlei die Frauen leise auf Hintertreppen erreichen, was die Männer auf der verschlossenen Vordertreppe nie erstürmen würden. Alles in Allem: die Betrachtungen über die Hoffahrt und Habgier, den Ehrgeiz und Hochmuth der großen Prälaten, welche Ammianus Marcellinus an seine Erzählung vom römischen Schisma knüpft, scheinen mit dem Charakter des Damasus in enger Verbindung zu stehen. Ihm ebenbürtig scheint sein Gegner Ursinus gewesen zu sein. Die Freunde machten ihn zu einem unschuldigen und heiligen Mann; die Feinde zu einem Erzbösewicht, dessen Ruf schon lange vorher in Rom der allerschlechteste gewesen sei. Er zeigte sich höchst thätig und geschickt in den kleineren Handgriffen des Parteikampfes: in den geheimen Listen und Ränken, im Aufstacheln, Zuvorkommen und Verläumden; Damasus besaß mehr die großen demagogischen Talente.

Kaum war die zwiespältige Wahl geschehen, als Jeder sich rüstete, den Anderen zu vernichten. Der christliche Pöbel wurde für und wider aufgeregt, Geld vertheilt, das verpönte Gebiet des Circus und Amphitheaters aufgesucht, um unter den verworfensten aber kräftigsten Menschen sich Anhang zu dingen. Jede Partei behauptete später von der anderen, sie allein habe diese Rüstungen gemacht, und auf Wehrlose eingewüthet. Der Kampf brach los; wieder einmal sahen die Straßen Roms Blut und Leichen, aber aus einer noch nicht dagewesenen Veranlassung. Die Schwellen und Hallen der heiligen Orte wurden besudelt. Ursinus, scheint es, wollte den Vortheil der früheren Ordination gewinnen. Er begab sich mit den Seinigen in die Basilika Julia. Paulus von Tibur, ein Bischof des römischen Metropolitansprengels, fand sich bereit, die Weihe an Ursinus zu vollziehen. Die heilige Einfalt dieses Mannes faßten die schonungslosen Gegner als eine Beschränktheit ohne Gleichen auf. Paulus kannte die Ceremonien nicht, wie das Herkommen und die kanonischen Satzungen sie verlangten. Auch war es übel für Ursinus, daß der Bischof von Ostia den römischen Bischof zu ordiniren pflegte. Noch befanden sich die Ursinianer bei ihrer hastigen und unvollständigen Feier-

keit, als Schrecken und Verwirrung über sie hereinbrach. Das Heer des Damasus rückte gegen die Basilika: voran der eidvergessene Klerus, ihm nach der Pöbel mit Knütteln bewaffnet, und die Athleten und Gladiatoren, die um theures Geld gemiethet waren. Aber sie fanden ihre Gegner nicht ganz unvorbereitet. Drei Tage lang lieferten sich die erhitzten Frommen blutige Schlachten um die Basilika. Vier fernere Tage dauerte der Kampf, in welchem Damasus endlich Sieger blieb. Triumphirend zog er in die Lateranensische Basilika, umwallte sie mit den Rotten seiner ergebenen Laien, seiner Todtengräber und Krankenpfleger, seiner Circuskämpfer und Wagenführer, und ließ sich die Weihen für das heilige Amt ertheilen, unter frommen Gebeten und Gesängen. Er hatte den Vorzug, daß der Bischof von Ostia ihn weihte, wie das Herkommen es gebot.

Jetzt war das Spiel verloren für Ursinus. Damasus hatte das Recht des Besitzes erkämpft, gleichviel auf welche Weise, und alle Welt, Kaiser und Kirche beeiferte sich, ihm dieses Recht zu bewahren. Zunächst traten die weltlichen Behörden Roms auf seine Seite: — bestochen, wie die Ursinianer klagten. Juventius der Stadtpräfekt, Julianus der Präfekt der Lebensmittel verbannten Ursinus und seine beiden thätigsten Genossen: die Diakone Lupus und Amantius aus der Stadt. Mit einem plötzlichen Abfall, wie ihn die Geschichte jener Zeit beim Klerus wie beim Heer so häufig zeigt, muß ein Theil der ursinischen Geistlichkeit und Laienschaft zum Sieger und Begünstigten übergegangen sein. Dennoch blieb eine zahlreiche Gemeinde dem Verbannten treu, und hielt sich fern von der Communion mit dem usurpatorischen Bischof. Damasus schritt gegen sie ein. Stockschläge und noch herbere Zwangsmaßregeln sollten die störrigen Schismatiker zur Liebesgemeinschaft mit ihm bekehren. Sieben besonders hartnäckige Presbyter verjagte er aus der Stadt, und bediente sich dabei der weltlichen Gerichte.

Aber dies war zu viel. Die bedrückte Gemeinde erhob sich in plötzlichem Enthusiasmus. Sie zog ihren Priestern entgegen, als diese zum Thor hinauswandern sollten, und führte sie in großem Zuge nach der Basilika Sicinina, der heutigen Santa Maria Maggiore. Hier blieb die Gemeinde, die sich „das treue Volk" nannte, in halb zorniger halb religiöser Erregung beisammen. Neues Blutvergießen folgte diesem Aufschwung. Des Da-

masus ganze Leidenschaft ward entflammt, als er die trotzige Frechheit der schismatischen Horde vernahm. Er beschloß, ihr die angemaßte Kirche zu entreißen, und sie die Zuchtruthe ihres eigentlichen Herren gründlich empfinden zu lassen. Wiederum wurden die Arenakämpfer und Circusfahrer gemiethet, die Schaaren der Krankenpfleger und Todtengräber entboten, der Pöbel zusammen gerufen, der Klerus als fanatisirender Führer im Namen Gottes und des jungfräulichen Lehrers der jungfräulichen Kirche angestellt. Mit Beilen, Schwerdtern und Knütteln bewaffnet, zog das fromme Heer nach der Basilika Sicinina. Es war am 25. October 366, gegen acht Uhr Morgens. Eine förmliche Belagerung begann. Feuer ward angelegt, das Dach der Basilika erstiegen; man riß die Ziegeln ab, und schleuderte sie auf die Köpfe der Ursinianer im Innern. Endlich gaben die Thore nach; die Damasianer stürzten sich auf ihre Feinde, und das Morden begann. Eine Zahl von etwa 160 Leichen, Männer und Frauen, bedeckte den Boden der Kirche. Die übrige Menge konnte flüchten, aber viele erlagen bald ihren Wunden. Vom Heer des Damasus soll in diesem Kampfe keiner gestorben sein. Die bürgerlichen Behörden waren gelähmt. Der Stadtpräfekt Juventius fühlte sich zu schwach oder war nicht Willens, die Ordnung wiederherzustellen. Er zog die römische Besatzung zusammen, retirirte in eine Vorstadt, und überließ Rom dem Toben der christlichen Massen. Vielleicht auch schien es ihm zu häcklig und gefährlich, gegen Anhänger des Kreuzes energisch vorzugehn, bevor er wußte wie der Kaiser dachte; oder vielleicht wollte er den Damasus, den er begünstigte, gewähren lassen.

Aber die Grausamkeiten welche dieser Bischof hatte begehen lassen, führten die Spaltung in ein Stadium, das den Ursinianern günstig schien. Das „heilige Volk der Treuen" behielt doch seine Basilika; hier versammelte es sich oft, rief alle Bischöfe herbei um zu urtheilen, und wandte sich endlich an Kaiser Valentinian[71]). Das Streben dieses Monarchen nach Frieden und Versöhnlichkeit in der Kirche, nach Gerechtigkeit überall, ließ ihn bestimmen, daß Damasus zwar Bischof bleiben müßte, Ursinus aber und die anderen Verjagten zurückkehren dürften. Im September 367 hielt Ursinus seinen Einzug in Rom. Das ganze heilige Volk zog ihm jauchzend entgegen. Doch an Versöhnung war nicht zu denken. Durch die Anwesenheit des andern Partei-

hauptes erhielten die Reibungen, die wilde Erbitterung, die Intriguen neue Nahrung. Die Kirche von Rom ward immer zerriſſener, die Stadt blieb beunruhigt. Jetzt glaubte Valentinian durchgreifen zu müſſen; und er that es mit ſeiner gewohnten Kraft. Er ſtellte ſich entſchieden auf die Seite des Damaſus: — falſch berichtet, wie die Urſinianer klagten, da jener Biſchof, im Bewußtſein unzähliger Verbrechen, den ganzen Palaſt des Imperators erkauft habe: — vom Geiſte Gottes erfüllt und von den Lehren der heiligen Apoſtel, wie Damaſus und die Seinigen rühmten[72]). Ein Edikt des Kaiſers befahl, den Urſinus abermals aus der Stadt zu jagen. Er wurde nach Gallien ins Exil geſchickt. Jeder Zwiſt in Sachen der traurigen Spaltung zu Rom wurde als ruchlos verboten. Valentinian ſah hier nur eine Sache der Disciplin, und nicht des Glaubens. Die weltlichen Gerichte hatten ſtreng die Ordnung zu bewachen. Doch immer war es noch ſchwer, die erhitzten Gemüther von Friedensſtörungen abzuhalten, wenn auch mit Vertreibung des Urſinus die geſchickteſten Intriguen ruhten und der ſchärfſte Stachel entfernt war.

Hier erwarb ſich der neue Stadtpräfekt das Lob und den Dank aller wohlgeſinnten Bürger Roms. Prätextatus war aus altem, vornehmem Geſchlecht. Er war bekannt als eifriger Anhänger und kluger Vertreter der Olympier, und im Auge der eifrigſten Chriſten deshalb ein elender und ruchloſer Menſch. Trotzdem galt er insgemein für einen der edelſten und ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, von unbeſcholtenem Leben und hoher Geſinnung, reicher Bildung und Erfahrung und feinſter Sitte. Damaſus mag perſönlich nicht ſein Freund geweſen ſein. Der Biſchof hatte nicht ſelten den feinen Spott des Heiden auszuhalten. Vielleicht bei wiederholten Bekehrungsverſuchen pflegte der Verſtockte lächelnd zu ſagen, indem er auf die ungeheuren Reichthümer des Stuhles Petri anſpielte und auf die Liebe des Damaſus zu demſelben, die ſich im Schisma ſo gewaltig gezeigt hatte: „mache mich zum Biſchof von Rom und augenblicklich will ich Chriſt werden“. Im Munde des Prätextatus ein ſehr bezeichnendes Wort; denn er war der erſte und reichſte Senator und ſeine Jahreseinkünfte betrugen mindeſtens eine Million 152,000 Thaler unſeres Geldes. Außerdem genoß er die übergroßen Einnahmen der hohen Aemter die er im Reich bekleidete. Die Gunſt des Kaiſers hatte ihn jetzt zum Präfekten von Rom

gemacht. Keiner verstand es besser als Prätextat, zugleich Liebe und Furcht bei seinen Untergebenen wie beim ganzen Volk zu erwecken. Er legte endlich die fortwährenden Tumulte des Schismas bei: mehr durch die Autorität seiner Person, durch mildes aber gerechtes Verfahren, als durch Strenge und einseitige Parteinahme [73]).

Aber Damasus erlangte noch mehr als den anerkannten Besitz des römischen Stuhls und die Beendigung thätlicher Angriffe. Kaiser Valentinian hatte oft den Grundsatz ausgesprochen: die Geistlichkeit habe die rein kirchlichen Angelegenheiten vor ihrem eigenen Forum zu beurtheilen und zu schlichten. Als eine innere Angelegenheit der Kirche sah Valentinian auch das römische Schisma an, insofern Kleriker hier gegen Kleriker stand. In der ersten Zeit hatten die weltlichen Behörden die betheiligten Geistlichen verurtheilt, bestraft und exilirt. Valentinian übergab die fernere Untersuchung der römischen Kirche und ihrem Haupt. Damasus ward in seiner eigenen Sache Richter und letzte Instanz. Während also, wie es scheint, die unbotmäßigen oder doch die unfriedlichen Laien vor den weltlichen Richter kamen, zog Damasus alle Bischöfe die in das Schisma verflochten waren, alle Presbyter und Diakonen, alle Inhaber der letzten Kirchenämter, wenn sie ihn nicht anerkannten, vor sein Tribunal. Staat und Kirche waren getrennt; aber sie reichten sich die Hand, um die Gegner des Damasus zu vernichten.

Dennoch blieb das Schisma und wuchs. Das „heilige Volk" war durch keine Verfolgung zu beugen. Es fürchtete nicht den Kaiser, nicht das Gericht, nicht einmal „den Urheber aller Verbrechen, den mörderischen Damasus". Es versammelte sich auf den Friedhöfen der Märtyrer, da die Kirchen ihm entrissen waren. Nur seine Geistlichen blieben fern, denn sie hatten die Gerichtsbarkeit des Damasus zu fürchten. Selbst eine Kirche der heiligen Agnes, außerhalb der Stadt, war noch im Besitz der Treuen. Doch als Damasus dies dem Kaiser meldete, kam der Befehl, auch diese letzte Kirche den Schismatikern zu entreißen. Prätextatus hatte ihn auszuführen; doch glauben wir den Ursinianern, so rückte Damasus mit bewaffneten Satelliten gegen Sanct Agnes und metzelte wiederum seine Gegner nieder. Und die Thätigkeit des weltlichen wie des geistlichen Gerichtes hörte nicht auf. Sie wurde heftiger, als Maximin, Intendant der Lebensmittel, zum

außerordentlichen Richter an Stelle der Präfekten ernannt war; derselbe Maximin welcher die Gesetze gegen Unsittlichkeit und Zauberei in Rom mit unbarmherziger Freude vollzog. Er scheint mehr als Prätextat ein Mann nach dem Herzen des Damasus gewesen zu sein. Wenigstens unterstützte er den Bischof getreulich in der Handhabung unerbittlicher Gerechtigkeit. Eine Menge Kleriker, wahrscheinlich vom kirchlichen Tribunal verurtheilt, und der weltlichen Behörde zur Bestrafung überantwortet, eine Menge Laien erlitten die Folter und den Tod [74]). Die Freunde des Damasus klagten, daß alle die Schreckensscenen, alle die grausamen Strafen dem guten, schuldlosen Hirten viel Haß eingetragen hätten. Aber niemand war wohl berufener und fähiger als er, ihnen Halt zu gebieten, und nirgend lesen wir auch nur von einem Versuch es zu thun. Natürlich mußten so rücksichtslose Thaten eine Reaktion hervorrufen. Der Name des Damasus wurde in vielen Kreisen mit Unwillen genannt; Ursinus und seine Partei erhielten den nützlichen Schimmer des Märtyrthums, und waren beflissen, ihn zu vermehren und auszubeuten. Endlich, im Jahre 374, gebot Valentinian, daß Alle welche durch unfromme Zusammenkünfte die Religion profanirten, bis zum hundertsten Meilenstein aus der ewigen Stadt zu verjagen seien. Das Schisma war in Rom äußerlich unterdrückt; in den Provinzen stand es auf. Die Bischöfe von Parma und Puteoli hatten die Sache des Ursinus ergriffen. Von Damasus verurtheilt, abgesetzt, verjagt, waren sie nach einigen Jahren in ihre Städte zurückgekehrt, hatten ihren Stuhl von Neuem bestiegen, und boten dem Metropolitan die Spitze. In Gallien mag Ursinus für sich gewirkt haben. Die Quellen deuten an, daß viele Kleriker niedrigen Grades, daß Bischöfe und sogar Metropoliten in verschiedenen Gegenden des Reiches sich gegen Damasus erklärten, und vor sein Tribunal zu ziehen waren [75]).

Und so trat ein merkwürdiger Gegensatz hervor. Während der augenblickliche Bischof von Rom in sehr zweifelhaftem Ansehen stand, hob und befestigte sich durch ihn der römische Stuhl, da so viele Bischöfe weitumher seiner Jurisdiction unterworfen wurden.

Jetzt trat Gratian die Regierung an. Die überkommenen Ansichten seines Vaters und seine eigene Richtung ließen ihn ganz auf Seiten des einmal anerkannten Bischofs stehn. Ehrfurcht und

Demuth vor den Inhabern des heiligsten Amtes, inniger Glaube an die Tugend, Würde und Milde jedes nicänisch gesinnten Stabträgers war ihm Herzensbedürfniß; und die Bischöfe in seiner Umgebung hatten leichtes Spiel, wenn sie ihn darin bestärken wollten. Der fromme Kaiser haßte Niemanden heftiger neben den Häretikern, als wer den Frieden einer rechtgläubigen Kirche bedrohte, und den Glanz ihres sanften, gottseligen Charakters trüben wollte. Dergleichen Friedensstörer sah er in Ursinus und dessen Partei, und es mußte ihm doppelt schmerzlich sein, daß Orthodoxe, ja, daß rechtgläubige Diakonen, Presbyter und Bischöfe so anmaßliche und nichtswürdige Menschen waren. Wirklich stellte man, wie jetzt die Sachen lagen, den Frieden in der Kirche Petri am sichersten her, wenn Damasus um jeden Preis geschützt wurde in seinem erbeuteten Recht. Zu diesem Zweck schien es günstig, ihn als einen höchst gütigen Prälaten ohne Falsch und ohne Makel zu preisen. Beides ließen sich Kaiser, Bischöfe und Concilien sehr angelegen sein. Gratian und mancher Bischof gewiß in gutem Glauben; und endlich glaubte man wohl in Wahrheit allgemein was man glauben wollte, was so ersprießlich war und was man immerwährend laut verkündigte.

Doch gerade unter Gratian erhob sich Ursinus und sein Anhang mit neuer Rührigkeit; und ihre Angriffe richteten sich gegen die Tugend des Damasus. Der Thronwechsel, die Jugend, der sittliche und wohlwollende Charakter des Kaisers mochte ihre Hoffnungen anfeuern. Gratians strenge Gesetze gegen die Arianer und die donatistischen Schismatiker brauchten sie nicht zu entmuthigen. Denn dort lagen religiöse Meinungsverschiedenheiten und Spaltungen in der gesammten Kirche vor. Aber zunächst beging Ursinus einen Fehler welcher beweist, wie kurzsichtig und gewissenlos den Exilirten seine traurigen Schicksale gemacht, und wie die hastige Gier nach den Ehren und Herrlichkeiten des römischen Stuhls ihn in abenteuernder Weise zu dem ersten besten greifen ließ, was kaum die leiseste Aussicht auf Gewinn darbot. Valentinian, in der Rücksicht die er gern den Klerikern erwies, hatte ums Jahr 371 dem abgesetzten Diakon gestattet, sein Exil in Gallien zu verlassen. Nur Rom durfte Ursinus nicht betreten. Und er, der einst so eifrige, felsenfeste Homousianer, der Prätendent des Bisthums welches nicänisch und antiarianisch wie kein zweites war, er gesellte sich den Arianern von Mailand zu in den

Unruhen nach Gratians Regierungsantritt. Doch zeigte er sich nicht öffentlich bei ihren Versammlungen. Das wäre zu gefährlich gewesen für seinen Ruf und seine Sache. Er wollte im Dunklen bleiben. Geheim verkehrte er in ihren Häusern, stachelte auf, gab Rathschläge, und hoffte auf arianische Bundesgenossenschaft, wenn der Schlag in Mailand gelang [76]). Als die Arianer unterlagen, war auch diese Aussicht vorbei für ihn. Seine Thätigkeit blieb nicht unentdeckt, und die letzte Hoffnung hätte ihm schwinden müssen.

Aber Haß und Ehrgeiz ließen ihn nicht ruhen. Er schritt keck seinem Ziele noch näher, und verlegte den Kampf von Mailand nach Rom. Er faßte Damasus persönlich an. Denunciation, Verläumdung und offene Anklage waren seine Waffen, die anrüchigsten Menschen seine Bundesgenossen. Isaac, ein Jude von Geburt, hatte das Christenthum bekannt, und sogar ein Buch über den heiligen Geist verfaßt, welches aber diesem unergründlichen Gegenstande noch weniger gerecht worden war als die meisten anderen Schriften die das ewige Geheimniß aufzudecken meinten. Später hatte sich Isaac wieder dem Judenthume zugewandt, und, nach dem Ausdruck eines entrüsteten Concils, durch den erneuten Besuch der Synagoge die himmlischen Mysterien entweiht. Diesen doppelt abtrünnigen Juden stiftete Ursinus an, den Bischof Damasus vor dem weltlichen Tribunal schwerer, wie es scheint todeswürdiger Verbrechen zu bezüchtigen. Worauf die Anklage lautete, das verschweigen die Quellen mit heiligem Grauen. Unzweifelhaft waren alle die blutigen Gewaltthätigkeiten nicht übergangen. Man liest, dem priesterlichen Liebling der Frauen sei ein Ankläger auf Ehebruch erstanden aus dem Schooße der ursinischen Partei. Diese Sünde spielte gewiß eine Hauptrolle in der Denunciation des Juden Isaac; und die Verletzung der Sittlichkeit hatten gerade in diesen Jahren viele vornehme Männer in Rom mit dem Tode gebüßt.

Es war die Kriegführung tief Heruntergekommener, welche Ursinus und sein Anhang ergriff. Sie gebrauchten vergiftete Nadeln, da Aexte und Knüttel ihren Händen entrissen worden. Doch fällt das eben nicht sehr auf: es kam zu häufig in den priesterlichen Kämpfen vor. Und viel fehlte nicht, so stürzten diese kleinlich verschmitzten Anschläge die ganze Gewalt und Herrlichkeit des regierenden Bischofs um. Damasus, noch immer fleißig beschäf-

tigt, die renitenten Kleriker vor sein Gericht zu ziehen und abzusetzen, mußte sich nun selbst dem Richter stellen. Daß es ein weltlicher war, gereichte dem stolzen Prälaten zur doppelten Demüthigung. Allein dies war das Wenigste. Der Ankläger und Richter war angeklagt und sollte gerichtet werden: damit hatte er die Fähigkeit zur eigenen Jurisdiction eingebüßt. Stocken und Verwirrung kam in den zuletzt so vortrefflichen Gang seiner Sache, und die Gegner athmeten auf. Sie waren vielleicht für immer befreit von ihrem unbarmherzigen Richter; wenigstens einigermaßen konnten ihre lange genährten Rachewünsche Befriedigung finden. Drang die Anklage durch, so mußte Damasus schimpflich vom heiligen Stuhl gestoßen werden, wenn es auch nicht anzunehmen schien, daß ein Bischof von Rom den Henkertod erdulden sollte. Die niedergedrückten Treuen erhoben ihr Haupt. Die immer steigenden Hoffnungen befeuerten ihre Kühnheit täglich mehr. Der arge Verdacht in welchen Damasus gerathen war, die gefährdete Stellung die er plötzlich einnahm, machte viele der Seinigen irre und abtrünnig, und führte eine Menge einst Abgefallener in den Schooß des heiligen Volkes zurück. Die Führer der Ursinianer, die Priester welche der verjagte Diakon in seiner Eigenschaft als wahrer Bischof ordinirt hatte, gingen immer ungescheuter umher und bearbeiteten die Christen; die Geistlichkeit des Damasus schmolz sichtlich zusammen; die Bischöfe des römischen Metropolitansprengels und der ferneren Diöcesen, welche Damasus verdammt hatte oder noch verdammen wollte, fingen an zu triumphiren, sahen sich befestigt in ihren Sitzen, traten kühner hervor, und reizten ihre Gemeinden in frohlockenden und bitteren Schmähpredigten gegen den entlarvten Sünder auf dem Stuhle Petri an, der nun bald die Frucht seiner Verbrechen ärnten werde. Damasus zitterte, und die Bischöfe mit ihm, welche die Beisitzer in den Untersuchungen und Verdammungen seines Tribunals gewesen waren. Entsetzen und Todesfurcht ergriff sie, wenn wir den Klagen einer Synode glauben, vor den Machinationen der Verdammten und Verdammungswürdigen, vor den Bewegungen des aufgestachelten und erkauften Volks [77]).

Doch Klugheit und Stolz wiesen dem angeklagten römischen Bischof den richtigen Weg. Er entzog sich dem Tribunal der Präfekten, indem er unmittelbar an das allerhöchste Urtheil appellirte. Der fromme Gratian in eigener Person sollte sein Richter

sein. Damasus konnte sich keinen günstigeren wünschen. Jetzt wurde gefunden: der Jude Isaac könne seine Anschuldigungen nicht beweisen. Gratian schickte den Verläumder nach einem abgelegenen Winkel Spaniens ins Exil, und der Tod war dem Juden angekündigt, wenn er noch einmal die geringste Unruhe zu verursachen sich unterstände. Ursinus kam als Verbannter unter strenge Aufsicht nach Köln. Die Unschuld und der höchst heilige Sinn des Damasus ward feierlich vom Thron herab festgestellt, die Verruchtheit derer welche den höchst heiligen Stuhl angriffen und verunglimpften, mit allen Ausdrücken des kaiserlichen Zorns verdammt. Die gefällten Urtheilssprüche des Damasus sollten von den weltlichen Behörden energisch vollstreckt werden, und der Bischof fortfahren, seine Gegner zu richten.

Doch weder die Ursinianer noch Damasus selbst beruhigten sich bei diesem kaiserlichen Spruch. Die ursinianischen Bischöfe behaupteten sich in ihren Sitzen: sogar die gravirtesten und längst verdammten von Parma und Puteoli. In den Städten legten die Spaltungen und Unruhen sich nicht. Zu Rom selbst ward Damasus durch die offenen und heimlichen Angriffe des feindlich gesinnten Klerus, durch die unausrottbaren Zweifel an seiner Tugend, durch die drohende Haltung eines Theils der Gemeinde fortwährend außer Athem gesetzt. Die weltlichen Behörden, die Präfekten und Vicare von Rom und Italien, einst so lebhaft für die Sache des Damasus eingenommen, zeigten jetzt eine auffallende Lauheit. Der Bischof mochte verdammen und sich beklagen so viel und laut er wollte: der Arm der Obrigkeit bot sich ihm zögernd oder garnicht mehr zur Ausführung seines Willens dar. Des Damasus wärmster Freund, der blutige Maximin, war nicht mehr in Rom, und hatte das Ende erlitten, das er so vielen Unschuldigen bereitet. Den Ursinianern ward unter der Hand ein Spielraum gewährt, den sie möglichst benutzten. Alle die Macht und Ehren des eroberten Stuhles Petri, alle die prunkvollen Herrlichkeiten und ausgesuchten Genüsse, die blinde Devotion seines Anhanges, die verehrungsvollen Huldigungen edler frommer Frauen, die ehrerbietige Gunst des Kaisers: Damasus konnte sie noch immer nicht mit erwünschter Ruhe genießen. Die Thaten seiner Vergangenheit klebten ihm an, und nahmen ihm den Frieden. Ein hoher Siebziger, mußte er für seine Stellung kämpfen, und Angriffe erfahren wie ein junger Mann. Besonders die Sittenreinheit des

greifen und „jungfräulichen“ Kirchenlehrers war ein Punkt, an den sich die boshaftesten Schmähungen mit abscheulicher Hartnäckigkeit anhefteten, trotz des glänzenden kaiserlichen Zeugnisses.

Und Damasus selbst fühlte sich nicht befriedigt durch den Urtheilsspruch Gratians. Der Kaiser war ein Knabe; vor Allem: er war ein Laie. Der hierarchische Stolz des römischen Bischofs meinte sich herabgewürdigt dadurch, daß ein ungeweihter Mensch über ihn, den vornehmsten Priester der Christenheit das Sittenrichteramt geübt hatte. Allerdings waren die schlimmsten, die wirklich gefährlichen Versuche der Gegner durch das Votum des Kaisers zu Boden gedrückt. Damasus fühlte jetzt erst einen Grund unter den Füßen, der ihm nicht mehr zu entreißen war. Allein die Hoheit der Kirche, des bischöflichen Amtes und des Stuhles Petri schien ihm nicht gewahrt. Die Hierarchie strebte immer mehr danach, eine ganz in sich abgeschlossene, vom Staat und seinen Gerichten befreite Macht zu werden. Nur ihr Diener und Vollstrecker sollte der Staat in Sachen der Rechtgläubigkeit und des klerikalen Nutzens sein. Völlig war jenes stolze Ziel noch nicht zu erreichen, aber das Mögliche jeden Augenblick zu thun und wahrzunehmen. Präcedenzfälle mußten entweder vermieden oder geschaffen werden. Damasus wollte sich lieber noch einmal einem Richterspruch unterwerfen, und zwar dem von Bischöfen welche er dem Range nach tief unter sich hielt, bevor er das Urtheil des Kaisers als das eigentlich entscheidende anerkannt hätte. Nur nützen sollte es ihm für den Augenblick, und weiter nichts. Er stellte sich einem geistlichen Gericht; und um des etwaige Befremden des Kaisers zu beschwichtigen, schrieb man klug, gemessen und doch schmeichelhaft an Gratian: welches Leben könne fester stehen in der Welt und vor ihren Gesetzen, als das von ihm beurtheilt sei und sich auf seine Milde stütze. Die Bischöfe aber seien strengere Richter; sie sähen ins tiefste Gewissen; sie erwögen aufs Genauste die Art des Lebenswandels. Um seines eigenen Gewissens willen habe Damasus sich ihrer Untersuchung anheimgegeben, und damit von jetztab kein Verläumder mehr aufstehe, der zwar den Bischof nicht verletzen könne, da diesen seine Unschuld mit einem Wall umgebe, der aber die Religion beleidige, indem er ihre Diener heimsuche.

Im Jahre 378 versammelte sich eine Synode in Rom. „Fast unzählige“ Bischöfe, nach dem pomphaften Ausdruck ihres

Synodalschreibens, waren aus allen Provinzen Italiens gekommen. Ihnen gab Damasus seine Sache zur nochmaligen Untersuchung. Nichts war sicherer vorauszusehen als der Entscheid dieser Väter: sie waren die Anhänger des Bischofs oder doch durchdrungen von der Nothwendigkeit ihn zu halten; und, der Kaiser hatte gesprochen. Das ganze war ein Spiel; doch mit Klugheit erdacht und mit Salbung und würdevollem Gepränge in Scene gesetzt. Damasus leitete das Concil, ohne ihm vorzustehn. Er ward als unschuldiger und heiliger Mann erfunden. Die Väter, welche sich außerdem noch mit einigen Sachen des Glaubens und der Disciplin beschäftigt hatten, richteten zum Schluß ein langes Schreiben an die Kaiser Gratian und Valentinian II. Sie erklärten es für einen leuchtenden und ruhmvollen Beweis von der Frömmigkeit dieser Fürsten, daß sie bei der Frage über die nützlichsten Maßregeln für den Zustand der Kirche, nichts Besseres finden konnten, als was bereits aus freiem kaiserlichen Willen und weiser Vorsorge angeordnet sei. Sie priesen Valentinian den Ersten und seine jetzt regierenden Söhne, daß sie, erfüllt vom göttlichen Geiste wie vom Bestreben, den durch Ursinus Wuth und Ehrgeiz zerrissenen Leib der Kirche wieder herzustellen, jenen Verworfenen und seine Genossen verjagt, und das Gericht über die anderen Priester dem römischen Bischof gegeben hätten. So werde das Priesterthum vor Unbill und Schande bewahrt, wenn so leicht kein Priester dem Spruch eines profanen Richters unterliege, was bisher meistens geschehen sei. Und nichts sei würdiger als daß ein Priester über die Irrungen des Priesters urtheile, der in die Gewissen dringe, der die Untersuchung nicht durch Qualen am Leibe des Unschuldigen führe, sondern durch Betrachtung seines Lebenswandels.

Aber bei allem Dank und aller Billigung der kaiserlichen Decrete, brachen die Väter in eine Reihe beweglicher Klagen aus. Die Befehle seien da; sie würden nicht gehalten. Die kirchenschänderischen Ursinianer, eine Horde der niedrigsten Menschen, beunruhigten Rom und die anderen Städte. Eine Anzahl Bischöfe böten dem Gericht des römischen Bischofs Hohn, und entzögen sich ihm. Die Richter seien in Todesangst versetzt, die Gerichteten voll frechen Uebermuths: vor Allen der Bischof Florentius von Puteoli, der Bischof von Parma, und in Afrika der unverschämte Restitutus. Und noch mehr: die verruchten, wie-

dertäuferischen Donatisten seien durch die Gesetze der gotterfüllten Kaiser in Afrika aus dem Ihrigen vertrieben. Aber sie hätten den Claudian zu ihrem Quasibischof ordinirt und herübergesandt, daß er Rom in Verwirrung bringe. Hier trotze er dem kaiserlichen Befehl: nach Afrika zurückzukehren, trotze den Gerichten, taufe wieder, verführe das Volk und bringe die Seelen um ihr ewiges Heil. Nach diesen Klagen, so bezeichnend für das christliche Factions und Sektentreiben jener Zeit, und für das Verhältniß der Kirche zum Staat, kamen die Väter auf die letzten Ränke des Ursinus und des Juden Isaac zurück, erwähnten den kaiserlichen Entscheid über die Unschuld des Damasus, und gingen zu einer Reihe von Bitten Betreffs der römischen Gerichtsbarkeit über. Wer vom Damasus oder dem Concil verdammt sei, und unrechtmäßigerweise seine Kirche behaupten wolle, oder wer, vor das klerikale Forum gerufen, ihm den Schimpf anthue nicht zu erscheinen, den sollen die erlauchten Präfekten oder die Vicare zwingen, nach Rom zu kommen. Sei er in entfernten Gegenden des Reiches, so sollen ihn die dortigen Obrigkeiten vor seinen Metropolitan schaffen; sei er aber selbst ein Metropolit, so müsse er nothwendigerweise und ohne Verzug gezwungen werden, vor dem Bischof von Rom zu erscheinen, oder vor denjenigen, welche dieser Bischof ihm als Richter einsetzen würde. Der Abgesetzte sei über die Gränzen seiner bisherigen Diöcese zu bringen. Von dem Urtheil eines Metropoliten oder sonstigen Priesters dürfe an den Bischof von Rom oder ein Concil von fünfzehn benachbarten Bischöfen appellirt werden. Hätten diese entschieden, so müsse dem Verdammten ewiges Schweigen und ewige Ruhe auferlegt werden, die Macht müsse ihn verhindern zu sündigen, wenn er das Urtheil Gottes nicht verehre. Dann könnten die übrigen Priester, friedlich und einig, zum höchsten Herren übereinstimmende Lob- und Dankgebete für die durchlauchtigsten Kaiser emporsenden.

Was Gratian den Vätern selbst entgegnete, auf deren Gebete ihm soviel ankam, ist nicht bekannt. Doch erließ er ein Rescript an den römischen Vicar, welches den Zorn des jungen Kaisers mit seiner Frömmigkeit und angeborenen Milde in merkwürdiger Mischung zeigt. Es ließ die „löbliche und ansehnliche Lauterkeit“ [78]) dieses hohen Beamten in sehr ungnädiger Weise an, und rügte dessen grobe Nachlässigkeit und Mißachtung der kaiserlichen Befehle. Aber jetzt solle die fahrlässige Trägheit der

Obrigkeiten und die Faulheit der Gerichtsdiener ein Ende haben. Wenn nach diesem Rescript nicht alle namhaft Angeführten, die viel größere Strafen verdienten als ihnen von der Güte des Kaisers auferlegt seien, wenn nicht alle die Ruhestörer welche die Versammlungen der heiligen Bischöfe bezeichneten, über den hundertsten Meilenstein aus der Stadt gejagt würden, oder aus den anderen Städten, wo sie selbst oder durch ihres Gleichen das Volk aufwiegelten, dann würde der Vicar die Züchtigung für seine Verachtung des kaiserlichen Strafgebots empfangen. Hierauf machte der Kaiser dem Vicar seinen Willen kund, wie es ferner mit der Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs zu halten sei. Er gestand diesem Priester alles Erbetene zu, und wiederholte fast wörtlich die Sätze des Concils.

Noch eins hatten allerdings die versammelten Väter für den Nachfolger Petri verlangt: ihn ganz von der Gerichtsbarkeit des weltlichen Forums zu befreien. Denn er sei zwar den übrigen Bischöfen gleich: dem Amte nach, doch er überstrahle sie durch den Vorrang eines apostolischen Sitzes, und er würde niedriger als sie erscheinen, wenn er selbst vor die öffentlichen Schranken treten müsse, während Jene einem priesterlichen Richter sich stellen dürften. Würde daher der heilige Mann eines Verbrechens angeklagt, so baten sie möchte seine Sache einem Concil übergeben werden; oder wenn das nicht, sollte er mit Umgehung aller anderen Behörden sich direkt beim Imperator vertheidigen. Sehr gewandt und mit einiger Schmeichelei pries das Concil die Freigebigkeit des römischen Bischofs gegen den Kaiser, welche in dieser Bitte enthalten sei. Der heilige Mann übertrage vielmehr der Frömmigkeit Gratians etwas, als daß er es sich beimesse; er entziehe Niemandem ein Recht, das er dem Monarchen zuwende. Und mit dem römisch-hierarchischen Talent, durch Präcedenzfälle zu beweisen, wie eine gewollte Neuerung die Sitte schon der ältesten Christenheit gewesen sei, führten die Väter aus, daß sie nur den Beispielen der Vorfahren nachgehen wollten. Der Bischof Sylvester, von Ruchlosen angeklagt, habe bei Gratians Ahnen Constantin seine Sache verfochten. Ja die Schrift lehre, daß der heilige Apostel, vom Statthalter vergewaltigt, an den Cäsar appellirt habe, und zum Cäsar gebracht worden sei. Wenn also der römische Bischof wiederum eines Verbrechens angeklagt würde, so möchte zunächst die milde Erhabenheit des Kaisers prüfen, ob

weiter vorgeschritten werden solle. In diesem Fall möge der Sachverhalt von den Richtern festgestellt, die Sentenz aber vom Augustus gefällt werden. So ginge jedem Verworfenen und Infamen die Möglichkeit böswilliger Anklage und Zeugenschaft gegen den erhabenen Priester verloren.

Die Bitte, vorkommenden Falls vom Kaiser gerichtet zu werden, fiel dem stolzen Unabhängigkeitsdrang des römischen Prälaten gewiß nicht leicht. Allein die Freiheit von den untergeordneteren richterlichen Organen des Staats war das Höchste, was er in dieser Zeit hoffen und verlangen konnte. Gratian dagegen, so weit sich sehen läßt, antwortete dieser Forderung des Damasus und seines Concils mit bedeutsamem Schweigen. Selbst ihm, dem frommen und ehrerbietigen jungen Fürsten, dem pietätsvollen Freunde rechtgläubiger Bischöfe, welcher Bitten lieber zuvorkam als sie abwies, schien hier zuviel verlangt. Er hatte im Jahr 376 eine Frage der klerikalen Gerichtsbarkeit mit großer Billigkeit für die Kirche wie für den Staat entschieden. Geriethen Kleriker unter sich in Streit, oder fielen sie in leichte Vergehen, die mehr die kirchliche Disciplin als die Ordnungen des Staats verletzten, so waren sie vor ihren Bischof und die Diöcesansynode zu ziehen. Begingen sie ein größeres Criminalverbrechen, das den Staat beleidigte, so wurden sie als Staatsbürger behandelt, und kamen vor das Tribunal der weltlichen Richter. Die Provinzialgouverneure, die Rectoren, Proconsuln und Vicare hatten über sie zu urtheilen. War der Fall besonders wichtig, war der Angeklagte etwa ein Bischof, so kam er vor die Schranken der erlauchten Präfekten Roms, Illyriens oder Galliens [79]). Jetzt verlangte der römische Bischof für seine Person fast Alles, weil er Viel erhalten hatte. Es sollte kaum noch eine Staatsgewalt über ihm geben, weil der Staat in der Angelegenheit des ursinischen Schismas ihm zuvorkommend seine Rechte abgetreten, ihn zum Richter über Priester gemacht hatte, die als Aufruhrstifter, falsche Ankläger, Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, Uebertreter kaiserlicher Gebote, aus einer Menge ähnlicher Dinge eigentlich vor das weltliche Forum gehörten; weil der Staat sich zum willfährigen Vollstrecker der bischöflichen Sprüche machte. Allein selbst Gratian nicht wollte dem Bischof von Rom die ganze Hand geben, da er ihm einen Finger gereicht. Auch ihm scheint es nicht rathsam vorgekommen zu sein, den reichsten, mächtigsten und stolzesten Bischof

der Christenheit von jeder näheren Aufsicht der Reichsobrigkeiten zu befreien, ihn ganz loszulösen aus dem Verbande des Staats, ihn ganz in die heilig abgeschlossenen Bezirke der Kirche mit ihren Gerichten und Concilien zu entlassen, oder höchstens durch den lockeren Faden eines leicht bestimmbaren kaiserlichen Wortes ihn aus der Ferne noch mit dem Staate zu verknüpfen.

Damasus hatte sich mit den weitgehenden Befugnissen seiner Disciplinargerichtsbarkeit zu begnügen. Aber Gratians Rescript, die Rechte welche es dem römischen Bischof einräumte, die Maßregeln welche ihm folgten, waren Todesstöße für die Partei des Ursinus. Die Spaltung hatte der Hauptsache nach ihr Ende erreicht; Damasus behauptete jetzt ziemlich ungefährdet und weithin gepriesen als milder und heiliger Mann den blutig errungenen Thron. Doch einer wirklich sorglosen Siegesfreude konnte er sich auch jetzt nicht überlassen. Die Ursinianer und ihr Führer ruhten nicht; sie stachelten die alten Wunden unermüdlich auf. Noch im Jahre 381 versuchten sie das Ohr des Kaisers zu gewinnen, um gegen Damasus Anklagen auf Unzüchtigkeit vorzubringen. Gleichzeitig ließ Ursinus durch Agenten das Volk in Rom von neuem bearbeiten, und zog sogar die Heiden in den christlichen Hader hinein. Wohl ein Zeichen, daß der Bischof auch diese eine unbequeme und harte Hand fühlen lassen. Rom war in Aufregung und Ungewißheit; der Stadtpräfekt sandte ängstliche Relationen an den Kaiser; in den Provinzen begann der Lärm des auflebenden Schismas wiederzuhallen; die Bischöfe geriethen in Eifer und Besorgniß, und abermals sah Alles erwartungsvoll auf die Entscheidungen Gratians. Aber das Concil von Aquileja trat in dieser Zeit zusammen; den Vorsitz führte Ambrosius. Es beschwor den Kaiser, standhaft zu bleiben. Sein reiner, friedlicher und gütiger Sinn, der so gern einem Jeglichen sich gnädig und hülfreich erweise, möchte in diesem Falle sich nicht erweichen lassen von der scheinheiligen Schmeichelrede eines Unverschämten wie Ursinus. Es zählte dessen Sünden auf; keiner von den versammelten Vätern habe Communion mit ihm; sie schämten sich zu sagen welche scheuslichen Flecken der Ruf ihm angeheftet habe; sogar mit den Arianern habe sich jener Ruchlose verbunden, mit Bestien, von denen jedermann abseits weichen müsse, die man weder des Grußes noch eines Wortes würdigen dürfte. Bei seiner edlen Schamhaftigkeit beschworen die Väter den jungen Augustus nicht

zu gestatten, daß Ursinus ihm über Damasus Dinge zuflüstere, die des kaiserlichen Ohres unwürdig seien, vor denen das Amt und der Name des Priesters zurückschaudere. Sie flehten ihn an, durch die Verwerfung des frechen Ursinus das Volk von Rom, das Concil von Aquileja, alle Priester zu beruhigen, damit nicht der ganze Körper der Kirche zerrissen und zerstört werde. Hätten sie dies vom Kaiser erlangt, dann könnten sie vor dem allmächtigen Gott Vater und seinem Sohne dem Herren Jesus Christus unaufhörliche Dankgelübde feiern.

Ambrosius kannte und lenkte das hingegebene Herz des jungen Kaisers bis in die innersten Falten. Das Schreiben der Synode, auf Gratians Charakter und Denkart so wohl berechnet, verfehlte seine Wirkung nicht. Von jetztab hörten alle Versuche der Ursinianer auf. Damasus saß ungefährdet auf seinem Thron; er durfte fortfahren, jeden Priester der seine bischöfliche Würde nicht freudig anerkannte, zu richten und zu verjagen: und er that es mit ausdauerndem Eifer. Auch Laien wurden verfolgt und ins Exil getrieben[80]).

In Rom bestand seit etwa fünfzehn Jahren eine kleine Gemeinde von Luciferianern. Bisher hatte Niemand ihren Gottesdienst verboten oder gestört. Die Luciferianer stimmten in allen Dogmen mit dem Nicänum überein. Nur gewisse äußere Fragen, einem höchst ärgerlichen Schisma in der Kirche von Antiochien zur Zeit Julians des Apostaten entsprungen, hatten den Vater der Sekte, den Bischof Lucifer von Calaris gereizt, sich vom Körper der Gesammtkirche loszutrennen. Seitdem verweigerten die Luciferianer, allerorten wo sie bestanden, einigen verstorbenen Bischöfen das ehrende Andenken, vielen lebenden die Communion, und hielten eine Kirche für unrein, tief im Argen liegend, ja vollkommen des Teufels, welche solche Priester anerkennen und besitzen möge. Das Beste mußte sein, sie auch fernerhin ruhig gewähren zu lassen; denn bedeutend an ihnen war nur ihr Eigensinn. Als die besonders Reinen aber hatten sie sich natürlich für Ursinus gegen Damasus erklärt. Denn diesen befleckte der Makel des Eidbruches, befleckte die Wahl des Archidiakon Felix gegen den verbannten Bischof Liberius, einen Priester, der so ruhmreich gegen den Arianismus aufgetreten war, und für den ewigen Sohn dulden mußte. Genug, Damasus hatte sich gewissermaßen sogar der Transaction mit dem Arianismus schuldig gemacht. Damasus, im

Besitz des Rechtstitels und der Gewalt, dachte auf eins mit allen Schismatikern aufzuräumen; auch mit den Luciferianern. Er verbot ihren Gottesdienst ebenfalls. Sie versammelten sich insgeheim. Sie hatten einen Presbyter, Macarius mit Namen, der im Ansehen großer Heiligkeit stand. Dieser verehrungswürdige Ascet genoß nie weder Wein noch Fleisch, sondern nur Oel und harte, unschmackhafte Speisen; sein Tagewerk war Fasten und Beten. Den Glauben und die Enthaltsamkeit eines solchen Mannes belohnte denn auch der heilige Geist, und Macarius trieb die Dämonen von den Besessenen aus: eine Gnadengabe, deren sich Damasus in allem seinen bischöflichen Pomp, und mit allen Zeugnissen heiligster Unbescholtenheit versehen, nicht rühmen konnte. Aber der freche Presbyter berief das reine Volk zum nächtlichen Gottesdienst in das Haus eines Bruders. Dort erbaute sich die Gemeinde an der Vorlesung der Bibel. Kaum hörte Damasus hiervon, als sein Klerus, begleitet von kaiserlichen Beamten, in das Haus stürmte, die Gemeinde zerstreute, den Presbyter ergriff und über das Steinpflaster vor das Tribunal schleifte. Der Richter berief sich auf die kaiserlichen Befehle, und wollte den schwerverwundeten Presbyter durch Drohungen zur Communion mit Damasus zwingen. Macarius blieb standhaft, wurde verbannt, und starb gleich darauf zu Ostia an den erlittenen Wunden[61]).

In welchem Jahre diese wilden Scenen spielten, ist nicht genau zu bestimmen. Damasus setzte die Verfolgung der Luciferianer fort; die Presbyter dieser Gemeinde wurden alle aus der Stadt gejagt. Unter ihnen waren Marcellinus und Faustinus. Nach Gratians Tode wandten sie sich flehend an Valentinian II. und Theodosius den Großen um Gerechtigkeit. Ihrer Bittschrift verdanken wir den genauesten und immerhin glaubwürdigsten Bericht über das wichtige Schisma zu Rom. Sie thaten ausführlich ihre Rechtgläubigkeit dar, schilderten in beweglichen Klagen, welche Tyrannei ihre Sekte im Orient wie im Occident von den Bischöfen erfahren, berührten nur kurz ihre eigenen Schicksale, und brachen halb voller Neid, halb voll Resignation in die bezeichnenden Worte aus: „mögen Jene ihre goldstrotzenden Basiliken haben, die mit dem prahlenden Schimmer köstlicher Marmorarten bekleidet sind, und sich in der Hoffahrt ihrer Säulen erheben; mögen sie auch ihre unermeßlich ausgedehnten Liegenschaften und Güter besitzen, durch die sogar der reine Glaube bedroht ist: was nehmen sie

für ihre Unfrömmigkeit auch noch die Städte in Anspruch, die allen Römern gemeinsam sind, so daß sie Keinem gestatten gottselig darin zu leben, wo von den meisten Einwohnern sogar noch der eitle Götzendienst ohne jede Gefahr und Behelligung gepflegt wird, und ohne daß Jene sich deshalb ereifern. Wenigstens sollte es doch der Wahrheit gestattet sein, Gott Christus in einem elenden und verachteten Stall fromm zu verehren und glaubensvoll anzubeten, wo er selbst es nicht unwerth fand geboren zu werden und als Kindlein zu liegen"[82]).

Ein kaiserliches Rescript gewährte den Presbytern ihre Bitten, mit lebhaften Lobsprüchen auf ihre Rechtgläubigkeit und einigen Seitenblicken auf Diejenigen welche so fromme und orthodoxe Leute verhindern wollten, dem Gott der Katholiken zu dienen. Wo immer diese Presbyter und ihre Genossen sich niederlassen wollten, da dürfte Niemand sie in ihren frommen Werken stören. Dies war die einzige Niederlage welche Damasus erlitt, doch wahrscheinlich erst nach seinem Tode 384.

Das Resultat all der häßlichen Vorfälle welche den Stuhl Petri befleckten, war dessen erhöhtes Ansehen und gesteigerte Macht. Ihm mußten eben alle Dinge zum Besten gereichen in jener Zeit; denn er vertrat doch immer die Gedanken welche im letzten Grunde die damalige Welt bewegten. Das antiarianische Concil zu Sardica, vom vertriebenen Athanasius, dem Schützling des Bischofs Julius geleitet, hatte dem Nachfolger Petri bedeutende Rechte namentlich als Instanz der Appellation für gerichtete Bischöfe gegen den Ausspruch der Concilien eingeräumt; gleichviel aus welchen näheren Gründen, gleichviel ob die Orientalen protestirten, und auch im Occident die ertheilten Befugnisse zunächst wenig Werth zeigten. Die Canones der Synode von Sardica waren da, und römische Bischöfe des fünften Jahrhunderts beriefen sich auf sie. Jetzt aber war es nichts Geringes, daß der Kaiser dem Bischof von Rom urkundlich noch mehr gab, als vordem das Concil. Er sandte die höchsten Priester des Abendlandes vor sein Tribunal wegen Vergehen die bisher der Staat entweder gerichtet oder um die er sich garnicht gekümmert hatte; er gestand ihm ebenfalls das Recht zu, Appellationen anzunehmen; er stellte die Macht des Staates zu seiner Verfügung, um seine Rechte und Urtheilsprüche durchzusetzen. Allerdings, es war zunächst in der bestimmten Angelegenheit des ursinischen Schisma. Jedoch die Bitten welche

Damasus durch den Mund des römischen Concils an Gratian richtete, waren ebenso allgemein formulirt wie die gewährende Antwort des Kaisers. Weitgehenden Auslegungen war voller Spielraum gegeben; und sie sind gemacht worden bis auf den heutigen Tag. Immer mußte es von ungeheurer Wirkung sein, wenn der Nachfolger Petri auch nur einmal zum Wächter und Richter über alle Bischöfe des Abendlandes vom Kaiser gesetzt war und viele thatsächliche Beispiele vorlagen, wie fleißig er dies Amt geübt. Roms berühmte Geschicklichkeit, einzelnen Thatsachen allgemeine und fortwirkende Bedeutung zu geben, konnte hier sich vortrefflich entfalten. Die Kirche war mit ihrer inneren Organisation noch lange nicht fertig, und hatte sich mit dem Staat nicht vollkommen auseinandergesetzt. In Zeiten des Werdens wiegt eine unzweifelhafte Thatsache sehr schwer. Sie wird zum Präcedenzfall welcher Rechte und Macht verleiht. Rom stand fest wie ein Fels; nie wich es von dem einmal gewonnenen Boden zurück. In Zeiten des Werdens schließen sich gern, wie in einem Crystallisations-Proceß, die beweglicheren Neubildungen um einen feststehenden Punkt zusammen. Allerorten tauchten tausend Dinge auf, welche dazu beitrugen, Rom diese herrschende Stellung zu verleihen. Die ursinische Spaltung, die Art wie die Kaiser sie auffaßten, die Rescripte und Bewilligungen Gratians waren nicht die letzten unter ihnen.

Den römischen Bischöfen selbst ging die Idee immer leuchtender auf, daß sie zum Primat berufen seien in der Christenheit. Dieser Glaube an sich, erst leise und schüchtern angedeutet, dann freudig und laut, in allen Tönen der Begeisterung, der Demuth, des Stolzes ausgerufen, ließ auch die Anderen immer allgemeiner und fester an sie glauben. Bereits im fünften Jahrhundert zeigt sich hin und wieder ein Vorrang des römischen Bischofs im Abendland, der einem gewissen, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannten Primat ziemlich nahe kommt. Es war nicht blos die vortretende und leitende Rolle ihrer Abgesandten auf entfernten Concilien, es war hauptsächlich ihr Schiedsrichteramt. Der Glaube ganzer Gemeinschaften wie einzelner Priester, die Orthodoxie neuer theologischer Auslegungen über bisher noch nicht betrachtete Punkte des Evangeliums, die Angelegenheiten der Disciplin, der Bußzucht und Organisation, die priesterlichen Uebertretungen und Zerwürfnisse: es war ein reiches Gebiet, über das die Nachfolger Petri

immer mehr zu sagen bekamen. Sie spähten von ihrem Thron mit unaufhörlich wachsamen Augen umher, wußten in alle wichtigen Vorfälle ihre Hände zu mischen, und mit unendlicher Feinheit das Schiedsrichteramt, sei es auch nur scheinbar zu erringen, wenn es ihnen nicht deutlich von den Parteien angetragen war. Und dies geschah mit wachsender Häufigkeit. Um so mehr als Rom in der That eine selten unterbrochene Reihe von ehrwürdigen, kraftvollen und klugen Bischöfen aufwies, wie kein anderer Stuhl der Christenheit. Die unedleren wurden halb unwillkürlich in den Lichtglanz der großen Heiligkeit mit hineingenommen, welcher den Stuhl Petri umfloß. Auch hatten die Nachfolger des Apostels Christum nie verläugnet. In dem Kampf um dessen ewige Gottheit waren sie von vornherein mit aller Entschiedenheit auf die für Gottes Sohn ehrenvollste und endlich siegreiche Seite getreten. Ueberhaupt, wofür sie sich aussprachen, das behielt fast ausnahmslos die Oberhand; was den Keim des Todes in sich trug, zählte die weisen Bischöfe Roms zu seinen Gegnern. Dies Alles erweckte Vertrauen und Ehrfurcht. Besonders die unterdrückten Parteien, verjagte Bischöfe, von Bischöfen tyrannisirte Kleriker wandten sich an Rom, und ihre Sprache war die der tiefsten Devotion, des unbedingten Gehorsams und der vollen Ueberzeugung vom römischen Primat. Sie wußten genau, wie erwünscht und einträglich diese Sprache war. Die Zahl der Diöcesen wuchs stetig an, welche den Worten Roms sich wie heiligen Befehlen unterwarfen. Fanden Roms Ansprüche einmal energischen Widerstand, so hatte die Gewandtheit seines halben Rückzuges beinah die Folgen eines Sieges. Und selbst den Imperatoren war es wünschenswerth, daß Petri Stellvertreter ihre religiösen Maßnahmen billigten. Kaiser Maximus schrieb einen höchst schmeichelhaften Brief an den Bischof Siricius, des Damasus Nachfolger im Amt (384—398), um seine Schritte gegen die Sekte der Priscillianisten zu rechtfertigen.

Die Gesammtheit der Kirche jedoch, und ebenso das Kaiserthum, war noch um Jahrhunderte davon entfernt, das Papst-Ideal der römischen Bischöfe ganz zu theilen. Die Oberhoheit Roms, wie die späteren Päpste sie üben, und manche Schriftsteller sie nun rückschließend den ersten Bischöfen bereits zu vindiciren sich abmühen, war noch lange nicht erreicht[88]). Hierzu übte schon der Staat und der absolut regierende Kaiser, bei aller Rücksicht und

Zuvorkommenheit gegen die Kirche, eine viel zu durchgreifende Gewalt. Nur in den Zeiten einer vollkommen zerrissenen Staats-Oberhoheit, nach dem Fall des weströmischen Kaiserthums, konnte jene kirchliche Oberhoheit Roms, weit idealer und beinahe mächtiger als jemals die des Augustus, sich bilden. Deshalb auch setzte der Patriarch von Constantinopel, Roms kecker und ehrgeiziger Rival, seine Ansprüche auf den Primat nicht einmal im Morgenlande durch. Denn der Kaiser residirte mit ihm in Byzanz, und seine Hand griff in die kirchlichen Angelegenheiten hinein: zugleich oder abwechselnd mit der des Patriarchen.

Die rege schiedsrichterliche Thätigkeit Roms und seine wirkliche Jurisdiction wie Damasus sie übte, hing zusammen mit der kirchlichen Gerichtsbarkeit überhaupt. Valentinian I. hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß der Kaiser, also der Staat, sich um dogmatische Fragen nicht zu kümmern habe. Die Bischöfe und ihre Concilien allein sollten hier festsetzen und verdammen. Eine weise Zurückhaltung, welche die folgenden Kaiser sich nicht zum Muster nahmen. Auch war Valentinian der Meinung gewesen, Zwistigkeiten der Priester unter sich, über mehr äußere, aber doch rein kirchliche Dinge, seien im Schooß der Kirche durch den Spruch der Bischöfe und Concilien abzumachen. Mit aus diesem Gesichtspunkte war dem Bischof Damasus das Gericht über die widerstrebenden Kleriker zuertheilt. Ferner hatte Gratian in dem erwähnten Gesetz von 376 bestimmt, daß die Vergehen der Geistlichen gegen die Einrichtungen, die Disciplin und Zucht der Kirche von den Bischöfen zu richten seien. In allen diesen Fällen verlangten und erhielten die Bischöfe vom Staat die etwa nöthige Macht zur Durchführung ihres Urtheils.

Allein das bischöfliche Forum erstreckte sich weit über die kirchlichen Gränzen fort. Die ganz besondere Heiligkeit nämlich der Diener Gottes schloß es doch nicht immer aus, daß zwei Brüder um die Dinge dieser Welt in Streit geriethen: um Geld und Gut, oder um irgend eins der tausend Verhältnisse, welche das irdisch bürgerliche Nebeneinanderwohnen mit sich führt. Die Kleriker hätten ihren Handel vor den Civilrichter bringen können. Aber noch aus den Zeiten her wo die weltlichen Tribunale ohne Unterschied heidnisch waren, galt es für verrucht und schmählich, wenn zwei Geistliche vor den profanen Richter traten. Auch jetzt konnte dieser ein Heide sein; jedenfalls war er ein Laie. Es war

Regel, daß die Geistlichen ihren Handel dem Spruch des Bischofs unterwarfen. Bekam ein Kleriker mit einem Laien Streit, so konnte letzterer wenigstens in dieser Zeit noch nicht gezwungen werden, dem Bischof die Sache anheimzugeben. Wollte er, so mußte der Diener Gottes vor das weltliche Tribunal. Doch kam es häufiger vor, daß der Laie dem Geistlichen zum Bischof folgte oder ihn dort verklagte. Zwei Laien konnten natürlich ihren Proceß vor den Civilrichter bringen. Aber der Apostel Paulus hatte es mit strengen Worten gerügt, daß Jemand, der in der Gemeinde einen Handel mit dem Anderen habe, vor den Ungerechten hadere und nicht vor den Heiligen[84]); das heißt, vor dem heidnischen Richter und nicht vor dem Aeltesten der Gläubigen. Constantin I. fand den frommen Gebrauch, daß die Christen ihre Processe dem Bischof brachten; und er sanctionirte ihn. Ja, er betrachtete den Bischof als ordentlichen Schiedsrichter, wandte die römischen Gesetze auf ihn an und verordnete, daß, wenn einmal die streitenden Parteien sich ihm anvertraut hätten, keine Appellation mehr von seiner Entscheidung an höhere Instanzen zulässig sei. Dies galt seitdem.

Vielleicht hätte hier und da ein Laie das weltliche Tribunal vorgezogen. Allein der Bischof war wie ein König in seiner Diöcese. Sein Stirnrunzeln schreckte schon; und wer gegen dieses verstockt war, der konnte den Stab des heiligen Mannes unsanft empfinden und die tausend unbequemen, ja vernichtenden Folgen seiner Ungnade. Der Gewinn des Processes wäre also theuer erkauft worden. Diese Bedenken aber standen wohl kaum in erster Reihe. Gemeinhin war der Bischof wirklich einer der frommsten, mildesten und gerechtesten Männer der Provinz. Der Nimbus seines Amtes kam hinzu. Das Vertrauen zu ihm war gränzenlos und von ehrfürchtiger Inbrunst. Wem sollte man auch seine weltlichen Sachen lieber anheimgeben als ihm, der schon die Seele besaß? Nur etwa wer andere Glaubensansichten hegte als der Hirt, der mochte sich hüten, der mochte zum weltlichen Richter gehen oder schnell zuvor sich bekehren. Denn in dem furchtbaren Punkt der Orthodoxie pflegte die Milde auch des gerechtesten Mannes sich in wilden Haß und rücksichtslose Parteisucht umzuwandeln. Im Allgemeinen jedoch brachten die Christen ihre Processe nicht vor das weltliche sondern vor das bischöfliche Tribunal.

Und mit all diesen ungeheuren Einwirkungen der Geistlichkeit auf das bürgerliche Leben war es keineswegs abgethan. In noch

wichtigeren Dingen übernahm die Kirche das Amt des Staates. Unter dem Namen von kirchlichen Angelegenheiten brachten die Bischöfe die Erbschafts- und Ehesachen der Christen an sich; letztere umschlossen fast alle Vergehen gegen die Sittlichkeit. Und noch mehr! Fast jedes Verbrechen welches der Staat bestrafte oder hätte bestrafen sollen, war auch im religiösen Sinne eine Unmoralität. Es gehörte somit vor den priesterlichen Sittenrichter und Seelenhirten, wurde mit den canonischen Strafen belegt und mußte nach den strengen Regeln der Kirchenzucht abgebüßt werden. Wo ein Verbrecher keinen Ankläger bei den weltlichen Behörden fand, wo parteiische und bestechliche Gerichte ihn freigesprochen hatten, ja oft sogar wo seine hohe Stellung ihn fast unerreichbar machte, da konnte die Stimme des Bischofs noch ihn vor das geistliche Tribunal citiren, und die Züchtigungen der Mutter Kirche über ihn verhängen. Selbst die gewaltigsten Kaiser, deren Verirrungen die ganze übrige Welt mit verstummender Devotion hinnahm, fingen an, einen unerschrockenen Richter im Namen Gottes über sich zu merken; und Theodosius der Große unterwarf sich mit frommer Seelenangst und heißen Thränen den Büßungen welche Ambrosius von Mailand, kühn und von seinem Beruf erfüllt, ihm auferlegt hatte.

Und noch nicht genug! Der profane Richter ging nur von den mehr oder weniger offenkundigen Thatsachen der Anklage aus. Der Bischof aber war ein ernster und vorsorglicher Richter des tiefsten Herzens, des Gewissens seiner Kinder. Hier sollte das Verborgenste ihm offen sein. Es war ein bedenkliches Kirchengesetz, daß Jeder wer um ein geheimes Verbrechen wisse und es dem Bischof nicht anzeige, die nämlichen Bußen wie der Verbrecher selbst auf sich ziehe[85]). Und es bedurfte solches Anklägers nicht einmal. Wo der Bischof nur den leisesten Wink von einer geheimen Schuld erhielt, da bearbeitete er das Innere der Anrüchigen und Betheiligten. Diese Gewissensinquisition des Seelenhirten förderte oft mehr über die Schuld oder Unschuld zu Tage als die Folter der Criminaljustiz. „Wie Viele hat das Gericht freigesprochen," schrieb die Synode von Rom an Gratian, „die von den Bischöfen verurtheilt sind; wie Viele sprachen die Bischöfe frei, welche das Gericht verurtheilte." Und vor der Excommunication, welche die Pforten des Himmels verschloß und die peinlichsten Folgen schon auf dieser Welt nach sich zog, zitterte namentlich man-

cher Reiche und Vornehme mehr, als vor den Verhandlungen des Criminalgerichts.

Genug, die kirchliche Jurisdiction war groß an Ausdehnung und Gewalt. Es gab viele Gebiete, wo sie mehr vermochte als der Staat, dessen Thätigkeit sie lähmte und für sich herübernahm. Der Sitz des Bischofs war zugleich ein Gerichtshof in aller Form; und in merkwürdigem Gemisch reichten sich hier die warmen Ermahnungen des Seelsorgers, die schlauen Herzenspressungen des Gewissensinquisitors und die kalte Untersuchung und Entscheidung des Richters die Hände, um den Thatbestand festzustellen und das Urtheil zu sprechen, von dem es keine Berufung mehr gab. Ankläger wurden gehört, Denunciationen gelesen, Angeklagte und Zeugen citirt und vernommen; die Herzenshärtigkeit des Läugners mit Worten der Liebe und Salbung erweicht oder durch die Schrecken der göttlichen Gerichte und der hölliſchen Qualen erschüttert; Processe um ein paar Drachmen oder um weite Liegenschaften wurden hier entschieden. Unter den Einwirkungen des Bischofs mochte es häufiger vorkommen als vor dem Civilrichter, daß die Parteien sich verglichen. Aber hier wie dort konnte man das triumphirende Lächeln des Gewinners sehen, das Glück des freigesprochenen Beschuldigten und die kläglichen Geberden des Verurtheilten. Nur wurde hier statt der körperlichen Tortur die freundlich väterliche Ermahnung oder die Seelenfolter gebraucht. Der Bischof mußte von der Kanzel auf das Gericht, und wechselnd die Lectüre oder Abfassung heiliger Schriften mit der Durchsicht von Akten vertauschen, welche die Sünden und Erbärmlichkeiten dieser Welt enthielten. Das Gerichtswesen forderte eine Menge neuer priesterlicher Beamten. Die Zahl der Chartulare oder Notare unter ihrem Kanzler: dem Chartophylax wurde immer reichlicher vermehrt, und mit ihnen wuchs die Anzahl der Advocaten unter dem Primicerius. Sie alle gehörten natürlich in die Reihen des höheren Klerus.

Solcher Machtzunahme der Kirche auf Kosten des Staats, seiner wichtigsten Organe, seiner Rechte und Pflichten suchten spätere Kaiser wohl einmal zu steuern. Allein nur selten, meist schüchtern und stets umsonst. Ihre Nachfolger, ja noch sie selbst wiederriefen die einschränkenden Edikte und Auslegungen. Auch sie wurden bestimmt von der Macht der Verhältnisse im Reich, vom Geiste welcher Klerus und Laien beseelte, und von ihrer eigenen

Frömmigkeit. Denn als das eigentliche Wesen der Religiosität welche das Himmelreich erwürbe, galt neben der Orthodoxie immer mehr eine ehrfurchtsvolle Schwäche gegen das Priesterthum. Aber Niemand mit offenen Augen konnte leugnen, daß der Klerus jene Rechte in mehr als einer Hinsicht verdiente. Die Laster und Leidenschaften dieses eigenthümlichen Standes waren unverhüllt genug: seine dogmatische Wuth, das Gift seiner frommen Verketzerungen im Tone trauernder Liebe, die wilden, erfinderischen Schmähungen im Tone sittlichen Schauders, sein unbarmherziger Haß, die klugen Schleichwege auf leisen priesterlichen Sohlen, der tobende Fanatismus welcher den Pöbel erhitzte, den Aufruhr durch die Straßen trug, und Mishandlungen, Mord und Brand als heilige Werke segnete. Doch handelte es sich nicht um die Religion der Liebe, und nicht um die subtile Auslegung eines ihrer Worte, waren Eitelkeit und Hochmuth, Ehrgeiz und Herrschbegier nicht aufgestachelt oder befriedigt, dann walteten die Tugenden des Standes vor. Seine Milde und Menschenfreundlichkeit zeigte sich, die liebevolle Sorge für das innere und äußere Heil der Brüder, seine natürliche, in reicher Praxis geübte Intelligenz, die unbestechliche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit; sein Widerwille vor den Akten der Qual und Gewalt, mit denen die weltlichen Behörden so freigebig waren, sein Streben, das menschliche Elend in jeder Form zu lindern. Ja, das Erbarmen der Priester und Mönche mit den Opfern und Verurtheilten der grausamen weltlichen Tribunale, die Kühnheit mit der sie sich jener Unglücklichen von jeher angenommen, hatte ihnen das Gewohnheitsrecht verschafft, sich bei den Behörden und selbst bei den Kaisern für dieselben zu verwenden, den Folterknechten bei den Geißelungen und Torturen in die Arme zu fallen, sogar die Hinrichtung durch ihre Intercession zu verschieben. Sie stiegen in die Kerker mit Trostesworten und Erquickungen hinab, und oft geschah es, daß ihre lebhaften, beinahe thätlichen Bemühungen der Justiz ihr Opfer ganz entrissen.

Wer so die Härte des Gerichtes milderte, wer dabei unzugänglich für Bestechung und Ansehen der Person war wie die Mitglieder keines anderen Standes damals: sollte der nicht selber der vertrauenswürdigste Richter sein? Es kam hinzu die Ehrbarkeit ihres Wandels, ihre Macht über die Seelen, der fast abergläubische Glaube des christlichen Volkes an sie. Was konnten die weltlichen Richter und Tribunale dagegen in die Wagschaale wer-

sen? Kaum etwas Anderes lag so tief im Argen wie die römische Justiz. Fast jede Seite der Geschichte ist mit einem ungerechten und blutigen Proceß befleckt. Die Freisprechungen empören oft noch mehr als die Verurtheilungen. Aber der Civilproceß, gerade das Gebiet auf welchem der Bischof mit seinen Vermittelungen oder endgültigen Richtersprüchen fast überladen war, befand sich vielleicht in den allerschlimmsten Händen. Das Heer der Advocaten war vom Staat bei den Gerichten angestellt; ohne sie wurde keine Verhandlung geführt. Aber die Römer theilten die Beamten welche ihr Eigenthum und alle übrigen nächsten Interessen vertheidigen sollten, mit bitteren Klagen in vier Klassen ein. Die Einen belagerten geschäftig die Häuser der Reichen, der Wittwen und Waisen, säten Mißverständnisse und Hader aus, verhetzten und vergrößerten die kleinen Zwistigkeiten von Freunden und Verwandten ins Unendliche, waren von unersättlicher Habgier, schleppten die Verhandlungen durch unzählige Termine hin, und boten alle Schlauheit, alle Frechheit und eine Fluth geschwätziger Rhetorik auf, um den Richter zu bethören oder zu verführen. Andere nahmen ein höchst ehrbares, zurückhaltendes Wesen an, legten das Gesicht in tiefsinnige Falten, als die Gelehrten und tief Eingeweihten in eine Wissenschaft die durch einen Haufen sich widersprechender Gesetze in unauflösliche Verwirrung gerathen war. Thaten sie einmal den ehrwürdigen Mund auf, so floß er über von Namen längst verschollener Gesetze, was einen ganz besonderen Respect vor ihren unergründlichen Kenntnissen einflößte. Witterten sie aber einen reichen Klienten, so gaben sie ihm insgeheim tausend Rechtskniffe an, und versprachen ihm den glücklichen Ausgang seiner Sache, wenn er auch angeben wollte, er habe seine eigene Mutter mit Willen umgebracht. Die Dritten verschafften sich durch Schreien, Schimpfen und Bellen ihre Klienten, drängten sich in jeden Proceß, läugneten und lärmten die sonnenhelle Wahrheit nieder wenn sie gut bezahlt waren, wußten dem friedfertigsten Mann eine Gerichtssache anzuhängen, und verwirrten vor den Schranken Alles in einen unauflöslichen Knäuel, so daß auch die aufrichtigen Richter, viel beschäftigt wie sie waren, das Bessere nicht mehr sahen. Die Vierten waren die Dummen, aber doch Schlauen auf ihre Art. Durch Speichellecken wußten sie einen Platz an der Tafel der Reichen zu erwischen, und dort schlemmten sie in sich hinein, so viel nur immer ging. Kaum daß sie je einen Codex durchgelesen

hatten; und man spottete: wenn von einem alten juristischen Autor die Rede sei, so hielten sie seinen Namen für den eines ausländischen Fisches oder irgend einer anderen Delicatesse. Ihre ganze Kunst bestand im Einfangen vertrauender Klienten, und in tausend Vorwänden, deren Proceß Jahr auf Jahr zu verlängern, um sich mit den Sporteln zu mästen. Kurz, die Gerichte, so klagten die Römer, waren selbst unter wohlmeinenden Richtern sehr selten die Tempel des Rechtes die sie sein sollten, sondern Schlingen und Gruben, aus denen die Umgarnten erst nach vielen Jahren, und ausgesogen bis aufs Mark entkamen[86]).

Nichts demnach natürlicher, als daß auch hier die große Flucht vor dem Staat, vor seinen Institutionen und Forderungen sich fortsetzte, die auf anderen Gebieten eingerissen war. Die Christen konnten selten etwas Besseres thun, als mit ihren Processen sich vor das Tribunal der Bischöfe zu drängen. Hier, wenn überhaupt noch irgendwo, fand man Recht und Billigkeit. Wohl schlich bereits mancher Mißstand ein. Es geschah, daß Bischöfe, von Amtsgeschäften überhäuft, den untergebenen Geistlichen die Gerichtsbarkeit anvertrauten. Und diese Diener des Himmels zeigten sich kaum weniger empfänglich für den weltlichen Glanz des Goldes als die Advocaten und Richter. Allein die Bischöfe pflegten abzuhelfen, und nahmen lieber die Last wieder auf ihre Schultern zurück, ehe sie auch ihr Forum zu einer Stätte der Corruption werden ließen[87]). Niemand aber war, der bei den weltlichen Gerichten eine Heilung vornahm. Die Bemühungen der Kaiser scheiterten an der allgemeinen Verderbtheit des Beamtenthums. Der Stellenwechsel, fast immer jährlich erneut aus Gründen eines nothwendigen Mißtrauens, trieb die augenblicklichen Inhaber an, ihre Schatulle eiligst durch jedes Mittel zu füllen, und flößte ihnen wenig anderes Interesse für ihr Amt und ihre Untergebenen ein. Und auf einen wohldenkenden Präfekten, Diöcesanvicar oder Provinzialgouverneur, der für seine Person gerecht richten, der die niedrigeren Gerichte verbessern wollte, folgten nach einander zehn ächte römische Beamte. Wenn also die Kirche die richterlichen Functionen des Staates in großer Menge übernahm, wenn sie immer mehr, nicht als eine Corporation sondern als ein Staat im Staat aus dem Boden des römischen Reiches heraufblühte, so ist dies nur ein tröstlicher Beweis mehr, wie die schlimmsten Uebelstände immer eine Art Heilung aus sich selbst gebären.

Aber die wachsende Ausdehnung der kirchlichen Gerichtsbarkeit hob ausschließlich das Ansehen der Bischöfe. Diese vielbegünstigten und vielverehrten Männer bekamen immer mehr den übrigen Klerus und die ganze Laienschaft in ihre Hand, welche in manchen Stücken bereits mächtiger als die des Kaisers war. Gratian indessen wollte auch die geringere Geistlichkeit seine andächtige Huld möglichst genießen lassen. Im Jahre 377 legte er den eigentlichen Schlußstein auf eine Reihe von socialen Entwickelungen und kaiserlichen Gesetzen, die einander theils aufgehoben, theils bedingt hatten. Mit kurzen Worten erklärte er, nicht blos die Bischöfe, auch die Presbyter, Diakonen und Subdiakonen, ja die Lectoren, Exorcisten und Thürsteher seien frei von allen Zwangsämtern und Personallasten welche der Staat sonst von seinen Angehörigen forderte[88]). Seit den ersten Immunitäten dieser Art, welche Constantin I. gewährt hatte, war Reich und Arm, Vornehm und Gering, waren die Decurionen der Städte und die Colonen des Landes vor dem unerträglichen Druck jener Staatsforderungen in die freieren Bezirke der Kirche geflohen. Und diese Flucht dauerte fort bis zum Untergang des Reichs. Es kam hinzu, daß die Güter der Kleriker und der Kirche von vielen beschwerlichen Leistungen, der Militär-Einquartierung, den Naturallieferungen und dem Fuhrenstellen immun geworden waren. Nur die Grundsteuer mußten die geistlichen Güter entrichten wie die übrigen. Ein frommer Versuch Constantins I., der Kirche auch diese wichtigste Steuer zu erlassen, hatte ein so übles Resultat für den Staat gehabt, daß der Kaiser, vom ersten Feuer seines Wohlwollens rasch abgekühlt, das Edikt widerrief. Seitdem hatten die Bestrebungen und Anliegen der Geistlichkeit selbst die bigottesten Kaiser wie Constantius II. nicht vermocht, die unendlich rasch anwachsenden Kirchengüter von einer Steuer zu befreien, welche die eigentliche Einnahme des bedürftigen Staates ausmachte. Und auch die Gewerbesteuer mußten bei Gratians Regierungsantritt die Geistlichen erlegen, wenn sie Handel trieben.

Der Handel erschien einer Menge von Klerikern nothwendig zum Lebensunterhalt. Die Kirchen der größeren Städte besaßen allerdings durch fromme Legate und Geschenke schon einen Ueberfluß an Gütern dieser Welt. Er kam den Armen und den Priestern zu Gut; dem Bischof freilich vor allen anderen. Ueber den Reichthum des Bischofs von Rom ist die Aeußerung des reichen

Senators Prätextatus gegen Damasus bezeichnend genug. Und ein anderer Heide, oder vielmehr ein Deist, einer der bravsten und vorurtheilsfreisten Männer seiner Zeit, unterstützt die spöttischen Worte des Senators und dehnt sie weiter aus. Der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus hielt das Christenthum sehr hoch, und verstand manche seiner Manifestationen wohl. Doch kann er nicht umhin, an die Geschichte des Damasus bittere Bemerkungen über die Ueppigkeit der größeren Bischöfe zu knüpfen. Ihre Sitze, sagt er, würden mit aller List und aller Gewalt erstrebt. Denn wer einen solchen Stuhl gewonnen habe, der brauche für die Zukunft nicht zu sorgen; den machten die Geschenke der Frauen reich; der fahre stolz auf köstlichem Wagen einher, mit Kleidern angethan, daß es eine Pracht sei, und halte verschwenderische Mahlzeiten ab, welche die kaiserlichen Gastmähler überprahlten. Und der rechtschaffene alte Soldat stellt ihnen das Muster von ein paar Bischöfen aus den Provinzen auf. Diese empfehle ihre Mäßigkeit in Speise und Trank, die Armuth der Kleidung, ihr zu Boden gesenkter Blick der ewigen Gottheit und deren ächten Verehrern als reine, bescheidene und würdige Priester[89]). Der Glanz der Bischöfe, der Pomp des Gottesdienstes, der Reichthum der Kirche wuchsen reißend an; die frommen Geschenke und Testamente flossen von allen Seiten zu.

Trotzdem mußte der Klerus an manchen Stellen zu seinem Kummer empfinden, daß er noch immer nicht ganz aus der apostolischen Armuth herausgekommen sei. Wenigstens reichte das Kirchenvermögen oder der Wille des Bischofs nicht immer aus, der ganzen Masse des heiligen Personals, vom Presbyter bis zum Thürsteher und Todtengräber hinab, eine behagliche Existenz zu gewähren. Dazu kam, daß Valentinian durch sein berühmtes Gesetz vom Jahre 370 der überhand nehmenden Erbschleicherei der Kleriker möglichst gesteuert hatte. So suchten sie auf anderen Wegen Bereicherung oder wenigstens einen wohlhäbigeren Lebensunterhalt, als die Kirche und der Bischof ihres Ortes gewähren konnte oder wollte. Sie bebauten den Acker und trachteten eifrig nach Landbesitz; sie saßen in der Stadt an den Straßenecken und erwarteten die frommen Gaben der Vorübergehenden; deutlicher: sie bettelten. Die meisten aber trieben einen kleinen Handel, saßen in den Krambuden, an den Apothekertischen und auf den Wochenmärkten. Zwar schützten sie vor, der Gewinn ihres Verkaufes werde

den Armen zu Theil; aber allgemein hatten ſie angefangen, ſich ſelbſt als dieſe Armen zu betrachten. Die Asceten und ſtrengeren Kirchenlehrer nannten dies Handeltreiben und Gewinnſuchen eine gräuliche Habſucht, eine Fäulniß, ein Feilbieten der Heiligkeit; und ſie ermahnten die Gottesdiener dringend, einen handelnden Bruder wie die Peſt zu fliehen[90]). Die Kaiſer dachten nicht ſo ſtreng. Conſtantius II. hatte im Jahre 343 den Klerikern welche durch Kauf und Verkauf ihren Unterhalt ſuchten, Steuerfreiheit gegeben. Bald darauf wiederholte er ſein Geſetz; doch fügte er nun als Grund hinzu: es ſei ja gewiß, daß der Gewinn welchen die Gottesdiener aus den Krambuden und Werkſtätten zögen, den Armen zufließe. Valentinian hatte ein zu ſcharfes Auge, um nicht beſſer zu durchſchauen, welchen Vorwand hier die Armen gaben. Er war überhaupt kein Freund von Immunitäten und Privilegien, und wollte mit energiſcher Hand die Würde der Kirche aufrecht erhalten. Schien es ihm nicht möglich oder rathſam, Handel und Gewerbe den Prieſtern gänzlich zu verbieten: wenigſtens Vorſchub wollte er ihm nicht leiſten. Er hob die Steuerfreiheit auf. Gratian war ein zu warmer Liebhaber des Klerus, um nicht auch hier von den Grundſätzen ſeines Vaters abzugehen. Er, der Laie, fühlte größeres Erbarmen bei dem Wunſch der geringeren Prieſter, ſich beſſer zu nähren und zu kleiden, als die ascetiſch geſinnten Brüder deſſelben heiligen Standes; oder wie Conſtantius mochte er ſich gern überreden und überreden laſſen, wie der Gewinn für die Armen ſei. Immer hatten ja die heiligen Apoſtel ſelbſt, und die Prieſter der erſten chriſtlichen Zeit den Erwerb keineswegs verſchmäht. Gratian gab durch ein Geſetz von 379 nach, daß alle Kleriker der Präfekturen Illyrien und Italien bei einem Handel von zehn Goldgulden Werth, und die ärmeren Kleriker Galliens bei einem Geſchäft bis zu fünfzehn Goldgulden keine Steuer zu entrichten hätten[91]). Hiermit war der Kleinhandel der chriſtlichen Prieſter frei.

Es war der Zug einer großen hiſtoriſchen Nothwendigkeit zu jener Zeit, der in den geringſten und bedeutendſten Verhältniſſen ſich offenbarte: die Kirche mehr und mehr vom Staate loszulöſen, und den neuen wunderbaren Staat immer reicher auszurüſten mit allen Gaben des Glanzes, des Einfluſſes und der Macht, auf Koſten des alten. Was nur geſchah, welche Zuſtände ſich entwickelten, was die Männer von Anſehen und Einwirkung dachten und

thaten: Alles folgte jenem Zuge. Die Kaiser selbst gehorchten ihm der Reihe nach, fortgerissen durch die Verhältnisse, durch ihre eigene Frömmigkeit oder die warmen und verheißungsvollen Ermahnungen der Bischöfe. Was sie im Grunde thaten, wußten sie nicht. Sie hielten den römischen Staat nicht so unrettbar verloren wie er wirklich war; im Gegentheil, sie wollten ihn erhalten und neu befestigen. Doch ihre Rücksicht auf die Kirche lockerte und entkräftete ihn in Wahrheit um ein gutes Theil rascher. Sie verringerten seine mangelhaften Einnahmen, sie gaben Stücke seines Gerichts, seiner Aufsicht und Macht über die Unterthanen weg; sie entließen die Kirche immer mehr auf ihr eigenes, unabhängiges Gebiet; sie selbst gewöhnten die Kirche immer mehr daran, den Staat nur in sofern nicht mit tiefster Geringschätzung zu betrachten, als er ihr seine Reichthümer widmete und seine Dienste lieh, kurz, sie selbst trugen dazu bei, daß dem Staat geistige und materielle Kräfte auf den verschiedensten Canälen entzogen und der Kirche zugeführt wurden. Es war als wollten auch sie in der schnellsten Eile das Mögliche aus dem Staat in die Kirche hinübertragen und retten, damit diese heiligere Gemeinschaft um so fähiger würde, den Zusammensturz des Reiches zu überdauern, seinen Bewohnern ein Schutzdach gegen den Glauben und die Gewaltthätigkeit der Eroberer zu werden, und dann die unvergänglichen, wenn auch vielfach angerosteten Schätze des römischen Vermächtnisses auf die Germanen zu übertragen.

Kaiser Gratian, vom heißen Feuer jugendlich frommer Begeisterung getrieben, hatte überraschend viel in den ersten drei Jahren seines Regiments für Kirche und Klerus gethan. Ein ungeheurer Umschwung war vollbracht: den christlichen Sekten welche nicht das Nicänum und die katholische Einheit unter diesem Symbol bekannten, war das Recht der Existenz gesetzlich abgesprochen, ihr Gottesdienst verboten, ihre Kirchen, wo es nur ging, ihnen geraubt und in den Händen der Gegner; die Glaubensfreiheit dahin. Dem Bischof von Rom war im Interesse der Einheit eine Gewalt verliehen, wie er sie vordem noch nicht gekannt; wichtige Punkte für die kirchliche Gerichtsbarkeit entschieden; den Klerikern eine neue Immunität gewährt. Die homousischen Priester wußten warum, wenn sie Gratian den religiösesten aller bisherigen Kaiser nannten. Aber auch die christlichen Laien sollten die Vortheile ihrer Religion möglichst empfinden. Gratian bedachte hier die ab-

gelegensten Verhältnisse. Aus den Concilien und Gerichtsstuben der Bischöfe, aus den Basiliken und Krambuden welche er den rechtgläubigen Priestern freigegeben, stieg der Kaiser in die verrufenen Regionen des Circus und Amphitheaters hinab. Unter dem Schauspielpersonal herrschte das Gesetz der Kaste: das Kind mußte seinen Eltern im Berufe folgen; auch demjenigen Mimen welcher nicht dem Sclavenstande angehörte, war es fast unmöglich gemacht, die Bretter und die Arena zu verlassen. Der Staat strebte eben dahin, die Erblichkeit für eine Reihe unentbehrlicher Stände durchzuführen. Ein Zeichen von der großen Erstarrung des römischen Lebens, und eine Ursache noch größerer Erstarrung. Indessen die allgemeine Flucht der Unterthanen in Stände und Berufsarten hinein, welche, wie der christliche Klerus, durch Immunitäten und Rechte seine Mitglieder zu Athem, ja zu Wohlsein kommen ließen, zwang den Staat immer energischer, den Sohn an die oft fürchterlich harten Pflichten des Vaters zu binden. Nur so schien es erreichbar, daß gewisse Berufsarten gehörig ausgefüllt würden. Solche erblich gemachten Stände waren entweder die drückendsten oder die niedrigsten oder beides zugleich, wie der Stand der Decurionen, der Colonen, der Schauspieler.

Es wäre eine große Verlegenheit für den Staat gewesen, wenn das Bühnenpersonal sich verringert hätte. Denn das Volk mußte sein Vergnügen haben, und möglichst in alter Pracht und Mannigfaltigkeit. Sonst hätten sich die drei hauptsächlichsten Gründe zu Unruhen, Mord und Feuersbrünsten, nämlich die Hungersnoth, die Steuererhöhungen und die kirchlichen Streitigkeiten um einen vierten nicht minder erhitzenden vermehrt. In der ungemessenen Schaubegierde gaben die Christen den Heiden nichts nach. Umsonst zogen ihre Prediger von den Kanzeln herab gegen die satanischen Aufregungen des Circus und die schamlosen Spiele und Tänze des Theaters zu Felde. Antiochien war stolz auf sein Christenthum; um das Jahr 395 bekannte von etwa 200,000 Einwohnern die Hälfte das Nicänum; dazu kam eine nicht unbedeutende Zahl von Arianern und eine bunte Menge anderer christlicher Sekten[92]). Doch eine so überwiegend christliche Stadt war den Spielen fast noch mit größerer Leidenschaft hingegeben als dem Glauben, und das Volk zog oft genug den Circus der Kirche vor. Bitter aber vergebens beklagte sich der heilige Chrysostomus über die unausrottbare Liebe seiner Gemeinde zu jenen

Schaustellungen der Sünde, den Thoren zur ewigen Verdammniß[93]). In Gallien beseufzten es die Priester noch tief im fünften Jahrhundert, daß eine Predigt immer unbesucht sei, wenn sie mit den Wettkämpfen der Athleten und Wagenlenker oder den lasciven Darstellungen der Pantomimen zusammenfiele. Die Größe des erforderlichen Schauspielerpersonals im römischen Reiche spottet jeder Schätzung; doch eine annähernd richtige Zahl würde immer Staunen erregen. Rom vertrieb im Jahre 383 während einer Hungersnoth alle Fremden; auch diejenigen welche dem ernsten und edlen Zweck wissenschaftlicher Studien dort oblagen. Eine Maßregel welche um so mehr die Entrüstung der ausgezeichnetsten Christen und Heiden hervorrief, als Volk und Senat von der ungeheuren Menge der Schauspieler sich nicht hatte trennen können. Darunter befanden sich allein dreitausend Tänzerinnen und eine eben so große Zahl von Chormeistern und Musikanten[94]).

In den meisten jener eitlen, raffinirten und verwilderten Menschen mag der Wunsch nach einer Aenderung ihres Loses nicht rege geworden sein. Der wunderbare Reiz eines halb elenden halb glänzenden, zugleich phantastischen und nüchternen, trägen und aufregenden Lebens, übte seine fesselnde Gewalt. Die Schauspieler galten bei den Römern von jeher infam; und wie das Christenthum mit seinen Anschauungen immer größeren Boden gewann, wurde es ihnen beinahe noch unmöglicher gemacht sich der gesellschaftlichen Achtung zu nähern, die man ihnen heute zollt. Ihr größtes Unglück freilich war, daß Erziehung und Art ihres Berufes die meisten schon von Kindheit an tief genug herabgewürdigt hatten, um der Infamie werth zu sein. Allein das eigenthümliche Interesse und die noch eigenthümlichere Liebe der übrigen, namentlich der vornehmen Stände für sie, gab ihnen, wie einmal ihre Gesinnungen waren, meist den reichlichsten Ersatz für die gleichzeitige Verachtung. Trotzdem kam es vor, daß Schauspieler sich den Pflichten oder der unreinen Atmosphäre ihres Standes zu entziehen suchten. Dann wurden sie mit Gewalt auf die Bretter oder in die Arena zurückgeführt. Nicht immer brauchten die Gründe zu jener Flucht sehr tugendhaft zu sein. Aber oft gaben die Besseren einer moralischen Regung nach, und der Staat zwang sie zu ihrem völligen sittlichen Untergang. Wenn nun gar ein Strahl des Christenthums in das Herz eines solchen

Unglücklichen drang, wenn dieser die neue Heilslehre nur halb in dem Sinne und mit dem Eifer auffaßte wie die Priester forderten, so mußte sein Zustand entsetzlich sein. Das strengere Christenthum hatte einen heiligen Abscheu vor jeder weltlichen Belustigung, geschweige vor der Bühne. Sie war, nächst den Tempeln, der ärgste Tummelplatz Satans und der Dämonen. Und nun sollte ein strenger Christ selbst bei ihren blutigen oder über alles Maß frechen Scenen mitwirken, sollte Zeitlebens gefangen sein in einem Treiben, das aller christlichen Asceſe, ja jedem Rest von Moral aufs ärgste spottete.

Gratians Vater mochte dies bedacht haben doch auch die Schaubegierde des Volkes und die unumgänglichen Bedürfnisse des Staats. Er hatte ein merkwürdig verklausulirtes Gesetz erlassen: alle Schauspieler und Schauspielerinnen, welche, zum Tode erkrankt, Taufe oder Viaticum empfangen hätten, dann aber gegen Erwarten genesen wären, dürften nicht wieder zum Auftreten gezwungen werden. Doch mußte der Bischof das Sacrament genehmigt, der Richter oder Curator der Stadt, welcher die Spiele verwaltete, sich von der wirklichen Todesgefahr überzeugt haben. Bald war Valentinian noch rücksichtsvoller geworden, und zwar ohne Unterschied für die Religion. Die Töchter der Schauspieler, wenn sie ein ganz tadelfreies Leben geführt hatten, durften sich von der Bühne zurückziehen; wer sich von ihnen einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, war für immer an das Schauspiel gekettet, und wurde im Fall der Entfernung zurückgebracht. Dem jugendlichen Religionseifer Gratians genügten auch hier des Vaters Anordnungen nicht. Gratian war kein Feind der scenischen Volksbelustigungen an sich, die sein verehrter Meister Ambrosius gleich allen Geistlichen verabscheute[95]). Er selbst liebte die heiteren und glänzenden Freuden dieser Erde; vielleicht zu sehr, obschon immer nur die wohlanständigen; und er sah die Nothwendigkeit der Schauspiele für den Staat und seine Unterthanen ein. Nicht blos mit Freuden sondern mit Aufmunterung hatte Gratian bald nach seinem Regierungsantritt gestattet, daß in Afrika die Ring- und Faustkämpfe wiederhergestellt würden. Nur fügte ein Gesetz ausdrücklich hinzu: kein Vornehmer und Reicher dürfe gezwungen werden, diese Spiele auf seine Kosten zu veranstalten, wenn er sie nicht freiwillig zum allgemeinen Besten und Vergnügen geben wolle. Die höheren heidnischen Priester, die Decurio-

nen und andere bedeutende Männer der Stadt fühlten die Nöthigung, dem Volke Spiele zu geben, oft als eine große Last ihres Standes. Doch dem Kreuze wollte Gratian eine größere Kraft gegenüber dem Bühnenwesen verleihen als sein Vater. Er ordnete an: für die Schauspielerinnen genüge schon das christliche Bekenntniß, auch ohne empfangene Sacramente, um sie vom Theater zu befreien. Gratian gab dieses Gesetz von Mailand aus, und wohl nicht mit Unrecht schreibt man es den Ermahnungen des Bischofs Ambrosius zu, die bei seinem Schüler auf so fruchtbaren Boden fielen. Was den Bischof und den Kaiser bewog, dem weiblichen Personal, wenn es an Christum glaubte, eine so große Gunst zu gewähren, die sie dem männlichen vorenthielten, ist nicht bekannt. Bald aber zeigte die Praxis des Lebens den beiden frommen Gesetzgebern, daß ihr allzu christlich gesinntes Edikt weder dem Christenthum in allen Stücken nutzte, noch von allen mimischen Bekennerinnen des Kreuzes verdient wurde. Unter dem Vorwande christlicher Frömmigkeit entzogen sich mehre Schönen dem Theater, um in den Armen reicher Liebhaber ein sehr unchristliches aber bequemes und einträgliches Leben zu führen. Gratian mußte bestimmen: derartige Personen seien wieder zum Bühnendienst heranzutreiben, und zwar auf Lebenszeit [96]).

Alle Schichten der Bevölkerung empfanden sehr bald, daß ein neuer, eifrig christlicher, eifrig nicänischer Kaiser auf den Thron gestiegen war. Und während Menschen aus den verrufensten Kreisen jetzt „den Dienst des Teufels" und ein demoralisirendes Leben verlassen durften, war es den Christen der ehrsamsten und vornehmsten Stände fortan untersagt, sich im Gottesdienst Erbauung und moralische Stärkung zu holen, wenn sie nicht das Wort Homousios und die herrschende Richtung in der allgemeinen, katholischen Kirche anerkannten. Den Heiden jedoch ward ihr Cultus nicht verkürzt; ihre Idole standen unversehrt, ihre Tempel waren offen, die bekränzten Opferthiere wurden öffentlich vor den Altären geschlachtet, der Weihrauch wie sonst verbrannt, die Staatsgehalte und Zuschüsse ausgezahlt. Im Jahre 379 hielt Ausonius, der gefeierte Dichter, der greise Lehrer Gratians einen Panegyricus auf den jungen Kaiser, um für die ertheilte Consulwürde zu danken. Er pries Gratians religiöse Toleranz [97]). Er meinte damit die Freiheit welche das Heidenthum genoß. Und die Heiden konnten fortfahren, sich in trügerischer Sicherheit einzuschläfern.

Sie sahen, wie im Morgenlande die verwegensten Angriffe Constantius des Zweiten vorübergegangen waren. Valens, der Feind der Nicäner, zog es vor, dem Hellenismus sich mild und günstig zu erweisen. Wieviel weniger würde ein abendländischer Kaiser es wagen, die Olympier anzutasten und ihre uralt heiligen Besitzungen zu schmälern. Gratian, der Feind des Arianismus, schien, wie der arianische Valens rücksichtsvoll gegen die alte Religion. Noch immer mochten zuversichtliche Götterverehrer rechnen, die alberne Gottlosigkeit des Christenthums solle sich selbst in eigener Wuth zerreißen, und der Glaube an die wahren, heiteren, ewigen Olympier über dem Fall der düsteren Modethorheit sich neu erheben.

Zweites Kapitel.

Das weltliche Regiment unter Gratian. Der Franke Merobaudes. Die deutschen Minister am römischen Hof. Der Präfekt Maximin. Der römische Senat und die deutschen Minister. Der General Theodosius und sein Sohn.

Gratians Eifer für die Kirche und alle ihre Interessen wuchs mit jedem Jahr; aber die weltliche Administration im Reich führten mehr die Großwürdenträger als der junge Kaiser selbst. Der General Merobaudes leuchtete als der mächtigste am Hof hervor, und seinen Freunden und Günstlingen konnte es nicht fehlen. Der Franke, klug und entschlossen, hatte zu Bregetio dem Imperator Reich und Leben gerettet. Diese That, obschon halb im eigenen Interesse von dem Verwandten Gratians ausgeführt, war immer ein Act höchsten Verdienstes und erfolgreicher Pietät, und forderte Dankbarkeit. Der ehrgeizige, energische Germane benutzte die Verpflichtungen, die Jugend und den nachgiebigen Charakter Gratians: rasch war er im Besitz der ausgezeichnetsten Geltung.

Merobaudes eröffnet die kaum mehr unterbrochene Reihe der germanischen Minister am weströmischen Kaiserhof. Von jetzt ab lenken Deutsche immer entscheidender das Reich und die Geschicke

der Welt, und mit gewaltiger Hand halten sie das hinabrollende Römerthum noch um ein Jahrhundert vom Untergang zurück, in den es ohne ihren Geist und ihre Kraft noch viel früher von den außerrömischen Germanen gerissen wäre. Nach Merobaudes tritt Arbogast auf, ebenfalls ein Franke. Diesem folgt der Vandale Stilicho: von allen der genialste und edelste. Bald nach Stilicho ergriff Aetius das Regiment am Hofe. Er war von römischer Geburt; allein wie die Römer den romanisirten Vandalen Stilicho einen Halbbarbaren nannten[1]), freilich im feindseligen und verächtlichen Sinn, so muß man sagen: Aetius hatte den zu seiner Zeit schon weit vorgeschrittenen Umbildungsproceß des römischen Reiches persönlich mit durchgemacht: er war ein halbgermanisirter Römer. Deutsche waren die Kameraden des jungen Leibgardisten gewesen; in den Zelten, unter den Gothen der Könige Alarich und Athaulf hatte er dann gelebt[2]). Stilicho und Alarich wurden seine Muster. Doch abgesehen von der unübertrefflichen Kunst heimtückischer Intrigue, benahm der Römer sich unrömischer, germanischer, als der Vandale Stilicho. Wie Alarich und Athaulf einst, welche selbständige Könige waren, und doch römische Generale und die allmächtigen Lenker des Reiches werden wollten: so ähnlich trat Aetius in Italien und Gallien auf. Wie ein deutscher Fürst und Heerkönig war er mit einer Gefolgsschaar umgeben, und sein Tod wurde auf deutsche Weise gerächt. Zwei Gefolgsleute vollzogen die Blutrache am Kaiser Valentinian dem Dritten, seinem Mörder. Nach Aetius wurde der Sueve Ricimer der noch mächtigere Minister am römischen Hof. Er setzte die Kaiser ein und entthronte sie. Dann verjagte Odoaker, an der Spitze des ganz germanisch gewordenen Heeres den letzten Schattenkaiser aus Italien.

In den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums waren die Obersten der prätorianischen Leibgarden, die damals sogenannten Prätorianischen Präfekten die allmächtigen Männer am Hofe gewesen. Die Kaiser selbst hatten sich vor ihnen gefürchtet und gebeugt. Jetzt besaßen die vier Präfekten des Prätoriums keinen militärischen Charakter mehr: ihre Thätigkeit war rein civiler Natur; und obschon die höchsten Beamten im Reich, brachte es keiner von ihnen je zu der lenkenden Gewalt ihrer früheren militärischen Namensgenossen. Aber in den letzten Zeiten des Kaiserthums, die mit Gratian recht eigentlich beginnen, tritt die alte

Erscheinung neu hervor: große Generale, bald die Commandeurs der Leibgarden wie Stilicho, werden die gebietenden Minister in Aula und Imperium. Nur, wie die besten Bestandtheile im römischen Heer bereits germanisch waren, wie fast nur Deutsche die goldenen Rüstungen der kaiserlichen Haus- und Schildtrabanten trugen, so errangen jetzt deutsche Generale jene Gewalt. Es ist das einstige prätorianische Präfektenthum, im Geiste des vierten und fünften Jahrhunderts; es ist eine Art germanischen Hausmaierthums im römischen Kaiserpalast, vor den Merowingern und Karolingern in der fränkischen Königspfalz.

Die Verhältnisse wohl noch mehr als das persönliche Genie machten den Franken Merobaudes zum eigentlichen Begründer dieser germanischen Autorität, deren erste, leise Anfänge sich unter Constantius dem Zweiten zeigten, wo der Stallmeister Agilo und der Hauptmann der Goldbeschildeten Skudilo, Alamannen von Geburt, „das Reich in ihrer Rechten hielten", und wo der Franke Silvanus Günstling des Kaisers war. Merobaudes besaß nicht die hoch überlegenen Gaben und die Charaktergröße des Vandalen Stilicho; auch zeigte er nicht die niederschmetternde Kraft des Sueven Ricimer welcher jeden Widerstand wie ein Spielzeug zerbrach, den keine römische Waffe wie alle seine deutschen Vorgänger überwand, der nur für die Pest, die Geißel der ganzen damaligen Menschheit erreichbar schien. Aber Merobaudes besaß das Lob seiner Zeitgenossen als einer der besten Feldherren Roms und ein Mann von Klugheit und Geschick[2]). Er konnte sich in nicht geringem Grade des Erbtheils seines Volksstammes rühmen: scharf eindringenden Verstandes, rasch erfindsamer Anschlägigkeit und nicht minder rasch durchgreifender Thatkraft, so daß Gedanke und Ausführung fast zusammenfiel. Diese Eigenschaften hatten sich glänzend im Lager von Bregetio bewährt, wo das Reich zuerst auf seinen Schultern lag. Freilich blieb Merobaudes nicht rein von den Lastern welche jenen Vorzügen entsprachen und dem Frankenvolk vor den übrigen deutschen Stämmen zugeschrieben wurden. Verschlagenheit und Gewalt die kein Blut scheute, mußten seinem Nutzen dienen, wenn es nicht anders ging. Auch war er nicht unbestaubt seinen Weg durch die verderbte römische Welt gegangen. Kleinliche aber verschmitzte Ränke, Factionswesen, Begünstigung der strafbarsten Menschen waren nicht immer Dinge die er verabscheute. Doch alle diese Eigen-

schaften konnten nur dienlich sein, ihn zum mächtigsten Minister zu machen an einem versunkenen Hof, inmitten einer feigen und lügnerischen Generation, unter einem bescheidenen, dankbaren und vertrauensvollen Fürsten von Jugend und Unerfahrenheit. Merobaudes Anhänglichkeit an seinen Kaiser war erprobt und ging bis in den Tod; nur war sie doch nicht uneigennützig genug um ächte Treue zu heißen. Dem Kaiser welchen er gerettet, enthielt er wichtige Wahrheiten vor, und lenkte ihn lieber von den Regierungsgeschäften ab, als daß er seinen Geist für die selbständige Herrschaft stählte und bildete.

Indessen, Merobaudes hatte noch nicht ganz die Macht, welche jeder seiner deutschen Nachfolger immer schrankenloser in Besitz nahm. Er mußte sie noch mit einigen anderen Vornehmen theilen: blieb er auch überwiegend der einflußreichste am Hofe Gratians. Eine Herrschaft der Großen trat im Palaste von Trier ein, mit aller Habsucht und Bestechlichkeit, allen Intriguen und Akten der Willkür und Gewalt, die von solchem Regimente unzertrennlich sind. Gratian glaubte stets von seiner Umgebung das Beste; er war viel zu arglos und gutmüthig um scharfblickend zu sein. Große und feurige Impulse konnten ihn zu glänzenden Thaten treiben; sein orthodoxer Eifer und die Ermahnungen des Bischofs Ambrosius flößten ihm eine heftige und anhaltende Strenge gegen andersdenkende Christen ein. Doch sein Charakter war lange nicht fest und entschieden genug, um Männern von Verdienst und Energie wie Merobaudes und seinen Genossen das Heft aus den Händen zu nehmen; niemals hat es auch Gratian im Ernst gewollt. Er horchte immer mit gläubiger Aufmerksamkeit und Ehrerbietung auf die Rathschläge seiner Großen. Sie aber, um ihre Geschäfte desto ungestörter betreiben zu können, lenkten seinen von Natur fröhlichen Sinn auf recht viele Vergnügungen ab, deren jedes scheinbar unschuldig war: denn andere verschmähte der fromme und sittenreine Gratian.

Während der betrogene Kaiser selbst, mit seiner Leutseligkeit und freigebigen Güte das Entzücken Aller hervorrief die ihm nahten, während er jedem Menschen wohlwollte, der nur glaubte wie er, oder doch keinen häretischen Gottesdienst zu feiern wagte, merkte er nicht, wie Alles um ihn her käuflich wurde, der reiche Schurke ein angesehener und hochbeamteter Mann, der zahlende Verbrecher unschuldig und geehrt, der verdiente Arme und Niedrige

hintangesetzt und mit Füßen getreten. Selbst die Priester glaubten Grund zu bekommen, über eine Käuflichkeit zu klagen, welche der Kirche schade [4]). Der Schatz welchen der vorsorgliche Valentinian für besonders schlimme Zeiten zurückgelegt hatte, nahm bald in bedenklicher Weise ab. Gratian konnte nicht die leiseste Bitte abschlagen; seine Freigebigkeit war zu verschwenderisch, seine Vergnügungen, Jagden und Feste kosteten zu viel, die Säckel seiner Großen waren zu unausfüllbar. Mit Kummer und schlimmen Ahnungen bemerkte der heilige Ambrosius die wenn auch immerhin anmuthigen Vergeudungen seines kaiserlichen Lieblings und die Habsucht der Beamten welche Alles an sich rissen. Aber vergebens übernahm er die Rolle eines Joseph, und warnte vor der mageren Zeit welche einmal nach den fetten Jahren eintreten möchte. In dieser weltlichen Angelegenheit wirkten die Lehren des Bischofs nicht wie in den geistlichen. Es scheint sogar, daß Ambrosius mit manchem von Gratians Großen nicht im besten Einvernehmen stand. Diese folgten vielleicht noch dem arianischen Irrwahn, oder beteten die fluchwürdigen Dämonen an welche sich hinter den Götteridolen verbargen, oder waren doch keine allzu eifrigen und respectvollen Katholiken. Es kam sogar vor, daß man ganz trotzig und abweisend dem ehrwürdigen Prälaten entgegentrat. Ambrosius konnte solchen frech und feindlich gesinnten Menschen nur ein überaus klägliches Ende vorhersagen. Prophezeiungen eines Heiligen, die mit furchtbarer Pünktlichkeit eintrafen [5]). Jedenfalls wurde Gratian von seinen weltlichen Führern nicht zur Sparsamkeit angehalten, und gerade den vortrefflichsten Rath des Bischofs von Mailand befolgte sein kaiserlicher Freund am wenigsten. Es kostete ernstere Ueberwindung, mehr innere Zucht und andauernden sittlichen Muth, die Lust an Vergnügungen und Geschenken heilsam zu zügeln, die Finanzen und die Wirthschaft der Beamten zu controliren, sich zur Selbständigkeit aufzuraffen, als andersgläubigen Christen die Kirchen zu entreißen, und das Bestreben, dennoch ihrem Gott zu dienen, mit den schwersten Strafen zu belegen.

Den jetzigen Verhältnissen im weströmischen Reich entsprach es vollkommen, daß ein Bischof und ein Germane die vorzüglichsten Rathgeber und Leiter des Kaisers waren. Wie Ambrosius und Merobaudes zu einander standen, berichten die mangelhaften Quellen nicht. Auch reden sie nicht davon, ob der Germane die Hab-

gier der übrigen großen Beamten begünſtigte, oder eben nur dulden mußte oder gar ſie theilte. Faſt möchte man ihn perſönlich von dieſem Laſter freiſprechen, obgleich die ungemeſſene Liebe zu Silber und Gold ein hervorſtechender Charakterzug der ſpäteren Franken war. Es ſcheint, die germaniſchen Unterthanen und Würdenträger des Reiches zeichneten ſich im Allgemeinen durch Unbeſtechlichkeit und Genügſamkeit aus. Ein Ruhm allerdings, der den Römern gegenüber leicht zu behaupten war. An mehren hochſtehenden Germanen, an den Franken Bauto und Arbogaſt, am Vandalen Stilicho, rühmten die Zeitgenoſſen ausdrücklich jene Tugenden[6]); Römer erhielten ſelten ein gleiches Lob. An Merobaudes wurde manches Vorzügliche hervorgehoben, manches Nachtheilige von ihm erzählt; manche Grauſamkeit, zu welcher der mildgeſinnte Gratian aus eigenem Antrieb nie geſchritten wäre, iſt vorzüglich ſeinem einflußreichen Verwandten zur Laſt zu legen, der ſie veranlaßt oder nicht verhindert hat. Doch Beſtechlichkeit und Habgier, deren mancher andere Beamte Gratians bezüchtigt wird, hat man dem Germanen perſönlich nicht vorgeworfen, obſchon gerade ſeine hervorragende Stellung am erſten dazu auffordern konnte.

Doch ſeine Macht am Hofe wollte der Franke vor allen Dingen befeſtigt ſehn. Der mußte fallen, wer ihm und ſeinen Genoſſen hier im Wege ſtand. Die angeſehenſten Diener und Rathgeber des vorigen Kaiſers ſtarben einer nach dem andern. Unter ihnen nahm Maximin, jener Abkömmling coloniſirter Karpen, eine vorzügliche Stellung ein. Seine außerordentlichen Gaben konnten ſehr empfehlend für die Verwendung eingebürgerter Barbaren und ihrer Söhne erſcheinen: ſein Charakter macht es erfreulich, daß er kein Germane war. Es mochte durch ſeine Eltern bereits römiſches Blut in ihm vorhanden ſein, und er hatte ſich möglichſt romaniſirt; aber es iſt bezeichnend, daß Maximin, eine der abſchreckendſten Perſönlichkeiten jener Zeit, ſoviel wir wiſſen faſt der einzige Barbar oder Halbbarbar geweſen iſt der ſich zu den höchſten Poſten emporſchwang, ohne von Germanen abzuſtammen. Die Roheit ſeiner uncivilifirteſten Vorfahren ſchien ſich bei ihm verſchwiſtert zu haben mit allen Laſtern eines frechen, verſchmitzten und hartherzigen Beamten, wie die verſunkene römiſche Cultur ſie zu Tauſenden ausbrütete. Er konnte, nach der Schilderung eines entrüſteten Zeitgenoſſen, wie eine Schlange am Boden kriechen,

und dann wie ein im Circus losgelassenes Thier blutlechzend auf sein Opfer stürzen, um der angeborenen Grausamkeit seines wilden Herzens zu genügen. Als Präfekt der Lebensmittel und außerordentlich eingesetzter Richter an Stelle des römischen Stadtpräfekten, hatte er in diesem glänzenden und mächtigen Amte die erwähnten Untersuchungen gegen Ehebruch, Zauberei und Giftmischerei in Rom geführt, und die verwöhnte und lasterhafte Stadt in Schrekken und Jammer gestürzt. In den christlichen Streitigkeiten erfreute der Bischof Damasus sich Maximins Gunst und seiner Unterstützung durch Folter und Beil. Der Präfekt wußte nur zu gut, wie Kaiser Valentinian ein noch mehr harter als strenger Feind der Laster seiner Zeit war. Um seinen Gebieter ganz für sich zu gewinnen, hatte er ihm die Nothwendigkeit unerbittlichster Strenge gegen die entsittlichten Römer vorgestellt, ihn zu den äußersten Härten aufgereizt, und seine Befehle mit noch größerer Härte vollstreckt. Aber nicht bloß Berechnung, sondern eigene Freude ließ ihn grausam sein. Man nannte ihn nur den höllischen, eisernen Richter; Roms Tribunale wurden Mordanstalten unter ihm. Die kleinsten Fehler, die zufälligsten Vergehen ließ Maximin mit dem Schwerte, dem Scheiterhaufen oder noch schmerzlicheren Todesarten bestrafen. Bald fühlte sich Keiner mehr unschuldig in Rom, und Alle träumten bereits von der Finsterniß des Kerkers, von Ketten und Tortur. Die vornehmsten Römer, die höchsten Senatoren bückten sich am tiefsten vor diesem karpischen Emporkömmling, dem Sohn eines halb verachteten Registrators, und er prahlte laut mit rohem Behagen, Niemand wäre unschuldig ohne seinen Willen. Selbst Valentinian hatte endlich die Wuth seines sonst hochgeschätzten Präfekten tadeln und mäßigen müssen, als derselbe die römischen Gesetze so weit verletzte, daß er Senatoren der Folter unterwarf.

Valentinian hatte die Verdienste des Karpen, denen er die fürchterliche Strenge wohl nicht als letztes beirechnete, so bedeutend gefunden, daß er ihn zuletzt zum prätorischen Präfekten von Gallien erhob. Diese Stellung überlieferte Gallien, Britannien und Spanien dem fast selbständigen Regimente Maximins. Die vier prätorischen Präfekten des römischen Reiches, der gallische, italische, illyrische und orientalische, sind nicht ungeeignet mit heutigen Vicekönigen verglichen worden[7]). An sie gingen zunächst die kaiserlichen Edikte, von ihnen wurden sie an die Vicare

und Gouverneure ihrer Diöceſen und Provinzen geſandt, mit Erläuterungen verſehen, gemildert oder verſtärkt, je nach eigenem Ermeſſen. In Abweſenheit des Auguſtus führte der prätoriſche Präfekt den Vorſitz des kaiſerlichen Conſiſtoriums. Er erfreute ſich weſentlicher Rechte bei der Steuererhebung; er hatte die Finanzverwaltung unter ſich; er beaufſichtigte die Juſtiz und Verwaltung der Provinzialſtatthalter, und durfte dieſe hochſtehenden Obrigkeiten beſtrafen und abſetzen; er hatte Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen ſeiner Präfektur; und während von allen Tribunalen, außer dem biſchöflichen, die Berufung an ſeine oberrichterliche Entſcheidung ſtattgegeben war, nahm der Kaiſer ſelbſt keine Appellation von ſeiner Jurisdiction an. Die Ehren welche der Inhaber dieſes großen Amtes genoß, entſprachen ſeiner Macht und ſeinen unermeßlichen Einnahmen. Nur die beiden Conſuln wurden noch vornehmer gehalten als er, trotz der vollkommenen Unmacht ihres Prunkamtes; ſie gaben noch immer dem Jahr ſeinen Namen, und rühmten ſich des Rangtitels der „Glorreichen", (gloriosi). Die prätoriſchen Präfekten waren mit dem Titel der „Erlauchten" (illustres) geſchmückt, den ſie nur noch mit den Stadtpräfekten von Rom und Conſtantinopel, den Inhabern der ſieben großen Palaſtämter und den Generalen der Infanterie und Cavalerie zu theilen brauchten. Doch galten ſie für die vornehmſten unter ihren beglückten Rangenoſſen, und waren, ihren Functionen nach, die mächtigſten. Die allgemeine Anſicht und Ordnung ſtellte ſie gleich hinter den Auguſtus, wenn nicht ein Verwandter deſſelben den Titel Nobiliſſimus führte; und die Ehrfurchtsbezeugungen welche ſie beanſpruchen durften, waren königlicher Art. Alle nicht erlauchten beugten das Knie vor ihnen, und der Auguſtus ſelbſt ſchritt ſeinen großen Oberſtatthaltern bis ans Thor des Palaſtes entgegen.

In dieſer beinahe königlichen Stellung zeigte der karpiſche Emporkömmling ſich um nichts milder als zu Rom. Aber der größere Umfang ſeiner Gewalt machte ihn noch um Vieles verderblicher. Mit einem Baſilisken verglich man ihn. Kaiſer Valentinians Tod, Gratians Regierungsantritt, die beginnende Macht des Franken Merobaudes und ſeines Anhanges unter den Großen, fanden Maximin noch in ſeinem Amt. Der Präfekt vermochte nicht, ſich in den Umſchwung am Hofe zu fügen; er war nicht gewillt, den bisher ſo hoch getragenen Nacken vor Menſchen zu beugen, die niedriger ſtanden als er, und vor ihm ſich furchtſam

hatten bücken müssen. Es scheint, er beanspruchte bei Gratian dieselbe Stimme, die er bei dessen Vater gehabt; womöglich noch eine größere. Der sanfte und liebreiche Gratian konnte vor einem so blutbefleckten Menschen nur zurückschaudern. Merobaudes und die ihm befreundeten Würdenträger konnten dem alten übermüthigen Günstling wenig gewogen sein. So stand das neue Regiment gegen das alte, der aufstrebende Minister gegen den machtgewohnten, der angesehenste General gegen den höchsten Civilbeamten, der Germane gegen den romanisirten Karpen. Die neuen Machthaber, und mit ihnen der junge Kaiser fanden bald, daß der prätorische Präfekt sich unerträglich anmaßend und hochfahrend betrage. Fast sei er bereits ein Usurpator, wurde gesagt, und wolle den Herren der Welt tyranniſiren. Jedes Zeichen der imperatorischen Machtvollkommenheit halte er für einen Raub an seinem präfektorischen Amt; die kaiserliche Geduld sei durch seine Aufgeblasenheit zum Aeußersten gereizt [8]). Maximin ward abgesetzt, im Frühling 376. Die ganze gallische Präfektur athmete auf; nur schien Dienstentlassung eine allzu milde Strafe für unzählige Thaten der Bosheit und Blutgier.

Doch sehr bald nahm Maximins Sache einen Verlauf welcher die entrüsteten Unterthanen mit größerer Genugthuung erfüllte. Rom und Italien waren der Schauplatz seiner schrecklichsten Gewaltsamkeiten und Justizmorde gewesen. Der römische Senat raffte sich auf, und wurde so tapfer, den in Ungnade gefallenen Präfekten förmlich anzuklagen. Eine Gesandtschaft ging mit den Beschwerden der Väter an den Kaiser ab. Am Hofe war hierauf gewartet worden; fast ist zu erkennen, man habe von Trier aus den Senat zu dieser Klage aufgemuntert [9]). So gewann es vor der Welt den Schein, als sei es blos die sühnende That uneigennützigster Gerechtigkeit, wenn Maximin weiter verfolgt würde. Und Gratian selbst war auf diese Art am besten zu bestimmen. Denn er zeigte zuerst auch hier seinen gnadenvollen Sinn. Sich und der kaiserlichen Würde glaubte er genug gethan, wenn Entfernung aus dem Amte den frechen Präfekten von jetztab der Gelegenheit beraubte, seinen Uebermuth zu zeigen. Die Minister jedoch wollten den gefährlichen Menschen ganz beseitigt wissen, und nur Rücksicht auf die Sünden gegen das Allgemeinwohl konnte den Kaiser zu größerer Strenge bewegen. Die Anklage des Senats, die Menge abscheulicher Dinge welche zu Tage kamen,

hatten den gewünschten Erfolg. Maximin ward verurtheilt und hingerichtet, unter dem freudigen Beifall der halben Welt, und zum Preise Gratians welcher nicht sich sondern die Leiden seines Volkes bedacht und gerächt habe, während die übrigen Herrscher umgekehrt nur dann zu strafen pflegten, wenn ihre persönliche Majestät beleidigt worden sei.

So war der gefährlichste Nebenbuhler beseitigt, und Dank und Ruhm zugleich erlangt. Maximinus hatte eine ganze Horde von Beamten herangezogen, die seinem Vorbilde nacheiferten, seiner Gunst sich erfreuten, und Valentinians Neigung zur Härte und schonungslosen Gerechtigkeit ausbeuteten. Zwei seiner Schüler und Günstlinge fielen mit ihm zugleich; ebenfalls hochstehende Beamte. Simplicius, ursprünglich ein Grammatiker, dann Maximins Vertrauter, endlich sein Nachfolger als stellvertretender Präfekt von Rom wurde nach Illyrien gebracht und hingerichtet. Doryphorian war ein Gallier von Geburt; die berufene Keckheit seiner Landsgenossen war bei ihm zur frechsten Verwegenheit gesteigert, und kam seiner niederträchtigen Gesinnung gleich. Er hatte sich, in Hoffnung auf eine glänzende Stellung als Maximins und Simplicius Geschöpf zum äußersten Elend vieler Unschuldigen gebrauchen lassen. Er sollte jetzt, dem richterlichen Urtheile nach, enthauptet werden wie seine beiden Gönner. Indessen Gratians Mutter Severa muß Doryphorians persönliche Feindin gewesen sein. Gratian hatte die Verstoßene gleich nach Valentinians Tode an seinen Hof zurückgerufen, und suchte durch die größte Zärtlichkeit und alle Beweise kindlicher Pietät sie den Schmerz und die Erniedrigung vergessen zu machen, welche der verstorbene Kaiser ihr zugefügt. Sie reizte den lenksamen Jüngling auf, seine Milde zu vergessen und Doryphorian einen Tod unter entsetzlichen Martern sterben zu lassen [10]). Vielleicht hatte dieser Unglückliche einst zur Verstoßung der Augusta oder zur Heirath Valentinians mit der schönen Justina beigetragen.

In demselben Jahre wo diese Opfer mehr noch des Ehrgeizes und der Rache als der wirklichen Gerechtigkeit fielen, ward eine Menge anderer Diener des vorigen Kaisers dem Tode überliefert [11]). Gratian, von Natur feinfühlend und rücksichtsvoll, wurde durch seine Rathgeber vermocht, das Andenken seines Vaters, der noch nicht einmal die letzte Ruhestätte in der Apostelkirche zu Constantinopel gefunden hatte, gewissermaßen in dessen Dienern zu ver-

urtheilen. Ein Verfahren, wie es in dieſer Eile und Ausdehnung ſonſt nur ein ſiegreicher Uſurpator oder Nebenbuhler einzuſchlagen pflegte; höchſtens ein Kaiſer, der ſeinem Vorgänger keine verwandtſchaftliche Pietät ſchuldete und deſſen religiöſe und adminiſtrative Grundſätze in Bauſch und Bogen verwarf. Gewandte Schmeichelei jedoch ſtellte dem jungen Auguſtus ſein Verfahren ganz im entgegengeſetzten Lichte dar. Er zeige ſich als frommer Sohn des göttlichen Vaters; er reinige ihn von den blutigen Flecken der Grauſamkeit, denn ſeine Strafen bewieſen, daß nicht Valentinian, ſondern deſſen nunmehr gerichtete Beamten das ſchreckliche Regiment der eben verfloſſenen Tage geführt hatten. Gratians weiches Gemüth beklagte ohne Zweifel die Nothwendigkeit aller dieſer Executionen tief, und er war feſt davon überzeugt, wie nur die ſelbſtloſen Erwägungen fruchtbringender Gerechtigkeit ſie ihm anriethen und abdrangen. Nichts konnte ſeinen Miniſtern leichter fallen, als die ſchlimmſten Anklagen für jeden Mißliebigen zu finden, der ihnen im Wege ſtand. Die Tribunale urtheilten ſtets, wie man vom Hofe aus gebot. Doch in vielen Fällen allerdings hatten Gratians Räthe die vortrefflichſte Beſchönigung für ihre eigenen Zwecke des Ehrgeizes und der Habſucht. Sie traten auf im Namen der tief verletzten Menſchlichkeit; ſie waren die Sühner lange angehäufter und ungerächter Verſchuldungen. Die Unterthanen konnten ſich der freudigen Hoffnung hingeben, daß Männer nie ein Regiment führen würden, welches ſie ſelbſt mit ſo großem Aufſehen verdammt und gezüchtigt hatten. Die Bevölkerung ſah mit Freuden und lautem Dank auf die meiſten jener Hinrichtungen; ſie fühlte ſich erlöſt, mit neuem Zutrauen erfüllt, und um ſo freier konnte ſie ſich dem Gefühl einer angenehmen Genugthuung überlaſſen, als ihre Rachewünſche zugleich mit den Forderungen der Gerechtigkeit befriedigt ſchienen.

Vor Allen der römiſche Senat brach in enthuſiaſtiſchen Beifall aus bei der Enthauptung Maximins und deſſen hochbeamteten Spießgeſellen. Auf der ehrwürdigen Körperſchaft hatte die Hand Maximins, ſeiner Helfershelfer und Nachfolger beinahe am ſchwerſten geruht. Es war das Beſtreben des ausländiſchen Emporkömmlings geweſen, den letzten Stolz der alten römiſchen Curie und ihrer altadligen Mitglieder zu demüthigen. Senatoren hatten das Unerhörte: die Folter erdulbet, eine große Zahl den Tod er-

litten. Daß ein urſprünglicher Barbar die Väter tyranniſiren durfte, war ein beſonders ſchmerzlicher Stachel für den Römerſtolz geweſen [12]). Zuletzt hatte der Senat geglaubt, ſchon völlig erliegen zu müſſen. Jetzt triumphirte er; ſeine Feinde waren todt. Jubelnde Lobreden wurden in der Curie gehalten, voller Siegestaumel und ausſchweifender Dankbarkeit. Unter Gratian ſtehe es wohl um die Republik. Er habe der Unſchuld den Frieden wiedergegeben, und der Roheit eines Ausländers ſei die Macht zu ſchaden genommen. Die Kaiſerherrſchaft ſei erhöht, da der Monarch freien Männern gebiete. Jetzt gehe die Macht der Behörden nicht weiter als die Macht der Geſetze. Das goldene Zeitalter ſei wieder da, von dem es heiße, daß damals die Gerechtigkeit noch nicht verletzt worden ſei. Volk und Senat würden gütig und fromm regiert, ſie ſeien wie Kinder des kaiſerlichen Vaters. Den Würdigen ſtelle die Liebe voran, aber der Mißfällige werde nicht getödtet; das Laſter werde durch Belohnungen der Tugend gebeſſert. Die Republik würde ſchon glücklich ſein, wenn der Monarch nur verſpräche was er bereits gewährt habe. Unſelig wurden die Todten genannt, weil ſie dieſe Freuden nicht mehr erlebten.

Entzücken und Applaus der Väter waren um ſo höher geſtiegen, als in der Curie mehre ſehr gnädige Beſtimmungen Gratians verleſen worden, welche die Würde und das Leben der Senatoren vor ähnlichen Angriffen wie die kürzlich erfahrenen fortan ſicherten, und der „hochherrlichen Körperſchaft“ als bevorzugtem Gerichtsſtande neue, genau formulirte Vorrechte zuerkannten. Aber in vollkommenen Rauſch wurden die Väter verſetzt, als zu Neujahr, höchſt wahrſcheinlich 377, Gratian ihnen ein begrüßendes Schreiben zuſandte, welches in den huldvollſten Ausdrücken die früheren Edikte beſtätigte oder noch erweiterte. Die Verleſung des heiligen Schreibens fand in der Frühverſammlung des Senates ſtatt, an den Kalenden des Januar. Das eben beginnende Morgengrauen machte noch Kerzen nothwendig. Aber als Gratians Worte vernommen wurden, da, meinten die Väter, ging die erwartete Sonne auf. Da war dem Staate die Heilung wiedergegeben, die öffentliche Verwirrung ausgeglichen. Noch nie hatte der Senat eine ſolche Anrede gehört; Gratians geheiligtes Reſcript übertraf die aller Kaiſer, aller Zeiten. Symmachus, als einer der ausgezeichnetſten Senatoren und Redner, war von Gra-

tian gewürdigt worden, den entzückenden Gruß vortragen zu dürfen. Er pries sich glücklicher und erhabener als alle die je vor ihm einen ähnlichen Auftrag erhalten. Denn wie bei Dramen, so sei es in öffentlichen Geschäften: die erhabensten Schöpfungen würden den auserlesensten Künstlern anvertraut; und diese wiederum erhielten durch sie höheren Ruhm als die Darsteller geringerer Rollen. Darum sei auch Symmachus, der Verleser dieses Schreibens, mehr als alle übrigen aller Jahrhunderte. In einer servilen und ermatteten Generation, deren Sprache sich abgebraucht hatte, glaubten auch die hervorstechend rüstigen Charaktere und die geschmackvollsten Autoren nur in weit übertriebenen Formen Kraft und Genüge zu finden. Gratian wurde ohne Weiteres über die herrlichsten Imperatoren der Vorzeit gesetzt. Der gute Nerva, schrieb Symmachus nach Trier an seinen Freund Ausonius, der energische Trajan, der fromme Antonin, der makellose Marc Aurel, sie alle müßten zurücktreten vor Gratian. Denn ihnen habe ihre Zeit bei ihren Tugenden geholfen, Gratian jedoch sei durch seine eigene Natur ihnen gleich. Seine Thatkraft, seine Güte, seine Gnade sei kein Geschenk des Jahrhunderts[18]).

Wie vielen Antheil Merobaudes an Gratians Gunstbezeugungen gegen die römische Curie hatte, läßt sich nur vermuthen. Kaum werden sie ohne Wissen des Franken ertheilt sein; vielleicht auf dessen Rath. Immerhin ist der Umstand bemerkenswerth, daß mit dem Auftreten der germanischen Minister eine Annäherung des Hofes an den Senat beginnt. Die Herrscher zeigen eine huldvollere Gesinnung und Rücksicht, als die Väter seit Probus gewohnt waren. Von Diocletian und Constantin bis Valentinian hatten sie mit steigendem Schmerz empfunden, wie die Curie möglichst beiseite geschoben und herabgedrückt wurde. Höchstens, wenn es einmal nöthig schien, speiste man sie mit einigen halb respectvollen, halb herablassenden Worten und Anzeigen ab. Denn die Kaiser wollten und mußten despotisch regieren, und der Senat war ihnen unbequem. Immer noch konnte sein Stolz auf uralte Traditionen der Weltherrschaft nicht völlig einschlafen, sein Verlangen, an den großen Staatsgeschäften und Entschließungen theilzuhaben, sei es auch nur durch ein formelles Berathen und Genehmigen, war noch immer nicht ganz ausgemerzt; er machte Ansprüche auf eine ganz besonders feierliche Rücksichtsnahme und

Ehrerbietung; er bewahrte einige republikanische Erinnerungen auf und erweckte sie auch bei den Völkern noch, wie verrottet sie immerhin waren und wie geschmeidig sie sich mit Devotion und Schmeichelei gegen die Autokraten verbanden. Namentlich in Rom selbst erhielten sich, wie alte Mährchen und Erbstücke, immer noch manche Reminiscenzen und Gewohnheiten der Republik, und der Senat war ihr Mittelpunkt. Nicht zuletzt aus diesem Grunde hatten die Kaiser ihre Residenz in andere Städte verlegt. Valentinian I. endlich, im lebhaften Vollgefühl seines unumschränkten Gebieterthums, war gegen den Senat mit besonderer Geringschätzung und grundsätzlicher Härte aufgetreten. Was die Väter noch von Stolz und Ansehensdünkel besaßen, das sollte bis auf den Boden niedergebeugt werden. Es war das Geringste gewesen, daß Valentinian die Curie, wie es scheint, keiner Anzeige von der Augustenkrönung seines Sohnes würdigte. Das rauhe Verfahren Maximins und seiner Nachfolger, unter dessen Streichen der Senat bereits anfing sich völlig aufzugeben, war ganz im Sinn dieses Kaisers geschehen und hatte dessen volle Billigung gehabt; abgerechnet einige allzugrobe Ausschreitungen gegen ausdrückliche Gesetze.

Jetzt auf einmal, sobald Gratian die Regierung angetreten hatte, überraschte die Väter ein Sonnenblick der kaiserlichen Gnade nach dem anderen. Unter den folgenden Kaisern und ihren germanischen Ministern richtete sich der Senat aus seiner anspruchsvollen Nichtigkeit förmlich zu einer gewissen Bedeutung wieder auf. Es war, als sollte er eine Art schwachen Nachsommers feiern, bevor er ganz zu Grunde ging. In der Gunst welche man ihm gewährte, in dem Gewicht das man ihm beizulegen sich getrieben fand, ist eine fortwährende Steigerung zu bemerken. Gratian, kaum ohne Merobaudes Rath, gewährte ihm nur einige juristische Vorrechte und gnädige Anreden. Arbogast, der Minister Valentinians des Zweiten, dann des Tyrannen Eugenius, trat in ein viel näheres Verhältniß zur römischen Curie als Merobaudes. Er gewährte ihr, was Gratian geglaubt hatte, hartnäckig verweigern zu müssen. Und er erreichte, daß Senatoren offen und begeistert seine Partei ergriffen. Religiöse Verhältnisse freilich spielten eine bedeutende Rolle hierbei. Aber Stilicho, der große vandalische Minister am Hofe des Honorius, gab dem freudig erstaunten Senat sogar politische Befugnisse zurück, auf deren Genuß die Väter

selbst seit Jahrhunderten verzichtet hatten. Als der Befehlshaber von Afrika sich vom Reiche losreißen wollte, klagte Kaiser Honorius, auf Stilichos Rath, ihn beim Senate an. Die Väter sahen die vorgelegten Akten ein, beriethen sie umständlich in feierlicher Sitzung durch, und verurtheilten in alter Form, „nach Sitte der Väter" den Abgefallenen als Reichsfeind, der zu bekriegen sei[14]). Es schien, die Formen der Republik sollten sich unter Stilicho und Honorius erneuen. Genug, Valentinian und eine lange Reihe seiner Vorgänger hatten den Senat ihre volle Ungnade und seine Nichtigkeit empfinden lassen. Die Machthaber seit Gratian zeigten sich gnädiger und legten ihm mehr Wichtigkeit bei. Die Augusti selbst, und germanische Minister wie Arbogast und Stilicho verhandelten häufiger wichtige Fragen der Religion und Politik, und traten sogar in persönliche Berührung mit ihm. Das alte römische Institut erhielt unter dem Regiment neuer Mächte, unter dem Regiment der Germanen und germanenfreundlichen Kaiser eine höhere Wichtigkeit zurück. Die Väter wurden wie geblendet durch den beglückenden Umschwung. Sie fingen an, selbständige Ansichten zu äußern; noch mehr: sie wagten es dafür zu wirken. Und zur unwilligen Ueberraschung der Gewalthaber waren diese Tendenzen gegen die neuen politischen und religiösen Mächte im Staate gerichtet. Schon Gratian und Valentinian II. hatten das lebhaftere Selbstbewußtsein des Senats zu spüren, als es sich um Interessen des Heidenthums handelte. Stilicho noch mehr wegen seiner Begünstigung der Germanen. Kaum waren zehn Jahre verflossen, seit er der Curie Gelegenheit gegeben hatte, sich über Dinge der hohen Politik zu äußern, als ihr hochgeschwollener Muth ihm eine lebhafte Opposition zu machen wagte. Sie forderte in stürmischer Sitzung mit scharfen Worten Rechenschaft über seine Gründe und Zwecke, da er mit Alarich keinen Krieg sondern ein Bündniß eingehen wollte. Ein unerhörtes Ansinnen seit Jahrhunderten, welchem aber Stilicho zuvorkommend willfahrtete[15]).

Die deutschen Minister müssen ihre Gründe gehabt haben bei der rücksichtsvollen Behandlung des Senats. Vielleicht aus einem volksthümlichen Gefühl heraus räumten sie ihm Rechte und Befugnisse ein, welche die römischen, orientalisch despotischen Kaiser ihm vorenthalten hatten. Möglich, daß sie eine Art Volksversammlung, oder doch ein Stück Repräsentation der Bevölkerung

in ihm erblickten. Und das hohe Ansehen, die entscheidende Bedeutung, welche derartige Versammlungen im germanischen Leben besaßen, auch zu dieser Zeit, unter dem mächtiger vortretenden Regiment der kriegerischen Gaukönige, mochte in den ererbten Gesinnungen der deutschen Minister dem römischen Senat zu Gute kommen. Jedoch ein bloßes Gefühl, eine Reminiscenz konnte sie nicht leiten. Es mußte ihnen wohl nicht unwichtig erscheinen, als Freunde des römischen Senats zu gelten. Zwar dessen politische Macht war kaum noch ein Schatten, aber sein moralisches Ansehen war bedeutend. Aller Augen richteten sich noch immer mit Ehrfurcht auf ihn; er blieb der ehrwürdige Repräsentant tausendjähriger Größe und Herrschaft; in ihm flossen alle Erinnerungen zusammen, welche nicht blos den Bewohnern der ewigen Stadt und Italiens theuer geworden waren, sondern allen Bewohnern des Imperiums; fast in erster Reihe wurde an ihn und seinen fortwährenden Bestand gedacht, wenn man von der Ewigkeit Roms und seiner Herrschaft sprach: und dies geschah sehr viel, ob auch Rom in der That nicht mehr herrschte, und die Abnahme des Reiches zusehend war. Die feierlichen Versammlungen der Curie im Januar und wenn noch sonst, wurden mit den uralten heiligen Riten eingeleitet, sie fuhren fort als etwas unendlich Wichtiges zu gelten, und man meinte, es sollte bis an das Ende der Welt so dauern; nur daß die Christen etwa noch eine Bekehrung des gesammten Senats erhofften, der bis jetzt erst wenig christliche Mitglieder zählte, und daß sie ein Kreuz an die Stelle wünschten, wo noch immer die geflügelte Victoria stand. Es war nichts Geringes, die Lobsprüche und Dankbarkeit der „hochberühmten" Väter für sich zu haben: sie hallten in vielen Herzen nach.

Die germanischen Minister dagegen waren eine neue Erscheinung; stets blieben sie Fremdlinge unter den Römern, mußten sich selber als Fremdlinge fühlen da sie so betrachtet wurden, und mußten sich nach Sympathien umsehen. Ihre Treue gegen den Kaiser, ihre Verdienste um das Imperium überwogen die der meisten Römer. Trotzdem betrachtete man sie mit zweifelhaften und unwilligen Blicken. Der Makel des Barbarenthums klebte ihnen unauslöschlich an: fast nur in den Kaisern hatten sie ihre Freunde. Es gab eine Menge Römer, welchen das zunehmende Germanenthum im Reiche ein Gegenstand tiefen Schmerzes und Hasses war. Je heftiger sie die germanischen Minister und deren

Stammesbrüder unter den Großwürdenträgern, Offizieren und Legionären verabscheuten, desto wärmer mußten ihre Empfindungen für den Senat werden: das älteste römische Institut, das Sinnbild der einheimischen Civilisation gegenüber dem eindringenden Barbarismus. Diese Partei mit ihren überlebten Ideen aus vergangener Zeit konnte oder wollte den Nutzen der neuen Unterthanen für das Reich nicht begreifen, und übersah die Unmöglichkeit, sie aus dem Schooß der reinen Bevölkerung wieder auszustoßen, ja, ihr Anwachsen und Hochstreben nur zu verhindern. Sie konnte unter Umständen sehr gefährlich werden, und wurde es bald in der That. Je serviler ein Volk, desto leichter bricht seine Unzufriedenheit in Verschwörungen und Aufständen hervor. Aber man verringerte die Bedeutung des Senats in den Augen dieser Römer, man nahm ihnen eine Art geistiges Centrum, man gewann einen nicht unwichtigen Fürsprecher für sich, wenn die Väter zu Dank und Anhänglichkeit verpflichtet wurden, wenn sie erkannten, das am Hofe waltende Germanenthum gebe ihnen zurück, was römische Kaiser ihnen genommen. So konnte auch der Groll ihrer altrömischen Verehrer einigermaßen beschwichtigt werden; mindestens fanden deren Gesinnungen und Bestrebungen nicht den gewünschten Nachhall im Senat. Daß die gekränkten Väter immer noch unbequem werden konnten, lehrt die Folgezeit. Der Senat wurde bald zum offenen Vertreter des Paganismus: die schwache Minorität der christlichen Mitglieder verschlug gegen die große Gesammtheit der heidnischen nichts. Man hatte zu verhindern, daß er auch eine Unzufriedenheit gegen das begünstigte Germanenthum, die gerade ihm so nahe lag, wenn auch nur in demüthiger Form verlauten ließ. Man hatte zu wünschen, daß die Curie eine ergebene Gesinnung für die germanischen Leiter in der Kaiseraula faßte. Man hoffte, dies durch ertheilte Rechte und Gnaden zu erlangen. In den Senat von Constantinopel wurde bald eine Menge Germanen aufgenommen; in Rom, scheint es, wagte man doch ein solches Mittel nicht [16]).

Aber wie dem Allen war und welche Gründe walteten, klar ist es: Valentinian und seine Vorgänger unterdrückten den Senat, der sich zugleich mit dem Vortreten der germanischen Minister wieder etwas aufgerichtet hat. Ebenso klar ist es jedoch, daß diese Deutschen ihre Absicht verfehlten, wenn sie die vermuthete hatten. Nur selten, wie gesagt, stand der Senat auf ihrer Seite, und verhielt

sich entweder gleichgültig oder oppositionell gegen das Germanenthum wie gegen die neue Religion. Zur Zeit Gratians und seines fränkischen Rathgebers bahnten sich alle diese Tendenzen leise an, und zeigen sich unter deren Nachfolgern in zunehmenden Graden. Fürs Erste freilich waren Curie und Aula völlig einverstanden, und die Väter schwelgten in Entzücken, Hoffnungen und Dank. Auch die übrigen Unterthanen begrüßten das Regiment eines gerechten aber zugleich milden und liebenswürdigen jungen Augustus mit erwartungsvoller Freude: insofern sie nicht Arianer, Donatisten oder andere verdammungswürdige Häretiker waren. Um so lauter jubelten die Katholiken, und zogen triumphirend in die ausgelieferten Kirchen ein. In diese Empfindungen mischte sich das Glück über die allgemeine Steuerindulgenz des neuen Kaisers. Durch Valentinians Thätigkeit war rings an allen Gränzen der Frieden siegreich oder doch ehrenvoll wiederhergestellt; nur ganz fern im Osten lag Valens mit den Persern im Krieg. Die furchtbaren Verwirrungen und Nothstände in Britannien und Afrika, welche Valentinian mit seinem Diadem überkommen hatte, waren ebenfalls zur Ruhe gebracht und nothdürftig wieder geordnet. So konnte, in Gratians ersten Regierungsjahren, ein Strahl der Hoffnung auf bessere Zeiten und auf eine gütige Herrschaft die schwer heimgesuchten Bevölkerungen erfreuen. Aber schon hatten Gratians Minister einen Schlag ausgeführt, welcher dem Einsichtigeren die Augen darüber öffnen mußte, daß es sich weniger um Gerechtigkeit und Milde als um Gewalt am Hofe von Trier handelte. Mitten in der neu erweckten Zuversicht und Freudigkeit fiel zum allgemeinen Schrecken eins der edelsten und beliebtesten römischen Häupter. Nur wenig Zeit lag zwischen Maximins und seinem Sturz.

Theodosius, General der Cavalerie, Vater des späteren großen Kaisers gleichen Namens, war der gepriesenste Feldherr seiner Zeit; einer der letzten römischer Geburt. Selbst der Franke Merobaudes mußte ihm an Kriegsruhm weichen. Er konnte sich vielleicht an Tapferkeit, militärischen Kenntnissen und Erfahrungen mit ihm messen, jedoch es scheint, daß er nicht des Theodosius überlegenes Genie besaß. Wenigstens war ihm nicht so reiche Gelegenheit geworden, kriegerische Lorbeeren der schönsten Art in den wichtigsten und ganz selbständigen Unternehmungen einzuärnten. Und Merobaudes hatte nicht in dem vollen Maße wie Theo-

dosius die hochherzigen Eigenschaften, welche den Ruf eines bedeutenden Mannes fast noch mehr als seine Leistungen verbreiten und sichern, weil sie ihm die Herzen gewinnen und mit Freuden von ihm reden machen. Wo Kaiser Valentinian, fast ununterbrochen mit den Alamannen, Sachsen, Burgunden und Quaden im Kampfe, nicht selbst die Heere führen konnte, wo andere Kriegsführer nichts mehr ausrichteten, wo die Beamten Alles in heillose Verwirrung gebracht hatten, wo das Letzte unwiederbringlich verloren schien, dahin hatte er den Comes Theodosius gesandt, um zurückzuerobern und neu zu organisiren. Vom äußersten Norden des Imperiums, von der Hadriansmauer in Britannien, ja vom heutigen Forthbusen und der Mauer des Antonin, über Rhein und Schwarzwald bis hinab zu den Wüsten Afrikas war der Siegeslauf dieses großen Generals gegangen.

Britannien hatte für die Städte, Kastelle und Besatzungen an der Nord- und Ostgränze Galliens ungefähr dieselbe Bedeutung, wie Afrika für Rom [17]). Es war die Kornkammer, aus welcher die Schiffe den nöthigen Bedarf über See in ein Land brachten, dessen Boden wegen der unaufhörlichen germanischen Einfälle kaum noch bebaut oder abgeärntet wurde, während Italien theils wegen seiner großen Luxusanlagen sich nicht ernähren konnte, theils wegen der Verödung der Aecker, die auch hier einzureißen begann. Auf dieser wichtigen Insel hatten zur Zeit wo Julian in Persien kriegte, Jovian regierte und Valentinian in Nicäa zum Kaiser gewählt wurde, räuberische Beamte, ohne Aufsicht wie sie waren, die öffentlichen Gelder veruntreut und die Bevölkerung zur Verzweiflung, zu Aufständen und Abfall getrieben. Den Truppen war von ihren Offizieren der Sold vorenthalten worden, die Kriegszucht lag gänzlich danieder. Als die Drangsale schon einen kaum erträglichen Grad erreicht hatten, waren die Stämme der Picten, Scoten und Attacoten aus dem Norden in die Provinzen eingebrochen. Diese nackten, phantastisch bemalten Wilden verschlangen, so behaupteten die Römer vollen Ernstes, von allen Speisen Menschenfleisch am gierigsten [18]). Ihre Angriffe fanden keinen Widerstand bei den Römern; die schwachen Versuche zweier Befehlshaber beendeten sie damit, daß sie den Comes Nectaridus erschlugen, den Obersten Fullofaudes, einen Germanen fingen; und so hausten sie unbehindert mit allen Schrecken ihrer zügellosen Wildheit im Lande bis zu den südlichen Küsten hin, welche zu

derselben Zeit von sächsischen Seeräubern heimgesucht wurden. Die hungernden römischen Soldaten bildeten in dieser Auflösung aller Verhältnisse entweder Räuberbanden auf eigene Hand, oder gingen in Schaaren zu den caledonischen Horden über, brachten ihnen römische Waffen und Kriegsbildung mit, verriethen die wichtigen Punkte, und halfen das Land plündern das sie vertheidigen sollten.

Endlich hatten dem Kaiser Valentinian diese Zustände nicht mehr verschwiegen werden können. Er sandte zwei bewährte Feldherren ab; sie zeigten sich ihrem Auftrage nicht gewachsen, und Theodosius setzte von Boulogne nach Britannien über. Die Legionen der Jovier und Victoren, die Hülfscorps der Heruler und Bataver, meist aus Germanen bestehend, folgten ihm nach. Rasch zog er in London ein. Er schlug zu wiederholten Malen die Wilden welche sich bereits Herren des Landes glaubten; er jagte ihnen die schweren Lasten ihrer Beute ab, und gab dieselbe den Provinzialen zurück; er befreite die Gefangenen und vertheilte die wiedergewonnenen Viehheerden; er richtete gegen die caledonischen Haufen welche jetzt einzeln aber in ungezählter Menge umherschwärmten, einen höchst geschickten kleinen Krieg ein, und trieb endlich die letzten Barbaren in ihre nebligen Berge und Sümpfe zurück, nachdem er mehre Schaaren gezwungen hatte, sich zu ergeben und in römische Kriegsdienste zu treten. Eine weise verkündigte Amnestie rief die Deserteure zu den Feldzeichen zurück; der gefährliche Aufstand eines Usurpators Valentinus, eines Bruders Maximins, wurde rasch unterdrückt, dessen Anhang nicht weiter bestraft, um jedes Menschenleben zu schonen und das kaum erwachende Sicherheitsgefühl nicht wieder fortzuscheuchen; die Ordnung in den Provinzen wurde wiederhergestellt, eine neue Provinz in dem lange aufgegebenen Distrikt zwischen der Mauer des Hadrian und Antonin eingerichtet und dem regierenden Kaiser zu Ehren Valentia genannt. So war Theodosius der letzte römische Eroberer. Ueberall baute er die Städte wieder auf und gründete neue Orte und Kastelle. Im Laufe zweier Jahre, 368—370 entfaltete er diese außerordentliche Thätigkeit [19]).

Auf dem Meere hatte Theodosius eine Raubflotte der Sachsen vernichtet, die sich, wie es scheint in ungewöhnlich großer Menge, zu Plünderungen an den Küsten Britanniens zusammengefunden. Die Franken welche in Gallien eingefallen waren, die

Felder verwüsteten, die Orte in Brand steckten, Beute und Gefangene fortschleppten, hatte er an der Vaal besiegt. Kaum auf das Festland zurückgekehrt, griff der jetzige General der Cavalerie in Valentinians Krieg gegen die Alamannen ein, rückte, wie bereits erzählt, von Räthien aus in die Gaue dieses Volkes vor, brannte die Dörfer nieder, tödtete die Einwohner oder führte sie gefangen in das Imperium, wo sie als Colonen am Po angesiedelt wurden. Den Sarmaten, welche die Donau überschritten hatten, brachte Theodosius eine blutige Niederlage bei; und die dankbaren Römer beklagten nur, daß die Sitte der früheren Jahrhunderte nicht mehr bestünde, wonach die Feldherren ihre Ehrentitel von den Namen der geschlagenen Völker empfingen; sonst müßte Theodosius der Saxoniker, der Sarmatiker und Alamanniker genannt werden [20]).

Durch alle diese Siege weitberühmt, war Theodosius endlich, Anfang 373 nach Afrika hinübergeschifft, zu seiner schwersten und glänzendsten Aufgabe. In den afrikanischen Provinzen hatte die Verwirrung eine fast noch schrecklichere Höhe und Ausbreitung gewonnen als kurz vordem in Britannien. Und zwar aus derselben Ursache: Nichtswürdigkeit des Beamtenthums. Eine ganze Horde verworfener Creaturen hatte sich seit den Tagen des Kaisers Constantius in den höchsten Stellen des Militärs und Civils über die unglücklichen Provinzen gelagert. Bei dem Mangel an Aufsicht, nachdem Julian der Apostat in den fernen Perserkrieg gezogen war, nisteten sie sich immer fester ein und wirthschafteten immer abscheulicher. Vortrefflich verstanden sie sich untereinander; und in dem militärischen Oberbefehlshaber von Afrika fand die ganze Schaar ihren Meister und Mittelpunkt. Der Comes Romanus war derselbe welchen die Donatisten unter ihre bösartigsten Verfolger zählten. Er war vollendet in allen Künsten der Intrigue, des Erpressens, der Bestechungen und der Beschuldigung Anderer, um sich bei Hofe als den reinsten Charakter darzustellen. Die afrikanischen Provinzen hielten ihn für einen noch ärgeren Feind als die braunen mauriſchen Barbaren, welche seit der Regierung Jovians um nichts besser im Lande hausten, als die tätovirten Picten und Scoten in Britannien. Namentlich die tripolitanische Provinz hatte zu leiden; sogar die Vorstädte ihrer drei größten Orte: Leptis, Oea und Sabrata blieben nicht verschont. Mit den Mauren um die Wette plünder-

ten die eigenen römischen Soldaten. Ihnen war, wie in Britannien, der Sold vorenthalten worden, und sie zeigten sich nur thätig, wo es galt, sich am Eigenthum der Bürger schadlos zu halten[21]). Die demüthige Bitte um Schutz gegen die grausamen Einbrüche der Mauren hatte Romanus mit der Forderung einer so unerschwinglichen Kriegssteuer beantwortet, daß die ausgeraubten Provinzialen verzweifelten. Blos an Kameelen sollten sie viertausend stellen. Da sie gänzlich außer Stande waren, die Habgier des Generals zu befriedigen, so sah dieser dem Elend gleichgültig zu; und ungehindert verwüsteten die stets wiederholten Einbrüche der Mauren das Land bis ans Mittelmeer.

Beinahe zehn Jahre hatten diese Zustände gedauert. Endlich, als Valentinian I. zur Regierung gekommen war, rafften die Tripolitaner sich auf, brachten soviel von ihrer Armuth zusammen, um dem Kaiser das übliche Kronengold in Gestalt von Victoriastatuen als Begrüßung überreichen zu können, und richteten mit diesen Zeichen der Freude und den Nachrichten ihres Jammers eine Gesandtschaft an ihn. Wirklich drangen ihre Hülferufe an Valentinians Ohr: die Legaten wurden vom Kaiser empfangen. Aber der Oberhofmeister Remigius war des Romanus Verwandter und nahm Theil an den Früchten seiner Räubereien. Eilboten des Comes hatten ihn bereits instruirt. Er und seine hochgestellten Helfershelfer am Hofe, ebenso schlau und gewissenlos wie Romanus, verstanden es, dem erschreckten und eifrig forschenden Valentinian seinen ruchlosen General als einen pflichttreuen und ehrenwerthen Mann darzustellen, die Klagen der Afrikaner dagegen als vollkommen unbegründet und verläumderisch.

Trotzdem sandte der Kaiser einen außerordentlichen Commissar nach Afrika, um die traurige Angelegenheit gründlich und unparteiisch zu untersuchen. Palladius, ein Mann, von dessen strenger Redlichkeit Valentinian durchdrungen war, hatte leider die Summen für den rückständigen Sold der Truppen mitbekommen. Und hierauf gründete der verschmitzte Romanus seinen Plan. Er stellte die Truppenführer, seine Spießgesellen an, den größten Theil des Soldes nicht zu vertheilen, sondern dem Untersuchungscommissar als einen Tribut ihrer Hochachtung zurückzugeben. Der eitle Palladius sah in diesen Geschenken wirklich eine Huldigung für seine Größe neben der angenehmen Füllung seines Säckels, und ging erfreut in die Falle. Jetzt hatte Romanus ihn in seinen

Händen. Palladius, erschüttert von dem Elend das er sah, empört über die Schlechtigkeiten welche die Bürger ihm enthüllten, wollte eben einen lebhaften Bericht an den Kaiser senden, und ließ den Comes in einer Unterredung zornig an. Romanus aber entgegnete trotzig und höhnisch: auch er werde berichten, denn er wisse um die Unterschlagung und könne ihn stürzen. Und der Untersuchungscommissar machte gemeinschaftliche Sache mit den Verbrechern. Romanus und Palladius waren seitdem ein Herz und eine Seele. Die günstigsten Berichte über die treue und kluge Verwaltung des Comes gingen an den Hof. Endlich wurden sogar die Tripolitanischen Bürger selbst durch Bitten, Drohungen oder Ränke dahin gebracht, ihre eigenen Abgesandten zu verläugnen und deren Berichte als erfundene Lügen zu brandmarken. Jovinus, der letzte in der Reihe von Legaten welche die Provinz in ihrer Noth an den Kaiser geschickt, wurde für sein Leben besorgt, und hoffte noch einzig Rettung, wenn er sich als Lügner bezeichnete. Valentinians Zorn loderte auf, als Palladius bei seiner Rückkehr ihm diese neuen Berichte einhändigte. Er mußte in den unschuldigen Gesandten eine Rotte von planmäßigen Verschwörern und Bösewichtern, in den eigentlichen Verbrechern unschuldige Verläumdete sehen. Zugleich vom Grundsatz unerbittlicher Gerechtigkeit und seiner jähen Leidenschaft getrieben, befahl er den Tod des Jovinus und aller afrikanischen Abgesandten. Sie wurden hingerichtet. Zwei vornehme Leptitaner hatten den Palladius in Afrika durch die Stätten des Jammers und der Verwüstung geführt, und ihm freimüthig geschildert was sie erdulden müssen. Palladius hatte sie beim Kaiser als Lügner und Unehrerbietige angeklagt. Ihnen sollten die falschen, frechen Zungen ausgerissen werden. Unterdessen wurden die Einbrüche der Mauren immer dreister und ausgedehnter. Immer größere Landstriche lagen verwüstet, immer mehr Villen, Dörfer und offene Orte sanken in Asche. Die Bäume sogar wurden umgehauen und die Reben ausgerissen; die edelsten Männer, Decurionen und Priester, in die mauriſchen Bergschlüfte und Weiler fortgetrieben. Die Bewohner waren geflüchtet, ohne Hülfe, ohne Rath, verarmt und verzweifelnd in den wenigen befestigten Städten zusammengepreßt.

Bisher war vorzüglich die tripolitanische Provinz von allen diesen Leiden heimgesucht. Ungefähr drei Jahre vor Gratians Regierungsantritt brach auf Mauritanien und das übrige Afrika ein

gleiches Loos herein. Auch hier gab der Comes Romanus die Veranlassung. Längs der Südgränze der römischen Provinzen lag eine Menge kleiner maurischer Königreiche ausgebreitet, im Vasallenverhältniß zum Kaiserreich. Die römischen Kastelle, deren Trümmer und Spuren neuere afrikanische Reisende überraschend weit nach Süden, gegen die Wüste hin gefunden haben, sollten ohne Zweifel die Treue dieser braunen Stämme sichern, deren wilde, flüchtige Gesinnung und rasche Beweglichkeit sie höchst unzuverlässig und gefährlich machte. Als einer der mächtigsten maurischen Könige war Nubel berühmt. Bei seinem Tode hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, die er mit Gemahlinnen und anderen Frauen erzielt hatte. Der Prinz Firmus, einer von den Söhnen, wahrscheinlich um selbst der Ermordung zu entgehen wie sie in solchen Königsfamilien üblich zu sein pflegt, und die Herrschaft an sich zu reißen, brachte heimlich seinen Bruder Zamma um, welchem es nicht sehr zur Empfehlung gereicht daß er die hohe Gunst des Comes Romanus besaß. Der Mord wurde ruchbar, und seitdem verfolgte der Commandeur von Afrika den Mauren mit unauslöschlicher Feindschaft und allen Mitteln die ihm so reichlich zu Gebote standen. Um ihn zu verderben, sandte er die schwärzesten Berichte über seine Person und immer neue Verdächtigungen seiner Treue an den Hof. Der Oberhofmeister Remigius, des Romanus gleichgearteter Freund, und die übrigen hochbeamteten Freunde, standen ihm auch hier vortrefflich bei. Sie trugen dem Kaiser die Schreiben des Comes mit allem Eifer und den gehässigsten Auslegungen vor; die häufigen Botschaften dagegen, durch welche Firmus sich rechtfertigen und seine ergebenen Gesinnungen bekräftigen wollte, wurden möglichst unterdrückt, als nichtig und vom Uebel.

Der Maure sah sich von der Wuth des furchtbaren, eisernen Valentinian bedroht; eine schmachvolle Verurtheilung, das sah er, stand ihm bevor, er war preisgegeben und zitterte für sein Leben. In dieser Stimmung mußte er täglich neue Stacheln empfinden. Der unerträgliche Hochmuth und räuberische Geiz der römischen Offiziere brachte ihn zum äußersten. Zorn und Verzweiflung gaben ihm endlich einen kühnen, auf seine Art großen Gedanken ein. Er pflanzte die Fahne der Empörung auf, bekleidete sich mit dem Purpur, reizte die übrigen maurischen Stammkönige leicht zur Erhebung, da sie gleich ihm von der Tyrannei und Habgier des Roma-

nus und seiner Genossen tief erbittert waren[22]), nannte sich König der Mauren oder vielleicht von Afrika, und hatte nichts Geringeres im Sinn, als das gesammte Afrika der römischen Herrschaft zu entreißen, und ein großes maurisches Königthum über die Bevölkerung europäischen Ursprungs zu begründen. Seine Erfolge waren überraschend und deckten plötzlich den bodenlosen Zustand auf, in welchen die schönen Provinzen durch ihre Beamten gebracht worden. Verrath öffnete die Thore der wichtigsten Städte; oder im ersten leichten Sturm wurden sie genommen und niedergebrannt. Nirgend zeigte sich ein ernstlicher Widerstand; nirgend beinah ein Versuch dazu. In hellen Haufen gingen die römischen Soldaten mit ihren niederen Offizieren zu den Mauren über, wie vordem in Britannien zu den Picten und Scoten. Ein römischer Tribun legte dem Firmus eine militärische Ehrenkette als Diadem um die dunkelfarbene Stirn: dies galt als die Krönung, als der letzte Akt der Wahl, zu welcher die Armee sich berechtigt hielt: so wurde Julian der Apostat vordem gekrönt, als die Soldaten ihn zum Augustus ausgerufen hatten. Die Sekte der Donatisten, ein so großer Theil der afrikanischen Bevölkerung, von Romanus heftig verfolgt, verläugnete den römischen Namen, warf sich den Barbaren in die Arme, nannte Firmus ihren rechtmäßigen König, betete, predigte und wirkte für ihn, begann sofort, aus dem Zustand der Unterdrückung in den der Begünstigung gehoben, eine wilde Verfolgung eigener Sekten, und ihre Bischöfe wurden beschuldigt, bei der Uebergabe von Städten die Hand im Spiele gehabt zu haben. Bald wurde die Auflösung allgemein. Schon war ganz Mauritanien den Gräueln der rachedurstigen Barbaren preisgegeben. Die römische Civilisation in Afrika schien rettungslos verloren, welche noch einen Augustin hervorbringen und den Germanen mannigfach zu gute kommen sollte; das gesammte, überschwellend fruchtbare Land, besät mit Städten, Dörfern und Fruchtfeldern, mit Kastellen, Villen und Gärten wie wenig andere, die Kornkammer Italiens, eine der ergiebigsten Tributquellen, schien dahin für das Imperium.

In dieser Noth hatte Valentinian seinen großen Feldherren nach Afrika, wie einst nach Britannien gesandt; ihn selbst hielten die noch immer nicht gedemüthigten Alamannen und die von neuem drohenden Quaden in Europa fest. Nur wenige Truppen konnten erübrigt werden um den General zu begleiten. Er segelte von

Arles ab und landete an der Küste des Sitifensischen Mauritaniens. So rasch, geschickt und geheim hatte er die Vorbereitungen und die Fahrt bewerkstelligt, daß Niemand in Afrika seine Ankunft vermuthete. Firmus wurde betroffen, Romanus und der Troß seiner Spießgesellen verwirrt, die Afrikaner schöpften einige Hoffnung. Theodosius war ganz der Mann, einen überlegenen und kecken Feind niederzuwerfen, verwirrte Zustände zu ordnen und die Netze zu zerreißen, welche eine Bande verschmitzter und ruchloser Menschen gesponnen. Nicht allein kriegerische, organisatorische und administrative Talente zeichneten ihn aus; ein Verein von Tugenden schmückte ihn, welche zu erwerben und zu bewahren in diesem versunkenen Zeitalter doppelt schwer und bewunderungswürdig war; und sein Wohlwollen, seine Unbestechlichkeit kamen seinem klaren Scharfblick gleich. Hierzu gesellte sich das Imponirende seines persönlichen Auftretens, die Schönheit der Gestalt und der Züge: im Auge der Römer, namentlich des Heeres etwas überaus Wichtiges, nicht genug zu Lobendes, eine hinreißende Macht. Der Comes Theodosius soll an Glanz und Würde der Erscheinung seinem Sohne, dem Kaiser geglichen haben [23]), und dieser wurde den Halbgöttern an die Seite gesetzt. Edelmuth, glänzende Eigenschaften und Kriegsthaten erinnerten seine Zeitgenossen an Domitius Corbulo und Quintus Lusius, zwei große Feldherren unter Nero, Trajan und Hadrian, die zuletzt dasselbe Schicksal erlitten, welchem Theodosius entgegenging.

Mit Schonung und Freundlichkeit kam der General in Afrika zu den verzweifelnden Provinzialen, die einer solchen Behandlung längst entwöhnt waren. Doch ihre größte Liebe erwarb es ihm, daß er sie von allen Kriegslieferungen frei sprach. Sie konnten den Abstand zwischen ihm und dem Comes Romanus ermessen, welcher Unerschwingliches eingefordert hatte. Seine Soldaten bändigte und entflammte er zugleich mit dem heroischen Wort: ihre Tapferkeit habe die Aernten und zusammengeraubten Vorräthe des Feindes zu ihren Speichern zu machen. Valentinian hatte eine abermalige Untersuchung der unglückseligen Verhältnisse in Afrika und ihrer Ursachen befohlen; sie fand in Theodosius einen anderen Richter als in Palladius. Rasch wurde Romanus mit einigen seiner Freunde festgenommen. Unter seinen Papieren fand sich ein Brief mit unwiderleglichen Beweisen seiner Schuld, und wurde an den Kaiser gesandt. Jetzt schlug Valentinians Zorn

nach der anderen Seite um; der Monarch sah, welch ein Gewebe von Verschmitztheit und Verrath seine Augen umhüllt hatte. Jener Commissar Palladius wurde gefangen gesetzt; Angst und Gewissensbisse marterten ihn; seine Wächter waren Christen, und als sie sich eines Nachts entfernt hatten um ein Fest in der Kirche mitzufeiern, erwürgte er sich. Der Oberhofmeister Remigius wurde bald seines Amtes entlassen; vielleicht weil Valentinian vermuthete, welche verbrecherische Rolle er in der traurigen Angelegenheit gespielt. Aber noch lebte der Karpe Maximin, und ließ sich so leicht kein Opfer entgehen, mit dessen Blut er das Wohlgefallen seines Gebieters größer nähren konnte. Hier traf er einmal ein schuldiges Haupt, und ein Bösewicht gab dem anderen seinen Lohn. Remigius hatte sich als Privatmann auf seine Güter bei Mainz zurückgezogen, bewirthschaftete sie, und hielt sein Leben nicht für gefährdet. Maximin, eben prätorischer Präfekt geworden, wollte eine große richterliche That vollziehn. Er ließ einen früheren vertrauten Unterbeamten des Remigius einkerkern, unterwarf ihn der Folter und erpreßte ihm Geständnisse über die geheimen Verbindungen in denen der einstige Oberhofmeister mit Romanus gestanden hatte. Remigius, von Schrecken, Furcht und bösem Gewissen überwältigt, erwürgte sich wie Palladius [21]). Die tripolitanischen Gesandten waren dem entsetzlichen Schicksal, ihre Zungen zu verlieren, glücklicher Weise durch die Flucht entronnen, und durften jetzt aus ihren Verstecken hervorkommen.

Den ruchlosen Romanus jedoch hatte Theodosius von Anfang an mit einer Nachsicht behandeln müssen, welche beweist, wie thätig und einflußreich dessen Freunde noch immer in der Aula und im Consistorium eines gerechtigkeitsliebenden Monarchen waren, den seine kriegerischen Sorgen von der genauen Verfolgung der afrikanischen Angelegenheit abzogen. Auch späterhin erfuhr Romanus nicht das Schicksal seiner Mitschuldigen, von denen er der abscheulichste war.

Unterdessen hatte der General Theodosius gegen die Mauren Erstaunliches vollbracht. Mit einer Handvoll Leuten, deren Zahl sich oft nur auf 3500, oft nur auf 2000 belief, hatte er den geschlagenen und flüchtenden Firmus von einer der zahlreichen, erbitterten und trotzigen Völkerschaften zur anderen verfolgt, unermüdlich, mit ebenso kluger wie kühner Kriegführung. Endlich

kam Firmus zu dem mächtigen und kriegerischen Stamm der Isaflenſen, deren König Igmazen bisher nur zu siegen gewohnt war. Igmazen zeigte sich entschlossen, seinen Gastfreund um jeden Preis zu vertheidigen. Und in der ersten Schlacht empfanden die Römer an der kriegerischen Wuth der Isaflenſen, welchem edlen Stamme unter den Mauren sie gegenübergetreten seien. Aber die zweckmäßige Aufstellung, das genaue Ineinandergreifen der Truppenkörper neigte den Sieg auf die Seite des Theodosius. Die Isaflenſen wurden hart bedrängt, und eine große Anzahl niedergemacht. Firmus selbst hatte sich wie ein Rasender in den Kampf gestürzt und sein Leben fortwährend in die Schanze geschlagen. Jetzt mußte er fliehen, und sein Pferd, über Berge und durch Thalschluchten zu rennen geübt, rettete ihn noch vor schlimmerem Geschick. Aber sein Bruder Mazuka fiel in die Hände der Römer, zum Tode verwundet. Er sollte nach Cäsarea, der Hauptstadt des westlichen Mauritaniens gebracht werden, wo sein Name böse Erinnerungen und alle Gefühle der Rache erweckte. Stolz, Trotz und Verzweiflung ließen ihm dies als das Schrecklichste erscheinen. Er kam den Feinden zuvor, riß seine Wunde breiter auf, und starb schneller als die Römer es gehofft hatten. Wenigstens sein Haupt, vom Rumpfe getrennt, wurde unter dem Jubel des Volks durch die Straßen der Stadt getragen.

Theodosius focht weiter mit den Isaflenſen, drang zu andern Stämmen vor, und kehrte zu dem tapfersten zurück, dessen König noch keineswegs gewillt war, sich für besiegt zu halten und seinen Schützling auszuliefern. Eine blutige Schlacht geschah, wo zwanzigtausend Mauren gegen die geringe Kriegsmacht der Römer anstürmten, und eine große Zahl verbündeter Schaaren, von Igmazen im Rücken des Feindes aufgestellt, sie völlig erdrücken sollte. Von Sonnenaufgang bis in die Nacht wurde gekämpft. Firmus selbst zeigte sich, auf hohem Pferde, im vollen Kriegsschmuck, den Purpurmantel umgeworfen, und ermahnte die römischen Soldaten mit lautem Zuruf, von dem grimmigen Theodosius abzufallen, welcher gräßliche Strafen ersinne, um eine harte Disciplin aufrecht zu erhalten, und der sie von einer Mühsal zur anderen treibe. Wirklich schienen diese Worte nicht unzutreffend, und Mancher wurde schwankend. Aber Theodosius überwand alle Schwierigkeiten; der Ausgang des Kampfes zeigte den größeren Verlust auf Seiten der Mauren; Theodosius kehrte zu den römischen

Befestigungen zurück und vollzog wirklich an den Schwankenden oder Feigen schreckliche Strafen. Theils wurden sie verbrannt, theils ihrer rechten Hände beraubt. Dann ging er durch das Cäsarienſische Mauritanien nach Sitifis; hier ließ er zwei überführte Mitschuldige an dem Raubsystem und den Schandthaten des Comes Romanus beinah bis zum Tode foltern und dann auf den Scheiterhaufen bringen.

Zum dritten Mal entzündete sich der Kampf mit den Isaflenſen; aber in der ersten Schlacht wurden sie aufs Haupt geschlagen und erlitten große Verluste. Da sank der Stolz Igmazens; und sank um so tiefer, je höher er sich gebrüstet, je unbesieglicher er sich gedünkt. Ein plötzlicher Umschlag in dem Gemüth des Königs trat ein, wie er bei den Kindern roher Völker häufiger vorkommt als derjenigen welche die Cultur gleichmäßiger und fester gemacht hat. Auch an den Germanen wollten die Römer ihn häufig beobachten; die südlichen Naturvölker zeigen ihn öfter und jäher als die nördlichen. Der hohe Muth des mauriſchen Königs ging in die äußerste Verzagtheit über, seine verwegene Tapferkeit in zitternde Todesfurcht. Er wollte leben um jeden Preis. Er hatte einst den General Theodosius verächtlich, mit angenommener Unwissenheit gefragt: „woher kommst du? was suchst du hier?“ Jetzt verfiel er in kriechende Demuth und Dienstfertigkeit. Er wurde zum Verräther an seinem eigenen Volk. Denn die Isaflenſen fühlten sich noch nicht gebeugt; sie liebten den König Firmus, und wollten für seine Sache weiter fechten. Igmazen dagegen verständigte sich heimlich mit Theodosius; er selbst gab dem Feldherren die Wege an, wie er den Isaflenſen so lange empfindliche Niederlagen beibringen könne, bis auch sie zu fürchten begönnen, und sich von Firmus abwendeten. Theodosius ging hierauf ein, und das Volk des Königs Igmazen wurde so anhaltend aufgerieben, kam allmälig in so tiefes Elend, daß Firmus an Flucht dachte, um sich für immer in unauffindbaren Einöden zu verbergen. Jetzt aber trat Igmazen dreist gegen seinen Gastfreund hervor, da er den Unwillen seiner Mauren nicht mehr zu fürchten hatte. Er ließ Firmus bewachen. Firmus hatte unverzagt den ungeheuren Wandel seines Schicksals ertragen. Er war bereit, die glänzende Königsherrschaft die er schon fest begründet geglaubt, mit den Entbehrungen und der Gemeinschaft wilder Thiere in Wüsten und Schluchten zu vertauschen. Er zitterte nicht vor dem

Tode. Aber der Verrath des Gastfreundes traf ihn vernichtend, und der Gedanke, in die Hände der Römer ausgeliefert zu werden, empörte seinen Stolz. Die Wächter, welche des Nachts eingeschlafen waren, fanden ihn am Morgen erhängt in seinem Verwahrsam. König Igmazen hatte einst keinen größeren Ruhm gekannt, als Firmus zu beherbergen und zu vertheidigen. Jetzt jammerte er laut, daß er um den Ruhm gekommen sei, Firmus lebendig an die Römer ausgeliefert zu haben. Er warf den Leichnam auf ein Kameel, und brachte ihn selbst in das Kastell, wo Theodosius sich aufhielt.

So war, nicht lange vor dem Tode Valentinians, der Krieg in Afrika beigelegt. Das klug benutzte Glück vollendete für Theodosius, was dessen ausgezeichnete Thaten verdient hatten. Afrika war wiedererobert, der letzte und gefährlichste König der Mauren gedemüthigt. Theodosius schickte sich an, den Zustand der Provinzen zu ordnen, Botmäßigkeit und Vertrauen wiederherzustellen. Furchtbare Strafen hatte der General den wiedergefangenen Ueberläufern zuerkannt, nachdem die zuerst freiwillig zurückgekehrten eine mildere Behandlung erfahren. Während des zweijährigen Krieges waren die Scheiterhaufen kaum ausgegangen; Schaaren einstiger Soldaten büßten mit abgehauenen Händen zeitlebens ihr Vergehen. Ein Zeichen, daß auch Theodosius dem Geiste seiner Zeit, deren Civilisation in Barbarei umschlug, seinen Tribut zahlen mußte. Jetzt aber sollte eine gütige Verwaltung sein Werk vollenden.

In Sitifis, der Hauptstadt des östlichen Mauritaniens, war Theodosius nach dem glänzend beendigten Kriege wie ein Triumphator, unter dem dankbaren Jubel aller Volksklassen eingezogen. Hier scheint er noch residirt zu haben, als Kaiser Valentinian, nach Besiegung der Quaden, im Lager von Bregetio am Blutsturz plötzlich starb, als der Franke Merobaudes seinem jungen kaiserlichen Verwandten Gratian Thron und Leben rettete, und das Regiment der Großen am Hofe von Trier sich ausbildete. Aber der berühmte Feldherr gehörte nicht zu dem Kreise der neuen Gewalthaber; er hatte nicht in Bregetio mit den Anderen das Reich vertheilt und seinen eigenen Nutzen sich ausbedungen: er war kein Freund des Franken Merobaudes. Seine Größe und Berühmtheit, die Begeisterung welche sein Name im ganzen Reich erweckte, wurde ein Gegenstand des Anstoßes und Neides. Seine Tugen-

den, denen man nicht gleichkommen konnte oder wollte, unerschütterlich und unbestechlich wie sie waren, erschienen als ein unbequemer Spiegel. Sein Scharfblick, der sich nicht täuschen ließ, konnte gefährlich werden. Man mußte Theodosius aus dem Wege räumen. Vorwände, so nichtig, daß die damaligen Geschichtschreiber es verschmäht haben, uns auch nur eine Andeutung von ihnen zu überliefern, wurden ersonnen, um einen der reinsten Charaktere des Jahrhunderts auf den Tod anzuklagen. Es verstand sich von selbst, daß die Gerichte den in Ungnade gefallenen verurtheilten: wenn überhaupt die Ungeduld der Großen am Hof so viel Anstand und Heuchelei für geboten hielt, um den langweiligen Weg einer gerichtlichen Untersuchung zu beschreiten. Der Erretter von Britannien und Afrika wurde nach Carthago geführt, um enthauptet zu werden. Theodosius war der neuen Religion innig ergeben, und bekannte den ewigen Sohn von Nicäa. Vor seiner Hinrichtung verlangte er nach der heiligen Taufe. Der damalige Glaube lebte der frohen Zuversicht, das geweihte Wasser spüle alle vordem begangenen Sünden ab; und gern verschoben auch die tugendhaftesten Christen die Taufe bis zu ihrer letzten Stunde. Theodosius fühlte sich glücklich und getröstet als er das Sacrament Christi empfangen hatte. Des ewigen Lebens nach einem glorreichen irdischen Leben sicher, bot er mit freiem Anstande seinen Hals dem Henker dar. Zugleich mit ihm fiel eine Zahl anderer Vornehmen, deren Name und Tod von dem Ruhm und Aufsehen des seinigen weit übertroffen wurde [25]).

Alle die Justizmorde und gerechten Hinrichtungen fielen in das erste Regierungsjahr Gratians: ungefähr in die Zeit und bald darauf, wo der junge Imperator seine ersten Edikte gegen die Religionsfreiheit erließ, und die Kirchen der Häretiker den Homousianern überlieferte: zum Jubel der nicänischen Christen, zum Schrecken der übrigen. Der Umschwung der Dinge auf den kirchlichen wie profanen Gebieten im Reich wurde den Unterthanen schnell durch Freude und Trauer eindringlich genug gemacht. Und es ist ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie ein junger, von Natur höchst gnadenvoller Fürst, unverdorben, heiter, leutselig, voll der edelsten Antriebe, so rasch von den hartherzigen und verderblichen Einflüssen seiner Zeit bezwungen wird, daß er den Beginn seiner Herrschaft durch eine Menge, theilweise ungerechter Blutsentenzen beflecken, und durch gewaltsame, finstere Religions-

edikte verunzieren muß. Die ersteren beklagte er ohne Zweifel als nothwendig; die letzteren rechnete er sich zum höchsten Verdienste seines Lebens an, wenn er anders auch hierin der Meinung seines geistigen Vaters, des Bischofs Ambrosius von Mailand war.

Der General Theodosius hinterließ einen etwa dreißigjährigen Sohn. Theodosius der jüngere war der Religion seines Vaters eifrig ergeben, und übertraf ihn noch an Vorzügen des Geistes wie des Körpers. Er hatte an den Siegen des Comes gegen die Picten und Scoten in Britannien und gegen die Mauren in Afrika rühmlich Theil genommen. Als sein Vater auf der Höhe des Glückes und Ruhmes stand, waren die Verdienste des Sohnes bereitwillig anerkannt und belohnt worden. Höchst wahrscheinlich Anfang 374 erhielt der jüngere Theodosius das militärische Commando der Provinz Obermösien: des heutigen Serbiens. Diese Stellung konnte wegen der Nachbarschaft unruhiger Gränzvölker deutscher und sarmatischer Race nur wachsamen und geschickten Offizieren anvertraut werden. Bald gab sie Theodosius Gelegenheit, sich selbständige Lorbern zu erkämpfen.

An Obermösien gränzte die Provinz Pannonien: das heutige südwestliche Ungarn. Wie Britannien und Afrika im Beginn von Valentinians Regierung, so war gegen Ende derselben Pannonien durch treulose und unbarmherzige Beamte in die kläglichste Zerrüttung versetzt worden. Den ersten Anlaß hatte allerdings, wie bereits erzählt, der Kaiser selbst gegeben durch jene Kastellbauten welche das Gebiet der Quaden verletzten und deren Gemüther erbitterten. Jedoch die Ermordung des Quadenkönigs Gabinius, welche zuletzt das schwer gereizte Volk zu den wilden Einbrüchen in Pannonien wachrief, war eine selbständige Unthat römischer Offizianten gewesen. Maximin, der rohe und aufgeblasene prätorische Präfekt von Gallien, welcher die Untugenden eines Barbaren mit den Lastern eines verworfenen römischen Bureaukraten verband, hatte auch hier den Unheilstifter abgegeben. Er benutzte das geneigte Ohr des Kaisers, um seinen Sohn vorwärts zu bringen. Er beschuldigte den General der illyrischen Präfektur: Equitius, einen Landsmann Valentinians welchem der Kaiser viel zu danken hatte, eines höchst unbehülflichen und trägen Verhaltens den Quaden gegenüber, und stellte dem Monarchen vor, wie nur ein tüchtiger Commandeur des valerischen Pannoniens, des Uferstriches längs der Donau nöthig sei, um jene Bewegungen sofort zu unterdrücken. Als einen so

tüchtigen Offizier empfahl Maximin seinen Sohn. Dieser Marcellian wurde Dux des valerischen Pannoniens. Er war der ächte Sprößling seines Vaters, und glaubte seinem Auftrag am besten durch ein blutiges Verbrechen zu genügen. Zuvorkommend sagte er dem Quadenkönig die bescheiden erbetene Abstellung der Uebel zu, freundlich lud er den arglosen Fürsten zum Gastmahle ein, und ließ ihn niederstoßen. Nichts war bei den Römern zur Abwehr des plötzlichen Einbruches vorbereitet, welchen die wüthenden Quaden, rasch mit einer Zahl anderer Gränzvölker vereinigt, nach einem so abscheulichen Attentat gegen die heiligsten Bedingungen alles menschlichen Verkehrs, des Rechtes und des Lebens unternahmen. Es kam hinzu, daß aus Pannonien und Mösien die meisten Truppen nach Afrika gegen die Mauren gezogen waren[26]). Namentlich die Quaden wütheten in ihrem Rachedurst gegen das Volk der Provinz, das gerade auf den Feldern mit der Ernte beschäftigt war, und nicht mehr in die Städte fliehen konnte. Die Wenigen welche vom Blutbade verschont blieben, wurden zusammen mit den Viehheerden in die quadischen Gaue getrieben. Bei diesem Rachezug war es, daß die Prinzessin Constantia, Gratians künftige Gemahlin, beinah in die Hände der wüthenden Germanen gefallen wäre.

Jetzt aber verbanden sich die Quaden mit den Jazygen, dem sarmatischen Volke zwischen Donau und Theiß, zu größeren Unternehmungen. Bald wurde ganz Pannonien überschwemmt, die Bevölkerung ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedergemacht oder in die Sklaverei geschleppt, die Orte ohne Erbarmen eingeäschert. Spät kamen zwei Legionen zur Hülfe heran. Aber ihre Disciplin war beinahe aufgelöst, ihre Offiziere gegen einander eifersüchtig, die Führung ohne gemeinsamen Plan. Die schlauen, rasch beweglichen Jazygen hatten diese günstigen Umstände bald bemerkt; unerwartet stürzten sie sich auf die eine Legion, zersprengten und vernichteten sie, und warfen sofort mit Windesschnelligkeit die zweite nieder; nur ein kleiner Rest der Römer entkam; das Plündern und Sengen dauerte ungehindert fort; die Jazygen thaten es den Quaden noch zuvor. Was von römischen Soldaten in Pannonien noch übrig war, das zog sich in die Städte zurück, vertheidigte sie träge, und gab sich mit um so größerem Eifer daran, die Bürger zu brandschatzen. Man

klagte, die Barbaren selbst hätten es nicht ärger getrieben. Dieselben Zustände traten ein, wie in Britannien und Afrika.

Und das Elend durch Feindeshand war nicht das einzige. Wo die Barbaren etwas verschonten oder noch nicht hingedrungen waren, wo die Armee nichts verschuldete, da stellten sich die Bureaukraten ein. Petronius Probus hatte von Valentinian die prätorische Präfektur Illyricum erhalten, zu welcher Pannonien gehörte. Er stammte aus dem alten, königlich reichen Senatorengeschlechte der Anicier, welchem der Ruhm gebührt, zuerst von allen senatorischen Geschlechtern Roms das Christenthum bekannt zu haben. Auch Probus verehrte das Kreuz, und genoß das Ansehen nicht blos als eines der vornehmsten, sondern auch eines der feingebildetsten, rechtschaffensten und leutseligsten Männer seiner Zeit. Ein so hervorragender und seltener Christ: römischer Senator, Inhaber der höchsten civilen Würden, in der Schule humanistischer Studien gereift, von den gefälligsten Formen der damaligen Civilisation, zog natürlich die freudige Aufmerksamkeit seiner Glaubensgenossen und ihre enthusiastischen Lobpreisungen auf sich. Aber auch die vorurtheilsfreien Heiden gestanden gern, Probus verdiene seine edle Geburt und hohen Würden wie wenig andere Männer. Nur den jetzigen Schwierigkeiten war er nicht gewachsen [27]). Die ungeheure Verantwortlichkeit welche plötzlich auf ihm lastete, erdrückte ihn; er verlor Muth und Fassung. Er hielt sich in Sirmium auf: ganz nahe streiften und verwüsteten schon die Feinde. Der ungewohnte Lärm des Krieges erschreckte ihn; die Wunden, der Jammer den der zärtlich erzogene Römer zum ersten Mal im Leben ansehen mußte, entsetzten ihn und zerrissen sein Herz; wie ein Verbrecher schwankte er im Palast und in der Stadt umher, mit verstörten Mienen und niedergeschlagenen Augen; er hatte die Kraft verloren einen Entschluß zu fassen. Endlich wollte er fliehen; in der nächsten Nacht schon waren die Pferde bestellt. Aber man hielt ihm vor, daß Alles was Füße hätte in den Mauern von Sirmium, sofort das erlauchte Beispiel befolgen und nach dem prätorischen Präfekten die Flucht ergreifen würde. Die Metropole von Illyricum, eine der ersten Städte des Weltreiches, würde durch sein Verschulden wehrlos den wüthenden Barbaren preisgegeben sein. Das war eine neue Gefahr, eine neue Verantwortung. Probus sah ein, daß er bleiben müsse, daß er sich sammeln, sich zu Entschlüssen aufraffen müsse, wenn er nicht gerade Alles verlieren

und herbeiführen wolle, um was er fürchtete. Dieser Gedanke gab ihm einige Sammlung und Würde zurück, und feuerte ihn zur Thätigkeit an. Er ließ die verschütteten Gräben von Sirmium wiederherstellen, die im Frieden vernachlässigten Mauern und Thürme in aller Eile ausbessern. Zum Glück war ausnahmsweise Geld zu diesen Sicherheitsmaßregeln vorhanden: ein Theater hatte damit gebaut werden sollen.

Die Quaden und Jazygen wollten sich mit keiner Belagerung aufhalten. Sie fanden auch anderwärts genug und Leichteres zu thun. Das valerische Pannonien wurde von ihnen überschwemmt und Sirmium war gerettet. Als aber die Jazygen in Pannonien jene beiden Legionen vernichtet hatten, als eine Unglücksbotschaft nach der anderen in Sirmium einlief, wurde Probus von neuen Aengsten ergriffen. Die bevorstehende Ankunft des strengen und heftigen Valentinian setzte ihn vollends in Verwirrung; er fürchtete die Schande ungnädiger Absetzung, vielleicht den Tod, und wurde allmälig außer sich gebracht. Er faßte den Gedanken, daß er sich um jeden Preis im Amt erhalten müsse. Es galt, bei dem Kaiser ein Lächeln der Befriedigung hervorzurufen, und sich so angenehm wie möglich zu machen. Probus bedachte, wie die Sorgen fortwährender Geldnoth Valentinian endlich dahin gebracht hatten, über den Unterschied gerechter und ungerechter Hülfsmittel hin und wieder die Augen zuzudrücken. Er hätte die aufrichtigeren Rathgeber des Kaisers nachahmen können, für deren freie Vorstellungen, wenn sie nur gewagt wurden, Valentinian sich immer zugänglich und dankbar bewies. Aber die Angst welche selbsüchtig macht, ließ ihn von seinem bisherigen Charakter abfallen. Er zog die Liebedienerei nach oben vor und wurde grausam nach unten. Zusammengescharrte Reichthümer sollten den Kaiser bei seiner Ankunft von der Treue und nützlichen Rührigkeit seines prätorischen Präfekten überzeugen. Durch die gesammte Präfektur Illyricum wurden die Abgaben, Gefälle und Lieferungen auf ganz schonungslose Weise erhöht und vervielfältigt. Lange Routine hatte die Finanz- und Steuerbeamten gewitzigt, immer neue Titel und Vorwände zum Geldeintreiben zu erfinden; und jede neue Steuer war eine Lust für sie, vom höchsten bis zum niedrigsten Offizianten hinab. Sie gab Gelegenheit, sich selber rechtschaffen zu bedenken, indem man weit mehr auspreßte, als gefordert war. Jammer und Verzweiflung erfaßte die

genugsam heimgesuchte Bevölkerung. Bisher Wohlhabende ließen den armseligen Rest ihrer Habe im Stich, und flohen, um noch Schlimmerem zu entgehen als der Verarmung; die Kerker waren mit Zahlungsunfähigen überfüllt, und der Selbstmord riß ein, als das einzig sichere Mittel, den Unmenschlichkeiten der römischen Beamten zu entrinnen. Equitius, der General der Präfektur Illyricum, soll dasselbe Raubsystem wie Probus gegen die Unterthanen eingeschlagen haben. Doch beschuldigt ihn dessen nur der Kirchenvater Hieronymus. Ein zweiter Kirchenschriftsteller, Rufinus, schreibt dem hervorragenden Christen Probus Verdienste bei den Vorgängen im Lager von Bregetio zu, welche kein anderer Schriftsteller erwähnt, und verschweigt die Verdienste des Merobaudes und Equitius, welche von Allen berichtet werden. Hieronymus kann ebenso leicht Vergehen von Probus Schultern genommen haben, um sie einem Andern aufzubürden, der sie seiner Stellung nach auch hätte thun können [28]).

In der Dunkelheit dieses vielgestaltigen, unerträglichen Elends war nur ein Lichtblick gewesen. Theodosius, der junge Dux von Obermösien, hatte sich von allen römischen Offizieren und Beamten als der einzig Pflichttreue und Schlagfertige bewiesen. Im Volke der Jazygen bestand seit lange eine Spaltung. Die südlichen, auch Limiganten genannt, hießen bei den Römern die Knechte, zum Unterschiede von den Acraganten, den nördlichen im heutigen Ungarischen Gebirge, denen sie einst unterworfen gewesen, bis sie sich tapfer befreiten [29]). Diese „unfreien" Sarmaten, freiheitslustiger, kühner, räuberischer als die „freien", hatten sich am schnellsten mit den Quaden gegen Rom verbunden, obgleich die freien die Nachbaren der Germanen waren. Die Limiganten durchschweiften mit den Quaden Pannonien. Jetzt aber brachen auch die Acraganten auf, zogen wahrscheinlich durch die Gaue der Limiganten und fielen in Mösien ein. Doch Theodosius eilte ihnen entgegen und schlug sie in mehren Treffen. Da strömten die einzelnen Haufen zu gemeinsamem Widerstande zusammen. Theodosius brachte ihnen eine blutige Niederlage bei; sie mußten fliehen und die Menge ihrer Erschlagenen den Vögeln und den Thieren des Feldes zum Fraße überlassen. Sogleich zeigten sich die wohlthätigen Folgen dieser Siege. Nicht allein Mösien und die übrigen illyrischen Provinzen waren gerettet. Den jazygischen Völkerschaften flößte das militärische Genie und die Tapferkeit des

römischen Kriegsobersten Achtung und Besorgniß ein. Sie fingen an, geschickte Hinterhalte in den Wäldern und Pässen, ja, die Vernichtung aller ihrer Haufen zu befürchten. Und da Theodosius jeden neuen Uebergangsversuch herbeiziehender Hülfsschaaren über die Donau blutig zurückwies, so sank der rasch wechselnde Sinn der Jazygen zum Kleinmuth herab; mit ihrer Kampfes- und Beutelust war es vorbei. Sie baten, wenn hier dem römischen Berichterstatter zu trauen ist, demüthig um Verzeihung des Geschehenen, und waren zu Frieden und Bündniß bereit. Dies muß auf ihre alten Rivalen, die „unfreien" Sarmaten, einen tiefen Eindruck gemacht haben, den die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers noch verstärkte. Sie verließen ebenfalls die Sache der Quaden, schickten Valentinian schon von Weitem Gesandte entgegen, die ihm zu Füßen stürzten, und immer von Neuem im kläglichsten Tone Bitten und Entschuldigungen stammelten. Valentinian hatte nur noch mit den Quaden zu kämpfen, und der Ruhm des jungen Theodosius klang von allen Lippen wie der seines Vaters.

Aber Valentinians Tod, das veränderte Regiment am Hofe von Trier, die Hinrichtung seines Vaters ließen auch Theodosius durch den traurigen Wandel seines eigenen Geschickes die Unsicherheit der römischen Zustände persönlich erfahren. Er wurde in den Sturz des Erretters von Afrika verflochten, und vom Staatsdienste in kränkender Weise entfernt. Er konnte von Glück sagen, daß Leben und Vermögen ihm blieb; vielleicht verdankte er es nur einer besonderen Liebe und Achtung des wohlmeinenden Gratians, der sich bei seinen Großen verwendet haben mochte. Doch mußte Theodosius in eine Art Verbannung nach Spanien auf seine väterlichen Güter gehen; und jede größere Zukunft schien dem genialen, thatkräftigen und hochstrebenden Mann für immer abgeschnitten. Indessen Theodosius gab sich keiner verdrießlichen oder genußsüchtigen Trägheit hin. Man sagte, daß seine Muße, die Muße eines Privatmannes, thätiger und segensreicher sei, als die Geschäftsführung Anderer. Dem regen und milden Sinn der der ihn beseelte, waren Arbeit und Wohlthun die größten Vergnügungen. Der Verbannte lebte abwechselnd auf dem Lande und in den Orten bei denen seine Güter lagen: hauptsächlich wohl in Cauca, seiner Vaterstadt. In den Städten suchte er den Bedrängten aller Volksklassen durch Rath und That beizuspringen,

und unterzog sich gern den Geschäften für abwesende Freunde. Auf dem Lande griff er mit eigener Hand in die schwere Arbeit der Knechte und Colonen ein, um durch das Beispiel des Herren anzuspornen, seinen Gütern eine immer blühendere Cultur zu geben, sein Blut frisch und den Körper geübt zu erhalten. Ein erwünschter Anlaß für spätere Panegyriker, ihn mit den alten Curiern, Coruncanern und Fabriciern zu vergleichen, welche den Pflug führten, wenn sie ihre Triumphe gefeiert und ihre Lorbeerkränze in den Schooß des capitolinischen Zeus niedergelegt hatten, und die man vom Säen oder von der Heerde abrief, um sie zu Consuln und zu Dictatoren zu machen [30]). Jedenfalls genoß Theodosius auch in seinem neuen, selbstgeschaffenen und friedlichen Wirkungskreise bald die weitverbreitete Liebe die er verdiente; auch von hier aus erscholl sein Lob bald in immer größeren Kreisen, und duldete nicht, daß er am Hofe zu Trier und von Gratian vergessen ward. Ein doppelt erquickender Anblick inmitten der Welt von Unrecht und Verfall rings im Reiche umher.

Bei den Vorgängen in Afrika, deren Nachspiel der Mord des Generals Theodosius und die ungerechte Entlassung seines Sohnes war, hatte, nach dem rührenden Ausdruck des alten Berichterstatters, die Gerechtigkeit selbst geweint. Sie konnte fortfahren zu klagen. Die Untersuchung gegen das Heer verbrecherischer Beamten, deren Hauptführer der General Theodosius so schnell entlarvt hatte, war noch nicht beendet, als Valentinian starb. Gratian übergab sie zwei hochstehenden Beamten von allgemeinem Ansehen, gewichtiger Autorität und wirklicher Gerechtigkeit. Der eine war Hesperius, Proconsul von Afrika, der zweite jener donatistische Vicar Flavian, dem es gewiß leichter wurde, die Ränke ruchloser Menschen zu offenbaren, als seine Glaubensbrüder aus den Kirchen zu treiben und sie zum Richtplatz führen zu lassen. Hesperius und Flavian reichten nach gewissenhafter Untersuchung eine wahrheitsgetreue Relation an den Kaiser ein. Alle Welt war gespannt auf die Strafen der abgefeimten Bösewichter, die mit einer, selbst in diesen Zeiten seltenen Verruchtheit die Unschuldigsten in den Tod geliefert, Millionen der Verzweiflung preisgegeben, und beinahe das Reich um eine seiner schönsten Provinzen gebracht. Schon fühlte man die Genugthuung voraus, welche der kaiserliche Zorn der verletzten Gerechtigkeit und dem mißhandelten Volke geben würde. Allein die Relation vergilbte

in einem Aktenspinde der kaiserlichen Bureaus, und ist nie vom Hofe beantwortet worden[31]).

Und beinahe die höchste Entrüstung aller Wohlmeinenden rief die Behandlung hervor, deren sich der Comes Romanus erfreute, der eigentliche Anstifter alles Unheils und aller Nichtswürdigkeiten. Schon der General Theodosius hatte ihm eine höfliche Rücksicht erweisen müssen, die gewiß nicht seiner eigentlichen Stimmung gegen den bösen Engel Afrikas entsprang. Doch war Romanus wenigstens in Verwahrsam gebracht und einem Gericht unterworfen. Er erlebte das Ende mehrer seiner Complicen, den Tod Valentinians und die Hinrichtung seines gefährlichsten Gegners Theodosius. Bald erreichte er es, unzweifelhaft durch seine Freunde am Hof, daß er selbst, mit einem früheren Spießgesellen an das kaiserliche Comitat sich begeben durfte, um vom Angeklagten zum Kläger zu werden, und seine Untersuchungsrichter als parteiisch für die Provinzen zu bezüchtigen. Merobaudes nahm ihn sehr günstig auf. Das Factionswesen der Großen hatte den Franken schon weit genug in die Verleugnung des offenbarsten Rechtes wie ins Blutvergießen hineingetrieben. Es ist unglaublich, daß er nicht Theil gehabt am Morde des Generals Theodosius. Wer zu dieser That an einem der schuldlosesten, edelsten, dem Reiche unentbehrlichsten Männer beigetragen, der brauchte sich wenig zu scheuen, auch einmal umgekehrt einem der verworfensten Menschen das Leben zu erhalten und Ehrenerklärungen zu verschaffen. Romanus war natürlich der Feind des hingerichteten Generals, welcher für die Provinzen eingestanden. Auch nach dessen Tode immer neue Argumente für seine Willkür und Ungerechtigkeit zu finden, und alle seine Gegner ins beste Licht zu stellen, mußte vortheilhaft scheinen. Es war deshalb nöthig, daß der Comes Romanus unschuldig war. Sein Verlangen nach mehren Sachwaltern wurde bereitwillig gewährt. Man begab sich nach Mailand, wo Gratian damals residirte. Höchst einleuchtend gemachte Belege überzeugten den jungen Kaiser bald, wie ungerecht man mit dem wackeren Romanus und seinem Freunde umgegangen sei. Beide wurden vollständig freigesprochen[32]). Wenigstens hatte man soviel Vorsicht und Schicklichkeitsgefühl, um ihnen nicht wieder große Stellen anzuvertrauen: sie wurden in den Privatstand entlassen. Aber das Decorum war doch scheinbar vermehrt; man hatte einen neuen Beweis beigebracht, wie

richtig diejenigen geurtheilt, welche von der Unschuld, Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit des Generals Theodosius nichts wissen wollten. Ein Beweis welcher dem vertrauensvollen Gratian gewiß ebenso unzweifelhaft wie angenehm war, da der große Feldherr nun einmal den Tod erleiden müssen.

So versunken und zerfressen waren die Zustände im römischen Staat, welchen Valentinian, einer der kräftigsten, klügsten und thätigsten Kaiser seinem Sohne, einem der wohlwollendsten und liebenswürdigsten Kaiser verwüstet, ausgesogen, mühsam wieder zusammengekittet hinterlassen hatte. So hausten die Beamten vom Civil und vom Militär in ihm und solche Verhältnisse entwickelten sich am Hofe Gratians. Wie die Armee sich verhielt zum Tode ihres glänzendsten Feldherren, — noch dazu eines geborenen Römers, — und zu dem Verluste welchen die Verbannung des ausgezeichneten Sohnes ihr bereitete, ist nicht bekannt. Die Hauptsache war: sie erregte keine Unruhen. Die Gemüther der Soldaten, in Bregetio ihrem jungen Imperator so trotzig abgewandt, scheinen bald wieder größere Ergebenheit für ihn gefaßt zu haben. Namentlich die gallischen Truppen, die unbotmäßigsten und keckſten von allen, scheinen von Gratians anziehender Persönlichkeit bezwungen worden zu sein, als sie deren Eindrücken wieder näher gerückt waren. Merobaudes munterte wohl Gratians ursprüngliche Neigung noch mehr an: sich die persönliche Gunst der Soldaten zu gewinnen. Der Kaiser verkehrte viel und zutraulich mit ihnen, nahm fleißig an ihren Waffenübungen und den anderen militärischen Exercitien Theil, besuchte die Kranken und machte das Heer reich durch seine verschwenderische Freigebigkeit. Und bald sollten die Legionen Grund haben, vollkommen begeistert für ihren tapfern und aufgeweckten Imperator zu werden.

Die Germanen an der Donau und am Rhein gaben diesen Grund. Schon hatte sich im Osten eins der größten Ereignisse vollzogen. Die Westgothen, von den Hunnen gedrängt, waren in das oströmische Reich übergetreten, und die Hauptakte der germanischen Völkerwanderung nahmen ihren Anfang. Der erste, erschütternde Schritt war gethan, um die tief entartete römische Bevölkerung theils zu vernichten, theils zu verjüngen, und das von tausend Schäden unheilbar zerfressene, das antike römische Reich in neue, lebensfähigere germanische Reiche zu zer-

ſtücken. Auch das Abendland fühlte bald die kriegeriſchen Nachwirkungen jener epochemachenden Begebenheit. Da überdies Gratians Heere und er ſelbſt einen bedeutenden, ja einen entſcheidenden Antheil an den Kämpfen im Oſten nahmen, ſo müſſen wir die Urſachen und den Verlauf derſelben, das Leben der Weſtgothen in ihrem Lande jenſeits der Donau, und das Reich des Kaiſers Valens etwas näher betrachten.

Drittes Kapitel.

Die Gothen. Die Empörung des Generals Procopius. Krieg mit den Weſtgothen. Kaiſer Valens. Die Zuſtände im oſtrömiſchen Reich. Die Zuſtände bei den Weſtgothen: Chriſtenthum und innere Zerwürfniſſe. Der Uebertritt der Weſtgothen ins Reich. Valens' Entſcheidungen und ihre Rechtfertigung. Die Beamten. Ausbruch der gothiſchen Feindſeligkeiten.

Im dritten Jahrhundert, der unglücklichſten Zeit für die römiſche Bevölkerung und beinahe der demüthigendſten für das Kaiſerreich, war das Volk der Gothen nach langer Wanderung von der Weichſelmündung ſüdwärts, den Lauf der Ströme herauf und hinab, unter ſeinem König in das römiſche Dacien gedrungen und an die Donau gekommen. Sehr bald wurde es eine Geißel für Griechenland, Thracien und Aſien, noch ſchrecklicher als die Franken und Alamannen für Gallien und Italien, als die Uſurpatoren, die Bürgerkriege, die Heere, die Beamten und die Peſt für das ganze Reich. Sie gingen über die Donau, und Gordian (238—244) war der erſte römiſche Kaiſer der mit ihnen zu kämpfen hatte; 242. Noch wurden ſie geſchlagen; es geſchah in Thracien; und das Grabmal des Imperators, der auf einem Zuge gegen die Perſer von ſeinem prätoriſchen Präfekten und Nachfolger, dem Araber Philipp ermordet wurde, konnte ihn den Sieger über ein bis dahin kaum bekanntes Volk, den Gothenſieger nennen [1]).

Jetzt kam eine Zeit von beinahe dreißig Jahren, bis über 269 hinaus, wo Einbruch auf Einbruch, faſt jeder folgende wilder, von größeren Maſſen unternommen, anhaltender, verheerender, tiefer in die Provinzen des Südens und Oſtens hinein als der vorhergehende, die Römer belehrte, welches furchtbare neue Volk erſchienen und ihr Feind geworden ſei. Verwandte oder nahe wohnende Völker: Taifalen, Victovalen, Vandalen, Burgunden, Baſtarnen, Markomannen, Quaden, auch die getiſchen Karpen machten gleichzeitige Unternehmungen in das anlockende und wehrloſe Römerreich. Man kann zehn große Einfälle der Gothen in die europäiſchen Provinzen und etwa acht Seefahrten nach Aſien hinüber, in jenen wenigen Jahren unterſcheiden; vielmehr es war wie eine einzige ungeheure Ueberſchwemmung; die Volks- und Heerfahrten floſſen ineinander über, wie die eben verlaufene Welle in die nächſt heranrollende zerrinnt, und die Waſſer von beiden ſich weiter vorwärts ſchieben. Zuerſt hielten ſich die bedeutendſten Städte noch; Marcianopel im öſtlichen Möſien nah am ſchwarzen Meer, Philippopel im Thalkeſſel des thraciſchen Hebrusſtromes widerſtanden den ungefügen und tollkühnen Belagerungsverſuchen der ungeübten Germanen mit verzweifelter Gegenwehr. Goldzahlungen ſtillten die Begehrlichkeit und Wuth einzelner Volksabtheilungen für den Augenblick. Aber eine erſchütternde Kataſtrophe trat auf dem vierten Zuge ein, 251. Zwei Jahre vorher war wiederum ein Thronkrieg ausgebrochen. Die Soldaten in Möſien und Pannonien, unzufrieden mit ihren Tribunen und Generalen, hatten einen Aufſtand gemacht, und Philipp der Araber, aufs Höchſte für ſein Leben und Diadem beſorgt, ſandte den treuen, tapfern, beim Heer beliebten Feldherren Decius, dem er ganz vertraute, zu den rebelliſchen Legionen, als den beſten Mann welcher ſie beruhigen könne. Widerſtrebend gehorchte Decius, denn er kannte den Geiſt der Truppen und ahnte, was ihm und ſeinem Imperator bevorſtand. Die Soldaten, als ſie hörten, Decius ſei gekommen ſie zu beſtrafen, hielten es für das beſte Mittel, jeder Ahndung zu entgehen, wenn ſie ihn zum Kaiſer proklamirten. So ward er ihr Geſchöpf, und konnte wenig mehr daran denken, ihr Richter zu ſein. Sie zwangen den Feldherren zur Annahme des Purpurs und zum Kriege gegen Philipp den Araber den ſie verachteten. Bei Verona verlor Philipp Krone und Leben.

Die Verwirrungen dieses Krieges und die unregelmäßigen Zustände welche nothwendig folgten, wurden von den aufmerksamen Gothen benutzt. König Kniva zog mit einem Heer von 70,000 Kriegern über die Donau. Es war in zwei große Haufen getheilt; der eine verheerte Mösien und belagerte Nicopolis am Athrysflusse; den zweiten führte Kniva nach Thracien, um Philippopolis von neuem zu belagern, dessen Bürger und Truppen, von der Erinnerung an ihr früheres muthiges Ausharren angefeuert, jetzt den Barbaren noch tapferer zu widerstehen gedachten. Kaiser Decius eilte herbei, bewährte seine Feldherrntalente, und that was möglich war. Er entsetzte Nicopolis, und zog die Heerstraße über den Balkan nach Philippopolis, um auch diese Stadt zu befreien, welche Kniva bisher vergeblich angegriffen hatte. Der Gothenkönig zog wirklich in die Berge des nahen Hämus ab, jedoch nur, um von hier aus gegen den Kaiser selbst vorzurücken. Bei der Stadt Berhöa trafen die beiden Heere aufeinander. So stand, wie einst Cäsar und Arioviſt, der Begründer des Kaiserthums und der erste deutsche König den wir kennen, jetzt der römische Imperator und der mächtigste deutsche König zur großen Entscheidung sich gegenüber. Die Truppen des Decius scheinen vor denselben Schrecken gezittert zu haben wie einst die Legionen Cäsars: vor der neuen, gewaltsamen und ungestümen Art der Kriegführung, den Riesenkörpern, den trotzig leuchtenden Augen, den drohenden Mienen, dem Getöse der Waffen und dem entsetzlich dröhnenden Kampfgeschrei der Germanen. Kaiser Decius selbst schilderte diese Schrecken in einem Briefe an die Bürger von Philippopolis [2]). Kniva stieß auf die Römer, als ihre Pferde sowohl wie die Infanterie nach langem Marsch ermüdet waren; mit Blitzesschnelle griff er sie an; Decius erlitt eine vollkommene Niederlage, und konnte nur Trümmer seines Heeres über den Balkan nach Mösien führen.

Kniva zog wiederum vor Philippopolis und belagerte die Stadt. Bald kam seinen Anstrengungen römischer Verrath zu Hülfe. Der Commandant Priscus scheint Absichten auf die Kaiserkrone gehabt, und den Gothenkönig Kniva als den geeigneten Mann betrachtet zu haben, der sie ihm verschaffe. Er öffnete die Thore, gab den Gothen Gelegenheit sich bequem der reichen Beute zu bemächtigen, und zog mit ihnen vereint nach Mösien gegen Decius [3]), der sich schnell und rüstig wieder gesammelt hatte.

Die Truppen des General Gallus welcher in Mösien kommandirte, waren ein fester Kern gewesen, um den sich die neu aufgebrachten zusammenschlossen, und das jetzige Heer des Kaisers bildete eine achtunggebietende Macht. Kniva bewegte sich vom Süden heran; der Rückzug in seine Gaue war ihm abgeschnitten, sein Untergang gewiß, wenn er nicht siegte. In dieser bedenklichen Lage kam ihm wiederum römischer Verrath zu Hülfe. Der Commandant Priscus hatte dem Diadem zu Liebe Philippopel geopfert; der General Gallus strebte ebenso heftig nach dem Purpur, der gerade in diesen Zeiten ein Heer von aufreibenden Mühen und Sorgen, und fast ebenso unzweifelhaft nach einigen Monaten oder Jahren den jähen Tod mit sich brachte, und den gerade jetzt eine Menge Ehrgeiziger mit unbezwinglicher wenn auch schaudernder Begier, wie von einer Krankheit des Geistes getrieben, zu erfassen trachteten. Gallus, wenn dem ausführlichen Berichte des Griechen Zosimus zu glauben ist, opferte den Kaiser und das ganze Heer seinen usurpatorischen Wünschen, und verständigte sich insgeheim mit dem gothischen König. Als die Schlacht im Gange war, wurde Decius und der größte Theil seines Heeres in eine sumpfige Gegend gelockt, von Gallus im Stiche gelassen, von den Gothen umringt, mit einem Hagel von Pfeilen und Speeren beschossen und endlich niedergetreten. Fast die ganze Armee war vernichtet, der Kaiser selbst und sein Sohn gefallen; nicht einmal ihre Leichen wurden aufgefunden. Uns ist die Stelle wo diese wichtige Schlacht geschah, nicht so bekannt wie sie es den Römern gewesen ist. Man meint, daß sie im kleinen Scythien, der heutigen Dobrudscha lag, dem sumpfigen Landeswinkel der vom schwarzen Meer und den scharfen Biegungen der unteren Donau umschlossen wird. Abritus hieß der Ort, in dessen Nähe der Kaiser fiel und verschwand; und noch Jahrhunderte später nannten ihn die Römer in trauriger Erinnerung den Altar des Decius, weil hier der Imperator vor der Schlacht den Göttern das Opfer dargebracht hatte.

Aber die Christen sahen auf diesen Ort, auf den Sieg der Barbaren und den Fall des Kaisers mit einem Gemisch von Zorn, Schmerz und Genugthuung. Denn wie sehr ihr Patriotismus die Niederlagen und die Verwüstung des stolzen Weltreiches, ihrer irdischen Heimath beklagen mochte: ihnen war Decius vor Allem der Feind Gottes und des Kreuzes, das exsecrable Thier,

das eine der schwersten Verfolgungen über sie verhängt hatte; ihnen war die römische Welt der große Tummelplatz der Dämonen, der Markt des Götzenthums, das Nest des Unglaubens und die verruchte Babel voller Sünden und Gräuel; in den Gothen sahen sie das Werkzeug des göttlichen Zorns, das ihre Leiden rächte, und die verstockte, blutgierige Bosheit des Kaisers wie der ganzen römischen Welt bestrafte. So sangen und schrieben sie gleich nach dieser Schlacht, und so in späterer Zeit, als ihre damals noch kleine Zahl zu Millionen angewachsen und ihre Kirche die anerkannte, stolze, siegreiche Gemeinschaft geworden war [4]). Schon fielen Prophezeiungen, wie einst ein großer, furchtbarer Gothenkönig seine Tausende und Abertausende gegen Rom heranführen werde; dann endige die Verfolgung der Heiligen, die gefangenen Senatoren, unter Jammer und Thränen würden Blasphemien gegen den Gott der Himmel emporschleudern, den Senat würden die Gothen unter das Joch senden, und ein blutiges Schicksal den schwelgerischen Götzendienern bereiten, wie diese es dem auserwählten Volk bereitet.

Aber ein ungeheurer Schrecken ging nach der Deciusschlacht durch das ganze römische Reich, vermehrte die Unordnung und lähmte die Geister und Hände. Die allgemeine Entrüstung warf sich auf den Verräther Gallus welcher in der That Kaiser geworden war; und noch lebte Stolz und Römersinn genug in der Bevölkerung wie im Heer, um es als den Gipfel aller Schmach zu empfinden, daß Gallus einen Frieden mit Kniva schloß, wonach er sich zu jährlichen Geldzahlungen verpflichtete und die Gothen mit aller Beute und den edelsten Bürgern in ihre Gaue über die Donau abziehen ließ. Jedoch schon im nächsten Jahre kamen sie wieder, und im folgenden noch wilder und zahlreicher. Die verwandten und nachbarlichen Völker, Boranen, Burgunden, Karpen schlossen sich an. Gallus erlitt das jähe, blutige Ende das er verdiente, das seine Vorgänger dahingerafft hatte und seiner Nachfolger wartete. Als es dem General Aemilianus in Mösien gelungen war, einige Vortheile über Gothenschaaren zu erringen, riefen ihn die Soldaten zum Kaiser aus; er zog nach Italien gegen Gallus, während die Gothen in den von Truppen entblößten Provinzen Thracien und Macedonien hausten; der Verräther Gallus, in tiefer Mißachtung bei seinen Legionen, wurde von ihnen noch vor der Entscheidungsschlacht niedergestoßen, und sie

gingen zu Aemilianus über, der in demselben Jahre vom Heer ermordet wurde, 253. So ging es mit Usurpationen, Kaisermorden und Thronkriegen fort, und die Zeit der dreißig Tyrannen unter Gallienus (260—268) brach bald herein. Die Franken und Alamannen benutzten die Zerrissenheit des Reiches im Westen, die Gothen und die Menge der übrigen Völker im Osten. Jetzt erst ergoß sich das vollkommene Elend über Mösien, Thracien, Epirus, Macedonien, Thessalien und Griechenland. In dieser Zeit muß es gewesen sein, wo Philippopolis von den wüthenden, beutegierigen Gothen abermals genommen und ein Blutbad angerichtet wurde, in das hunderttausend Menschen hineingerissen sein sollen. Nicopolis ward erobert, Thessalonich belagert. Athen hatte Jahrhunderte lang in tiefem Frieden seine Bibliotheken, Haine und Akademien gepflegt und die aus allen Erdtheilen herbeigeströmten Studiengäste beherbergt; jetzt ward auch diese entlegene, stille Musenstadt aufgestört und stellte die Mauern wieder her, die seit Sulla in Trümmern lagen. Die Peloponnesier fühlten sich auf ihrer abgetrennten Halbinsel nicht sicher mehr, sie zogen eine Mauer über den Isthmus von Korinth, und ganz Griechenland, von Furcht und Patriotismus plötzlich kriegerisch gemacht als sollten alte, bessere Zeiten wiederkommen, errichtete Bürgerwehren um die Zugänge gegen die nordischen Barbaren zu bewachen wie einst gegen die Perser. Doch bald zeigte sich Alles umsonst vor den Gothen.

Ein Theil von ihnen war unterdessen, ums Jahr 262, durch Illyrien nach Italien vorgedrungen, hatte sich mit den Alamannen und Marcomannen [b]) als derselben blonden, blauäugigen Race, derselben Sprache, derselben Götter verbunden, und der Strom dieser Völker wälzte sich gegen Rom. Schon jetzt schien der Erfüllung nahe zu sein, was die Christen nach der Deciusschlacht geträumt hatten. Schrecken und Demüthigung waren um so größer, als nicht zwei Jahre vorher Kaiser Valerian von den Persern gefangen war, der erste Kaiser welcher Barbaren in die Hände fiel, und als man sagte, er werde zur unauslöschlichen Schmach des Weltreiches schlimmer als ein Sklave behandelt. Sein Sohn Gallienus, der jetzige Kaiser, (260—268), stand in Gallien gegen die Franken. In dieser Noth rüttelte sich der Senat von Rom aus seiner Unbedeutendheit auf und zeigte Spuren des alten Sinnes; er bewaffnete das Volk, vertheilte und instruirte die Soldaten

und brachte ein Heer zusammen, zahlreich und muthig genug, um die Stadt zu vertheidigen. Die Germanen gingen einer Belagerung gern aus dem Wege: dieser Theil der Kriegführung, den sie in ihren heimathlichen Dörfern nicht lernen konnten, fand sie noch ziemlich ungeübt. Als sie Rom gerüstet sahen, kehrten sie um, und verwüsteten desto wilder die offenen Städte, Dörfer und Villen, die Oelpflanzungen, Weinberge und Fruchtplantagen Italiens. Bald, ums Jahr 267, war Griechenland überschwemmt, Athen genommen, Korinth und Argos zerstört, Lakonien verwüstet und Sparta geplündert. Den Zurückkommenden aber legten die Athenienser mit merkwürdigem Muth und vielen Gedanken an ihre großen, freien Väter, einen Hinterhalt, und brachten ihnen eine Schlappe bei. Auch der Kaiser Gallienus warf die üppige Trägheit, in welcher er am liebsten verharrte, von sich ab, rückte gegen die Gothen vor, als sie Illyrien durchzogen, und gewann einen Vortheil über sie. Die Gothen, erstaunt und besorgt über die ungewohnte Energie der Römer, hielten es für gerathen, eine große Wagenburg zu bilden, und von diesem fahrenden Wall gedeckt, mit ihren Beuteschätzen über die Donau zurückzugehen.

So gab es einige schwache Lichtblicke in diesen dunklen, schweren Jahren, doch das Land weit und breit lag verödet, eine Wohnstätte des Jammers, der wilden Thiere, des Hungers und der Pest. Und nicht allein die Zerrissenheit des Reiches in sich und die Untüchtigkeit der Heere wie der Bürger verhalf den Germanen zu ihren großen Erfolgen: außer den Verräthern Priscus und Gallus wird eine Zahl anderer Römer genannt, welche sich den Gothen verbanden, ihre Anführer machten und ihnen die schwächsten oder die reichsten Stellen des Imperiums zeigten. Und so groß war das Mißtrauen der Römer untereinander trotz jener fürchterlichen Noth, wie sie doch sonst die Menschen fester und aufrichtiger verbindet, daß die Kaiser keine Generale in die gefährdeten Provinzen abzuordnen wagten, weil jeder ein Usurpator werden konnte. So Valerian nicht nach Bithynien*); denn etwa seit dem Jahre 254 wagten sich die Gothen auch auf das ungewohnte Meer, und setzten nach Kleinasien über. Die griechischen Häfen des Pontus Euxinus, des Bosporus und der Propontis mußten ihnen die Schiffe zu ihren Fahrten geben; die Einwohner, die seeerfahrenen Gefangenen mußten steuern und führen. Andere Gothenschaaren ließen sich von ihren römischen

Sklaven die nöthigen Fahrzeuge bauen; andere bildeten aus vorgefundenen Fischerkähnen eine Flotte, holten die Fischer aus den Sümpfen hervor, wo sie sich in ihrer Todesangst verborgen hatten, und zwangen sie ans Ruder. Die tollkühnen Fahrten gingen zu den östlichsten Ufern des gefährlichen schwarzen Meers; jede Jahreszeit galt ihnen gleich: der Winter wo alle Stürme losgelassen sind, wo der muthigste griechische Seemann sein Schiff gern im Hafen hatte, war ihnen nicht schrecklicher als der Sommer, wo die Winde meistens ruhen.

Pithyunt, eine volkreiche Stadt in der Nähe des alten Colchis, wurde trotz seiner hohen Mauer und festen Burg genommen. Das große und reiche Trapezunt, ein berühmter Hafen der Provinz Pontus, von doppelten Mauern umgeben, hatte seine gewöhnliche Besatzung durch bedeutende Truppenmassen verstärkt, und schien uneinnehmbar. Aus der ganzen Umgegend waren die Bewohner mit ihrer beweglichen Habe in diese umfangreiche und sichere Hafenfestung geflohen. Aber die Besatzung pochte auf die doppelten Mauern; selbst der Wachtdienst wurde vernachlässigt; anstatt auf die Zinnen ging der Soldat in die Tabernen und überließ sich der Trägheit und Ausschweifung. Die wachsamen Gothen hatten dies bald bemerkt; eines Nachts legten sie Bäume hier und dort an die Mauern, kletterten in die Höhe, sprangen in die Stadt und erfüllten sie mit dem Schrecken ihrer Rufe und Waffen. Die feige, überrumpelte Besatzung hatte nichts Eiligeres zu thun, als in athemloser Flucht zu den Thoren hinauszustürzen; die letzten wurden niedergemacht. Die Gothen plünderten und zerstörten die Tempel und Häuser, verwüsteten weit umher das Land, führten ihre Gefangenen nebst unermeßlicher Beute zu den römischen Sklaven und Schätzen, mit denen ihre Schiffe bereits vollauf beladen waren, und fuhren in die Heimath zurück. Die Schiffe des Hafens von Trapezunt vermehrten ihre Flotte.

Wie im Norden und Osten so geschah es im Westen Kleinasiens. Eine Gothenschaar hatte auf Fischerkähnen den thracischen Bosporus durchschnitten und nahte der schönen, wohlhabenden Handelstadt Chalcedon welche Byzanz gegenüber an den anmuthigen Abhängen der bithynischen Berge lag. Die Stadt war gut besetzt und befestigt; ein Truppencommando, viel stärker als die Schaar der Gothen, stand weit hinausgeschoben bei einem Tempel

auf dem Vorgebirge der Landzunge, welches nach dem schwarzen Meer hin abfällt. Trotz dieser beherrschenden Stellung flohen die Römer, sobald sie nur das Anrücken der schrecklichen Germanen vernahmen; die Gothen folgten ihnen stürmisch auf den Ferſen, drangen in das verwirrte Chalcedon ein und bemächtigten sich der Waffen, der Schätze, alles dessen was eine verwöhnte Stadt einem begehrenden Naturvolk bieten kann. Chrysogonus, ein Grieche, führte die Gothen weiter und rieth ihnen, das noch größere und reichere Nicomedien zu nehmen; sie gehorchten ihm gern. Die Einwohner Nicomediens, vom Schicksal Chalcedons gewarnt, mißtrauten dem Schutz der Städte, welche sonst bei Ueberfällen das Asyl der Landbewohner zu sein pflegten. Sie flohen mit ihrer besten Habe, doch die Gothen erstaunten über die Fülle dessen was sie noch vorfanden. Nicäa, Kios, Apamea, Prusa, Cyzicus erlitten dasselbe Geschick. Das westliche Bithynien und ein Theil Mysiens wurden verheerend durchzogen, auf dem Rückwege Feuer in Nicäa und Nicomedien geworfen, und mit dem Gewinn aus den schönsten Distrikten Kleinasiens überladen, kehrten diese Gothen heim; um 258. Solche Züge wiederholten sich zwölf Jahre lang; bis in die Berge von Cappadocien welches seither nur den isaurischen Räuber, den armenischen Bogenschützen und den persischen Reiter als Feind gesehen hatte, drangen die neuen Völker mit ihren blauen, schrecklich leuchtenden Augen, rohen Waffen, ungeheuren Riesenleibern und pelzenen Mänteln hin. Im Westen wurde der Stolz des Heidenthums, der berühmte Dianentempel von Ephesus, geplündert und verbrannt, die Küsten von Thracien, Macedonien und Griechenland verheert.

Endlich raffte sich das römische Reich wieder auf und vertrieb die Germanen von denen es beinahe schon erobert schien. Die Armee, welche die meiste Schuld an allen Uebeln trug, brachte die ersten Mittel der Heilung, soweit diese noch möglich war. Sie stellte jene Reihe illyrischer Kaiser auf, deren Tapferkeit und Feldherrentalente die Provinzen von den Germanen und Usurpatoren säuberte, deren gewaltiges Regiment die auseinanderstrebenden Reichstheile mit kräftiger Faust wieder in die alten Fugen brachte. Im Jahre 268 traten die Gothen eine Unternehmung an, wie noch nie zuvor. Nicht auf einen kecken Beutezug war es abgesehen, sondern augenscheinlich auf Eroberung und Niederlassung. Eine Flotte in der erstaunlichen Größe von 2000 Schiffen trug

eine Menschenmenge von 320,000 Köpfen, darunter Weiber, Kinder, Greise, von den Mündungen des Dniestr nach den Donauprovinzen. Der Kern dieser Masse scheinen die Greuthungen oder Ostgothen gewesen zu sein, in deren Gebiet die Dniestrmündung lag; ihnen hatten sich Thervingen oder Westgothen beigesellt, und Schaaren von Gepiden, Peucinen und Herulern. Nach manchen Wechselfällen landeten sie an der Küste Macedoniens, durchzogen diese Provinz unter Verwüstungen und gelangten bis Naissus in Obermösien, heute Nissa, nicht weit von der Mörawa in Serbien. Hier stellte sich ihnen der tapfere Claudius, Kaiser 268—270, im Jahre 269 entgegen; er hatte bereits einen Usurpator in Gallien, die Alamannen in Italien besiegt, und eine große Schlacht geschah jetzt unter seiner Führung bei Naissus, nicht weniger denkwürdig und entscheidend als die in welcher Decius fiel; nur umgekehrt zu Gunsten der Römer. Die Gothen wurden vollständig geschlagen, 50,000 bedeckten das Schlachtfeld; das ganze übrige Volk löste sich verwirrt in Einzelschaaren auf. Ein Theil suchte die Flotte und konnte nur noch eine geringe Zahl von Schiffen besetzen; auch diese zerstreute sich wieder, machte einige Raubfahrten an die Küsten Kleinasiens und Griechenlands, nach den Inseln des griechischen Meeres, und kehrte ohne große Erfolge nach Gothien zurück. Den Gothen zu Lande ging es übler; sie erlitten noch zwei bedeutende Niederlagen, und die Pest, bisher eine der schlimmsten Feindinnen der Römer, wurde jetzt deren Bundesgenossin: in Macedonien und Thracien erlagen ihr die Barbaren haufenweise. Kaiser Claudius konnte einen stolzen Siegesbericht über das Ende dieses Krieges an den Senat von Rom senden: wie 320,000 Gothen und 2000 Schiffe vernichtet seien, wie die Flüsse mit Schilden, die Gestade mit Schwertern und Lanzen, die Felder mit Gebeinen bedeckt und die Wege schwer zu passiren seien vor Ueberresten der umgekommenen Feinde. Eine ungeheure Wagenburg sei verlassen, und jeder Soldat habe sich zwei bis drei Weiber zulegen können. Mehre germanische Fürsten waren, nach römischen Berichten, gefangen, unzählige Heerden an Rindern, Pferden, Schafen kamen den Römern zu gut. Was von Männern übrig geblieben, das wurde in die Legionen gesteckt oder als Sklaven und Colonen auf die verwüsteten Aecker vertheilt. Mit dem Siege des Kaisers Claudius und dem Regiment des Probus (276—282) beginnt die Zeit, wo die Gothen

wie die anderen Germanen faſt mehr noch die Bebauer und Vertheidiger des römiſchen Imperiums als deſſen Angreifer und Plünderer wurden.

Kaiſer Aurelian mußte allerdings die Provinz Dacien jenſeits der Donau den Gothen überlaſſen, 274; die Thervingen (Weſtgothen) nahmen ſie in Beſitz, und die Taifalen ſiedelten ſich in der Ecke zwiſchen Theiß und Donau an. Jedoch auf die wilden Einbrüche von 238 bis 270 folgte ein hundertjähriger, ſelten unterbrochener Friede mit den Gothen. Diocletians Glück und ſeine Politik warfen den Krieg unter die öſtlichen Germanen ſelbſt. Die Greuthungen kämpften gegen die Alanen; die Thervingen und Taifalen gegen die Vandalen und Gepiden. Conſtantins Genie erreichte noch mehr; er zog die Germanen auf friedlichen Wegen in das Reich und gewann die Herzen der jenſeitigen. Es konnte gefährlich ſcheinen, dem Volk der Vandalen zuſammenhängende Wohnſitze in Pannonien einzuräumen, doch auf lange hin bewährte es ſich als nützlich für das Reich. Zwar hatte Conſtantin ums Jahr 322 einen Krieg mit den Gothen zu führen, und ein Geſetz von 323 droht Jedem mit dem Feuertode, welcher den Barbaren Vorſchub leiſten oder ſich mit ihnen verbinden würde[7]), doch zahlreiche Hülfsſchaaren deſſelben Volkes verſtärkten ſein Heer im Kampf um die Alleinherrſchaft gegen Licinius. Zehn Jahre ſpäter brach ein neuer Krieg an der Donau aus, doch die raſche und glänzende Art ihn zu beendigen, erhöhte die Achtung der Gothen vor dem unbeſieglichen Kriegshelden, der jetzt auf dem Kaiſerthrone ſaß, und die Freigebigkeit womit er ihnen aus ſcheinbarer Gnade gewährte was ſie verwirkt zu haben fürchteten, die perſönliche Huld womit er jedem Germanen entgegen kam, ihm hohe römiſche Würden verlieh, gothiſchen Fürſten Statuen ſetzte, gewann ihm eine Liebe, die ſich auf ſein ganzes Geſchlecht übertrug. Conſtantius erhielt ſich dieſe vortheilhafte Stimmung; ſein Palaſt in Conſtantinopel wimmelte von Gothen, die Kaſtelle an der Donau brauchten kaum bewacht zu werden, der Fluß war bedeckt mit Kähnen der Handeltreibenden welche die Bedürfniſſe der beiden Nationen austauſchten; der politiſche Verkehr mit dem verbündeten Volke, die Geſandtſchaften, die geſtellten Truppen, die Biſchöfe und Miſſionare welche nach Gothien gingen: Alles ſchien die Verbindungen immer enger zu knüpfen und den Frieden, je länger je mehr zu verbürgen. Die Wohnſitze im Hämus welche

Constantius den Gothen des Ulfila gewährte, die ehrfürchtige Aufmerksamkeit welche er diesem deutschen Moses bezeigte, lassen erkennen, wieviel er seinerseits von den Gothen hielt.

Doch schon zeigten diese eine drohende Miene gegen Julian, als er Constantius, ihren Freund, den Sohn des verehrten Constantin gestürzt hatte [8]). Sie wurden freilich beruhigt, oder hielten es selbst fürs Beste ruhig zu bleiben; vielleicht bedachten sie, daß Julian doch auch der Dynastie Constantins angehörte, und gothische Hülfsvölker zeichneten sich im Perserkriege aus. Nur, während das ganze Volk mit Rom Frieden hielt, hörten die Räubereien einzelner Schaaren nie auf, und die Kaiser fanden es nicht für gut, das Volk für diese Gewaltthätigkeiten seiner Mitglieder verantwortlich zu machen. So hatte namentlich das kleine Scythien, die heutige Dobrudscha, ein fruchtbares aber feuchtes Land, viel zu leiden. Denn der nachgiebige Boden machte die Kastellbauten schwer, oder ließ sie bald wieder einsinken, die Provinz war fast unbefestigt, die Gothen hatten sich gewöhnt sie als Beuteplatz zu betrachten, und das wasserreiche Terrain hinderte die Verfolgung der schnellfüßigen Plünderer [9]). Trotzdem blieb fürs Erste Frieden und Bündniß zwischen den Gothen und Römern. Allein der neue Kaiser Valens flößte den Gothen keine Anhänglichkeit mehr ein, und der lange Frieden hatte sie zwar an manche Annehmlichkeiten, vorzüglich durch den regen Handelsverkehr gewöhnt, aber auch ihre kriegerische Ungeduld angespannt. Sie wollten nicht mehr auf der Bärenhaut liegen oder blos auf die Jagd gehen; der alte Trieb stachelte sie von neuem an, einmal wieder durch Blut zu erwerben anstatt durch Kauf oder höchstens durch Schweiß. Bereits im Frühling 365 erhielt Valens auf seiner Reise nach Syrien, wohin er sich begab weil der persische König drohte, die erschreckende Meldung: die Gaue der Westgothen träten zusammen und berathschlagten einen großen Angriff auf die Festungswerke an der Donau, um in Thracien einzubrechen [10]). Mit den Festungswerken glaubten sie leichtes Spiel zu bekommen, denn man hatte dieselben während des langen Friedens vernachlässigt; viele Kastelle lagen beinahe eingestürzt, andere standen fast ohne Besatzung, die Gränztruppen waren allmälig vermindert worden, die noch vorhandenen überließen sich der Trägheit und fanden es zu beschwerlich, Waffen oder den groben Soldatenrock zu tragen. Die Hauptleute und Commandanten hatten sich aus

Soldaten in Kaufleute verwandelt; sie trieben eifrig Handel mit germanischen Sklaven, und um sich noch mehr zu bereichern, entließen sie unter der Hand möglichst viele Gemeine, und füllten ihre eigenen Taschen mit deren erübrigtem Solde [11]).

Valens sandte Infanterie und Cavalerie zur Verstärkung nach den Gränzwällen, und die Gothen standen fürs Erste von ihren Plänen ab. Doch zwei Jahre später brach der Krieg aus; die inneren Verhältnisse des Reiches hatten den Anstoß dazu gegeben. Noch im Jahre 365 erhob sich ein gefährlicher Usurpator gegen Valens, dessen Regiment kaum erst befestigt war. Der General Procopius, nahe verwandt mit Julian dem Apostaten und dem Hause Constantins, den alten Göttern ergeben, ein Mann von düsterem Wesen, schweigsam in sich gekehrt, aber klug und mildgesinnt, war von Vielen als der muthmaßliche und geeignete Nachfolger Julians genannt worden. Das Volk erzählte sich sogar, der Apostat habe seinem Vetter an heiliger Stätte vor dem Altar mit geheimnißvollem Benehmen, wie Julian es liebte, einen Purpurmantel überreicht. Diese gefährlichen Reden nahmen zu, als Procopius nach Jovians Tode zum zweitenmal übergangen ward. Schon unter diesem Kaiser hatte der General es für rathsam gehalten, um seinen Abschied zu bitten, der ihm gern gewährt worden, und sich auf seine Güter in Cappadocien zurückzuziehen. Ungesellig, nur den Seinigen und der Bewirthschaftung seiner Felder lebend, wagte er zu hoffen, er möchte allmälig in eine Vergessenheit sinken, welche die sonst fast unausbleiblichen Folgen seiner hohen Verwandtschaft und der unglücklichen Volksreden von ihm abhielt. Allein Valentinian und Valens erinnerten sich ihres früheren Kameraden nur zu gut. In einem Jahrhundert wo Alles Verdacht erregte, hatte Procops trübsinniges Betragen die Meinung der Offiziere hervorgerufen, daß er bei Gelegenheit wohl im Stande sein würde, die Ruhe des Staates zu erschüttern. Valentinian und Valens, durch eine Krankheit die sie für angezaubert hielten und durch Gerüchte noch argwöhnischer gemacht, erinnerten sich in jenem Sinne ihres einstigen Kampfgenossen. Plötzlich drangen Soldaten in die Villa Procops, um ihn abzuführen. Julians Vetter sah, daß sein Leben verwirkt war, wenn er in die Hand der Behörden kam. Er wußte die Soldaten betrunken zu machen, eilte an die Küsten des schwarzen Meeres, nahm ein Schiff und segelte nach dem taurischen Chersones, der heutigen

Krim. In den Schluchten dieſer Halbinſel, unter den Gothen und Alanen, deren Einwanderungen ſie im Norden offen ſtand, oder in ihren griechiſchen Häfen welche von den verſchiedenſten Menſchenracen wimmelten, hoffte Procopius ſich verbergen zu können. Allein die kaiſerliche Macht hatte überall ihre Späher; auch gab es keinen Ort der Erde: etwa die Mönchscönobien und Eremitenhöhlen ausgenommen, wo nicht Verräther für Gunſt und Geld ſich freiwillig anboten. Es kam hinzu, daß die Oſtgothen der Krim dem römiſchen Reiche ſehr ergeben waren; ſie rechneten es ſich zur Freude, 3000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen, ſo oft es gefordert wurde. Procopius fand ſich hier bald nicht mehr ſicher; aufgeſtört, von Spähern, Polizei und Soldaten gehetzt, begann er ein unſäglich elendes Leben in Schluchten und Höhlen, nicht mehr unähnlich dem eines wilden Thiers. Endlich, von Winterkälte, Sommergluth und Hunger gepeinigt, von Entbehrung aller menſchlichen Geſellſchaft und Rede, kurz alles deſſen was menſchlich iſt, zur Verzweiflung gebracht, faßte er den jähen Entſchluß, aus ſeiner Verborgenheit aufzutauchen und auch das Letzte zu verlieren oder Alles, Reich und Diadem zu gewinnen [12]). Ein Beiſpiel, wie oft der Argwohn der Regierenden erſt die Gefahren ſchuf, welche er fürchtete, um danach vermehrten Argwohn für die Zukunft aus ihnen zu ſchöpfen.

Procopius erſchien plötzlich in Conſtantinopel, umgeben von einigen gewonnenen Truppen und einem Haufen bewaffneter Sklaven die ſich leicht hatten bereden laſſen und ſogar freiwillig herbeiliefen. Er forderte Volk und Legionen auf, ſich für ihn zu erklären. Nach einigem Staunen und Zögern der Ueberraſchung wuchs ſein Anhang mit täglich größerer Schnelligkeit. Auch in Thracien, wie in den Provinzen des abendländiſchen Reiches, hatte Beamtenwirthſchaft die Gemüther tief erbittert. Valens, der ſich beſtrebte, ganz im Sinne Valentinians zu regieren, pflegte die Magiſtrate erſt nach ſorglicher Ueberlegung zu wählen und die Verwandten ſeines Hauſes wenig zu berückſichtigen. Jedoch kurz nach der Thronbeſteigung hatte er ſich übereilt und ſeinem Schwiegervater Petronius das Patriciat gegeben: eine außerordentliche, ſelten ertheilte Würde welche ihren Inhaber an Befugniſſen und Glanz noch über den prätoriſchen Präfekten hob. Petronius enthüllte bald die ganze Verderblichkeit ſeines Innern: er war der Maximin und Romanus Thraciens. Schuldige und Unſchuldige

erlitten gleichmäßig Folter, Gefängniß und Tod; er stöberte die alten Schuldrollen seit den Tagen Aurelians durch, um aufgesummte Steuern nachzunehmen an welche Keiner mehr gedacht. Mußte er Jemanden freisprechen, so rechnete er es sich mit wildem Zähneknirschen als eigenen Verlust an. Habgier und unerbittliche Grausamkeit brachten das Land schon in einem Jahre zur Verzweiflung; die Häuser der Armen und Reichen waren voller Elend und Klagen, eine Gährung bemächtigte sich der Provinzialen wie der Soldaten. Jetzt hofften sie auf Procopius welcher Alles versprach. Und das anhängliche Gedächtniß für Constantins Dynastie welche sechzig Jahre lang regiert hatte und von der Erinnerung mit hellem Schimmer umgeben wurde, bestimmte die Herzen kaum weniger. Procop benutzte diesen Vortheil klug genug; er ermahnte, man solle nicht mehr jenem gemeinen Pannonier gehorchen, der früher nicht einmal mit seinen kühnsten Wünschen dem Throne nahe zu kommen wagte; man möge vielmehr dem Sprossen eines erlauchten und erhabenen Geschlechtes folgen, der nicht fremden Besitz an sich reißen sondern nur in die Majestät seiner Ahnen wieder eingesetzt sein wolle. Daß Faustina, Constantius' Gemahlin sich für ihn erklärte, ihm den Purpurmantel umhing, ihre kleine Tochter, Gratians spätere Gemahlin öffentlich in seine Arme legte, fachte die Begeisterung für Procopius an.

Die orientalischen Truppen bewahrten dem Constantius, Constantins des Großen Sohn, ein gutes Andenken; nacheinander gingen die berühmtesten Legionen zu dessen Erben über. Noch mehr aber hatten die Germanen ihn geliebt, und von allen Seiten strömten sie freudig zu Procopius Fahnen. Thracien, Mösien, Pannonien waren bedeckt mit deutschen Ansiedlern; ganze Völker: die Gothen des Ulfila und die Vandalen wohnten dort. Aus diesen Unterthanen Roms zog Constantius Verwandter einen großen Theil seiner Macht [13]). Und er selbst suchte die Germanen und ihre Erinnerungen an Constantius möglichst zu verwerthen. Jener Alamanne Agilo welcher unter Constantius als Stallmeister beinahe das Reich gelenkt hatte, war später General der Infanterie geworden und endlich in den Ruhestand getreten. Ein anderer Germane, Gomoar, hatte den Usurpator Vetranio zu Constantius Gunsten verlassen und später von Julian den Posten des Generals der Cavalerie in Gallien empfangen. Julian aber, die

unsichere Gesinnung dieses Deutschen fürchtend, hatte ihm die entscheidende Stellung wieder genommen, als er gegen Constantius aufbrach; der Kaiser dagegen dem Beleidigten desto lieber das Commando über die Avantgarde seines Heeres gegen den Usurpator anvertraut, zugleich mit dem General Arbetio, einem ergrauten Feldherren aus Constantins des Ersten Schule. Beide waren nach Julians Sieg entlassen worden. Jetzt rief Procopius den Agilo und Gomoar aus dem Privatstande zurück, nahm sie in seinen Eid, gab ihnen das Cingulum wieder: den Gürtel welcher bei Militär und Civil das Zeichen der kaiserlichen Dienstbestallung war, und setzte sie über sein gesammtes Heer. Beide Germanen spielten eine entscheidende Rolle in dem ausbrechenden Thronkriege. Außerdem ordnete Procopius eine Gesandtschaft an die Westgothen ab, nannte sich den legitimen Kaiser, berief sich auf seine Verwandtschaft mit dem Constantinischen Hause und auf die Bündnisse welche dasselbe seit langer Zeit mit den Gothen gehabt habe, und forderte sie zum Beistand auf. Unter den Gauhäuptlingen des westgothischen Volkes, welche von den Römern häufig Könige genannt werden, war Athanarich der mächtigste, und zu dieser Zeit vielleicht Herzog des gesammten Volks. Dreitausend Mann der rüstigsten Hülfstruppen wurden sofort unter seinem Namen über die Donau gesandt und stießen zur Heeresmacht des Usurpators. Kaum hatten die anderen benachbarten Völker von der Gelegenheit zu aussichtsreichen Fahrten gehört, als Schaaren aus ihren Gauen sich Procopius und den Gothen anzuschließen eilten. Es wird nicht übertrieben sein, die Zahl der Germanen im Heer auf 10,000 zu berechnen [14]).

Da Procopius Heide war, so mochten die Anhänger der alten Götter, vor Kurzem durch den Tod Julians tief niedergeschlagen und betäubt, ihre Hoffnungen wieder etwas erheben. Allein der Usurpator scheint Takt und Klugheit genug besessen zu haben, die Sache der Olympier nicht auf seine Fahne zu schreiben; der religiöse, und gar der heidnische Charakter hätte seiner Unternehmung nur schaden, seine Partei nur spalten und vermindern können. Die Tradition des Constantinischen Hauses, nicht gerade das Erbrecht aber die Erbfolge blieb sein Schlagwort. Kaiser Valens, eine ängstliche Natur, gerieth außer Fassung, als er in Galatien die Nachrichten aus Constantinopel empfing. Er hielt sich verloren; er wollte das Diadem niederlegen um vielleicht

das Leben zu erretten. Nur die Vorstellungen seiner Räthe und der Gedanke an seinen energischen Bruder Valentinian gaben ihm Würde und Entschluß zurück. Unterdessen war Procopius über den Bosporus gegangen, und bald erfüllte der Thronkrieg Asien mit seinen Schrecken und Unordnungen. Auch in Valens Heere zeichneten sich Germanen aus. Vadomar, jener König der Alamannen, welchen Julian gefangen und nach Spanien geschickt hatte, welcher später Commandeur von Phönizien gewesen, belagerte das wichtige Nicäa, als vor allen römischen Offizieren in dieser Kunst geprüft. Doch die Belagerung mußte aufgehoben werden, da Valens in Bithynien geschlagen und zum eiligen Rückzug genöthigt wurde. Der Kampf zog sich nach Phrygien und Lydien und blieb unglücklich für Valens. Procopius entflammte die Seinigen immer von Neuem durch das Gedächtniß an Constantin und dessen Söhne, trat immer wieder vor die Haufen, begleitet von der Augusta Faustina, die kleine Constantia auf den Armen, und begeisterte die Krieger tapfer zu fechten für den kaiserlichen Sprößling, dem auch er sich verbunden und ergeben habe.

Allein diese geschickten Hülfsmittel gaben Valens einen ähnlichen Gedanken ein. Auch er wollte die Macht der Constantinischen Traditionen wachrufen und wollte sie für sich gegen den Usurpator benutzen. Er lud den greisen Feldherren Arbetio in sein Lager und gewann ihn für seine Sache. Arbetio genoß eine unbegränzte Verehrung in der Armee; edle Geburt, Hoheit der Erscheinung und der einst bekleideten Würden, vorzüglich der Glanz eines Constantinischen Feldherren der eine Reihe ruhmvoller Siegesnamen mit dem seinigen verband, ließ die Soldatenherzen höher für ihn schlagen; mit Bewunderung und Anhänglichkeit sahen die Veteranen der Legionen, Cohorten und Auxiliartruppen zu ihm hinauf und flößten dasselbe Gefühl den jüngeren ein. In Valens Lager herrschte eine gedrückte und schwankende Stimmung die bereits zum Abfall neigte. Arbetio befestigte und hob sie bald; er zeigte den Truppen sein greises Haar und ermahnte sie zur Verachtung eines hergelaufenen Abenteurers, zur Treue für ihren wahren Imperator. Er wußte sich mit den Truppen des Procopius in Verbindnng zu setzen, nannte sie mit gut gewählten Worten seine Kinder, die Mitgenossen alter Mühen und Siege, und beschwor sie eindringlich, sie möchten lieber ihm

wie einem Vater folgen, von dem es bekannt sei wie oft er sie glücklich geführt habe, als einem Schwindler der unterdrückt werden müsse und dessen Tage gezählt seien. Diesen Worten widerstanden sogar die beiden Oberfeldherren des Procopius nicht. Zuerst ging Gomoar, dem es schon geläufig war, seinen gewählten Herren zu verlassen, mit einem Theil der Truppen zu Valens über; es geschah wahrscheinlich in Lydien. Bei Nacolia in Phrygien trafen die beiden Heere zur entscheidenden Schlacht aufeinander; als der Kampf begonnen hatte, ritt Agilo zum Imperator; ihm folgte eine große Anzahl Truppen, ihre Schilde auf den Rücken geworfen: das gewohnheitsmäßige, allbekannte und nur zu oft gesehene Zeichen des Abfalls. Hiermit war der Krieg für Valens entschieden; Ende Mai 366. Procopius floh bestürzt zu den nahe liegenden Waldgebirgen, um sich in Wildnissen zu verstecken wie er es schon einmal gethan. Aber der Verrath folgte ihm; zwei Offiziere, Florentius und Barchalba hatten sich dem Flüchtling zugesellt; sie ergriffen, banden ihn und brachten den trübsinnig Schweigenden vor den Imperator. Sofort ließ Valens ihn zum Tode führen; man sagt, zwei Bäume wurden gegen einander gebogen, Procop mit den Füßen an ihre Gipfel gebunden, und die zurückschnellenden zerrissen den Unglücklichen. Sein abgeschlagenes Haupt sandte Valens an Valentinian, der es an demselben Tage empfing, als er die ersten bedeutenden Erfolge über die Alamannen feiern konnte. Auch die Verräther Florentius und Barchalba waren getödtet worden.

So hatte Valens durch Germanen, leider diesmal treulose Germanen sein Diadem gerettet, und durch dieselben Constantinischen Erinnerungen mit denen zuerst Procopius bei Römern und Germanen soviel auszurichten gewußt. Es kam jetzt darauf an, wie man sich zu den Westgothen stellen wolle, da sie den Usurpator unterstützt hatten. Der bedenkliche und wenig thatendurstige Valens, froh, einen inneren Krieg beendet zu haben, dessen Verheerungen er möglichst bequem zu heilen und dessen verwirrende Folgen in Europa und Asien zu ordnen wünschte, zeigte einiges Zögern, mit jenem kriegerischen Volk in Kampf zu treten. Allein Valentinian, dem er unbedingt gehorchte, bestimmte ihn hierzu. Bereits waren die Hülfstruppen welche die gothischen Fürsten gesandt, vom Rückzug abgeschnitten und umzingelt worden. Trotzig hatten sie ihr langes Haupthaar geschüttelt, mit stolzen Geberden

ihre Waffen abgegeben und sich in verschiedene Städte zerstreuen lassen. Athanarich ordnete im Namen der Fürsten und Gaue an Valens eine Gesandtschaft ab und forderte die Auslieferung ihrer Angehörigen[15]). Valens verweigerte sie und sandte seinerseits den General der Cavalerie Victor, einen Jazygen von Geburt, fast den einzigen Ausländer der eine hohe militärische Würde bekleidete ohne Germane zu sein, über die Donau an die Gothen. Vorwurfsvoll ließ er fragen warum sie, ein den Römern befreundetes und verbündetes Volk, den Kampf eines Rebellen gegen die legitimen Kaiser unterstützt hätten. Die Gothen zeigten Briefe des Procopius vor, welcher sich den rechtmäßigen Herrscher durch seine Verwandtschaft mit Constantin genannt. Diese Entschuldigung wurde nicht angenommen; Klagen und Vorwürfe standen auf beiden Seiten, und der Krieg brach aus; 367.

Doch eine unbekannte Ursache, innere Parteiung vielleicht, lähmte die alte ungestüme Kraft der Gothen. Die römischen Truppen unter den beiden Generalen Victor und Arinthäus konnten auf drei Feldzügen, 367—369, verwüstend, brennend, Sklaven einfangend, in das Innere Gothiens vordringen. Bis gegen den Dniestr hin gelangten sie auf weiten und kühnen Märschen im dritten Jahr, an die Gränze des Greuthungenlandes, wohin selbst Gesandtschaften Roms sich noch nicht gewagt hatten, und bestanden einige Gefechte mit dem kriegerischen Volke der Ostgothen, welches damals von dem heroischen König Hermanarich beherrscht wurde. Athanarich, der Herzog der Westgothen, wagte nur kleine Scharmützel und zog sich nach einem größeren, unglücklichen Kampf in die entlegnen Gaue zurück, welche das heutige Bessarabien und die Moldau bedeckten. Die Römer folgten nicht weiter, und die Gothen wünschten den Frieden. Nach den unterbrochenen Handelsverbindungen sehnten sie sich besonders lebhaft zurück, denn die Bedürfnisse welche die herübergebrachten Reize der Civilisation bei ihnen geschaffen und vor dem Kriege befriedigt hatten, waren ihnen so nothwendig geworden, daß sie unerträglich zu darben meinten, wenn sie blos wie ihre Vorältern zu essen und zu leben hatten. Es kam hinzu, daß jetzt ihre Wohnungen geplündert, ihre Angehörigen fortgeschleppt wurden, da sie vordem gewöhnt waren, dies Schicksal den Römern zu bereiten. Sie drückten ihr Verlangen nach Frieden durch häufige Gesandtschaften an Valens aus, die nach römischen Schilderungen sehr klag-

liche Mienen und einen höchst demüthig flehenden Ton annahmen.

Doch zeigen die Friedensbedingungen und die Art wie sie festgesetzt wurden, weder das Volk noch seine Fürsten und seinen Herzog allzutief gedemüthigt. Athanarich, ein stolzer und rauher Charakter, von wilder Kühnheit, eiserner Entschlossenheit und starrem Willen, ein Mann den selbst die Römer noch scharfsinniger und klüger als bewährt in Waffen nennen mußten [16]), verschmähte es trotzig, den Römern die Genugthuung zu gönnen, welche darin liegt daß ein Fürst sich zum anderen des Friedens wegen begiebt. Er ließ den Kaiser wissen: ein furchtbarer Eid, in die Hand seines Vaters geschworen, verbiete ihm, jemals den römischen Boden zu betreten. Noch unmöglicher fand es natürlich Valens, auf das Gebiet überwundener Barbaren die imperatorischen Purpurschuhe zu setzen, nur um den Frieden zu verhandeln, nicht um einen Triumphzug zu feiern. Und doch wurde die Zusammenkunft beider Fürsten dringend gewünscht. Endlich, auf einen vermittelnden Vorschlag kluger Rathgeber, drängte sowohl der Römer wie der Germane seinen Stolz um etwas zurück; das Decorum, die Oertlichkeit, das Ceremoniel wurden genau abgemessen; Athanarich, von anderen Gaufürsten [17]), deren Führer und Vorsprecher er war, umgeben, Valens, mit dem Pomp und Gefolge des römischen Imperators, trafen sich inmitten des Donaustromes auf zwei Schiffen, und gaben hier dem Frieden ihre Sanction. Am linken Ufer standen die Gothen dichtgedrängt, am rechten, in prachtvoller Parade, die Römer. Ein merkwürdiger Auftritt zwischen Gothen und Römern fand 369 auf dem Ister statt, wie fünf Jahre später am Rhein zwischen Alamannen und Römern, zwischen Valentinian und König Macrian. Nur zeigte der spätere den Stolz des Weltkaiserthums noch etwas tiefer erniedrigt, das Selbstgefühl der Germanen um Vieles erhöht. Und schwerlich haben bei der Begegnung des Valens und Athanarich die Gothen sich mit so kriechenden Geberden und flehenden Rufen zu Boden gestürzt, wie ein Senator und Panegyriker an Valens Seite es gesehen haben will; durch die hochtrabenden Schilderungen dieses Lobpreisers leuchtet das feste, stolze Benehmen, die energisch kurze Rede des Athanarich hindurch, und die Römer selbst gestanden das wohlthuende Gefühl zu, einige tausend Scythen, so nannten griechisch schreibende Autoren die Gothen fast immer,

einmal ohne Bangigkeit sich gegenüber zu sehen. Mit Handschlag und Freundschaftsversicherung trennten sich die Fürsten. Nur zwei unbequemen Bestimmungen hatten die Gothen sich zu unterwerfen: sie mußten Geiseln stellen, und der Handelsverkehr, bis jetzt allerorten längs der Donau frei, durfte blos an zwei bestimmten Plätzen noch stattfinden. Eine Beschränkung übrigens welche bei dem lebhaften Tauschhandel wohl den Römern kaum minder lästig als den Gothen fiel. Die Römer begnügten sich mit dem wenig heroischen Triumph, wie das Reich endlich einmal nach langen Jahren den Frieden mit den Germanen nicht erkaufe, wie keine Schiffe mit Kleidern über die Donau zu fahren brauchten, kein Gold und Silber zu zahlen, kein fortlaufender Tribut den Barbaren zu entrichten sei.

So war der Frieden ziemlich glücklich wieder hergestellt, das Bündniß erneuert, und das unruhige Volk schien wenigstens auf einige Jahre gewarnt. Valens indessen ahmte das Beispiel seines Bruders nach, richtete die verfallenen Kastelle an der Gränze wieder auf, oder legte neue Befestigungen an. Selbst in Kleinscythien wurden jetzt die Schwierigkeiten des sumpfigen Bodens überwunden. Bald zog sich längs dem Nordrande der Donauprovinzen ein stattlicher Gürtel von Mauern, Schanzen und Thürmen hin, mit Wurfmaschinen, Waffen und Truppen wohl versehen. Schmeichelei hatte den Kaiser während der Friedensverhandlungen nur mit unermeßlicher Ehrfurcht anstaunen können. Wie er in der größten Sommerhitze von Morgen bis Abend ohne die Kleider zu wechseln auf dem Schiffe gestanden habe, welche Fülle von Genie, welche Hoheit des Geistes, welchen Strom der Beredtsamkeit er von sich gegeben. Perikles sank zur Pygmäe vor Valens herab; denn Perikles flößte nur den Athenienfern, die ihm ganz ergeben waren, Furcht und Achtung durch seine Rede ein, aber Valens den bisher so feindlichen und trotzigen Barbaren. Der Gipfel der Weisheit und Würde, der glänzendste Beweis der kaiserlichen Macht war, daß er die Gothen nicht vernichtete. Denn Agamemnon durfte die Troer vernichten: er war nur ein kleiner König, Valens aber habe gezeigt, daß er Augustus und Vater auch über die Barbaren, also über das ganze Menschengeschlecht sei, da er sie zugleich strafe und schone; so thue es Vater Zeus selbst. Nicht weniger wurden die Festungsbauten des Kaisers bewundert, seine eigene Thätigkeit, das Beispiel welches

er den Soldaten gegeben als ungeheuer und begeiſternd dargeſtellt; er war ein größerer Wunderthäter als Amphion, nach deſſen Leyer ſich einſt die Mauern von Theben zuſammengefügt [16]).

Valens beſaß nur gewöhnliche Herrſchergaben, und hatte ſeinen Geiſt durch keine Studien erweitert; in den Wiſſenſchaften des Friedens wie des Krieges war er gleich ungebildet; daß er, wie Valentinian, gern ſtudirte Leute: Philoſophen und Rhetoren an ſeinem Hofe ſah, ihre ſchmeichelhaften, mit Antiquitäten verbrämten Reden zu hören liebte, konnte wenig mehr helfen. Seine ſchwache, träge und unſelbſtändige Natur lag fortwährend im Kampfe mit einer Zahl guter Eigenſchaften und Impulſe und einem redlichen aber unzureichenden Willen. Er beſaß viel Treue, und faſt der einzige Punkt wo er ſich ganz feſt bewies, war die Freundſchaft. Dem Vertrauen Valentinians auf dieſe Tugend und auf die innige Anhänglichkeit des Bruders verdankte Valens den Thron; ſeiner freudigen Unterordnung unter die Regierungsmaximen und Willensäußerungen des ungleich bedeutenderen Mitauguſtus verdankte das Geſammtreich ein Regiment, ſo ſtraff und einheitlich, ſo ohne Rivalität, gegenſeitige Beeinträchtigungen und die gewöhnliche Furcht vor endlichem Bürgerkriege zwiſchen Oſten und Weſten, wie es ſeit den Tagen Diocletians zu einer ſchönen Mythe geworden war. Denn auch eifrig chriſtliche Brüder auf dem Thron, Conſtantin II., Conſtans und Conſtantius hatten ſich wie Räuber angefallen und wie giftige Nebenbuhler ſo viel Böſes als möglich zugefügt. Valens nahm es ſogar nicht ungnädig auf, wenn ſein Gehorſam gegen den Bruder in öffentlichen Reden vor ihm ſelbſt geprieſen wurde. Doch mit dem Tode Valentinians hörte er auf, ganz ſelbſtlos zu ſein; er vergab es ſeinen Neffen nie, daß ſie das Abendland ohne ihn getheilt hatten und daß die Willensmeinung des Oheims nicht in Trier galt; es wurde zur zehrenden Wunde in ſeinem Gemüth; Mißgunſt und Eiferſucht gegen Gratian erhielten neue ſchmerzliche Nahrung durch deſſen ſteigende Beliebtheit, ſeine Unterdrückung des Arianismus, ſeinen wachſenden Kriegsruhm; und daß Valens jenen Empfindungen im ungeeignetſten Augenblicke Raum gab, brachte dem Reiche Verderben. Er ſuchte, nach dem ſchönen Ausdruck eines Zeitgenoſſen, die Provinzen wie ſein eigenes Haus zu hüten und zu bewahren; er führte, ſo weit ſeine Augen und Hände und ſeine Ausdauer eben reichten, ſtrenge Aufſicht über die berüchtigten

Ränke, Unterschlagungen und Räubereien der Beamten; pflichtvergessene Magistrate fanden einen unerbittlichen Richter in ihm; nur war die Verworfenheit zu tief eingefressen um durch Valens Bemühungen geheilt zu werden. Er schonte sorgfältig die erschöpfte Steuerkraft, verringerte die Abgaben wo er vermochte und zeigte sich nachsichtig gegen die Staatsschuldner. Die Unterthanen rühmten freudig, daß der Orient in allen diesen Punkten sich unter keinem Herrscher besser befunden habe als unter Valens. Auch klagte man nicht über Mangel an Freigebigkeit. Und doch, für seine Person war Valens habsüchtig, häufte mit Begier Gold, Schätze und andere Reichthümer an, und zeigte wenig Mitleid für die Thränen der einzelnen Reichen denen er sie abnahm während die Allgemeinheit sich wohl befand. Er spielte ein entschiedenes und herbes Wesen auf, um seine Unselbständigkeit zu verbergen, und wurde, namentlich seit Valentinians Tode, von der Umgebung bestimmt. Er redete seinem Bruder den Wahlspruch der Gerechtigkeit nach: nur die Gesetze sollten gelten. Doch besaß er nicht wie dieser die Stärke sich in der That zurückzuhalten; er griff mit seinen schwächeren Händen in die Processe ein und befahl ihren Ausgang. Valentinian war ein zu kräftiger Charakter um Furcht zu haben und nicht verzeihen zu können. So vermochte er es, den Anhängern eines Usurpators die Strafen zu erlassen. Aber Valens ängstliches Gemüth befiel eine unerbittliche Rachsucht, wenn er sein Leben, sein Diadem und die kaiserliche Majestät angegriffen sah; hatte er gefürchtet und gesiegt, so vergoß er Blut in Strömen und zog mit doppelter Gier und Genugthuung die Güter der Reichen ein.

Dies that Valens nach Procops Niederlage in vollem Maße. Während seine Truppen in Gothien siegten, ließ er die Schaaren der Untersuchungsrichter, Folterer und Henker auf seine Unterthanen in Asien und Europa los. Kein Unterschied des Alters, der Würden, des Standes, am wenigsten der Schuld oder Unschuld wurde gemacht. Den Kaiser und die ihm nahe Stehenden, Alle welche sich rächen und bereichern wollten, erfreute jede Denunciation, sie galt als Schuldbeweis, und das Heer der Angeber hatte wieder fruchtbare Zeiten. Ein schwer Gravirter kam wohl einmal mit leichter Strafe davon, weil ein Großer sich für ihn verwendet hatte, wie Agilo für seinen Schwiegervater Araxius, einen vornehmen Römer welcher von Procop zum prätorischen Präfekten

ernannt worden war. Dafür hielt man sich an der Menge der ungerecht Angeklagten schadlos, welche ihrer Güter beraubt, exilirt oder hingerichtet wurden. Selbst die Reichen konnten diesmal vor den Tribunalen nicht bestehen, denn eben nach ihren Schätzen mußte man die Machthaber lüstern. Es war ein Kriegs- und Raubzug des Kaisers gegen sein Volk, kaum weniger ausgedehnt und abscheulich als Constantius ihn nach dem Fall des Usurpators Magnentius angestellt. Und bald fingen die Unterthanen an, Valens Sieg als einen unglückseligen zu verwünschen und den jetzigen Zustand schrecklicher als die Drangsale des schwersten Krieges zu finden, welcher nicht von so niederdrückenden und demoralisirenden Wirkungen begleitet wäre. So ging es fort, bis der Monarch und seine Großen sich einigermaßen an den Morden und Reichthümern gesättigt hatten [18]).

Und kaum war dies vorüber, als Valens von Neuem für sein Diadem fürchten mußte und sich zur wildesten Rache aufgereizt fühlte. Um 371 oder 372 ward durch die Enthüllungen eines gefolterten Verbrechers welcher Befreiung und Lohn hoffte, eine gefährliche Verschwörung heidnischer Philosophen, Magier und Divinatoren, vornehmer Höflinge und Reichsbeamten entdeckt. Sie war gegen Thron und Leben des Kaisers gerichtet, weit verzweigt und beinahe schon zum Ausbruch reif. Die Verehrer der Götter hatten sich durch Julians und Procops rasches Ende zweimal kurz hintereinander in ihren Hoffnungen getäuscht gesehn. Ungeduld und Neuerungssucht trieb eine Anzahl gelehrter und hochstehender Heiden an, das Orakel um Valens Nachfolger zu befragen: eine heidnische Sitte, zwar von den Kaisern bei furchtbaren Strafen verpönt, aber immer noch häufig betrieben. Die Dämonen, stets zweideutig in ihren Auslassungen, — wie die Christen warnten, — und Jedem sein Verderben ansinnend, dem sie dienen und der ihnen traut [19]), zeigten auf dem Dreifuß die vier Buchstaben Th, e, o, d und hielten inne; doch fügten sie mehre dunkelsinnige, ahnungsvoll tönende Hexameter hinzu, deren zu spät erkannte Bedeutung war, daß den Fragenden der Untergang bevorstehe, aber daß ihr Blut nicht ungestraft fließen solle, denn die schreckliche Tisiphone, die Rächerin des Mordes, werde ihren Verfolgern und dem Kaiser selbst den Flammentod im Gefilde des Mimas bereiten. Der junge Theodorus, ein hochgestellter Beamter von Anlagen, guter Geburt und Aussicht, schön und

liebenswürdig, ebenso bescheiden wie freimüthig, bisher von Valens sehr begünstigt, ward als der Auserwählte angesehen, welchen das Orakel bezeichnet habe. Er selbst und Alle die davon wußten oder erfuhren, hielten jene Buchstaben für die Verkündigung des unabwendbaren Fatums, des Willens sämmtlicher Götter, welchem zu gehorchen sei. So bildete sich die Verschwörung und pflanzte sich fort, mit unverkennbar heidnischer Tendenz.

Valens empfing die Nachricht ihrer Entdeckung als er in Antiochien residirte, um dem Schauplatz des persischen Krieges nahe zu sein. Vom ersten Schrecken und Zittern für sein Leben zur Wuth übergegangen, raste er von neuem auf Schuldige und Unschuldige ein. Weit über die Gränzen der Verschwörung griff die Verfolgung hinaus; Orient und Occident, wo zu derselben Zeit Maximin gegen die Zauberer und Giftmischer in Rom einschritt, waren in Entsetzen und Angst. Alle Geschichtsbücher sind voll davon. Vornehmlich auf diejenigen welche ihren Namen mit den verhängnißvollen Silben „Theod" anfingen, ließ Valens fahnden, denn er selbst war abergläubisch wie alle Welt. Christen waren nicht sicherer als Heiden. Der junge Chrysostomus in Antiochien, damals noch nicht Diakon, doch ein eifrig ascetischer Christ, fühlte bereits das Beil über seinem Haupte. Denn er trug ein Buch mit Zaubercharakteren unter dem Arm, als ihm Soldaten entgegen kamen. Zum Glück konnte er es rasch in den Orontes werfen.

Der berühmte neuplatonische Philosoph Maximus, Julians Lehrer und Freund, ward in das Verderben hineingezogen [20]). Er lebte in Constantinopel, wohlhabend, allgemein geehrt und mit ausgezeichneter Achtung selbst von den Vornehmsten behandelt, da er beim Kaiser wohl gelitten galt. Doch als der größte Interpret der Orakel, als tiefsinnigster Kenner der göttlichen Rathschlüsse bekannt, der sogar im vertrauten Umgang mit den oft citirten Olympiern stand, war er um Auslegung der dunklen Hexameter angegangen. Sie hatte warnend ja abschreckend gelautet. In die Verschwörung ließ sich Maximus nicht ein; sie war ihm sogar unbekannt geblieben. Trotzdem wurde auch er unter der Menge der Verfolgten ergriffen, nach Ephesus, seiner Vaterstadt geschleppt und enthauptet. „Mit ihm endete die Philosophie!" rief der Sophist Libanius schmerzlich aus, ein anderer Freund und Verehrer Julians, eine kaum weniger berühmte aber

nicht minder unzureichende Stütze des morschen Hellenismus. Für ihren unersetzlichen Verlust fanden die Heiden eine schwache Genugthuung in dem rächenden Ende welches den Richter des großen Philosophen traf. Festus, selbst ein Heide, der aber Gunst, Gewinn und hohe Stellung mehr als die Götter und die Philosophie liebte, zeichnete sich fast vor allen übrigen Untersuchungsbeamten in dieser traurigen Angelegenheit aus. Bald nach Maximus Tode trat er in den Tempel der zwiefachen Nemesis und schlief ein. Von schrecklichen Träumen entsetzt, wollte er die Göttinnen durch Gebete und Opfer versöhnen, allein plötzlich stürzte er zusammen und starb bald darauf unter gräßlichen Zuckungen. Die Verfolgung dauerte fort, bald reichten die Kerker, Tribunale und Foltern kaum noch aus; wiederum war die Anklage nur das Vorspiel zur unfehlbaren Strafe. Das Wichtigste ist: der größte Theil der neuplatonischen Philosophen und ihrer Schriften ward vernichtet; manches andere werthvolle Buch ging unter; der Wissenschaft ward ein empfindlicher Verlust bereitet. Aber wie Alles damals, so dienten auch diese unglücklichen Vorgänge dem Christenthum und seiner rascheren Ausbreitung, da dessen ausgezeichnetste Gegner: die heidnischen Philosophen und ihre Werke zusammenschmolzen. Doch beabsichtigte Valens durchaus keine Verfolgung der Heiden zu Gunsten des Christenthums, denn er zeigte, zum bitteren Unwillen der eifrigen Christen, eine vollkommene Toleranz für den Hellenismus und dessen Culte; auch war es kein Krieg gegen die Philosophen als solche, die sonst gnädig von ihm angesehen wurden. Nur litten die Heiden und Philosophen am schwersten, da sie vorzüglich bei der Verschwörung betheiligt, der Zauberei ergeben und am verdächtigsten waren. Mehre Jahre dauerten die Untersuchungen und Proceduren.

Unterdessen hatte sich Valens immer tiefer in die christlichen Händel eingelassen. Sein sehnlicher Wunsch ging nach Einheit der Kirche, und da er, ein strenger Arianer, die Wesensgleichheit ja sogar die Aehnlichkeit des Vaters und Sohnes als Blasphemie verwarf, so suchte er unter einem anomöischen Symbol der Kirche den Frieden zurückzugeben. Dies Bestreben, unglücklich ohnehin, äußerte sich öfters in wenig geschickten Versuchen und manchmal nicht ohne Heftigkeit. Es hat ihm die Flüche der Homousianer eingetragen und seinem Rufe mehr als seine wirklichen Grausamkeiten geschadet. Er ist zu einem scheußlichen Tyrannen

und ſataniſchen Gottesfeind gemacht; kaum weniger verrucht als Julian Apoſtata. Er hat unzählige Prieſter und Laien ihres rechten Glaubens halber aus den Städten gejagt, in die Verbannung getrieben, geplündert, foltern und auf die verſchiedenſten, ausgeſuchteſten Arten ſterben laſſen. Der Orontes, wo er durch Antiochien fließt, ſchwoll an von den Leibern heiliger homouſiſcher Märtyrer die in ihm ein Grab fanden. Der Procopiſche Krieg linderte das raſende Wüthen ein wenig, da der Kaiſer andere Dinge zu bedenken hatte. Doch kaum fühlte der blutige Feind der Wahrheit ſich wieder ſicher auf dem Thron, als er die Frommen von neuem zu quälen und zu würgen begann. Selbſt die offenbaren Zeichen des göttlichen Zorns, welche in den Jahren 367 und 368 den Orient noch gründlicher als den Occident mit ihren Schrecken heimſuchten: ungeheure Hagelſchläge, verheerende Gewitter, Orkane, Meeresfluthen, Erdbeben, Zuſammenſturz von Städten [21]), brachten weder Valens zur Beſinnung noch den Eudoxus, den arianiſchen Biſchof von Conſtantinopel. Dieſer hatte den Kaiſer recht eigentlich auf ſeiner Seele, er hatte ihn vor dem Gothenkriege unterrichtet und getauft 367, reizte ihn unabläſſig gegen die Rechtgläubigen auf und war ſelbſt ein noch ärgerer Verfolger als Valens. Beide tobten um die Wette auf die Schaar der ächten Kinder Gottes ein; Eudoxus von Conſtantinopel aus, Valens namentlich von Antiochien aus, wohin er ſich nach dem ſiegreichen Gothenkriege begab und bis 378 blieb.

Auf dem Wege nach Syrien verweilte er einige Zeit in Nicomedien, und 80 homouſiſche Geiſtliche eilten ihm aus Conſtantinopel nach, um ihre bitteren Klagen vor ſeinem Throne niederzulegen, wie nach des Eudoxus Tode der Biſchof den ſie ſogleich erwählt hatten, durch kaiſerliche Befehle und Soldaten verjagt, der arianiſche Biſchof Demophilus befeſtigt ſei, wie ſeitdem die Arianer mit unerträglichem Hochmuth und Ingrimm die Katholiken behandelten, ſie ſchlugen, ſie höhnten, ſie verunglimpften, in dunkle Kerker würfen, an Geld und Gut beſtraften und nichts Hartes an ihnen unverübt ließen. Flehentlich baten ſie um Hülfe, doch umſonſt; und als ſie über die Propontis zurückfuhren, hatte Valens den Präfekten Modeſtus angeſtiftet, ihr Schiff in Brand ſtecken zu laſſen, ſo daß ſie elend untergingen. Wohl folgte ſofort eine allgemeine Hungersnoth in Phrygien dieſer Miſſethat,

doch der Verbrecher blieb unerschüttert. Wohl erkrankte sein einziger Sohn in Cäsarea 371, und der große Bischof dieser Stadt, der heilige Basilius welcher dem Kaiser durch eine Reihe von Wundern imponirte, versprach ihm die Heilung des jungen Valentinian, wenn er ihn homousisch wollte taufen lassen. Doch der Verblendete zog den Tod seines Kindes der ewigen Seligkeit desselben vor. Wohl bezeichneten seine lange und langsame Reise nach Antiochien eine zahlreiche Menge weltlicher Wohlthaten und Verbesserungen in den Städten die er berührte oder deren Legationen zu ihm kamen, aber alle diese Verdienste wurden mehr als aufgehoben durch die empörenden und wilden Versuche, überall dem Arianismus Boden oder gar Uebergewicht zu verschaffen. Und als er nun in Antiochien residirte, fingen die höchsten Gräuel erst an. Fast in allen Provinzen des Orients begnügte er sich nicht, die Homousianer aus den Kirchen zu treiben: er verurtheilte sie zu den mannigfaltigsten Strafen, ließ eine viel größere Zahl als früher morden und im Orontes ertränken. Bis endlich eine Rede des heidnischen Senators und Rhetors Themistius im Interesse der Duldung den Wütherich einigermaßen beschwichtigte; das heißt, anstatt zu tödten verbannte er; und es war kurz vor seinem Ende.

Indessen, geht man diesen brennenden Leidensschilderungen und all den Exclamationen des Zorns und der Klage näher zu Leibe, so findet man alte Bekannte in ihnen: Aehnliches oder Gleiches brachten die Christen über Julian den Apostaten vor. Es ist die erfindungsreiche Bosheit der Uebertreibungen und Anklagen in denen hadernde oder nicht bevorzugte Priester stets so große Meister waren. Außer jenen 80 verunglückten Klerikern wird kein einziger von der Unzahl derer genannt, welche Valens ermorden ließ; und man war doch sonst so bereit und sorgfältig, die Namenregister der Märtyrer zu füllen. Von all den Bischöfen welche das schmerzlichste Exil erduldet haben, abgesehen die Homousianer welche kurz nach Valens Regierungsantritt den Bischof Eudoxus auf der Synode von Lampsacus verdammt hatten und mit diesem Urtheil kühn vor den Kaiser selbst getreten waren, sind nur vier bis sechs angeführt, die ihren Sitz verlassen mußten; und bei jedem walteten besonders entscheidende Umstände ob. Augenscheinlich bestanden Valens Unthaten im Allgemeinen darin, daß er möglichst viel arianische Bischöfe in die vacanten Stellen

brachte, möglichſt viel arianiſche Gemeinden ſchuf, möglichſt viel Kirchen den Homouſianern nahm und den Arianern überlieferte. Heftiger Widerſtand oder die Erbitterung riefen Tumulte und Straßenkämpfe hervor; allzu kühnes und beleidigendes Betragen wird hin und wieder Strafen nach ſich gezogen haben. Wie thöricht und wie ſchädlich für den Staat es war, ſolche Zuſtände herbeizuführen: die Zeit legte dieſe Verkehrtheit in den Sinn der Chriſten. Valens that für ſeine Partei im Orient, was Gratian im Occident für die ſeinige: ja er ſcheint nicht einmal ſo durchgreifende Geſetze erlaſſen zu haben. Hätte der Arianismus geſiegt: Valens wäre als gottſeliger Fürſt in den Himmel gehoben, wie Gratian, den die Arianer als einen Nero brandmarkten, es von den Homouſianern wurde. Wahr und wichtig ſind die Berichte über Valens Verfolgung nur als charakteriſtiſch für die Sitten jener Tage, für den wüthenden Haß, die in Toben übergehende Reizbarkeit und den lügneriſchen Geiſt der religiöſen Sekten. Es iſt zu erkennen: da der Kaiſer einmal Partei ergriffen hatte, ſo fühlten arianiſche Prieſter und Laien ſich ermuthigt, ihre Gegner möglichſt zu kränken und zu beeinträchtigen; kaiſerliche Beamte waren bereit, ſie dabei zu unterſtützen; Valens ſelbſt hatte ſich die Hände gebunden: es iſt die Strafe jedes gekrönten Parteimannes, die unerwünſchten Ausſchreitungen ſeiner Genoſſen und Diener weder ſtrafen noch zügeln zu können und die Gehäſſigkeit aller begangenen Thaten auf ſich zu laden; die Homouſianer rächten ſich mit dem Gift ihrer Zungen und Federn am Kaiſer, und haben ihm mehr als er ihnen geſchadet.

Wo Valens perſönlich in der Erregung dieſes Streites hervortritt, zeigt er eine Mäßigung gegenüber der Hitze ſeiner Unterthanen, die um ſo auffallender und glaubwürdiger iſt, als Homouſianer ſelbſt ſie uns melden. Sie thun es in einer Art Verblendung, als Zeichen für die feige Angſt des tyranniſchen Gottesfeindes, für die ſiegende Gewalt ihrer Sache oder den begeiſterten Glaubensmuth ihrer Bekenner. Es muß während des Gothenkrieges geweſen ſein, daß Valens in Tomi, der Hauptſtadt Kleinſcythiens ſich aufhielt. Wie er es in allen Städten pflegte, ermahnte er den dortigen Biſchof Betranio, mit den Arianern zu communiciren. Doch als Valens, von ſeinem Gefolge umgeben, zum Gottesdienſt in der Baſilika erſchien, brach der Biſchof

an der Spitze des gesammten Volkes in eine andere Kirche auf, und ließ den Kaiser zum allgemeinen Gespött allein zurück. Diese unerhörte Majestätsbeleidigung zog dem kecken Priester eine leichte und kurze Verbannung zu. In Cäsarea trat der heilige Basilius dem Imperator mit dem pomphaften Stolz eines berühmten Bischofs und Wunderthäters, dem Hochmuth eines orthodoxen Christen, der Rhetorik eines Bußpredigers und den beißenden Worten eines Schmähredners entgegen. Valens blieb sanft, wohnte dem Gottesdienst und der Predigt des heiligen Mannes bei und beschenkte eine Stiftung welche Basilius gegründet hatte. In Edessa wünschte Valens eine Kirche für sich und den arianischen Ritus eingeräumt zu haben. Gerade deshalb strömte die homousische Menge dorthin, entschlossen, sich von den Soldaten niedermetzeln zu lassen bevor sie die Stätte des ewigen Sohnes ihrem gottesschänderischen Monarchen preisgäben. Selbst Frauen drängten sich herbei, ihre Säuglinge auf dem Arm, damit sie und diese Kleinen den Glanz der Märtyrerkrone empfingen. Valens stand von seinem Wunsche ab.

In Alexandrien bewirkten einige Maßregeln des prätorischen Präfekten, welcher auf den Rath des Bischof Eudoxus dorthin gesandt war um für den Arianismus zu wirken, eine so drohende Aufregung für und wider, daß der greise Athanasius zu fürchten begann. Vier Monate lang verbarg er sich im Grabmal seines Vaters. Diese Flucht wird als die fünfte Verweisung des großen Glaubensstreiters aufgefaßt; doch kaum hörte Valens von ihr, als er Rescripte sandte, welche Athanasius volle Sicherheit versprachen und die Unruhen im ägyptischen Metropolitansprengel durch Nachgeben beschwichtigten. Athanasius blieb geehrt und unangefochten auf seinem Thron, wie alle andern großen Häupter des Nicänismus. Er endete sein stürmisches und einflußreiches Leben in Frieden 373. Dann allerdings wurde dem überwiegend homousischen Alexandrien der Arianer Lucius als Bischof aufgedrängt, ein Mensch welcher entsetzlich viel Unthaten, sowohl allein als mit Hülfe der weltlichen Gerichte begangen haben soll; wieder wimmeln die kirchlichen Geschichtsbücher von gegeißelten, torquirten und verjagten Gläubigen. Nur hat selten ein Mensch den Mund so voll genommen als die religiösen Autoren dieser Zeit; und überhaupt, man ist in den meisten Fällen leichtgläubig, wenn man von den allgemeinen Angaben der damaligen Schrift-

steller die Hälfte für wahr hinnimmt: so übertrieben ist die Ausdrucksweise des vierten und fünften Jahrhunderts gegen die unsrige. Und zwischen den Zeilen geben die Kirchenschriftsteller selbst manchen Wink, daß es doch nicht gar so schlimm gewesen sei. Mit den Homousianern hatten sich die Macedonianer vereinigt, eine zahlreiche, ursprünglich semi-arianisch gefärbte Sekte. Ihre einzelnen Gemeinden verbanden sich, um durch Gesandte den Schutz Valentinians gegen Valens anzurufen. Dies sieht nach schwerer Bedrängniß aus; allein man liest, die Macedonianer hätten es mehr aus Furcht vor möglicher Verfolgung als wegen wirklicher Leiden gethan [21]). Auch wird zugegeben, Valens habe aus Rücksicht vor dem homousischen Bruder seine Wuth gezügelt. Doch nicht lange vor Valentinians Tode hielt der Heide Themistius jene Rede im Sinne der Toleranz, welche einen so nachhaltig besänftigenden Eindruck auf den Kaiser geübt haben soll. Wo bleibt der Raum für das ungemessene Rasen, Morden und Verbannen?

Immer jedoch hat Valens die Ursache zu wilden Erregungen und Tumulten gegeben. Kaum hatten die Christen die Pfeile und Brände ihres Glaubensfanatismus an Julian den Abtrünnigen verschwendet, als sie dieselben Waffen gegen Valens und wider einander mit derselben Hitze richteten. Das Heidenthum unterdessen genoß Ruhe, hielt seine Processionen, Tänze und Schmäuse ab, bekränzte seine Idole, Tempel und Opferthiere, und erfreute sich an dem inneren Kriege welcher die christliche Kirche zerriß. Dabei merkte es freilich kaum, wie rasch es sich selbst auflöste in dem gegönnten Frieden, und ahnte nicht, daß die Tage seiner Freiheit bereits gezählt waren. Ebenso wenig wollte der Arianismus die Hohlheit seiner künstlichen Herrschaft bemerken. Es schien ihm ein großer Sieg, daß jetzt auf den Bischofstühlen von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien, den drei Metropolen des Orients, Arianer saßen, und daß die Zahl der geringeren Bischöfe welche die Consubstanzialität verwarfen, anhaltend vergrößert wurde. Allein unter der scheinbaren Macht des Arianismus stärkten und mehrten sich die Homousianer. In manchen Provinzen wie Cappadocien und Scythien besaßen sie fast alle Kirchen, in Aegypten wenigstens die überwiegende Mehrzahl der Christen. Und die Zeit war nahe, wo es durch Gratian und den von ihm eingesetzten orientalischen Kaiser aufgedeckt wurde,

wie die verwöhnte Hofreligion noch stark genug war um zu tyranniſiren, doch nicht um der gleichen Tyrannei zu widerſtehen; eine Probe welche der Nicänismus, wenn auch unter wilden Formen, lange und tapfer beſtanden hatte.

Die Glaubenskämpfe unter Valens fielen in den letzten Jahren mit einem Perſerkriege zuſammen, der mit einigen Unterbrechungen und mäßigem Erfolg, öfters auf römiſchem Boden geführt wurde. Für 376 machte Valens große Rüſtungen zu einem Hauptſchlage, und miethete gothiſche Hülfsſchaaren [23]). Doch das Volk der Gothen ſelbſt, welches Thracien verwüſtend durchzog, kreuzte die Pläne des Kaiſers.

Im Gothenlande hatten unterdeſſen merkwürdige politiſche und religiöſe Vorfälle ſtattgefunden. Schon ſeit 340 oder nur wenig ſpäter vielleicht war der alte Unterſchied zwiſchen Greuthungen und Therwingen, Oſtgothen und Weſtgothen zu immer größerer, endlich vollkommener Trennung gediehen [24]). Die Greuthungen lebten ausgebreitet über die fruchtbaren, weidereichen Flächen welche vom Dnieſtr, Bug und Dniepr bewäſſert werden: heute Podolien, die Ukraine und die pontiſchen Steppen. Sie waren bei der alten Königsherrſchaft geblieben; etwa ſeit den letzten vierziger Jahren beherrſchte ſie Hermanarich aus dem Geſchlechte der Amaler, einem der erlauchteſten im Volk. Er wurde der nordiſche Alexander genannt. Obſchon ein Greis als er die Königswürde erlangte, — die Sage giebt ihm 110 Jahre bei ſeinem Tode 373 oder 374, — ſtürmte er wie ein ruhmesdurſtiger Jüngling auf Eroberungen aus, und vollendete im Norden des römiſchen eine Art gothiſches Univerſalreich, deſſen Anfänge gewiß ſchon die Vorgänger des Amalers begründet hatten. Mehr als 14 Völker germaniſcher, finniſcher, ſlaviſcher Nation mußten dem oſtgothiſchen Heerbann folgen; bis an die Oſtſee zu den alten Stammſitzen der Gothen und bis weit gegen den Don in das heutige Rußland hinein lagen die Vaſallenländer Hermanarichs. Sein Ruhm war groß bei den Römern, und das Imperium konnte ſich freuen, daß der kriegeriſche König ſeine Waffen lieber nach Norden und Oſten als nach Süden richtete. Aber das raſch zuſammengebrachte Reich des Amalers ſtand auf ſchwachen Füßen. Im Herzen vieler Vaſallenvölker gährte der Abfall; eine ernſte Probe, ein energiſcher Stoß von außen konnte ſchnell der ganzen ſchimmernden Herrlichkeit ein Ende machen. Schon hatten die

Roſomonen, ein ſonſt unbekanntes Volk welches einige Forſcher zu den bekannteren Rexalanen machen, ihre ſchwankende Geſinnung verrathen. Der erzürnte König ließ das Weib eines geflüchteten Großen, die Swanhilde, von Pferden zerreißen. Blutrache trieb die beiden Brüder der Ermordeten, Hermanarich zu tödten. Wenigſtens konnten ſie ihm das Schwert in die Seite ſtoßen, und ſeitdem ſiechte der greiſe König hin [25]), ohne daß Kriegsluſt und Thatkraft ihm gelähmt worden wären.

Die Weſtgothen hatten ihre Gaue im einſtigen römiſchen Dacien, deſſen nördliche Hälfte das wald- und metallreiche Hochland von Siebenbürgen, die Weiden der Moldau und Beßarabiens ausmachten, die ſüdliche Hälfte aber die heutige Wallachei, von Natur eins der geſegnetſten Länder Europas, mit üppigen Tiefflächen längs der Donau, kräuterreichen Abhängen und dicht bewaldeten Höhen. Die Weſtgothen verwarfen die Königsherrſchaft im Sinne der oſtgothiſchen. Ihren Gauen ſtanden Häuptlinge vor, die ſich allerdings nur wenig von den alamanniſchen Königen unterſchieden haben mögen, und wirklich bei den römiſchen Autoren faſt durchgängig Könige heißen. Doch die oberſte Gewalt war ſchwächer als die der Oſtgothen. Als loſe Spitze für das geſammte Volk wurde einer der Gauhäuptlinge erhoben, natürlich zumeiſt der tapferſte und klügſte, mächtigſte und geachtetſte. Dieſe Würde war den Römern ſchwer zu begreifen und auszudrücken; ſie nannten deren Inhaber den Richter der Weſtgothen. Man muß beachten, daß „Richter" (index, δικαστής) in jener Zeit als Bezeichnung für die mächtigſten Großwürdenträger des Imperiums galt; ſowohl der prätoriſche Präfekt wie der General der Kavalerie war ein Judex. Alſo dieſem Ausdrucke nach konnte der weſtgothiſche Richter immer eine achtunggebietende Machtfülle in Krieg und Frieden beſitzen, und am paſſendſten bleibt es wohl für uns, ihn Herzog zu nennen. Athanarich war Herzog ſeines Volkes etwa ſeit der Mitte des Jahrhunderts. Er leitete den Krieg, die Verhandlungen und den ſonſtigen politiſchen Verkehr mit den Römern.

Einige Jahrzehnte bereits vor Athanarichs Regiment hatte das Chriſtenthum ſich unter den Weſtgothen ſtark verbreitet. Die chriſtliche Gemeinde, die erſte deutſche von der wir wiſſen, zählte ſich zur allgemeinen Kirche, hatte ihre Prieſtergrade wie jede römiſche Diöceſe, und ihr Biſchof Theophilus war unter

den Vätern welche die Akte des Concils von Nicäa unterschrieben 325. Ulfila, sein einstiger Schüler, folgte ihm 341 im Amte, wirkte für die arianische Auffassung der Sohnschaft Jesu, und gewann der neuen Religion so viele Seelen, daß Athanarich, ein starrer und eifriger Heide, für die alten Götter zu fürchten begann. Seine Verfolgungen trieben den Bischof und das christliche Volk zu jener Uebersiedelung ins römische Reich, welcher Constantius so bereitwillig Erlaubniß und Vorschub gewährte, 355. Trotzdem müssen viele christliche Keime im alten Heimathlande zurückgeblieben sein, sich entfaltet und neuen Samen ausgestreut haben. Auch dauerten die Einwirkungen vom römischen Reich herüber fort. Jedes Handelsfahrzeug konnte zugleich mit den Erzeugnissen der Civilisation die Lehre vom Kreuz an das linke Donauufer tragen. Jeder römische Hausirer welcher Gothien mit Geräthen, Kleidern, Schmuck und Waffen durchzog, konnte in der fernsten Hütte auf den siebenbürgischen Waldhöhen von Christus, von den erlösenden Wirkungen des Glaubens an ihn und dem heiligen Wandel seiner Anbeter sprechen. Die Mitglieder der häufigen Gesandtschaften, die vielen tausend zurückkehrenden Krieger der gemietheten Hülfsschaaren konnten Apostel des Christenthums werden. Ulfila wirkte gewiß durch ausgesandte Missionare und andere Mittel, wenn es auch nicht ausdrückliche Berichte über diese Thätigkeit des berühmten deutschen Bischofs giebt. Namentlich aus Cappadocien waren im dritten Jahrhundert viele christliche Römer, Laien und Priester, als Kriegsgefangene von den asiatischen Einbrüchen der Gothen her auch in diese Gegenden gekommen. Ihr ernster Sinn, die freudige, zuversichtliche und trostreiche Inbrunst ihres Verkehrs mit dem Himmel, manche Tugenden welche den Heiden unbekannt sein mußten, da das Christenthum sie recht eigentlich erst gepflanzt hat, ja, wie uns die Kirchenhistoriker versichern, die Kraft: durch einfaches Gebet Krankheiten und Teufel auszutreiben, dies Alles hatte schon damals den tiefsten Eindruck auf die Germanen gemacht, sie zum Fragen, zur Lernbegierde und zur Annahme des neuen Glaubens gedrängt [26]). Die Verbindung zwischen der Kirchenprovinz Gothien und Cappadocien ist immer aufrecht erhalten worden. Basilius der Große von Cäsarea interessirte sich lebhaft für die gothischen Gemeinden, Briefe von ihm beweisen es; er wird nicht unterlassen haben für seine nicänische Confession dort zu wirken, wie Ulfila für die arianische, und ziemlich eine

der erſten Aeußerungen des gothiſchen Chriſtenthums welche wir wieder vernehmen, iſt ein Brief der gothiſchen Kirche an die Kirche von Cappadocien und die allgemeine Chriſtenheit.

Genug, kaum ſind 15 Jahre ſeit Ulfilas Auszug verfloſſen, als ſich der Blick in ein neues, reiches und inniges Leben vieler chriſtlicher Gemeinden in Gothien aufthut. Man erkennt, daß der Unterſchied des ewigen und unewigen Sohnes aus dem römiſchen Reich unter die Germanen verpflanzt worden iſt. Es giebt Biſchöfe, Presbyter [27]) und Diakonen verſchiedener Gemeinden und Richtungen. Nur ein Biſchof der geſammten Kirchenprovinz fehlt: vielleicht daß Ulfila noch dafür galt. Kirchen erheben ſich in den Dörfern, aber am häufigſten über das Land zerſtreut liegen die Klöſter der audianiſchen Sekte.

Audius, ihr Stifter, lebte zur Zeit des Arius in Syrien; ſein heiliger Wandel und Gotteseifer hatte ihn weit bekannt bei den Chriſten gemacht; noch mehr ſeine Wahrheitsliebe. Er ſchalt laut und rückhaltlos auf das unchriſtliche Leben in den Gemeinden, er ließ ſogar die Presbyter und Biſchöfe ihrer Habſucht und Hoffahrt, ihrer Ueppigkeit und Wolluſt halber nicht ungeſchont. Die erbitterte Geiſtlichkeit ſchmähte, verläumdete, peinigte ihn und ſeine Freunde auf jede Weiſe. Sie ſchlugen mit Stecken und Fäuſten auf ſie los, und endlich wurden die Mißhandlungen ſo unerträglich, daß Audius den Entſchluß faßte, aus der allgemeinen Kirche zu treten, wie innig warm ſein Herz auch an ihr hing. Sein Anhang wuchs raſch, Biſchöfe geſellten ſich ihm zu, er ſelbſt wurde von einem ſolchen zum Biſchof ordinirt. So bildete ſich die ſtarke Sekte der Audianer im Orient, welche die Reinheit der Kirche und die ſtrenge Zucht des Klerus forderte wie die Donatiſten und Luciferianer im Occident. Doch bald wichen die Audianer in zwei Punkten von den allgemeinen Dogmen ab. Sie wollten das Oſterfeſt zu gleicher Zeit mit den Juden gefeiert wiſſen. Zweitens: ſie behaupteten allen Ernſtes die Körperlichkeit Gottes. Denn Gott habe Adam nach ſeinem Bilde geſchaffen und Lehm dazu genommen, alſo müſſe Gott ebenfalls körperlich ſein: ferner hätten Abraham und Jeſaias den Herren mit leiblichem Auge geſehen; ebenſo ſchauten ihn die Engel welche ja auch Leib hätten. Nur Körperliches könne von Körperlichem erblickt werden. Dieſe Argumentation brachte die Verfechter der reinen Geiſtigkeit etwas in Verwirrung. Sie konnten nicht leugnen was

in der Bibel ſtand, ſie mußten es für wahr annehmen weil es in der Bibel ſtand; doch die Bibel ſagte auch, daß Niemand den Vater geſehen habe als der Sohn. Wie aus dieſem Dilemma kommen? Widerſprach die Bibel ſich ſelbſt? Das ſei ferne! Man deducirte demnach: Allerdings iſt es unmöglich, daß die menſchliche Natur Gott ſehen kann; das Sichtbare vermag das Unſichtbare nicht zu ſchauen, das Körperliche nicht das Geiſtige. Allein der unſichtbare Gott in ſeiner Gnade und Allmacht gewährte dennoch dem Ohnmächtigen Macht, daß es das Unſichtbare ſehe. Eine wenig aufklärende Glaubensſprache, vor welcher Logik und Speculation vielleicht noch mehr ſchaudern muß als vor der Körperlichkeit Gottes.

Die Biſchöfe verklagten endlich den Audius bei Kaiſer Conſtantius als einen frechen Menſchen welcher das Volk rebelliſch mache. Der unbequeme Sektirer wurde nach Scythien verbannt, ging über die Donau und predigte den Gothen das Chriſtenthum. Ihnen erregte die Körperlichkeit Gottes keinen Anſtoß; im Gegentheil, die heidniſche Anſchauung mußte eine Schwierigkeit weniger überwinden, um zur chriſtlichen bekehrt zu werden. Audius hatte großen Erfolg und gründete viele Klöſter, die nach ſeinem Tode nicht aufhörten ſich zu vermehren; auch Biſchöfe ſetzte er ein und nahm ſie aus den Gothen; Silvanus, Urianus und einige andere erfreuten ſich eines großen Rufes in der Chriſtenheit[28]). Die Audianer lebten in ihren Cönobien oder „Schafhürden“ nach einer ſtrengen Regel; ihre Keuſchheit, ihr Faſten und die Strenge der andern frommen Uebungen wurden weit gerühmt. Aber auch die Störrigkeit des frommen Hochmuths war den Germanen mit dem Chriſtenthum von den Römern gebracht, und die Audianer verſchmähten es, mit jedem anderen Chriſten, ſei er Arianer oder Homouſianer, ſei er noch ſo keuſch, ſo fleckenrein, ſo fromm und ascetiſch, zu communiciren und zu beten.

So lebten die Chriſten in Gothien während die römiſchen Truppen 367—369 einen Theil des Landes durchzogen. Aber kaum war der Friede mit Valens geſchloſſen, als Athanarich und die anderen heidniſchen Gaufürſten ſich anſchickten[29]), die neue Religion als einen inneren Feind auszurotten. Der Haß gegen Valens welcher ſie eben nicht unglücklich bekriegt hatte und als eifriger Chriſt bekannt war, vermehrte die Erbitterung der heidniſchen Fürſten gegen deſſen Glaubensgenoſſen in ihren Gauen.

Diesen Empfindungen gesellte sich unzweifelhaft die Besorgniß zu: die verlassenen und erzürnten Götter würden ihre Hand vom Volke abziehen, alle socialen Ordnungen würden umstürzen und der Sieg den gothischen Waffen nicht mehr verliehen werden. Eine bekannte Furcht, wie die Anhänger jeder überlebten und angegriffenen Religion sie äußern. Die gothischen Christen dagegen suchten ihren Glauben auszubreiten und hofften von ihm ein neues Leben für ihr Volk. Andrerseits pflegten sie innige Verbindungen mit den Brüdern im römischen Reich, und bei dem kosmopolitischen Zug des Christenthums, welchem die Herzen der Germanen doppelt rasch nachgaben, sahen sie dort, wo das Kreuz so viele Millionen Verehrer hatte und so hoch über die Götter erhoben leuchtete, gewiß mehr ihre eigentliche Heimath, als in dem heidnisch dunklen Vaterlande. Es konnte wohl für ausgemacht gelten: jeder Christ verstärkte die römische Partei in Gothien.

Im Jahre 370 erhoben die gothischen Fürsten eine Verfolgung welche mehre Jahre dauerte. Athanarich „der Schreckliche" war die Seele aller Gewaltthaten. Viele Christen wurden vor Gericht gezogen, viele ohne Weiteres getödtet. Ein Wagen mit einem Götzenbilde darauf fuhr durch die Dörfer und hielt vor den Hütten wo man Christen vermuthete. Opferten die Bewohner nicht, so steckten die Schergen, vielleicht auch die begleitenden Priester, ihre Hütten in Brand und stießen sie selbst in die Gluth. Das Essen des Opferfleisches wurde zum Erkennungszeichen des alten orthodoxen Glaubens gemacht; wer seinen Abscheu davor bewies, war ein Christ und mußte sterben oder schweres Ungemach erleiden. Die Kirche wohin eine christliche Gemeinde: Männer, Greise, Weiber mit ihren Kindern und Säuglingen sich geflüchtet hatte, wurde den Flammen übergeben. Die Klöster der Audianer sanken in Trümmer und Asche, die Mönche, Presbyter und Bischöfe kamen um oder wurden zerstreut; nur wenige Audianer blieben im Stillen zurück; die meisten wanderten in das römische Reich, und einige Jahre später konnte man ihre Klöster bei den Städten oder in den Gebirgseinöden Syriens sehen. Begeistert empfingen Arianer und Nicäner die Märtyrkrone in Gothien, und die Namen der ersten Deutschen welche unseres Wissens für eine Ueberzeugung gestorben sind, müssen uns immer ehrwürdig sein. Von den Gothen welche in einer brennenden Kirche umkamen, hat eine fromme Hand 26 Heilige verzeichnet:

17 Männer 9 Frauen, und die beiden Presbyter Vereka und Batwins als besonders heilig vorangestellt. Durch eine christliche Gothenfürstin Gautho sollen einige Ueberreste dieser Märtyrer nach Cycicus gebracht sein, und dort wurden sie als theure Schätze verehrt.

Von der Person, dem Heldenmuth und den Schicksalen des Nicetas und Saba sind wir näher unterrichtet. Beide waren Gothen von Geburt [30]), obgleich Nicetas, wie es häufig bei den Germanen vorkam, einen römischen Namen trug. Nicetas entsproß einem adligen Geschlecht und wurde vom Bischof Theophilus im Christenthum unterrichtet; er führte ein überaus frommes Leben, hielt sich ängstlich und stolz von jeder Berührung mit seinen götzendienerischen Landesbrüdern fern, und seine Glaubensgenossen meinten, daß er sowohl an Adel der Geburt wie an Frömmigkeit hoch hervorrage. Als er einmal predigte, nahten die Schergen Athanarichs, stürzten sich auf ihn, schleppten ihn fort, zerrissen ihm die Seiten damit er das Christenthum abschwöre, und zündeten den Scheiterhaufen unter ihm an. Hymnen singend endete Nicetas in den Flammen. Mit ihm wurde eine Menge anderer Gothen der Märtyrkrone gewürdigt. Ein Freund des Nicetas, der Cilicier Marianus, hielt sich in der Nähe am Donauſtrande auf. Ihn drängte es unwiderstehlich, die Ueberreste des theuren Verewigten zu besitzen. Kühn schlich er des Nachts zu der Brandstätte; ein himmlisches Licht ging nahe über seinem Haupte auf und strahlte ihm den richtigen Weg voran. Da erblickte er den Körper des Freundes unversehrt auf den glimmenden Scheiten liegen: Nicetas, wie schon sein Name verkündet, hatte die Flammen besiegt. Marianus brachte den heiligen Körper nach Mopsuestia in Cilicien und baute ihm einen Tempel. Der gothische Märtyrer that viele Wunder und wurde Gegenstand frommer Verehrung weit und breit. Jeder wollte einen Theil vom Körper des Heiligen als Reliquie besitzen, wie das Privathaus wo die Leiche zuerst stand, eines Fingers gewürdigt war. Doch der Heilige sah seiner drohenden Zerstückelung mit Zürnen entgegen. Ein Erdbeben und gräßliches Ungewitter brach los, und die Hand eines begehrlichen Sünders vertrocknete. Als die Cilicier auf diese Lehren achteten, wurde der selige Germane wieder gnädig gesinnt und heilte die Hand des Betroffenen.

Noch gepriesener bei Gothen und Römern war der heilige Saba, denn er hatte seine glaubensfreudige Standhaftigkeit noch

glänzender beweisen dürfen. Schon vor dem Märtyrerthum, sagten seine Glaubensgenossen, leuchtete er wie ein Gestirn weit über den dunklen Himmel Gothiens, er ahmte von früher Jugend die heiligsten Muster nach, welche dem Christen aufgestellt sind und errang die herrlichste Vollkommenheit inmitten eines argen und verkehrten Geschlechts. Ihn schmückte ein Kranz von Tugenden, dessen einzelne Blüthen erst das Christenthum recht gezeitigt hat. Er war friedfertig, sanft, gehorsam und demüthig. Bescheiden hielt er Schweigen besser als Reden; nur wenn es galt für seinen Glauben zu zeugen oder zu wirken, konnte er gewaltig sprechen, daß die Götzendiener verstummten. Aber speciell religiöse Tugenden machten ihn im Auge der Seinigen erst zum wirklich guten Mann. Er sang viel Psalmen in der Kirche und sorgte lebhaft für den Psalmengesang; er fastete jeden Tag und betete rastlos; vor Allem: er fühlte den heiligsten Schauder vor dem unreinen Glück welches Frauenliebe gewährt. Auch in Sabas Dorf sollten die Christen gezwungen werden Opferfleisch zu essen. Doch hier, in der ersten Glaubensverfolgung die wir bei einem germanischen Volke näher betrachten können, hier dürfen wir uns an einem Zuge erfreuen, nach dem man sich vergebens in den Berichten römischer Verfolgungen umsieht. Familienliebe war bei den Germanen größer als der religiöse Haß. Im ganzen Dorf erboten die heidnischen Verwandten der Christen sich von selbst, ihnen ungeopfertes Fleisch für geopfertes vorzusetzen. Die Christen gingen darauf ein; nur der heilige Saba nicht. Er trat offen hervor, enthüllte den liebevollen Betrug und schützte dadurch seine Glaubensbrüder daß sie nicht in die Schlingen der Lüge und des Satans fielen. Diese Art innerster Wahrheitsliebe, wesentlich eine Frucht des christlichen Moralsystems, mußte den Heiden ganz unverständlich sein und war es wohl auch den meisten Christen. Saba, welcher die freundlichsten Absichten so unfreundlich durchkreuzt und verrathen hatte, ward aus dem Dorfe getrieben, doch bald rief man ihn wieder zurück.

Nicht lange darauf begann die Verfolgung von neuem und kam in Sabas Dorf. Abermals wollten die Heiden ihre christlichen Verwandten erretten und wollten schwören: kein Christ sei unter ihnen. Doch freimüthig trat Saba vor die Verfolger und sagte: „ich bin ein Christ.“ Da schwuren die Heiden: außer diesem Einen wäre keiner im Dorf. Offenbar hatte die religiöse

Verfolgung das gothische Volk nicht oder nur sehr theilweise für sich. Der Gaufürst ließ den kühnen und unbequemen Saba rufen; doch als er einen bescheidenen Mann in ärmlicher Kleidung sah, und die Umstehenden versicherten, was Saba auf dem Leibe trage wäre sein ganzes Besitzthum, verachtete der Fürst den Bettler und ließ ihn gehn. Zum drittenmal wurde die Verfolgung heftiger. Eine Schaar des Fürsten Atharid, Rothesteus' Sohn, — vielleicht Athanarich selbst, vielleicht dessen Bruder, — stürmte in der dritten Nacht nach dem Osterfeste 372 in das Dorf, riß Saba und den Presbyter Sansala von ihrem Lager, legte ihnen Fesseln an, warf den Presbyter auf einen Wagen und schleppte Saba durch wüste, leergebrannte Gegenden, über spitzige Baumstumpfe, unter Stockschlägen und Geißelhieben weit und weiter fort. Sabas Worte, welche der Ohnmacht seiner Henker spotteten, reizten diese, ihm noch schrecklichere Qualen aufzulegen. Als sie einmal eingeschlafen waren, befreite ihn ein mitleidiges Weib aus der peinvollen Lage in die er gespannt war. Statt zu fliehen, half er der Frau bei ihrer Arbeit. Atharid ließ ihm neue Qualen bereiten und Opferfleisch vorsetzen. Der Himmel selbst, um die Herrlichkeit seiner Macht und seines Frommen zu beweisen, verlängerte Sabas Pein. Denn als ein Knecht des Atharid, erzürnt durch Schmähungen des gemarterten Christen auf diesen Fürsten, ihm das Schwert in die Brust stoßen wollte, machte es ebenso wenig eine Wunde, wie ein Flocken Wolle es gethan haben würde. Endlich befahl Atharid, den Verstockten auf ein Holz zu spannen und ins Wasser zu werfen. Saba erblickte den Himmel offen, und die Herrlichkeit aller heiligen Bewohner, welche kamen, ihn zu begrüßen und aufzunehmen. So starb er durch ein Holz und durch Wasser: die Symbole des Heils; und starb in der Verzückung des himmlischen Schauens wie nur der Tod für eine große, theure Idee sie gewähren kann, in welcher Form es auch immer sei. Junius Soranus, der Commandeur von Kleinscythien, war ein Christ. Er hörte von Sabas Tode und ließ die Leiche des Märtyrers durch christliche Brüder herüberholen. Er sandte sie nach Cappadocien, seinem Vaterlande, und ein Brief der gothischen Gemeinde an die Kirche von Cappadocien begleitete die heilige Sendung. Er schildert den heiligen Saba, sein Leben, sein Leiden und seine Verklärung, und beweist, daß die christliche Gemeinde, deren Ruhm dieser Märtyrer war, nicht zersprengt worden ist.

Ueberhaupt, Athanarich und die übrigen heidniſchen Gaufürſten verrechneten ſich bei der Chriſtenverfolgung in Gothien, wie einſt Diocletian, ſeine Mitregenten und Nachfolger es im römiſchen Reiche gethan. Das Chriſtenthum wurde nicht ausgerottet; vielmehr es wuchs an. Und bald geſellte ſich dem religiöſen Gegenſatz der politiſche zu. Athanarichs Walten rief eine wachſende Oppoſition hervor. Die Gaue und Parteien trennten ſich je nach Lage, Anſichten und Intereſſen. Gegenüber der altheidniſchen, nationalen, römerfeindlichen unter Athanarich ſtand die duldſame, chriſten- und römerfreundliche. An ihre Spitze trat der Häuptling Fritigern; ein Mann, der ſich wohl mit Athanarich meſſen konnte. Er war Chriſt oder wurde es bald, und augenſcheinlich hat die römiſche Civiliſation heilſame Wirkungen auf ihn geübt. Sein Charakter war nicht ſo ſtörriſch und wild wie Athanarichs, ſein Kriegsmuth nicht weniger heroiſch aber ruhiger, ſein Blick hatte einen größeren Horizont. Fritigern war feiner, gebildeter und geſchmeidiger. Staatsmänniſche Gaben, Feldherrentalente, bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, raſche Klugheit die im Augenblick das Beſte thut, und die große Kunſt politiſcher Kriegführung, machten ihn ſpäter zum überlegenen Feinde der Römer, zum Erhalter und glänzenden Führer des gothiſchen Volkes.

Etwa im Jahr 372 mag der offene Kampf zwiſchen den beiden weſtgothiſchen Parteien ausgebrochen ſein. Fritigern gerieth in Nachtheil und wandte ſich um Hülfe an das römiſche Reich. Kaiſer Valens konnte die Gelegenheit, ſich in die gothiſchen Händel zu miſchen, nur erwünſcht finden, und nichts ſchien gebotener, als eine Partei zu unterſtützen, deren Beſtand den Frieden ſicherte, deren Unterliegen mit dem Ausbruch neuer Kämpfe faſt identiſch war. Römiſche Truppen verſtärkten Fritigerns Gothen, und Athanarich erlitt eine ſchwere Niederlage. Seitdem herrſchten die lebhafteſten Beziehungen zwiſchen Fritigerns Partei und dem Imperium. Auf jede Weiſe ſuchten die Gothen dem Kaiſer ihren Dank und ihre Anhänglichkeit darzuthun. Jetzt ſoll Fritigern die Religion des Valens angenommen haben, jedenfalls ermunterte er ſeine Gothen es zu thun. Er bat um Lehrer in der chriſtlichen Erkenntniß; mit Freuden ſandte Valens eine reiche Zahl von Prieſtern über die Donau, und eine lebendige, höchſt erfolgreiche Miſſionsthätigkeit entfaltete ſich unter den Gothen, welche ihr bereitwillig mit empfänglichen Herzen entgegenkamen. Natürlich

waren es arianiſche Prieſter die Valens den Gothen ſandte; auch die etwa freiwillig hinüberziehenden lehrten den unewigen Sohn, denn in Thracien und Möſien herrſchte der Arianismus faſt unbedingt. So wurde in die Gothen der eigentliche Keim zu der chriſtlichen Confeſſion geſenkt, welche ſie faſt bis zu ihrem Ende feſtgehalten haben, und mit der ſie ſpäter den Römern ſchroff gegenübergetreten ſind. Die Homouſianer konnten Valens nicht genug verfluchen wegen der Unthat, ein ganzes Volk dem ewigen Verderben geweiht zu haben, und wußten für die Gothen nur die Entſchuldigung, daß ſie in ihrer thörichten Herzenseinfalt von Böſewichtern verführt, ein höchſt perverſes und abſcheuliches Bekenntniß ohne Arg angenommen hätten [31]). Unterdeſſen aber war es Athanarich gelungen, ſich wieder zu erholen und zu ſammeln; noch immer hielt er ſich als Führer mehrer Gaue; gleichwohl ſtand zu Fritigern bereits der größere Theil des Volks, und die Trennung der Gothen ſcheint ſich derart geſtaltet zu haben, daß Athanarichs Bezirke nach den oſtgothiſchen Gränzen hin lagen, öſtlich und nördlich, in der Moldau und in Beſſarabien; Fritigerns Gaue dagegen den Römern näher und ihren Einflüſſen längs einer weitgedehnten Gränze zugänglich: in der Wallachei und einem Theil des ſiebenbürgiſchen Hochlands.

So zerriſſen waren die Zuſtände bei den Gothen, gerade als ſie einen ungeheuren Sturm beſtehen ſollten, der mit jedem Tage näher kam. Um 371 hatten ſich Hunnenhorden unter dem Häuptling Balamer auf das nomadiſirende Reitervolk der Alanen geſtürzt, deſſen einzelne Völker, von ſchönen, ſtattlichen und kriegsluſtigen Menſchen mit hellem Haar, trotzig leuchtenden Augen und leichten Waffen gebildet, ihre beladenen Wagen, Rinderheerden und Pferderudel in den weiten Steppen zwiſchen Dniepr und Don bis zu den mäotiſchen Sümpfen umherführten. Die Alanen, wie tapfer ſie waren, widerſtanden dem gräßlichen Anblick und wüthenden Ungeſtüm der kaum menſchenähnlichen Weſen nicht. Sie wurden geworfen, ihre Gaue durchzogen und botmäßig gemacht, ihre Kriegsſchaaren mußten ſich den aſiatiſchen Horden anſchließen. Ueber andere Völker hatte ſich die Woge bereits gewälzt; ſie riß Alles was ſie berührte mit ſich fort. Um 373 drang ſie gegen den Dniepr auf die Oſtgothen heran. Der hundertjährige Hermanarich gedachte noch die alte Kraft ſeines Armes und Kriegsgenies zu erproben. Auf ſich ſelbſt vertrauend, führte er ſeine Völker den

Horden entgegen. Allein die Oſtgothen, welche ſo viele wilde Völker unterworfen hatten, entſetzten ſich vor den Hunnen. Die ſcheuslich affenartige Erſcheinung, das dunkelbraune Geſicht, von Natur und Schmutz ins Schwärzliche ſpielend, ähnlich einem Schwamm oder unförmlichen Klumpen mit Löchern und Schlitzen wo ſonſt Naſe, Mund und Augen ſind; dazu die Backen kreuz und quer durch Narben ſo ganz zerfetzt, daß die Männer bartlos wie Eunuchen waren — es geſchah den Säuglingen ſchon, um ſie ſofort an Schmerzen und Blut zu gewöhnen; — die Kleidung ein Linnen und Fell, vor Alter und Schmutz am Leibe faulend und faſt lebendig vor Ungeziefer; die ungewohnte Kriegführung: die blitzſchnellen Angriffe auf ihren kleinen, häßlichen aber flotten und unermüdlichen Pferden mit denen ſie als vollendete Reiter in eins gewachſen ſchienen; das viehiſche Geheul dabei, die verſtellte Flucht, das plötzliche Auflöſen, Schwärmen und neue Sammeln der Haufen; die nie fehlenden Knochenpfeile, die heimtückiſchen Schlingen welche ſie dem Feinde um den Hals warfen, die kecken und ſchlauen Umgehungen, die Beſtialität und vollkommene Treuloſigkeit des Volkes: — den Gothen ſtand zu viel Unerhörtes gegenüber als daß ſie gefaßt bleiben ſollten. Die muthigſten, abgehärtetſten Krieger wurden von Ekel und Schrecken überwältigt.

Bereits waren die Gränzen durchbrochen; der Widerſtand der Gothen erlahmte; die Vaſallenvölker fingen an zu wanken, zuerſt fielen die Roſomonen ab. Ueberall war Verrath, Angſt, Gefahr und Niederlage. Hermanarich ſah das Ende ſeines Reiches und Ruhmes gekommen; die empfangene Wunde fing doppelt an zu brennen: von Schmerzen des Körpers und der Seele gepeinigt, entleibte ſich der alte König ſelbſt. Und mit einem Stoß war das gewaltige Oſtgothenreich in ſeiner prahlenden Größe zertrümmert. Was noch blieb, theilte ſich in zwei Hälften: Geſimund, der Sohn eines gefeierten gothiſchen Helden Hunimund, ſtand der ſüdlichen, größeren unter hunniſcher Botmäßigkeit vor; der Amaler Winithar beherrſchte die nördliche etwas ſelbſtändiger. Der Glanz und berühmte Heldenſinn ſeiner Familie, das Beiſpiel ſeiner Vorfahren feuerte ihn an, ſich immer freier gegen die Hunnen zu ſtellen; und bald führte er Kriege auf eigene Hand mit benachbarten Slaven. Doch ſchon nach einem Jahre ſtürzten ſich Balamer und Hunimund vereinigt auf ihn, und nach mehren blutigen Schlachten ward er beſiegt und getödtet [32]). Seitdem waren die

Ostgothen in ihrer Gesammtheit ein hunnisches Vasallenvolk, von Unterkönigen regiert. Nur eine größere Schaar unter den Häuptlingen Alatheus und Safrach, zwei Männern von bewährter Tapferkeit und festem, treuem Herzen, verließ nach Winithars Fall die Heimath und führte den kleinen Königssohn Widerich vor der Wuth der Feinde mit sich fort. Sie durcheilten die Steppen welche sich vom Schlachtfelde bis zum Dniestr ausdehnten, und nach langem Umherirren kamen sie endlich vor den Kastellen der römischen Donaugränze an.

Unterdessen hatten die Hunnen sich auf die Westgothen gestürzt, 375. Entschlossener Widerstand der vereinten Gaue wäre eine mögliche Rettung für dieses Volk gewesen. Doch die ungeheure Gefahr überwand den alten Zwiespalt nicht. Die Bezirke im Osten, welche noch Athanarichs Leitung folgten, waren zuerst bedroht. Sie allein traten zur Vertheidigung ihres Landes zusammen; der größere Theil des Volks sah ihren Rüstungen theilnahmlos zu. Doch Athanarich, der alte, starkgesinnte und erprobte Kriegsführer, hoffte auch ohne ihn den heranstürmenden Wilden Widerstand leisten zu können. Er führte seine Gothen an den mittleren Lauf des Dniestr [83]), nur wagte er keine offene Schlacht. In einer Gegend welche das Greuthungenthal hieß, errichtete er ein festes Lager, und sandte vorsorglich den Häuptling Munderich welcher später im römischen Reiche den Posten des arabischen Gränzcommandeurs bekleidete, den Häuptling Lagariman und andere Vornehme weit in das vorliegende Terrain hinaus, um die Ankunft des gefürchteten Feindes schon in möglichster Ferne zu erspähen. Aber nichts vom Feinde zeigte sich. Die raschen Hunnen machten eine ihrer verschmitzten Umgehungen; in der Nacht, bei Mondenlicht wateten und schwammen sie durch eine ausgekundschaftete Seichtniß des Dniestr, und warfen sich mit der ganzen Wuth und Schnelligkeit und dem entsetzlichen Geheul ihrer Angriffe in Flanke und Rücken der erschreckten Gothen. Selbst Athanarich stutzte und wurde verwirrt; er gab die umgangene Stellung nach einigen Verlusten auf, zog sich in Eile über die steilen Höhen Siebenbürgens gegen das Flußgebiet der Theiß nach Westen hin, gelangte ins Land der stammverwandten Taifalen und verschanzte sich hier so gut es ging [84]). Die Hunnen folgten ihm nach; allein ihre Bewegungen wurden langsamer. Die Beute welche sie fanden und mit sich schleppten, das Verwüsten der Gaue und Nieder-

brennen der Dörfer weit und breit, das Schlachten der Kriegsgefangenen, der Weiber und Kinder, das ganze beſtialiſche Hauſen, welchem die zügelloſen Horden ſich mit Gier überließen, hielt ſie auf und rettete Athanarich.

Jetzt erfaßte die übrigen Gothen ein jäher Schrecken über die Niederlage des berühmten Kriegsführers, über die Gräuel welche die Hunnen mit unerhörter Wildheit verübten und vor dieſem thieriſchen Volke ſelbſt, deſſen Horden ſchon begannen, wie Wirbelwinde des Gebirges, ſich die Schluchten und Abhänge herunter in die glücklichen Ebenen zu wälzen. Kein Gedanke mehr, die Heimath zu vertheidigen. In ein neues Land wollten ſie flüchten, ſo weit wie möglich entfernt, hinter Flüſſen und Bergen, Mauern und Burgen, wo nie der Fuß eines jener Scheuſale ſie erſchüttern möchte. Dieſer einzige, kleinmüthige Wunſch vereinigte die einſt ſo heldenſinnigen Gothen. Ihre Hoffnungen richteten ſich auf das römiſche Reich. Sie mochten ſich erinnern, wie gern die Vandalen und die Gothen des Ulfila, die unter ihrem Hirten friedlich und dankbar am Hämus lebten, von den Kaiſern aufgenommen waren. Bei den vielen römiſchen Verbindungen konnten ſie eine Kunde von den ſaliſchen Franken erhalten haben, welchen Julian in Gallien Wohnſitze eingeräumt hatte. Sie wußten, wie viele tauſend Germanen, einzeln oder in Haufen, jährlich ins Reich wanderten und mit Freuden empfangen, belohnt und verwerthet wurden. Sie wußten ſich den Kaiſer Valens wohlgeſinnt. Das geſammte Volk verließ ſeine Sitze und brach gegen die Donau nach Süden auf.

Eines Tages erblickten die römiſchen Truppen von ihren Schanzlinien und Kaſtellen aus ein unabſehbares Menſchengewühl am jenſeitigen Ufer. Immer neue Schaaren kamen hinzu, und immer mehr folgten als gekommen waren. Nicht weniger als 200,000 Krieger, in der Blüthe ihrer Kraft und Jahre ſtanden endlich drüben: ſo berechneten die Römer; dazu die Greiſe, die Weiber, die Töchter, die halbwachſenen Jünglinge, die Knaben, die Säuglinge. Was ſie Koſtbarſtes an Hausrath und beweglichen Gütern beſaßen, hatten ſie mitgeführt. Die Heiden führen die Heiligthümer ihrer Dörfer und Sippen herbei, Prieſter und Prieſterinnen umgaben die Gefährte. Aber ſie hielten ſich und ihre Idole im Hintergrund möglichſt verborgen vor den Blicken der Römer. In die vorderſten Reihen drängten ſich die chriſtlichen

Biſchöfe und niederen Kleriker, angethan mit allen Kennzeichen ihrer Würde, und die Mönche in ihrem groben, kurzen Linnen und Fell oder den nachſchleppenden dunklen Kutten; ſelbſt Laien hatten irgend ein kirchliches Kleid übergeworfen oder einen religiöſen Gegenſtand in die Hand genommen, und ſuchten ſich als Prieſter, als Mönche und Büßer zu geberden. Alle, Götzendiener und Chriſten, riefen daß ſie Chriſten ſeien. So hofften ſie das Herz des Kaiſers deſto ſicherer zu erweichen, denn ſie bedachten, ein wie eifriger Chriſt Valens ſei, wie die geſpannten Verhältniſſe zwiſchen ihm und dem Heiden Athanarich bisher fortgedauert, und wie er ſich freuen müßte, daß die rege Miſſionsthätigkeit die er veranlaßt, ſo reiche Früchte getragen habe [35]). Die Menge wogte und rannte am Ufer auf und ab, winkte über den Fluß herüber den römiſchen Soldaten mit flehenden Geberden zu, rang die Hände und erhob laute Jammerrufe über ihr klägliches Geſchick, über die Niederlagen des Volkes, den Verluſt des alten Kriegsruhmes und der alten Heimath, und all das Entſetzliche was die Hunnen bereits ihren Brüdern zugefügt. Wenn ſie, wie ſo viele Landsgenoſſen vor ihnen, ins römiſche Reich aufgenommen würden, ſo erklärten ſie ſich bereit, ruhig, treu und gehorſam zu leben und Hülfstruppen zu ſtellen ſobald es gefordert würde.

Die römiſchen Gränzoffiziere natürlich konnten hierauf keine Antwort geben. Eilboten mit den Wünſchen und Anerbietungen des Volkes gingen an Valens nach Antiochien ab. Unterdeſſen harrten die Gothen am linken Ufer mit ſteigender Angſt und Ungeduld. In ihrem Rücken kamen die Hunnen immer näher heran, ein Gezücht, von welchem das Grauſen der Gothen die Sage erzählte, es ſei entſtanden aus den ſcheuslichen Umarmungen ausgeſtoßener gothiſcher Hexen und böſer Wüſtengeiſter.

Vor ihnen lag der breite Strom und der Gürtel drohender Feſtungen welche durch Valens' Sorge nach dem letzten Kriege verſtärkt und mit wachſamen Truppen beſetzt waren. Erhielten die Gothen die Erlaubniß zum Ueberſetzen nicht, ſo war ihnen das ſchlimmſte Schickſal gewiß. Einige Schaaren, von Furcht und Kühnheit zugleich getrieben, ſuchten ſich den Weg mit Gewalt zu eröffnen; allein das alte Ungeſtüm war hier am unrechten Ort: ſie wurden blutig abgewieſen und kamen im Angeſichte ihres Volkes und des erſehnten Landes durch das Schwert oder im Waſſer um.

Kaiser Valens empfing die Nachrichten von der Donau mit Freuden. Ein höchst erwünschter Zuwachs an Millionen rüstiger Ackerbauer und künftiger Steuerzahler bot sich ihm von selber dar. Vor allem seine Kriegsmacht ward durch eine kaum erschöpfliche Zahl der tüchtigsten Soldaten, der so viel gesuchten Germanen vermehrt. Er brauchte nur befehlen und zugreifen, um stets so viel vortreffliche Truppen zu haben als er wollte. Er konnte diese unerwartet glücklichen Umstände sofort bei den großen Rüstungen für den Perserzug verwerthen; und zugleich war es seiner eingewurzelten Mißgunst gegen Gratian keine geringe Genugthuung, in seinem kleineren Reichsgebiet fortan ein Heer ausheben zu können, dem des pietätslosen Neffen an Zahl, Tapferkeit und Ergebenheit überlegen [36]). Er sah in den Gothen, wenn sie längs der Donaugränze angesiedelt waren, einen kräftigen Schutzwall hinter den Kastellen zur Abwehr neu herandringender Barbaren, und Versuche der Hunnen, ins römische Reich zu brechen, mußten befürchtet werden [37]). Allein auf die Vorschläge der Gothen ging Valens nicht ein. Die Gothen wollten ihren nationalen Zusammenhang erhalten wissen; unzertrennt auf einem bestimmten Gebiet wollten sie nach eigenen Gesetzen unter Roms Oberhoheit leben, wollten interne Föderaten sein und Hülfsvölker in eigenen germanischen Haufen stellen. So etwa mochten die Vandalen und die kleinen Gothen Ulfilas leben. Valens jedoch war der Meinung, einem schwer bedrängten und hülfeflehenden Volk, das auch weniger günstige Bedingungen gern annehmen würde, nur geringere, dem Reiche noch nützlichere Rechte zu gewähren. Die Gothen sollten auf größeren Colonien, das heißt als etwas bevorzugte Colonen, in Thracien das Land bebauen; nicht Hülfsvölker sondern Rekruten für die römischen Truppentheile sollten sie stellen [38]). Daß sie sich ihrer Waffen entäußern könnten, war den Gothen vordem wohl noch nie in den Sinn gekommen. Valens machte deren Ablieferung, eine sehr wichtige Sicherheitsmaßregel, zum Vorbedingniß der Ueberfahrt. Auch von ihren Kindern sollten sie sich trennen; die noch nicht waffenfähige Jugend war zuerst überzufahren und als Geiseln in verschiedenen Gegenden des Reiches unterzubringen. Die Gothen, gedemüthigt und gefährdet wie sie augenblicklich waren, gingen auf die schweren aber wohlbedachten Forderungen des Kaisers ein, und es wird erzählt, daß sie sich außerdem zur allgemeinen Annahme des Christenthums verpflichteten, um noch größere

Zeichen ihres guten Willens und Gewähr ihrer Treue zu geben[29]). Ihnen dagegen wurden Getreidelieferungen bewilligt, bis die empfangenen Aecker den nöthigen Ertrag gäben.

So war der folgenschwere Uebertritt der Westgothen gestattet; und die Höflinge erhoben anscheinend mit mehr Grund als sonst die Schmeichelei braucht, das bewundernswürdige Glück des Kaisers, unter dessen Herrschaft sich aus den letzten Bezirken des Erdkreises solche Massen von Kriegern herbeidrängten, um vereinigt mit den römischen Truppen ihm ein geradezu unbesiegliches Heer zu bilden. Schon berechnete der sparsame und geldsüchtige Valens mit Vergnügen, wieviel weniger Provinzialen er jetzt im Jahr ausheben würde, wie er dafür den Provinzen eine Steuer auflegen und den Staatsschatz vermehren würde. Bald genug ging seine Freude in Schrecken über, seine Unterthanen verfluchten und die Nachwelt verurtheilte ihn; denn der Erfolg schlug unglücklich aus. Was der Kaiser beabsichtigte, war eine politisch und volkswirthschaftlich gute Maßregel; er wollte das germanische Colonisationswerk aller früheren Kaiser seit Claudius dem Gothensieger und dem germanenfreundlichen Probus weiter fortführen; er hatte die passendsten Sicherheitsvorkehrungen angeordnet. Nur wie so vieles was die Kaiser wohlmeinend zum Besten des Reiches aussannen, wurden auch Valens' Absichten durch die Unterthanen zum Schaden verkehrt. Die Nichtswürdigkeit der Beamten vom Civil und Militär hatte im Laufe des vergangenen Decenniums Britannien den Picten und Scoten, Afrika den Mauren, Pannonien den Quaden und Jazygen in die Hände geliefert, Illyrien gebrandschatzt und die Bewohner in den Selbstmord getrieben, der Unternehmung des Procopius höchst gefährliche Dimensionen verschafft. Sie hat auch den Uebertritt der Gothen zum erschütternden Stoß für die Grundvesten des römischen Reiches, zum überraschenden Fortschritt und Machtzuwachs des Germanenthums, kurz zum Ereigniß von welthistorischer Bedeutung gemacht. Valens mochte der Hoffnung leben, seine unabläßigen Bemühungen, zehn Jahre hindurch, für die sittliche Reformation des Beamtenthums sollten wenigstens soviel Früchte getragen haben, daß ein Werk von Wichtigkeit, welches nur einige Aufsicht, nur das leidlich thätige Befolgen der kaiserlichen Anordnungen erheischte um ganz gefahrlos zu sein, jetzt den Händen der thracischen Offizianten anvertraut werden dürfe. Hier lag der folgenschwere aber verzeihliche Irrthum des Kaisers. Das

Beamtenthum war zu gründlich depravirt, und die Bevölkerung aus der es sich ergänzte, führte ihm zu wenig bessere, sehr bald mit angesteckte Säfte zu. Allein, wie es eben geschieht: die eigentlich Schuldigen haben den am wenigsten Schuldigen mit aller Verantwortlichkeit und allen Vorwürfen überhäuft. Nur freilich, wenn jedes Gute was sich ereignete, jedes Verdienst eines hervorragenden Mannes, jede Schlacht die ein General gewann, ausschließlich dem Kaiser zur Tugend und zum Triumphe angerechnet wurde, so scheint es nicht mehr als billig und consequent, wenn der Monarch als der Urheber auch des Unheils verwünscht wurde, das unter ihm die despotisch regierte Bevölkerung überfiel, und was von ihr verschuldet wurde.

Sobald die Gothen Valens' Bedingungen angenommen hatten, begann die Ueberfahrt. Schiffe, Kähne, Flöße, ausgehöhlte Bäume ruderten Tag und Nacht vom einen Ufer zum anderen um die Haufen zu holen. „Das Verderben des römischen Erdkreises wurde mit stürmischem Eifer ins Land gebracht!" so klagten die Römer bald. Viele Gothen trieb die Ungeduld hinüberzuschwimmen, und sie kamen in der Donau um, die durch Regengüsse angeschwollen war. Die römischen Magistrate sollten eine Zählung der neu aufgenommenen Unterthanen vornehmen; doch bald meinten sie, die wirre Menge dieser Germanen, jeden Augenblick vermehrt, ungefüge, ordnungslos, wachse ihrem Auftrag über den Kopf; sie ließen ermüdet Griffel und Schreibtafel sinken und standen endlich von jedem Versuche ab. Und eine noch wichtigere Vorschrift des Kaisers wurde nachlässig, bald gar nicht mehr erfüllt. Einen Theil der halbwachsenen Jugend nahm man den Germanen wirklich als Geiseln ab, führte sie nach Kleinasien und vertheilte sie dort unter Aufsicht römischer Offiziere in die Städte. Ein großer Theil jedoch der Knaben blieb den Eltern oder kam auf die schmutzigste Art in die gierigen Hände der Beamten. Es trat der Augenblick ein, wo die Gothen ihre Waffen abliefern sollten. Da jedoch erwachte im Herzen der germanischen Krieger das volle Gefühl dessen was sie verlieren sollten, die Liebe zum heiligsten Besitz beinah den die alten Deutschen kannten, zu ihren Begleitern, Helfern und Schützern in so vielen Kämpfen, den eigentlichen Begründern ihres Schlachtenruhms. Und noch mehr: die Waffe war der einzige Bürge für die Freiheit, der ihnen geblieben war in ihrer Noth und für eine ungewisse Zukunft, da sie sich wehrlos wie auf Gnade und Ungnade

einer als unzuverlässig und willkürlich bekannten Nation überantworten sollten. Sie boten den römischen Beamten das Kostbarste was sie sonst noch hatten für das armselige Stück Holz und Eisen in ihrer Faust. Die Beamten aber entbrannten für die schönen deutschen Knaben und Jünglinge, die herrlichen blonden Frauen, die blauäugigen Jungfrauen; andere sahen die festen Rücken, die wuchtigen Leiber, die nervigen Arme der Männer an, und wünschten solche Sklaven auf ihren Acker, solche Diener für ihr Haus oder Hirten für ihre Heerden; andere wurden lüstern auf ein schönes Gewand, einen prächtigen Pelz den ihnen die Germanen verlockend vorhielten, auf eine schöne gestickte und betroddelte Reitdecke oder irgend einen Gegenstand des nützlichen Gebrauches oder des Luxus, den die Gothen vielleicht kurz vordem von einem römischen Kaufmann erstanden hatten. Und so begann der häßliche Tauschhandel, wo Waffen und einige Sicherheit vertragsmäßiger Behandlung und Freiheit auf der einen Seite blieben und Weiber, Töchter, Söhne, Knechte gegeben wurden. Die Beamten, die Gränzoffiziere und Soldaten, da sie sahen was hier zu erwischen war um den billigen Preis einer kleinen Unbotmäßigkeit und einiger Gefahr fürs Reich, nahmen das freundschaftlichste, zuvorkommendste Betragen gegen die Gothen an; so dienstfertig und geschmeidig wurden sie, als hätten sie nicht Hülfeflehende sondern Wohlthäter und Erhalter des Imperiums vor sich. Und einmal soweit durch die Unterschleife fortgeführt, mußten sie wohl die Augen zudrücken, wenn auch die ärmeren Gothen, welche nichts zu geben hatten, ihre Schwerter und Speere verweigerten, und vielleicht die anderen sich für sie verwandten. Die Verwirrung, die Hast, der wachsende Tumult, das dreistere Auftreten der Gothen, das böse Gewissen, die zunehmende Trägheit und Flüchtigkeit der Offizianten, die endliche Unmöglichkeit jeder Aufsicht, dies Alles wirkte zusammen: genug, als die Westgothen auf thracischem Ufer waren, hatte fast jeder seine Waffen in der Hand.

Um so vorsichtiger mußten die Beamten von jetzt ab sein. Aber die Germanen zeigten sich gefügig, obwohl ihnen, da sie Waffen hatten, alle Provinzen zur Beute offen lagen. Ihre Fahrtenlust widerstand den einst so lockenden Einladungen; sie waren treu gewillt, jeder Verpflichtung nachzukommen und sich auf die anzuweisenden Colonieen vertheilen zu lassen. Ein so wohlgesinntes Volk glaubten die Magistrate noch weiter zu ihrer

Bereicherung ausnutzen zu können. Lupicinus, kommandirender General von Thracien, und Maximus, zweiter Kommandeur dieſer Diöceſe [40]), waren Offiziere, vollgeſogen vom verderblichen Geiſt des römiſchen Militärs und Civils, und von einer Habgier welche nur mit ihrer Unfähigkeit wetteiferte, die verwickelte Lage zu würdigen, die begangenen Fehler zu verbeſſern und gegen die muthwillig heraufbeſchworenen Gefahren paſſende Mittel zu ergreifen. Sie behielten die nöthigen Lieferungen der Mundvorräthe für ſich, ließen die Germanen darben und den Halbverhungerten wie zum Spott Hunde und das krankhafte, widerliche Fleiſch gefallener Thiere zu den theuerſten Preiſen anbieten. Die Gothen, um eine der wichtigſten Bedingungen: auskömmliche und geſunde Nahrung verkürzt, blieben geduldig. Sie gaben, was ſie an Geld und Hausrath noch beſaßen für ein elendes Brod und ein Stück kaum genießbares Fleiſch dahin. Bald gingen dieſe Kaufmittel zur Neige, oder die übermüthigen Römer nahmen ſie kaum noch an. Die letzten Knechte wurden für eine kärgliche und jämmerliche Tageskoſt an die Schaaren von Beamten und Mäklern ausgeliefert, die ſich herbeidrängten um von dem unglücklichen Volk ihren Profit zu ziehen. Die Lagerſtätten der Gothen wurden zu Sklavenmärkten, und während die Römer ſich mäſteten und alle ihre Gelüſte befriedigten, trat bei den Germanen der Hunger mit jedem Tage ſchrecklicher auf. Die edelſten Gothen, die ihr Geſchlecht vielleicht von den Göttern herleiteten und in die fernſten Zeiten fortzuführen gehofft hatten, gaben ihre Söhne als Kaufpreis in die Sklaverei, um nicht zugleich mit dieſen den Qualen zu erliegen, welche augenblicklich noch ſchrecklicher ſchienen als der Gedanke der Knechtſchaft.

Und noch immer befand das geſammte Volk ſich am Donauufer; man hielt ſie dort feſt, um der zuſammengedrängten, hungernden Maſſe das Letzte abzufeilſchen was ſie an wünſchenswerthen Gütern noch beſaß. Endlich, durch eine ſo anhaltende Kette von Bosheit, Raub und Anmaßung derſelben Römer erbittert, welche ihnen mit gaſtfreundlicher Miene und manchen Verſprechungen ihr Land geöffnet, welche noch kurz zuvor ein ſo geſchmeidiges Betragen gezeigt hatten und über keinen Vertragsbruch ſeitdem klagen durften: endlich gaben die ſchwer geprüften Gothen ihrem gerechten Unwillen Raum, und der Gährung die ſich ihrer bemächtigte, durch Klagen und Murren einigen Ausdruck. Der General Lupicinus, als er dieſe Anzeichen bemerkte, erſchrak und fürchtete Abfall. Allein

ſtatt Eſſen ſchickte er Soldaten, die plötzlich zum raſchen Weitermarſch trieben. Die Gothen mochten über dieſe Handvoll Leute, mit denen man ihre 200,000 bewaffnete Männer zwingen wollte, zugleich lachen und erbittert ſein, doch blieben ſie ruhig und willig. Nur gerade jetzt, wo endlich der ſehnſüchtige Wunſch von der Stelle zu kommen in Erfüllung gegangen war, fing Fritigern, dem noch immer eine gewiſſe Führung ſeines Volkes unter römiſchem Kommando blieb, möglichſt zu zögern an. Denn er kannte den Sinn der Gothen und hatte nun die Römer vollkommen kennen gelernt, und ſein ſcharfſinniger Geiſt ſah bereits voraus, wohin endlich das ſtrafbare und kurzſichtige Verhalten der Römer, der wachſende Zorn der Gothen ausſchlagen mußte. Eben um dieſe Zeit jedoch war die Oſtgothenſchaar des Alatheus und Safrach auf römiſchem Boden angelangt. Zuvor mit ihren Bitten um Aufnahme von Valens abgewieſen, hatte ſie am linken Donauufer gewartet und es ſchleunigſt benutzt, als die Truppen aus den Gränzkaſtellen unvorſichtiger Weiſe zur Bewachung der Weſtgothen fortgezogen waren. Auf den Fahrzeugen die ſich vorfanden war ſie über den Fluß gegangen und hatte mühelos die unbeſetzten Wälle durchbrochen. Fritigern, um für die ſchlimmen Fälle die er vorausſah noch geſicherter zu ſein, ſuchte heimlich Verbindungen mit den Oſtgothen nach, und gehorchte öffentlich, wenn auch ſchon mit einiger Schwierigkeit den Befehlen der Römer, ſo lange es möglich war.

Auf langſamen Tagemärſchen erreichte das Volk endlich Marcianopel, nicht weit vom ſchwarzen Meer. Dieſe Stadt und ihre Umgegend, bereits in den früheren Gothenkriegen ein wichtiger Brennpunkt, war beſtimmt, den Ausbruch des mühſam niedergehaltenen und dann um ſo furchtbarer verheerenden Feuers zu ſehen. Lupicinus lud die Häuptlinge Alaviv und Fritigern nebſt einigen anderen zum Mahle ein, und ſie begaben ſich mit einer kleinen Gefolgſchaft in den Palaſt des Generals. Während ſie, getrennt von ihren Begleitern, in einem beſondern Zimmer tafelten, und Lupicinus den Wein in vollen Zügen hinabgoß, wollte die hungernde Menge der Gothen in die Stadt gehen, um endlich einmal auf dem wohlbeſetzten Markt ſich gute Lebensmittel zu verſchaffen. Allein die Thore wurden ihnen verſchloſſen, und Soldaten poſtirten ſich vor die Mauern. Die Entrüſtung der Gothen bei dieſer feindſeligen Behandlung ſtieg. Als Unterthanen des Reichs das ſie friedlich bewohnen und treu beſchützen wollten,

glaubten sie wohl das Recht zu haben, in einer Stadt sich Essen gegen ihren nagenden Hunger zu kaufen. Ihre lange Geduld hatte mehr Anerkennung und Zutrauen verdient. Sie faßten den Argwohn, man wollte ihre größten Häuptlinge ihnen entreißen und ermorden. Wilde Worte und Drohungen fielen, es kam zum Kampfe, die Soldaten wurden niedergemacht und alles dessen beraubt was den Gothen wünschenswerth erschien. Ein Bote flüsterte dem tafelnden Lupicinus diese Vorfälle zu, und der General, trunken zugleich von Wein und Müdigkeit, zeigte daß es möglich sei noch unangemessener zu verfahren als bisher. Mord und neuer Vertragsbruch sollten die aufgeregten Germanen beruhigen und ihre Ergebenheit sichern. Er gab heimlich Befehl, die Gefolgschaft seiner Gäste in den Vorgemächern niederzumetzeln, und hatte offenbar die Absicht, Alaviv, Fritigern nebst den anderen Germanen am Tische ebenfalls zu ermorden oder wenigstens als Geiseln zu behalten, um die Gothen führerlos und gefügig zu machen. Bald drang das Geschrei der Sterbenden an das Ohr der Häuptlinge. Fritigerns blitzschnelle Fassungsgabe erkannte sofort was geschehen war, in welcher Gefahr er mit seinen Genossen schwebte. Im selben Augenblick wußte er, was zu thun sei. Er sprang vom Mahle auf, zog sein Schwert, und mit dem Rufe: er selbst mit den andern Fürsten müsse sein Volk beschwichtigen damit nicht ein wilder Kampf ausbreche, eilte er aus dem Zimmer, gefolgt von den Uebrigen. Sie machten dem Morden draußen ein Ende, befreiten ihre Satelliten aus den Händen der bestürzten römischen Soldaten, stürmten aus dem Palast durch die Straßen zu den Thoren hinaus und wurden mit einem Jubel von ihrem Volke begrüßt, welcher Lupicinus und ganz Marcianopel erbeben ließ. „Dieser Tag", ruft ein alter Geschichtschreiber bezeichnend, „dieser Tag beendete den Hunger der Gothen und die Sicherheit der Römer!" [41])

Ein unerbittlicher Rachekrieg wurde beschlossen gegen die Römer, welche Alles verletzt hatten was Menschlichkeit und Treue gebot. Herolde eilten von den thervingischen Haufen welche vor Marcianopel standen zu den andern in den verschiedenen Gegenden Mösiens; die bekannten Feldzeichen wurden wieder nach alter Sitte erhoben, der düstre Ton der Stierhörner klang durch die erschreckte Provinz; alle gothischen Haufen warfen ihre Geduld und Botmäßigkeit mit stürmischer Freude ab, verwandelten sich in ebenso

viele Raubschaaren, eilten so rasch als das Plündern und Brennen der Ortschaften, das Ersättigen des Hungers und der Rache nach so vielem böswillig aufgelegten Darben und Leiden gestattete, zu den Zeichen Fritigerns; und Fritigern wurde als der tapferste, kräftigste und klügste Mann vom gesammten Volk zum Herzog entweder ausgerufen oder stillschweigend anerkannt. Lupicinus, in verwirrter Hast, raffte alle römischen Truppen zusammen deren er im Augenblick habhaft werden konnte; sein sicherer Uebermuth wurde zu der Verwegenheit welche die Angst eingiebt, er rückte mit seiner kleinen, halb noch ungeordneten, halb schon aufgelösten Macht den wüthenden, einheitlich geführten Schaaren Fritigerns entgegen, und sogar Angesichts dieser Gefahr unterließ man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Unversehens stürzten sich die Gothen auf die Römer, stachen und hieben sie mit ihren Speeren und Schwertern nieder, entrissen ihnen die Adler und sonstigen Zeichen, und fast nur Lupicinus allein rettete sein elendes Leben, um sich nach athemloser Flucht hinter den Mauern von Marcianopel zu verbergen. Die Gothen vertauschten ihre schlechten Waffen mit den Rüstungen der gefallenen Römer; ein Theil schwärmte durch das unbeschützt daliegende Land, ein anderer schloß Marcianopel ein.

Und die Thorheit römischer Magistrate zugleich mit dem ganzen Zuschnitt des socialen Lebens im Reich führte den Schaaren Fritigerns täglich neue, erbitterte Massen zu. Zwei gothische Fürsten, Suerid und Kolias, waren mit ihren Mannschaften vor längerer Zeit in eins von den gewöhnlichen Dienstverhältnissen zum Imperium getreten. Sie standen gegenwärtig bei Hadrianopel, ohne Absicht mit den empörten Gothen in Mösien gemeinschaftliche Sache zu machen. Vielmehr, da ein vorsorglicher Befehl des Kaisers ankam, der sie von ihren Landsleuten noch weiter fort, nach Asien berief, so forderten sie in ruhiger Weise von der Stadtbehörde Hadrianopels die nöthigen Marschvorräthe. Der Bürgermeister jedoch war erzürnt, weil seine Landgüter durch die Gothen Schaden gelitten hatten, und glaubte vielleicht dem Reich einen lohnenswerthen Dienst zu erweisen, wenn er die Heldenthat beging zwei Barbarenhaufen wegzutilgen, die schon deshalb verdächtig schienen weil sie zum Stamme der Rebellen in Mösien gehörten. Er bewaffnete den städtischen Pöbel und die zahlreichen Arbeiter der kaiserlichen Schild- und Waffenfabriken von Hadrianopel, führte keck diese unkriegerische, als Soldaten ausstaffirte Masse gegen die Barbaren,

und drohte ihnen den Untergang, wenn sie nicht sofort sich auf den Weg machten. Die Gothen blieben unbeweglich stehen; verächtliches Erstaunen über die schreiende Menge die auf sie eindrang, und der Wunsch, ihrem Kaiser die Treue zu bewahren, ließ sie keine Waffe rühren. Aber die immer dreisteren Schimpfworte, der dichtere Hagel von Steinen, Spießen und Pfeilen erschöpfte endlich einigermaßen ihre Geduld. Wie im Spiel erlegten sie ein paar von den nächsten Schreiern, die ganze Masse wandte sich entsetzt zur Flucht vor den germanischen Ungethümen, und nachgesandte Speere warfen noch viele dieser Tapfern zu Boden. Der Bürgermeister von Hadrianopel hatte das Gegentheil seiner Absichten erreicht. Er hatte dem Pöbel vorzügliche Waffen aus den kaiserlichen Zeughäusern geliefert, damit die Barbaren des Suerid und Kolias sie den nutzlos Getödteten und Verwundeten abzogen und wohl ausgerüstet, erbittert, rachedurstig zu Fritigern übergingen.

Fritigern unterdessen hatte Marcianopel vergeblich belagert; und auch die kühnen Anstrengungen welche die neu hinzugekommenen voll frischen Eifers mit den ungeschulten Versuchen seiner Schaaren vereinigten, blieben ohne Erfolg. Die unverhältnißmäßig großen Verluste wirkten endlich entmuthigend auf die Gothen. Der kluge Herzog sah ein, daß Belagerungen nicht rathsam waren; mit erheuchelter Verachtung und scheinbarem Stolz rief er den Seinigen das berühmt gewordene Schlagwort zu: er führe keinen Krieg mit Mauern, und schlug vor, sich in einzelne Schaaren aufzulösen, um die reichen, lockenden Provinzen zu durchziehen. Mit Billigung und Jubel hörten die Gothen ihren Herzog an, und jetzt erst ergoß sich die ganze Fluth über die unglücklichen Donauländer, die kein römischer Soldat mehr vertheidigte. Aber Alles was bisher in Angst und Bedrückung unter der Last der römischen Zustände gelebt hatte, sah die Germanen nicht als Feinde sondern als Befreier an. Die Staats- und Privatschuldner, die von Steuerforderungen zur Verzweiflung gebrachten, von den Beamten tyrannisirten, die gepeinigten Arbeiter aus den Goldbergwerken Thraciens: eine bunte Menge von verschiedenartig Unglücklichen strömte den Barbaren zu, wurde mit Freuden aufgenommen, und Provinzialen zeigten sich beinahe als die gefährlichsten Feinde der Provinzen. Thracien und die Nachbarländer waren mit germanischen Sklaven angefüllt. Was schon früher die Sklavenmäkler verkauft, was jetzt

die Römer um einen Trunk schlechten Weins oder einen Bissen Brodt erhandelt hatten, das wurde durchzuckt von der Kunde daß ihr Volk heranrücke und vom Gefühl der Freiheit. In hellen Haufen verließen die germanischen Sklaven die Häuser und Felder ihrer bestürzten Herren und vermehrten die Beutecorps der Gothen. Von so vielen Ueberläufern wußte jeder etwas Erwünschtes zu verrathen: die reichsten Besitzungen wo Korn, Wein und andere Lebensmittel in Fülle aufgespeichert lagen, die fettesten Dörfer, die Orte wo die Bewohner ihre beste Habe und sich selbst versteckt hatten, die Magazine, die Plätze wo Gold und Silber verwahrt wurde. Nur die großen ummauerten Städte, die einzigen Asyle der zusammengepreßten Römer, blieben unversehrt, und einige glücklich abgeschlossene Distrikte, wie das Hämusthal das die kleinen Gothen des Ulfila ruhig und ohne Theilnahme an den Fahrten ihrer Stammesbrüder bewohnten.

Der Gränzwall längs der Donau lag verlassen von römischen Soldaten, und wurde belebt durch Haufen der verschiedensten jenseitigen Völker, welche über ihn fort in die Donauprovinzen stiegen. Hunnen und Alanen, vor denen die Gothen einst gezittert hatten, vermischten sich jetzt mit ihnen, traten unter die Oberleitung Fritigerns, um das römische Reich zu plündern. Die Taifalen rüsteten und kamen bereits herüber. Die Sarmaten welche erst im vorigen Jahr, von Theodosius dem Jüngeren gezüchtigt, Valentinian den Ersten demüthig um Frieden gebeten hatten, durchbrachen wieder die Gränze. Eine große Unruhe hatte sie erfaßt, die allerdings nicht bloß von Beute- und Kriegsluft herrührte. Athanarich, der alte westgothische Herzog, war mit seinem Volkstheil in ihr Land gefallen. Bevor die Empörung der ins Reich aufgenommenen Gothen ausbrach, hatte auch er einen Augenblick die Absicht gehegt, um Erlaubniß zum Uebertritt nachzusuchen. Allein er überlegte, wie den Greuthungen Safrach und Alatheus ihre Bitte abgeschlagen sei, wie er in alter Feindschaft mit Valens stehe, und den Kaiser zu dem bis dahin unerhörten Schritte genöthigt habe, ihm den halben Weg entgegenzukommen, wie er von seinem Schwur gesprochen und den christlichen Monarchen durch blutige Maßregeln gegen dessen Glaubensgenossen erbittert habe. Er führte seine Gothen nordwärts ins Kaukaland, und vertrieb aus den Thälern des heutigen ungarischen Erzgebirges und der Karpathen die dort wohnenden Jazygen. Ein Ereigniß welches

dies leicht bewegliche Volk um so mehr antrieb, sich in den Provinzen des römischen Reiches Entschädigung zu suchen [42]).

Alle Nationen vom Pontus bis zu den Quaden und Markomannen in Böhmen hin geriethen in Aufregung, schwärmten am Donauufer umher, bestiegen Kähne, überschritten den Gränzwall und stürmten nach Mösien und Thracien hinein, um verbunden mit den Westgothen Fritigerns oder auf eigene Hand im Reiche zu hausen. Die Zeiten der Gothenkriege des vorigen Jahrhunderts, in denen Kaiser Decius fiel, erneuerten sich. Den erschreckten Römern war es, als wenn Dacien Barbaren ausspeie wie der Aetna Lava und Asche, um Alles rings zu verwüsten und zu bedecken; als wären die vertragsmäßig von Valens aufgenommenen Gothen eine Kadmeische Drachensaat gewesen, aus welcher unzählige Massen der grimmigsten Krieger hervorwüchsen. Boten brachten die neuen Unglücksnachrichten zu Valens nach Antiochien und zu Gratian nach Trier.

Viertes Kapitel.

Gratian sendet Hülfe ins oströmische Reich. Sein Krieg mit den Alamannen. Schlacht bei Argentaria. Schlacht bei Hadrianopel. Valens' Ende. Der Arianismus. Theodosius. Gratian, die Priscillianisten und das Heidenthum. Gratian und das Germanenthum. Die Empörung des Maximus. Gratians Ende.

Die Bedrängnisse der Gothen durch die Römer hatten den Winter von 376 auf 377 ausgefüllt, und die Unbilden der Jahreszeit die Leiden des Volkes verdoppelt. Die Empörung brach 377 aus. Kaiser Valens gerieth in die äußerste Bestürzung bei den Botschaften aus Thracien. Laut und offen warf er sich selbst das Unheil vor, das seine Unterthanen verschuldet hatten. An die große, sorgsam vorbereitete Unternehmung gegen die Perser konnte man nicht mehr denken. Jener Sarmate Victor, jetzt General der Kavalerie, welcher einst die Gesandtschaft an Athanarich und darauf den Krieg gegen den Westgothenherzog geführt hatte, ein großer Günstling des Kaisers, ebenso geschickt als Diplomat

wie als Feldherr, wurde zum persischen König abgeordnet um Friedensverhandlungen einzuleiten. Und bevor Valens selbst nach Europa aufbrechen konnte, schickte er eilig die Generale Profuturus und Trajanus mit möglichst viel Legionen aus Armenien vorweg: zwei Offiziere, deren außerordentliche Kriegstüchtigkeit nur in ihrer eigenen Einbildung zu finden war. Während diese Truppen von Osten heranrückten, kam auch schon Hülfe aus dem Westen.

Gratian hörte von den Vorgängen im orientalischen Reich, und beschloß, seinen Oheim schleunigst zu unterstützen. Er selbst wollte mit der ganzen Macht die ihm zu Gebote stand nach Thracien eilen, und das Uebel rasch und gründlich niederschlagen. Er konnte es um so eher, als seine Provinzen, Dank den Anstrengungen seines Vaters und des hingerichteten Generals Theodosius beruhigt waren, und der mächtige Alamannenkönig Macrian seit der Zusammenkunft mit Valentinian bei Mainz die freundschaftlichsten Gesinnungen für die Römer hegte. Allein auch Gratian schickte wie Valens vor dem eignen Aufbruch zwei Kriegsobersten nach Thracien voraus. Es waren beides Germanen welche die Germanen bekämpfen sollten. Frigerid führte die pannonischen und italiänischen Truppen. Richomer, General der kaiserlichen Leibgarden, folgte ihm mit gallischen Cohorten nach. Doch ein Geist der Desertion war in diesen, immer unbotmäßigen Truppen eingerissen. Die meisten Soldaten liefen nach Gallien zurück und wurden, scheint es, weder bestraft noch in die verlassenen Cohorten wieder eingestellt. Nur mit dem kleinsten Theil der ausmarschierten Truppen konnte Richomer zu den Legionen Frigerids stoßen, und man wagte, sich die etwas unklare Vermuthung zuzuflüstern, der General Merobaudes habe jene Desertionen veranlaßt, aus Furcht, die entblößte Rheingränze möchte von den Germanen beunruhigt werden. Eine Furcht allerdings, welche für die kluge Voraussicht des Franken sprechen würde, da ihn die Ergebenheit des Königs Macrian, und dessen Bemühungen, die Alamannen günstig zu stimmen, nicht über kriegerische Möglichkeiten verblendete. Auch Frigerid gab den bösen Zungen der Römer bald zu sprechen. Eine heftige Gicht machte ihm die Kriegsstrapazen unmöglich, und wurde mehr der Unlust zugeschrieben, sich den Gefahren der Schlacht auszusetzen, als der wirklichen Verstimmung seiner Säfte. Richomer trat, auf den gemeinschaftlichen Beschluß der Offiziere und Gemeinen [1]), den Oberbefehl aller weströmischen Truppen an.

Der General Richomer, wahrſcheinlich ein edler Franke von Geburt, wie auch der zweite der beiden Gardecommandeurs: der einſtige fränkiſche Gaukönig Mallobaudes, iſt eins von den Beiſpielen, zu welcher Reihe von hohen Aemtern, zu welcher einflußreichen Stellung in der auserleſenſten römiſchen Geſellſchaft die Germanen es bringen konnten, wie gern und leicht ſie die elegantere Bildung ſich aneigneten. Allerdings wollte er vom heidniſchen Glauben nicht ablaſſen, gleich den meiſten eingewanderten Germanen jener Zeit; und berühmte Philoſophen prieſen laut ſeine Treue gegen die Götter. Doch ob er Wodan und Freija noch verehrte, ob er zum Mithras, Apollo Grannus und zur großen peſſinuntiſchen Mutter übergegangen war, oder in dem wunderlichen Religionsgemenge jener Zeit ſowohl die germaniſchen als die römiſchen Götter des Orients und Occidents anbetete, wird uns von ihm ſo wenig wie von den übrigen deutſchen Offizieren mitgetheilt. Später, 379, überließ Gratian den nunmehrigen General der Kavalerie an den germanenfreundlichen Kaiſer Theodoſius welcher tüchtige Feldherren dringend bedurfte. Er gewann im Laufe der Zeit mehre wichtige Schlachten und erhielt ſchon 384 die höchſte römiſche Würde: das Conſulat, das die ehrgeizigſten und eitelſten Römer auf allen Wegen der Beſtechung, Intrigue und des weggeworfenſten Kriechens zu erlangen ſtrebten [2]). 391 beſaß er den höchſten militäriſchen Rang eines Generals der Infanterie und Kavalerie. Bis zu ſeinem Ende 394 ſtand er in voller Gunſt bei Theodoſius dem Großen, und war ſeinerſeits eine Art Mäcen für die Spitzen der damaligen Wiſſenſchaft und Beredtſamkeit im Orient und Occident. In griechiſcher und römiſcher Sprache wurde das Lob dieſes edlen Germanen geſchrieben und correſpondirte Richomer ſelbſt mit den gelehrteſten Männern. Nach dem Tode des Philoſophen Maximus war der Sophiſt Libanius in Antiochien unbeſtritten das größte Licht des Hellenismus, was Geſchmack und Wiſſenſchaft betrifft. Er rühmte ſich oft und laut der Freundſchaft und der gütigen Briefe deren Richomer ihn würdigte, reiſte zu den Conſulatsfeſtlichkeiten ſeines Gönners nach Conſtantinopel, da nicht allein Richomer ſondern ſogar der Kaiſer auf Bitten des Germanen durch ein eigenhändiges Schreiben ihn eingeladen hatte, und hielt den beſten Panegyrikus von allen, die den Barbaren in der Conſulartoga mit ihren Lobeserhebungen überſchütteten. Noch näher war das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen

Richomer und Symmachus, dem Muſter des Geſchmacks im Abendland. Sie ſtanden im vertrautem Briefwechſel, und die blumenreichen, zierlich concipirten, in eigenſinnig feinem Latein geſchriebenen Epiſteln des römiſchen Senators ſind uns noch erhalten. Symmachus beklagt ſich, wie geizig ſein Freund im Schreiben ſei, eine Klage allerdings welche er an viele ſeiner hochgeſtellten und einflußreichen Correſpondenten in der kaiſerlichen Umgebung zu richten pflegte. Doch geht wirklich, wenn wir uns nicht täuſchen, ein etwas wärmerer Ton durch dieſe Briefe als durch die meiſten Kabinetsſtücke der Epiſtolographie, welche der geiſtreiche Senator zurechtzuzirkeln ſuchte. Noch ein dritter, bald berühmter Mann genoß Richomers Freundſchaft wegen ſeiner feinen Bildung und reichen Beleſenheit. Es war der Notar Eugenius, welchen der Franke Arbogaſt 392 als Auguſtus aufſtellte.

Die Gothen waren bereits in das ſüdliche Thracien vorgedrungen, und Conſtantinopel fing an, beſorgt zu werden. Doch im Oſten rückten die armeniſchen Legionen unter Trajan und Profuturus heran, von Nordweſten die pannoniſchen, italiäniſchen und galliſchen unter Richomer. Fritigern mußte fürchten, ſeine zerſtreuten Haufen würden in die Mitte genommen, von einander getrennt und einzeln vernichtet werden. Er ſammelte die Weſtgothen ſo raſch und vollzählig als Eile und Umſtände geſtatteten, und zog ſich über das Hämusgebirge nach Kleinſcythien zurück. Hier lag eine Militärſtation „bei den Weiden" (ad Salices)[3]) genannt, in feuchtem und flachem Terrain am ſüdlichen Arm des heutigen Ramſin-Sees, einer tiefen Ausbuchtung des ſchwarzen Meeres, welche damals der See Halmyris hieß. Bei jenem Ort bildete Fritigern in großem Zirkel eine Wagenburg, und hinter dieſem germaniſchen Wall den die Römer nicht anzugreifen wagten, genoſſen die Weſtgothen in Muße die Fülle der üppigen Güter welche ſie mit Gewalt erbeutet, da die Römer dem kurz vorher ſo geduldigen Volk das Kärglichſte verſagt hatten.

Inzwiſchen waren die Heere des abend- und morgenländiſchen Reiches vereinigt und ſtanden vor der Wagenburg. Doch alle Pläne welche Richomer und die beiden Generale des Valens entwarfen, wußte der geſchickte Fritigern um ſo vortrefflicher zu vereiteln, als eine Schaar von Ueberläufern ihn keinen Augenblick vom Geringſten in Unkenntniß ließ, was man im römiſchen Lager vorbereitete. Um ſich noch mehr zu ſichern, gab er von neuem

die Zeichen der Vereinigung, die Stierhörner klangen durch das Land, und ungehindert vom Feinde strömten die Beuteschaaren schwerbeladen doch eilfertig in den Kreis der Wagenburg zusammen. Bald sehnte sich das Volk nach frischem Kampf: die wachsende Macht, die aufstachelnde Fülle des Genusses, die Unthätigkeit einer großen vereinigten Masse, der tägliche Anblick eines Feindes, dessen Bleiben vor der Wagenburg hartnäckiger Uebermuth, und dessen außerordentliche Vorsicht doch wieder ein Zeichen von Angst erschien: Alles reizte das Ungestüm der alten Kriegslust bei den Gothen. Fritigern und die andern Führer hatten diese Stimmung erwartet, sahen sie mit Freuden und widerstanden ihr nicht; und die römischen Generale beschlossen, die Schlacht anzunehmen. Allerdings war ihre Armee weitaus in der Minderzahl: aber sie rechneten auf ihre Kriegskunst, auf die Disciplin der römischen Legionen, und glaubten die bessere Sache für sich zu haben. Der General Trajan besonders mochte auf den Beistand des Himmels noch zuversichtlicher als auf die eignen Kriegstalente zählen: wieviel ein solches Vertrauen bei seiner militärischen Eitelkeit auch sagen wollte. Er war ein lebhafter Christ, er verehrte eifrig den ewigen Sohn von Nicäa, und die Gothen waren Heiden oder Arianer. Nur freilich folgte auch Valens, in dessen Namen man fechten sollte, diesem perversen und gottesschänderischen Bekenntniß.

An einem Tage im Anfang Herbst 377 standen schon beim Morgengrauen die Schlachtreihen zwischen der Wagenburg und dem Lager sich gegenüber. Der zornige Haß welchen Gothen und Römer fühlten, war in ihren finstern Zügen und brennenden Augen zu lesen. Die Römer hielten die Schilde vor die Lippen, stimmten den Barit an, den Schlachtgesang welchen sie von den Germanen gelernt hatten, und ließen seine ersten, leisen, unheimlichen Töne zu der brausenden Gewalt anschwellen, an der sich ihre Kriegsbegeisterung entzündete. Die Gothen schwuren einander nach alter Sitte Muth und Treue zu, priesen in rauhen Liedern die Heldenthaten ihrer Vorfahren und deren Lohn: den ewigen Ruhm, und während noch der Lärm der römischen und germanischen Kriegsgesänge ineinanderdröhnte, fing schon das Handgemenge an. Mit wilder Erbitterung, Fuß gegen Fuß, Auge in Auge wurde gekämpft. Die Germanen zeigten die martialische Wuth und geschickte Beweglichkeit, welche die Römer von jeher fürchteten, aber

die Römer bewiesen einen Muth, eine Festigkeit und Kriegszucht, welche an frühere Zeiten erinnerte. Von den Schwertern der Gothen und ihren rohen Wurfgeschossen: wuchtigen, angebrannten Knütteln und Keulen, erlitten sie den größten Schaden. — Ein späterer Militärschriftsteller [1]) berichtet, Gratian habe mit allzuschwacher Bereitwilligkeit die Forderung seiner Infanterie erfüllt: Panzer und Helm abzuschaffen. Denn diese Stücke, seit den Anfängen Roms die Bedeckung des Soldaten, seien im vierten Jahrhundert dessen Trägheit zu beschwerlich geworden. Daher käme es denn, daß die Truppen, mit nackter Brust und unbedecktem Kopfe den Feinden ausgesetzt, in den Schlachten gegen die Gothen so häufig vom dichten Hagel der rohen barbarischen Wurfgeschosse beinah aufgerieben würden; und schließlich hätten sie mehr an Flucht als an Kampf gedacht. Jene umgeänderte Ausrüstung der verzärtelten Infanterie hätten die verheerten Provinzen und die niedergebrannten Städte schrecklich empfinden müssen. Leicht möglich, daß bereits in der Schlacht bei den Weiden die Folgen von Gratians Nachgiebigkeit sich zeigten. Zumal der linke Flügel von den Germanen durchbrochen ward, und hier aller Wahrscheinlichkeit nach die abendländischen Truppen standen. Jedenfalls entschlossen sich die spätern Kaiser nicht, Gratians Fehler zu verbessern und ihren leicht gereizten Truppen die unbequemen Rüstzeuge wieder zuzumuthen; und das Ablegen des Panzers und Helms, durch die Trägheit der verweichlichten römischen Truppen veranlaßt, ist als ein wichtiges Moment in der Geschichte der Gothenkriege und des Unterganges des weströmischen Reiches zu betrachten. — Den erschütterten linken Flügel in der Schlacht bei den Weiden stellte ein frisch dem Feind entgegen geworfenes Corps wieder her, und die Nacht erst trennte die Kämpfenden. Die Gothen suchten ihre Wagenburg wieder auf; der Rückzug der Römer in die Lagerzelte geschah in großer Auflösung und Niedergeschlagenheit. Sie hatten weitaus den schwersten Verlust erlitten, der bei ihrer geringen Stärke doppelt empfindlich war. Sie sahen die Nothwendigkeit ein, das Schlachtfeld aufzugeben. Sie erzeigten hastig den Vornehmsten ihrer Todten die Ehre der Bestattung, und mußten die ungezählte Masse der übrigen den Schaaren der Raubvögel zum Mahle lassen, welche in dieser Zeit, besonders in den germanischen Gränzlanden des Imperiums, an den Fraß erschlagener Menschen gewöhnt waren. Noch viele Jahre später lagen auf der feuchten

Fläche tausende von Gerippen, als schreckliche Erinnerung an die Schlacht bei den Weiden.

Richomer und die oströmischen Generale zogen sich nach Marcianopel zurück. Aber die Gothen folgten ihnen nicht. Auch sie hatten die Tapferkeit des Feindes achten gelernt und nicht unbedeutende Verluste zu beklagen. Sieben Tage lang wagten sie sich aus ihrer Wagenburg nicht hervor, und die Römer benutzten diese Zeit mit geschickter Rührigkeit, um andre bedeutende Barbarenhaufen durch rasch gezogene Schanzlinien in den Engthälern des kleinen Balkan einzuschließen, der seine Arme bis in die Gegend des alten Marcianopel streckt. Und der vortreffliche Plan der römischen Feldherren war, in keiner größern Schlacht das Schicksal der kaum gesäuberten Provinzen mehr auf das Spiel zu setzen, sondern die nördlichen Abhänge des Hämus zu behaupten und die gesammte Masse der Gothen in dem Lande zwischen Gebirge und Donau zusammengedrängt festzuhalten. Dieses Land war verödet und bot keine Nahrung mehr; die Vorräthe der Barbaren mußten bald aufgezehrt sein; die Städte zu belagern wagten die Gothen wegen ihrer Unerfahrenheit in diesem Zweige der Kriegskunst nicht; die aufreibenden Unbequemlichkeiten der schlechten Jahreszeit standen vor der Thür. Die Gothen mußten umkommen in Hunger, Krankheit und all dem vielförmigen Elend was sich unfehlbar einstellte, oder mußten rückwärts über die Donau ziehen. Drüben jedoch hausten ihre alten wilden Feinde, vor denen sie kaum geflohen waren: die Hunnen und Alanen. Fritigern konnte sich rühmen, das Schlachtfeld nach einem blutigen Tage siegreich behauptet zu haben und war plötzlich eingekeilt in die verzweifeltste Lage. Das Geschick seines Volkes schien kaum mehr abzuwenden, das römische Reich schien befreit. Und kam Valens selbst oder Gratian an der Spitze einer starken Macht heran, so konnten die Kaiser mit einem Schlag vollenden, was ihre Feldherren und der Hunger vorbereitet hatten.

Indessen verlautete bereits, Fritigern werde Alles aufbieten, die Einschließung zu durchbrechen; neue heftige Kämpfe stünden bevor. Deshalb eilte der thätige Richomer selbst nach Gallien, um frische Hülfstruppen in möglichster Güte, Zahl und Geschwindigkeit herbeizuholen. Doch mit diesem Germanen hatte der beste Feldherr das römische Lager verlassen; und gerade während seiner Abwesenheit wußte Fritigern Verstärkung durch frühere Feinde zu

gewinnen. Verschiedne Haufen Alanen und Hunnen zog die lockende Aussicht auf unermeßliche Beute welche er ihnen mit prangenden Farben ausgemalt hatte, zu den Gothen herüber, und Fritigern wurde mächtig genug, um einen großen Angriff mit Erfolg auszuführen zu können. Zwar hatte Valens den General Saturninus seinen beiden Feldherren zu Hülfe gesandt, und von dem verstärkten römischen Heer waren einzelne Versuche der Gothen, sich aus der Umschließung zu befreien, glücklich abgeschlagen worden. Doch jetzt verzweifelten die Generale am ferneren Widerstand; sie gaben ihre verschanzte Position an den Höhen des Balkan auf, zogen sich bis in den südlichsten Theil Thraciens zurück, und verließen endlich diese unglückliche Diöceſe ganz, oder suchten in den Städten Schutz. Und vom Hämus herab bis zur Propontis wälzte sich zum zweitenmal, ohne jeden Widerstand, die Fluth der Gothen, welche die lange Einschließung, die mannigfachen Verluste, die zurückgeschlagenen Angriffe, die nahe Gefahr der Vernichtung zur doppelten Wuth gereizt hatte. Die Hunnen befriedigten alle ihre viehischen Gelüste in den römischen Provinzen, und rissen auch die Gothen zu Wildheiten fort, über die sonst bei den Einbrüchen der Germanen selten geklagt wird [5]). Alles was Plünderung, Mord, Hinschlachten der theuersten Verwandten, Sklaverei und Entehrung über eine Bevölkerung bringen kann, das kosteten erst jetzt die Römer aus, welche in den Städten kein Asyl gefunden hatten. Die Städte waren überfüllt von Flüchtigen, voll von Mangel, Angst und Thränen; bald stiegen die Rauchsäulen der brennenden Dörfer und Villen im Weichbilde von Constantinopel auf [6]).

In diesem Meer von Elend und Schande stach nur eine ehrenvolle und nützliche That hervor. Frigerid, der verläumdete germanische Feldherr Gratians zeichnete sich aus. Von seiner Gicht genesen, war er auf Befehl des Imperators wieder nach Thracien abgegangen. Bei Berhöa, wo einst König Kniva den Kaiser Decius besiegt hatte, stand er jetzt mit seinen Truppen in einem festverschanzten Lager und wollte abwarten was zu thun sei. Aber der Sturm der Gothen kam auf ihn heran, um das einzige Hinderniß zu vernichten was noch vorhanden war. Frigerid, ein vorsorglicher und geübter Truppenführer, von seinen Kundschaftern über die Absicht der Germanen unterrichtet, sah die Unmöglichkeit des Widerstandes ein. Auf einem geschickten Rückzuge über hohe Berge und durch dichte Wälder entkam er ins abendländische Reich.

Allein auch Illyricum litt bereits unter den Folgen der gothiſchen Empörung, und Frigerid ſtieß auf neue Feinde. Der greuthungiſche Häuptling Farnobius war mit ſeinen Gothenſchaaren nach Weſten aufgebrochen, ſtatt dem allgemeinen Strom nach Süden zu folgen. Die Taifalen hatten die Donau überſchritten, begünſtigt vom allgemeinen Schrecken welcher die Gränztruppen vor ihnen her zerſtreute; ſie hatten ſich den Oſtgothen angeſchloſſen und Farnobius auch zu ihrem Führer gemacht. Die umherſtreifenden Raubſchaaren ſammelten ſich, ſcheint es, beim Herannahen einer geſchloſſenen Truppenmacht. Aber Frigerid, ebenſo raſch wie vorſichtig, warf ſich auf ſie; Farnobius mit einer großen Zahl der Seinigen wurde niedergemacht, und kein Mann würde entkommen ſein, hätten die noch Lebenden nicht um Gnade gebeten. Frigerid gewährte ſie ihnen, und mit dieſer Maſſe von gefangenen Germanen ſetzte Gratian das Coloniſationswerk der früheren Kaiſer fort. Er ſiedelte die Oſtgothen und Taifalen als Colonen in Italien an. Bei den Städten Modena, Reggio und Parma hatten ſie ihre Aecker zu bebauen [7]).

Der Winter von 377 auf 378 war gekommen; die Gothen drangen immer tiefer ins ſüdliche Thracien vor, und Gratian wollte nunmehr ſelbſt den Ländern ſeines Oheims zu Hülfe eilen. Doch plötzlich brach ein Krieg am Rhein mit großer Heftigkeit aus, und nahm die geſammte Streitmacht in Anſpruch, welche der Kaiſer gegen die Gothen geſammelt hatte.

Das gartenähnliche Land um den Bodenſee, bewohnt von einem freundlichen und gaſtfreien Volk; die Ufer und ſanften aber wechſelvollen Abhänge, dicht beſät mit kleinen und großen Orten, Fabriken, Gehöften und Luſthäuſern, Parks, Weinpflanzungen und Fruchtfeldern; der See ſelbſt, bedeckt mit Fahrzeugen welche Korn, Salz, Wein, die verſchiedenſten Produkte des Gewerbfleißes und Tauſende von Reiſenden täglich zu den gegenüber liegenden Ufern bringen, gerühmt und aufgeſucht von Bewohnern der fernſten Länder: — dies Alles bot ein andres Bild im vierten Jahrhundert dar, als die räthiſchen Römer den See noch den von Brigantia nannten. Er, ſeine Ufer und Anwohner waren verrufen und gefürchtet. „Der Rhein“, ſo lautet die merkwürdige Beſchreibung eines damaligen Autors, „brauſt ſchäumend und wirbelnd aus einer tiefen Bergſcheide in ein weites, rundes Becken das ungefähr 460 Stadien Länge und faſt ebenſo viel Breite hat. Es

iſt unzugänglich durch das Grauen dichter Wälder, durch die Wildheit der dortigen Barbaren, die Natur der Berge und des Bodens und die abſchreckende Rauheit des Klimas. Nur wo der alte Muth und die Tüchtigkeit der Römer eine breite Straße angelegt haben, kann man die Geſtade betreten [8]). Dieſe große Militärſtraße umging den ſüdöſtlichen Rand des Bodenſees von Brigantia (Bregenz) bis Arbor Felix (Arbon); hier entfernte ſie ſich vom Waſſer, durchſchnitt den Thurgau, gelangte über Vindoniſſa am Zuſammenfluß der Aar und Limmat nach Auguſta Rauracorum, dem heutigen Augſt unweit Baſel, folgte der Biegung des Rheins und ging über Argentoratum (Straßburg) und Köln den Strom bis zur Mündung hinab. Am Nordrande des Bodenſees, in den bergigen Diſtrikten des ſpätern Linzgaues wo heut die Städte Stockach, Ueberlingen und Friedrichshafen liegen, wohnten die Lentienſen, ein alamanniſches Gauvolk von bedeutender Zahl, Rührigkeit und Macht. Sie hielten zum großen Bunde der Alamannen; doch beobachteten ſie ſtets eine Art von Selbſtändigkeit die auf dem Gefühl ihrer Größe beruhen mochte. Oft griffen ſie allein die Römer an, und nach dem Fall des fränkiſchen Uſurpators Magnentius fochten die Generale des Conſtantius ziemlich ruhmlos gegen ſie, 354. Oft theilten ſie nicht die Unternehmungen des Geſammtvolkes, und es ſcheint, daß ſie während des Krieges mit Valentinian I. entweder ruhten oder gegen andre Feinde kämpften. König Macrian mochte nicht den Einfluß auf ſie und ihren König Priarius haben, um ihnen ſeine jetzigen freundlichen Geſinnungen für Rom einzuflößen; vielleicht auch war er um 377 bereits gefallen: von Mellobaudes, einem kriegeriſchen König der Franken in einen Hinterhalt gelockt, als er deſſen Land mit Krieg überzogen hatte. Die Lentienſen machten im unerwünſchteſten Augenblick einen gefährlichen Angriff auf das Reich.

Der Anſtoß zu dieſem Kriege war ſehr geringfügig; allein er wirft ein helles Streiflicht auf die Verhältniſſe der Germanen zum Reich. Ein junger lentienſiſcher Alamanne war einſt über den Rhein gewandert um ſich gleich tauſend andern Germanen unter die römiſchen Soldaten anwerben zu laſſen. Man hatte ihn in eine der Kompagnieen der kaiſerlichen Goldbeſchildeten eingereiht. Im Winter 377 rief ihn eine Familienangelegenheit nach dem Schwarzwald, und er bekam Urlaub dorthin. Natürlich fragten die Lentienſen ſeines Dorfes den römiſchen Soldaten neugierig über

alles Merkwürdige und Neue in dem intereſſanten Nachbarreiche aus. Er erzählte gern und ſorglos von Politik und Hof was er wußte. Sie hörten: ein fernes Volk, die Gothen, ſei in das Imperium eingebrochen und im Beſitz vieler Provinzen, drohe den Römern den Untergang, und Kaiſer Gratian werde Gallien nächſter Zeit verlaſſen, um das Heer nach dem Oſten zu führen. Die Beuteluſt der Lentienſen erwachte bei dieſen Erzählungen. Bald hatten ſich Streifſchaaren gebildet, welche die günſtige Gelegenheit zu benutzen eilten. Februar 378 zogen ſie über den zugefrornen Rhein, brachen in die Ortſchaften des Thurgaues und fanden eine reiche Ernte in den aufgeſpeicherten Wintervorräthen. Indeſſen, das Uebel ſchien nicht allzu ausgedehnt und ungewöhnlich. Die Gränztruppen, unterſtützt von den berühmten Auxiliarcorps der Celten und Petulanten, rückten vor und trieben die Schaaren über den Fluß zurück. Gratian glaubte den Aufbruch nach Thracien nicht verſchieben zu müſſen; der größte Theil des Heeres wurde dem kaiſerlichen Comitat vorausgeſchickt und ſtand bereits in Illyricum, als das Unerwartete geſchah.

Die Lentienſen waren durch das Mißgeſchick ihrer vorausgezogenen Beuteſchaaren nicht entmuthigt worden, ſondern heftiger zum Kriege angereizt. Der Abzug des römiſchen Heeres wurde bekannt, König Priarius regte zu einer großen Unternehmung auf, welche, gleich der gothiſchen im Oſten, den herrlichſten Erfolg verſpreche; alle Dörfer und Hundertſchaften des Linzgaues traten zuſammen, die übrigen Alamannengaue und die ſonſt benachbarten Nationen entſandten nach alter germaniſcher Sitte ihre kampfluſtige Jugend zu dem kriegführenden Volk*), und ein Heer von 40,000 Mann brach in das Imperium ein. Der Thurgau vermuthlich erlitt wieder den erſten Stoß; darauf wandten die Lentienſen ſich weſtlich, der Militärſtraße nach, durchzogen die nördliche Schweiz, folgten der Biegung des Rheins bei dem Soldatenlager Baſilea (Baſel) und ſtrömten mit dicht gedrängten Haufen in die ſchmale, reiche Ebene des heutigen Elſaß, die eben begonnen hatte, ſich von den Leiden des Alamannenkrieges unter Valentinian I. nothdürftig zu erholen. So war das Reich abermals von den Germanen im Weſten und Oſten überſchwemmt, und das allgemeine Unglück des dritten Jahrhunderts ſchien von neuem im Anzuge.

Gratian gerieth in große Beſtürzung; der Kriegszug nach dem Oſten mußte aufgegeben, Thracien und Valens ihrem Schickſal

überlassen werden. Aus Pannonien berief der Imperator die Truppen in Eilmärschen zurück, vereinigte sie mit den Cohorten die er in glücklicher Vorsicht in Gallien behalten hatte, und setzte ihnen zwei Generale von ebenso verschiedenen Charakteren als strategischen Grundsätzen vor. Nannienus, wahrscheinlich ein Römer von Geburt, war für zurückhaltende und vorsichtige Kriegführung nach den genauen Regeln der altbewährten römischen Kunst. Mallobaudes, ein Gaukönig der Franken, der es sich zur Ehre schätzte, neben Richomer der zweite General der kaiserlichen Leibgarden zu sein, überaus tapfer, kräftig und kriegerisch, hatte die germanische Kühnheit bewahrt [10]). Nannienus bedachte, wie das Schicksal des Reiches auf dem Spiele stand, wenn das römische Heer einer Kriegsmacht von mindestens 40,000 Barbaren unterläge; er dachte an den eben geführten Krieg in Thracien und seinen Ausgang, er wollte jede größere Schlacht vermeiden, wollte zögern und manövriren. Mallobaudes glühte von Kampfbegier; in germanischer Weise wollte er sich mit erschütterndem Ungestüm auf die Germanen werfen, wo er sie fände. Des Mallobaudes Meinung, wahrscheinlich von Merobaudes und dem lebhaften, ruhmbegierigen Gratian unterstützt, erhielt die Oberhand. Bei Argentaria stellte sich das römische Heer den Alamannen des Königs Priarius entgegen. Die drängenden Umstände geboten ein Wagniß; Wohl und Wehe des abend- und morgenländischen Reiches wurden auf eine Schlacht gesetzt.

Auf der Stelle des alten Argentaria liegt heute das Dorf Horburg unweit Colmar, wo der Ill schiffbar wird in dem weiten, wasserreichen und betriebsamen Thal zwischen Rhein und Vogesen, ausgezeichnet durch seine Wohlhabenheit und seine Ernten an Korn, Obst und Wein. Argentaria muß unter den Römern eine bedeutende Stadt gewesen sein, ein Emporium für den Rheinhandel und eine militärisch wichtige Station zwischen den Befestigungen des germanischen Gränzflusses und den Defileen der Vogesen ins innere Gallien. Eine große Zahl von Alterthümern, wohlerhalten oder fragmentarisch, einige von nicht geringer Kostbarkeit außer ihrem geschichtlichen Werth, sind unter der Erde gefunden worden, welche jetzt die Ueberreste des alten Argentaria bedeckt, und sprechen von der einstigen Cultur und Bedeutung der Stadt. Noch immer stoßen Pflug oder Grabscheidt des elsässer Bauern auf römische Antiken. Theile von Reliefs, Grabmonumenten und

Statuen, Köpfe ohne Rumpf, Inschriften und Vasen, goldne, silberne und kupferne Münzen, größtentheils mit den Bildnissen christlicher Kaiser, füllen die Museen der Alterthumsfreunde oder des Staates. Vorzüglich die Inschrift eines dem Apollo Grannus geweihten Altars machte im vorigen Jahrhundert die Archäologen von sich reden [11]). Dieser Gott war neben Mithras ein Lieblingsnumen der gallischen Soldaten, und man darf das erhaltene Altarstück wohl als eins von den Zeichen ansehen, daß Argentaria ein wichtiger militärischer Stationsort gewesen ist.

Die Schlacht welche das Loos Galliens und Thraciens entscheiden sollte, begann. Es war im Mai 378. Die Kriegshörner bliesen zum Angriff der Abtheilungen, die Pfeile und Wurfspeere wurden gewechselt, dann kam es zum Handgemenge. Bald hatte Mallobaudes Grund, seinen kühnen Rath zu bereuen. Die Soldaten zeigten nicht das Kriegsfeuer zu dem er sie entflammen wollen; sie erschraken vor der Menge der gefürchteten Germanen, lösten sich auf und suchten in der Flucht auf Waldstegen und durch versteckte Hohlwege ihr Heil. Die Offiziere brachten das Gefecht wieder nothdürftig zum Stehen, aber die Aussicht auf Sieg oder Vortheil war verschwunden. Da erschien der Kaiser selbst mit dem geschlossenen Corps seiner Gardetruppen, deren blanke Waffen, immer dichter aus den Wäldern hervorblitzend, den Germanen plötzlich die Furcht einflößten welche kurz zuvor die Römer empfunden hatten. Auch sie waren nicht mehr in der Verfassung, dem concentrirten Angriff frischer Truppenmassen zu widerstehen. Der Anblick des kaiserlichen Glanzes, das Bewußtsein der imperatorischen Nähe übte nicht selten eine plötzlich bändigende und erschreckende Wirkung auf die Germanen aus. Die Lentienser wandten sich zum Rückzug; der Rückzug wurde Flucht, welche der dichte, unbekannte Wald mehr hinderte als begünstigte. Auch der nahe Fluß konnte den Alamannen nur verderblich sein, und in das Blutbad welches jetzt begann, wurden 35,000 hineingerissen [12]). Mit Freuden schätzten die Römer, daß nicht mehr als 5000 Barbaren im Dickicht der Wälder entkommen sein konnten. König Priarius selbst war so glücklich, den kläglichen Ausgang eines Kampfes nicht zu überleben, den seine Rathschläge vorzüglich entzündet hatten. Kaiser Gratian, ein Jüngling von 20 Jahren, hatte durch sein persönliches Eingreifen eine glorreiche Schlacht mit geringen Verlusten gewonnen, entscheidender, vernichtender für die Feinde

als Julians berühmte Schlacht bei Straßburg und alle kriegerischen Anstrengungen des bewährten Valentinian. Seine Freude war groß und rein, sein Zutrauen zu sich selber wuchs, der Jubel des Heeres und aller Römer war unermeßlich. „Er stützte sich auf Christi Macht" riefen die Christen, „und mit einem wunderbaren Glück zertrat er die weit überlegene Macht des Feindes und beendete den grausenhaftesten Krieg!" Goldne und bronzene Denkmünzen wurden auf den Sieg von Argentaria geprägt. Gratian ist auf ihnen zu sehen, als Triumphator mit dem Lorber geschmückt; weibliche Figuren, die Mauerkrone auf dem Haupt, und männliche in voller Waffenrüstung halten in ihren Händen Gefangene oder die Kreuzesfahne oder eine Statue der Victoria [13]). Die Victoria war die letzte heidnische Gottheit welche die christlichen Kaiser auf ihren Münzen duldeten, und nicht selten mußte sie selbst ihre Hände leihen, um das Labarum Constantins I.: das Monogramm Christi in der Kreuzesfahne zu halten.

Von Argentaria ging Gratian auf der großen Militärstraße nach Süden, folgte ihrer Wendung bei Basel und schien direct nach dem Osten marschieren zu wollen. Doch er hatte im Sinn, das ganze Volk der Lentiensen als einen treulosen, unruhigen und gefährlichen Nachbar bis auf den letzten Mann auszurotten, und ein abschreckendes Exempel zu geben für die Zeit wo er fern von der Gränze sein würde. Plötzlich, im Thurgau, bog er nordwärts, setzte über den Rhein und betrat den Linzgau mit seiner ganzen Heeresmacht. Doch die volle Absicht dieses Ueberfalls wurde nicht erreicht. Die Alamannen zogen sich mit ihrer besten Habe auf die unwegsamen Höhen des Schwarzwaldes zurück. Die Römer klommen tapfer nach; es begeisterte sie, daß sie ihren jungen Kaiser in den ersten Reihen mit gezogenem Schwert die gefährlichen Abhänge hinaufklettern sahen. Um ihn her fielen die Garden und hohen Offiziere, von den Pfeilen der Germanen durchbohrt und den herabgewälzten Felsstücken zerquetscht; die goldenen Waffen und kostbaren Rüstungen wurden zerbrochen. Gratian, im vollsten Schlachtenfeuer, achtete darauf nicht. Allein, je höher die Soldaten drangen, je höher zogen die Germanen sich zurück und endlich, auf nur ihnen bekannten Stegen durch den dichten Tannenwald, durch verborgene Schluchten, über enge Berggrate waren sie auf Gipfel gelangt, welche die Römer zu gewinnen verzweifelten. Gratian hielt manchen Kriegsrath; die verschiedensten Plane

tauchten auf und mußten verworfen werden. Mit schwerem Herzen entschloß sich der Kaiser, vom Unmöglichen abzustehen, nutzloses Blut zu sparen und den Rückzug anzutreten. Kaum sahen die Lentiensen diese Bewegungen welche ziemlich verlustreich für die Römer werden, aber ihrem eigenen Lande noch größeren Schaden bringen konnten, als sie das Geeignetste thaten. Gesandte gingen an den Kaiser ab, und baten mit schicklicher Bescheidenheit um Frieden. Er wurde natürlich, obschon ungern gewährt; die Lentiensen durften in ihre Bezirke und Dörfer wieder einziehen, aber ihre kräftige Jugend mußte den Römern als Rekruten ausgeliefert werden. Auch scheint es, Gratian sorgte für die vermehrte Colonisation durch Germanen, und siedelte eine Zahl Lentiensen wie kurz vorher Taifalen in seinen Provinzen an [14]).

Gratian ging über den Rhein zurück. Die Ausrottung der Lentiensen, die vielleicht beabsichtigte Eroberung des Linzgaues welcher einst, wie das ganze Gebiet der Alamannen, zum Reiche gehört hatte, war vereitelt. Aber ein trotziges und gefährliches Volk war auf lange Zeit gedemüthigt, ein ruhmvoller Krieg in wenig Wochen beendet, mit geringen Einbußen großer Vortheil erreicht und der Enthusiasmus der Soldaten steigerte sich noch, als sie die Leutseligkeit ihres heroischen jungen Imperators täglich mehr erkannten, der die Verwundeten fleißig besuchte, ihnen sein inniges Mitgefühl zeigte, half, tröstete und erleichterte wo er konnte, und den Gesunden die Ehre seines huldvoll zutraulichen Verkehrs gönnte. Gratian war ein gefeierter Held, und das Heer vergötterte ihn. „Es ist unglaublich", ruft ein hervorstechender Soldat aus, „mit welcher Kraft, mit welcher außerordentlichen Schnelligkeit Gratian jenen glücklichen und erfolgreichen Krieg beendigte; dieser Jüngling voll der edelsten Anlagen, beredt, bescheiden, kriegerisch und gütig; ein angehender Nebenbuhler der größten Kaiser, da noch ein lieblicher Flaum sich über seine Wangen zog!"

Gratian wollte nur gesiegt haben, um endlich seinem Oheim Hülfe bringen zu können. Er eilte, noch einige nothwendige Anordnungen für Gallien zu treffen, bestrafte den unglücklichen lentiensischen Schildtrabanten welcher die harmlose Ursache des Krieges gewesen war, und gelangte auf raschen Märschen über Arbor Felix (Arbon) am Bodensee und Lauriacum (Lorch) an der Donau in seine östlichen, illyrischen Provinzen. Hier commandirte noch der tüchtige Frigerid, der Besieger der Taifalen; in seiner vorsorglichen

Weiſe war er eben beſchäftigt, die Engpäſſe von Succi im Hämus gegen die Gothen zu befeſtigen, das wichtigſte Defilé aus Thracien nach Illyrien. Frigerid, obſchon ein Germane, erfreute ſich nicht der Gunſt des Hofes. Sein Commando ward ihm genommen und dem General Maurus gegeben, welcher einſt als Drachenträger beim Auxiliarcorps der Petulanten Julian dem Apoſtaten ſeine Ehrenkette ſtatt eines Diadems umgelegt hatte. Maurus war ein Offizier, ebenſo käuflich unter der Larve eines barſchen und heftigen Ehrenmannes, ebenſo keck, voreilig und unzuverläſſig in ſeinen Unternehmungen, wie Frigerid redlich und beſcheiden, ruhig und umſichtig bei aller Tapferkeit. Bald zeigte ſich die Unzulänglichkeit des Maurus bei den Päſſen von Succi gegen die Gothen. Dem ſcheidenden Germanen folgte die Achtung des Heeres, in welche ſich der Tadel gegen den Kaiſer und deſſen Rathgeber miſchte, wie man ſolch einen General, und in ſolch einer Zeit entlaſſen könne. Noch viel ſpäter gaben ehrenwerthe Soldaten ihm mit warmen Worten das Zeugniß: er müßte, obwohl bei Jahren und lange außer Dienſt, doch wieder einberufen und mit dem Cingulum bekleidet werden, zum Nutzen des bedrängten Reiches [15]).

Gratian gelangte nach Sirmium, und verweilte nur ſo lange im bequemen Palaſt der Hauptſtadt, als er bedurfte um einen heftigen Fieberanfall zu überwinden. Noch nicht geheilt, ſtand er bereits im Marslager, einem militäriſchen Stationsort der Provinz Uſerdacien, wo ſich die Heerſtraße nach Südoſten gegen den Hämus und die Provinz Thracien wendet. Auch Valens ſtand bereits in Thracien, und es drängte Gratian, ſich mit ſeinem Oheim gegen die Gothen zu vereinigen. Er hatte Briefe an den Mitauguſtus über ſeine glücklichen Erfolge gegen die Alamannen geſandt; er ordnete den General Richomer ab, um Valens zu beſchwören, keine große Schlacht vor ſeiner Ankunft zu liefern. Doch Richomer wohnte einer Kataſtrophe bei, die ſeine Rathſchläge verhindert haben würden. Der Krieg gegen die Lentienſen, obgleich raſch und glücklich für die Römer beendet nnd ein Gegenſtand ihres patriotiſchen Rühmens gegenüber den Germanen, nimmt in der Geſchichte vom Untergang des römiſchen Reiches und dem Emporkommen der Germanen eine wichtige Stelle ein. Er verzögerte Gratians Ankunft in Thracien. Stand das abendländiſche Heer einige Wochen früher in dieſer Provinz, hatte Valens den geprieſenen Alamannenſieger nicht zu beneiden, hatte er ſeinen Neffen nicht zu erwarten,

fand er ihn bereits zur Stelle, dann nahm der Gothenkrieg, so weit sich berechnen läßt, eine andere Wendung.

Valens, nachdem er mit dem persischen König wohl oder übel Frieden geschlossen, war in möglichster Eile von Antiochien abmarschiert. Die Verwünschungen der nichtarianischen Christen folgten ihm. Diese Gläubigen hatten sich gewöhnt, in den religiösen Straßentumulten der syrischen Residenz, oder wenn irgend einer sich Unrecht gethan glaubte, in den Ruf auszubrechen: „lebendig soll Valens verbrennen!“ [16]) Bald konnten sie mit Genugthuung sehen, wie der Himmel in seiner erhörenden Gnade für die Rechtgläubigen und in seinem Zorn gegen gottesschändende tyrannische Ketzer die Wünsche ihres heiligen Grimmes zu Prophezeiungen gemacht habe. Prophezeiungen, böse Omina, erschreckende Wunder füllten den Orient an; aller Aberglaube wurde aufgeregt durch das Unglück der Zeit und die Nachrichten aus Thracien, Christen und Heiden standen seinen eingebildeten Grauen gleich offen; eine trübe, ahnungsvolle Stimmung hatte sich des Volkes bemächtigt und machte jedes Nichts zu einem Ereigniß von düstrer Bedeutung. Das Geschrei der Nachtvögel hatte einen besonders kläglichen Ton in diesen Tagen, es war als zog ein Weinen durch die Nacht, und die Sonne ging zögernd und trübe des Morgens auf. Die Divinatoren und Auguren wagten sich wieder hervor, und verkündigten vielgestaltiges Unglück; man sah die Schatten des hingerichteten Theodorus und seiner Leidensgefährten umherirren, und hörte sie voll Entsetzen traurige Lieder singen. In alten Mauern wurden Inschriften gefunden welche nahe Katastrophen drohten, und sogar die Worte der kaiserlichen Ausrufer in Antiochien, welche aufforderten, Holz in die Bäder des Valens zu bringen, wurden ein Gegenstand dunkelsinniger Auslegung. Valens selbst fühlte sich beklommen durch die allgemeine Stimmung und durch die Kunde neuer Unglückszeichen welche mit den traurigen Botschaften aus Thracien abwechselten. In ängstlicher Spannung fragte er die Geographen wo die Gegend des Mimas liege, vor der die Orakelverse des Theodorus ihn gewarnt hatten; und er athmete auf, als er erfuhr, Mimas sei ein Berg im westlichen Kleinasien am Meer, den er auf seinem Marsche nicht zu berühren brauche.

Am 30. Mai 378 zog Valens in Constantinopel ein; nicht lange vorher hatte Gratian die Alamannen besiegt. Die Gothen

waren plündernd und brennend in die Vorstädte der Residenz gefallen und dicht um die Mauern geschwärmt, eine Belagerung drohend. Doch einige Hülfsgeschwader fast nackter Saracenen, von Valens schleunig vorausgesandt, hatten durch ihren Anblick, ihre überraschenden Reiterkünste und fast unfehlbaren Pfeile die Beuteschaaren so verwirrt, daß sie sich bald nach Norden zurückzogen. So konnte sich Constantinopel etwas erleichtert fühlen; allein das Volk empfing den Augustus mit finstrem Gesicht und offnen Zeichen der Erbitterung. Die sorgsamen Rüstungen welche er in Constantinopel nöthig hielt und die einige Zeit fortnahmen, erfüllten die Gemüther noch mehr mit Ungeduld und Verachtung. Bei den Spielen im Circus überhäufte die Menge den Imperator tumultuarisch mit Vorwürfen und Schmähungen. Er habe sie verrathen, er habe die Barbaren ins Land gerufen um sie zu verderben; jetzt sei er träge, er kümmere sich nicht um den Staat, er ziehe den Krieg mit Willen in die Länge, er solle sofort die Feldzeichen in den Feind tragen. „Gieb uns Waffen!“ riefen sie einstimmig, „wir selber wollen kämpfen!“ Valens drohte, sich grimmig zu rächen, wenn er siegreich wiederkehre. Kein Stein der rebellischen Stadt solle auf dem andern bleiben, und der Pflug über das Feld gehen, wo sie jetzt noch stehe. Dann beschleunigte er den Aufbruch. Als er am 11. Juni aus dem Thore zog, trat ihm ein homousischer Ascet entgegen, hob die Arme auf und drohte ihm und seinem Heer mit scharfen Worten den furchtbarsten Untergang, wenn er sich nicht augenblicklich von den Blasphemieen des Arianismus zu den heiligen Lobgesängen der Rechtgläubigkeit bekehre. Valens ließ den begeisterten Propheten ins Gefängniß werfen, wo sich Isaac mit Visionen vom schrecklichen Tode des Tyrannen beschäftigte.

Auch andere Mahnungen, den rechten Glauben zu bekennen, wenn auch nicht aus ganz so heiligem Munde, hörte und verschmähte der Kaiser. Nicht blos der fernere Verlauf des Gothenkrieges wurde von seiner religiösen Meinung abhängig gemacht, auch der bisherige auf sie zurückgeführt. Valens ließ den General Trajan hart über seine untüchtige Kriegführung an, doch der General antwortete wie ein Priester: „nicht ich bin besiegt worden, sondern du selbst hast den Barbaren den Sieg und die Hülfe Gottes verschafft, da du gegen den Herren die Waffen erhobst. Bedenke, wen du aus den Kirchen vertriebst, und wem du sie

überlieferteſt!“ Dieſe bequeme und ſuperſtitiöſe Art eines frommen Generals, ſeine militäriſche Untüchtigkeit zur Strafe des falſch verehrten Gottes zu machen, übte wenig Eindruck auf den ketzeriſchen Imperator aus; ſelbſt dann nicht als ſein Günſtling, der Sarmate Victor und der alte General Arintheus, wie es heißt, ihre Worte mit denen Trajans verbanden [17]). Auch die Heiden legten ihre Anſicht über die Urſachen der jetzigen unheilvollen Zuſtände in Erzählungen nieder. Auf ſeinem Marſche durch Thracien, berichten ſie, ſah Valens an der Heerſtraße einen Menſchen liegen, von Kopf bis zu Füßen durch Schläge gräßlich zerfleiſcht; nur die geöffneten Augen verriethen noch Leben und ſtarrten die Herbeikommenden an. Auf die Fragen des kaiſerlichen Gefolges und des Auguſtus ſelbſt blieb das weder lebende noch todte Weſen ſtumm, und plötzlich verſchwand das Gebilde. Der betroffne Kaiſer wandte ſich an die Philoſophen und ſonſtigen Ausleger der Prodigien, und erfuhr, der zerfetzte Körper, ähnlich einem der die Seele aushaucht, bedeute den Zuſtand in welchen die Schlechtigkeit der Magiſtrate vom Civil und Militär das Reich ſtürzen werde [18]). Es lag volle Wahrheit in dieſer bezeichnenden Sage. Nur hätte man ſich erinnern ſollen, wie das Beamtenthum blos ein Symptom der allgemeinen Verderbniß war, die allerdings geſteigert und concentrirt wie in der Blüthe eines giftigen Baumes in ihm zu Tage trat.

Valens rückte nach Hadrianopel vor, in deſſen Nähe Fritigern ſeine umherſchweifenden Beuteſchaaren zum zweitenmal ſammelte. Der Kaiſer führte eine bedeutende Streitmacht und war trotzdem in der größten Verlegenheit. Er ſah das römiſche Heer, wenn auch nicht mehr aufgelöſt, doch eingeſchüchtert; er fürchtete die Unzuverläſſigkeit faſt aller Beamten und wagte in dieſer kritiſchen Zeit nur wenige zu entfernen, da in der Eile kein Erſatz zu ſchaffen war; er fand unter allen ſeinen Generalen nicht einen, ſelbſt nicht den Sarmaten Victor, der ſich der ſchwierigen Lage im Entfernteſten gewachſen zeigte. Da fiel ſein Blick auf jenen General Sebaſtian, welchen die Truppen in Bregetio hatten an Stelle Gratians zum Kaiſer ausrufen wollen. Sebaſtian war auf ſeine Bitten der Urlaub ertheilt, von Italien nach Thracien zu gehen. Es ſcheint, die weſtrömiſchen Kaiſer wie der General fühlten beiderſeits Zufriedenheit, einander mit guter Miene los zu werden. Bei Valens, deſſen Mißgunſt gegen ſeine Neffen bekannt war, konnte Sebaſtian eines guten Empfanges ſicher ſein, und er beklagte ſich

laut, wie unerträglich ihm der Dienst unter zwei unmündigen Herrschern geworden sei, die ihren kindischen Zank nicht aufgeben könnten und allen verleumderischen Einflüsterungen der Eunuchen ihres Schlafgemaches offen stünden. Sebastian war ein berühmter Kriegsoberster und ein Mann von höchst einnehmenden Formen. Mit Freuden setzte ihn Valens an die Stelle seines Feldherrn Trajan, der besser rechtgläubige Predigten als glückliche Schlachten zu liefern verstand. Sebastian zeigte bald seine militärischen Talente. Es kam ihm zunächst darauf an, den Truppen Selbstvertrauen zurückzugeben. Er wählte sich aus den Legionen gegen 2000 der Muthigsten und Kräftigsten aus, wußte sie durch Geschenke, Lob und Tadel, Freundlichkeit und Strenge zu einer tüchtigen, kühnen Truppe heranzubilden, überfiel aus geschickten Hinterhalten einzelne Gothenschaaren, wenn sie inmitten ihrer Beute lagerten oder im Hebrus badeten, und brach durch eine Reihe solcher glücklichen Scharmützel den Zauber der gothischen Unbesieglichkeit. Im ganzen Heere zeigten sich die günstigen Einwirkungen dieser Erfolge schnell, und Valens selbst verfehlte nicht, die Truppen durch erhöhten Sold, kräftige Nahrungsmittel, huldvolles Zureden zu ermuntern. Bald konnte er daran denken, den Krieg energisch aufzunehmen, und irgend eine glorreiche That zu thun, welche den eben erfahrenen Alamannensieg seines heranrückenden, ungeliebten Neffen in Schatten stellte oder doch aufwöge. Sebastian bestärkte diese Hoffnungen des Kaisers; er war durch seine Verdienste wie durch sein sanftes, einschmeichelndes Betragen dessen erklärter Günstling geworden. Das rief den Neid der übrigen hervor; die Intriguen und Verleumdungen begannen, die Eunuchen mischten sich hinein, und im Kriegsrath bildeten sich Parteien welche grundsätzlich die Vorschläge der Gegner verwarfen [19]).

Unterdessen war Gratian, fieberkrank, aber voll des lebhaften, uneigennützigen Wunsches, seinem Oheim Hülfe zu bringen, bereits weit über Sirmium vorgerückt. Es galt nur, seine Ankunft abzuwarten, um die Gothen mit sicherm Erfolg anzugreifen. Dies konnte in den nächsten Tagen geschehn. Richomer brachte zum Ueberfluß die Bitten Gratians in das verschanzte Lager von Hadrianopel. Doch Valens vermochte nicht, ihnen zu folgen. Gratian nahte im hellsten Ruhm seiner Siege; Valens wurde verzehrt vom Neide auf seinen Neffen, dessen Tugenden, Talente und Heroismus alle Welt ausschrie. Es war ihm unerträglich, dem Knaben noch

mehr Lorbern zu verschaffen, oder auch nur sie mit ihm zu theilen. Er bedachte mit brennender Eifersucht, wie wenig glücklich er den langen Perserkrieg geführt, mit welchem Glanz Gratian den kurzen Feldzug gegen die Alamannen beendet. Diese Empfindungen verbitterten noch den alten Groll, der sich von der Reichstheilung in Bregetio herschrieb; und was Gratian, der homousische Ketzer, seitdem gegen den Arianismus verübt, das konnte nicht dienen, Valens' Stimmung zu besänftigen. Valens hatte in seinem Herzen fast entschieden, als er noch einmal den Kriegsrath berief. Hier machten sich zwei Ansichten geltend. Victor, ruhig und überlegt obgleich ein Sarmate, sprach die Meinung vieler Generale aus, welche dringend riethen, die nahe Ankunft des Mitauguſtus abzuwarten. Sebastian, welcher wie Valens seine alte Mißgunst gegen Gratian, oder seine alte Besorgniß nicht abgelegt haben mochte, stand an der Spitze derjenigen welche lebhaft zur Schlacht drängten, das Schwerste schon gethan, den jetzigen Kampf nur als eine Geringfügigkeit hinstellten, und mit schlauer Schmeichelei die wohl erkannte Herzensmeinung des Kaisers aussprachen: er möge nicht den jungen Gratian zum Genossen des fast schon errungenen Triumphes machen. Als Valens den Kriegsrath aufhob, war es beschlossen, die entscheidende Schlacht vor Gratians Ankunft zu wagen.

Noch einmal schien es als wollte an Valens die Mahnung herantreten, den verhängnißvollen Schritt zu vermeiden. Fritigern sandte einen Presbyter aus der Zahl der christlichen Kleriker welche seinen Schaaren folgten. Dieser überreichte Briefe mit Friedensvorschlägen. Wenn die Gothen, hieß es darin, ein Volk, von wilden Nationen aus ihrer Heimath vertrieben, in Thracien Ländereien mit Vieh und Getreidelieferungen erhielten, wollten sie sich zu andauernder Ruhe verpflichten. Und insgeheim überreichte der Geistliche dem Kaiser einen andern Brief, in welchem Fritigern, als baldiger Freund und Bundesgenosse rieth, die kriegerischen Demonstrationen noch nicht einzustellen. Nur mittelst der Besorgniß vor einem großen Heer und der Scheu vor dem kaiserlichen Namen werde er seine Gothen zu friedlichen Gesinnungen bringen können. Valens verwarf diese Anerbietungen. Sie schienen ihm zweideutig, und Fritigern war als ein überaus schlauer, anschlägiger Feind bekannt. Der Presbyter ging in die Wagenburg der Gothen zurück. Es wurde immer mehr Sitte, christliche Priester als

politische Gesandte zu verwenden. Auch der Maure Firmus hatte an den General Theodosius einen Priester, wahrscheinlich einen donatistischen Bischof geschickt, und bald übernahm Ambrosius von Mailand die wichtigsten Legationen.

Hadrianopel, heut Edrene, lag auf Hügeln in einem weiten, fruchtbaren, wellenförmigen Thalland. Im Kreise umher tritt das Gebirge zurück und öffnet sich in zahlreichen Flußthälern nach allen Richtungen hin, aus denen bei der Stadt die Heerstraßen zusammentrafen. Die Oertlichkeit brachte es mit sich, daß Hadrianopel mehr als einmal wichtige Entscheidungsschlachten großer Heere sah. Am 9. August 378 stellten die Römer und Gothen sich zum Kampfe gegenüber, während Gratian, in der Ueberzeugung man werde auf ihn warten, den Marsch nach Süden eifrig betrieb. Fritigern hatte sich mit den Ostgothen unter Safrach und Alatheus verbunden; doch wünschte er den Ausbruch des Kampfes möglichst weit in den Tag hinausgeschoben, weil jene Schaaren noch zu entfernt vom Schlachtfeld standen. Deshalb, während bereits der düstre Schlachtruf der Germanen gehört wurde, und die römischen Legionen ihre Waffen zusammenschlugen, sandte er nochmals eine Friedensbotschaft an den Kaiser. Doch bestand sie aus zu niedrigen Personen; Valens wies sie zurück und forderte vornehme Gothen wie es sich der kaiserlichen Majestät gezieme. Fritigern kam nichts erwünschter als diese neue Verzögerung; er sandte einen Parlamentär von Rang, und ließ einige edle Römer als Geiseln fordern, wogegen er sich zu bestimmten Leistungen verpflichtete [20]). Man ging mit Freuden auf diese Vorschläge des gefürchteten Kriegführers ein. Doch selbst ein Verwandter des Kaisers mochte den Gang zu dem wild gereizten Volk und den raschen Ausbrüchen seiner Wuth nicht wagen. Da bot sich der General Richomer, Gratians Gesandter, aus freien Stücken zur Geisel an. Auch dies sei eine schöne That und stehe einem tapfern Manne wohl. Und so machte sich der Germane zu den Gothen auf den Weg, um, nach dem Ausdruck eines Römers, die Beweise seiner Würdigkeit und seiner Herkunft zu geben. Aber noch war er nicht zur Wagenburg gelangt, als römische Bogenschützen und Schildträger sich hatten fortreißen lassen, einen Angriff zu machen. Und Fritigern zögerte nicht mehr, ihn zu erwidern. Denn die Ostgothen des Safrach und Alatheus waren angelangt, und zusammen mit Alanengeschwadern warfen sie sich

mit jähem Ungestüm auf die römischen Truppen, welche bereits vor der lange hinausgeschobenen Schlacht im heißen Sonnenbrande des August erschöpft waren von Durst und Müdigkeit.

So begann die Schlacht bei Hadrianopel und endete mit einer Niederlage des römischen Heeres, welcher man nur das Unglück von Cannä gleichsetzte. Kaum ein Drittel der Armee entkam und stäubte nach allen Seiten auseinander. Die hervorstechendsten Generale lagen todt: Sebastian, Trajan, Equitius unter ihnen. Valens hatte rühmlich im vordersten Treffen gefochten, als die Schlacht begann, ein drohendes Ansehen zu gewinnen. Lange konnte ihn seine Umgebung nicht bereden, dem Strom der Fliehenden zu folgen. Er rief, er sei unwürdig, den Tod so vieler seiner tapfersten und treusten Unterthanen zu überleben. Endlich war er genöthigt, auch für seine Person den Kampf verloren zu geben. Auf seinem eiligen Ritt über die Ebene begleiteten ihn nur einige Leibwächter aus der Kompagnie der Candidaten und einige Eunuchen. Eine Gothenschaar folgte ihm auf den Fersen ohne ihn zu kennen. Er erreichte eine einsame Bauernhütte und machte Anstalten sich hier zu vertheidigen. Die Gothen legten Feuer um die Hütte, und Valens wurde, wie einst Decius, vergebens unter den Todten gesucht.

Ein Schrecken wie nie zuvor ging mit der Nachricht von der Schlacht bei Hadrianopel und ihren Folgen durch das Imperium. Alle Stände und Parteien brachen in gegenseitige Anklagen aus und machten einander für das Unglück verantwortlich. Die Verworfenheit und Thorheiten der römischen Beamten wurden jetzt doppelt verwünscht, der Kaiser und das Heer als feige und untauglich gebrandmarkt. Die Heiden waren auf Valens' kläglichen Feuertod bereits durch ihre Divinationen vorbereitet. Zum Ueberfluß fand sich auf dem Schlachtfelde ein Monument mit der Inschrift, daß hier ein Mimas begraben liege. So hatte sich die Wahrheit der Götter und ihrer Orakel von neuem bewiesen. Und noch mehr: der sichtliche Verfall des Reiches seit dem dritten und vierten Jahrhundert lief parallel mit der ebenso unaufhaltsamen Zunahme des Christenthums. Daher war es ein Axiom der Heiden geworden: die Verachtung der Götter, die Frevel und Unsinnigkeiten der neuen Religion verschuldeten den wachsenden Ruin. Die Christen sträubten sich mit allen Kräften aber nicht gar zu großem Erfolg gegen diese Beschuldigung ihres Glaubens. Bücher

wurden geschrieben um die Anklage zu beweisen, Bücher um sie zu widerlegen. Nach der Schlacht von Hadrianopel wiesen die Heiden mit doppelter Gewißheit und doppeltem Zorn auf die vernichtenden Folgen des neuen Aberwitzes hin, und die Christen waren um die Antwort in großer Verlegenheit. Zumal die allgemeine Ansicht eine Art von mechanischem Klippklapp der Weltregierung annahm, wo Strafe und Lohn des Himmels ganz unvermittelt, ganz ohne Causalnexus mit einer besonderen Handlung, von oben herab auf Laster und Tugend, namentlich auf Irrthum oder Erkenntniß der Wahrheit als auf das abscheulichste Laster und die herrlichste Tugend fiele. In lebhaftem Wettstreit suchte jede religiöse Partei der anderen mit einer möglichst großen Masse von socialen und politischen Glücksfällen zu imponiren. Gute Ernten und gewonnene Schlachten zur Zeit wo eine Partei blühte, wurden nicht minder schlagende Beweise für die Wahrheit und Kraft der himmlischen Wesen welche sie verehrte, als die zahlreichen Wunder ihrer ausgezeichneten Mitglieder. Dafür jedoch schlug sie die Gegenrechnung in den Wind, welche ihr eine Menge von Unglücksfällen: Mißwachs, Erdbeben, Hungersnoth und verlorne Kriege notirte. Die Schlußrechnung fiel nicht zu Gunsten der Christen aus. Doch wollten sie es nicht eingestehen, und wie der Arme welcher durch unaufhörliches Zählen ein paar Groschen mehr in seiner Börse zu finden hofft, gingen sie ihre kleinen Summen immer von neuem durch. Das Argument für die innere Macht ihres Glaubens, wie er trotz des Elends, ja gerade durch das Elend sich verbreitet hatte, benutzten sie wenig. Aber mit vielem Eifer wiesen sie auf die unglücklichen Katastrophen zur Zeit des heidnischen Römerreiches hin, um stets von dreimal so vielen zur Zeit des christlichen zu hören. Nach der Deciusschlacht hatten sie das Gothenvolk aufgefaßt als den gottgesandten Rächer der leidenden Christenheit an der großen, verworfnen Heidenwelt und dem tyrannischen Kaiser, dem scheuslichen Verfolger der Gläubigen. Jetzt aber herrschte das Christenthum in dem Reiche, dessen Provinzen von denselben Gothen verwüstet wurden; der Paganismus dankte den Göttern wenn man ihn duldete; ein christlicher Imperator hatte den Tod durch die Gothen in den Flammen gefunden.

Die nicänischen Christen erholten sich zuerst von ihrer Verlegenheit. „Mag doch“ riefen sie, „die heidnische Frechheit und Elendigkeit sich gütlich daran thun, daß in christlichen Zeiten

und unter christlichen Fürsten so viel Verluste über den römischen Staat hereinbrechen. Sehen sie nicht klar, wie der Himmel auch hierin den Verfolger der Kirche bestrafte?" Und sie erörterten daß der eine Gott nur einen Glauben gelehrt, eine einige Kirche über den ganzen Erdkreis verbreitet habe; diese liebe, diese vertheidige er. Darum sei der Arianer Valens Gottes Feind. Sie erzählten, wie kurz zuvor die Gothen durch Gesandte um christliche Lehrer gebeten, und Valens ihnen Prediger des heillos verworfenen arianischen Dogmas geschickt habe. Sie priesen die Gerichte Gottes, weil dasselbe Volk den Kaiser lebendig verbrannt habe, welches durch ihn nach dem Tode ewig brennen werde. Und große Kirchenväter wie Gregor von Nazianz und Ambrosius von Mailand hielten ihre militärischen Urtheile nicht zurück. Sie sprachen das Heer von aller Schuld frei, und wußten genau, daß Valens mit seinen Höflingen, weil sie die Dreieinigkeit leugneten, Gott auf die Seite der Barbaren gedrängt hatten. Nur vergaß ihr Eifer, daß diese Barbaren ebenso wenig wie der Kaiser die Trinität verehren mochten [21]). Indessen der Erfolg konnte ihre Meinung bestärken. Der Arianismus erholte sich nicht wieder von dem Schlage welchen er bei Hadrianopel durch die arianischen Gothen empfangen hatte. Gratian that das Seinige, ihn im Orient zu unterdrücken wie im Occident.

Der Kavaleriegeneral Victor war mit einigen zusammengerafften Reitern dem Blutbad entkommen, hatte sich auf Umwegen durch Macedonien nach Mösien gerettet, und Gratian die Nachricht vom Untergang des Heers und seines Oheims gebracht. Gratian zeigte schwerlich die Gleichgültigkeit über Valens' Tod und das Unglück des Reiches, welche ein mißgestimmter Heide ihm beilegt, sondern er weinte Thränen, deren Aufrichtigkeit selbst Arianer nicht anzuzweifeln wagten [22]). Bestürzt, ohnmächtig zu helfen, ging er nach Sirmium zurück. Er sah sich unverhofft als den Beherrscher des gesammten Imperiums, da sein Bruder Valentinian in Mailand nur dem Namen nach Augustus war. Und Gratians erster Gedanke, als er sich einigermaßen gesammelt, war die Religion. Er wollte, sagt ein Bischof, dem Herren die Erstlinge seiner neuen Machtfülle weihen [23]). Die Schlacht bei Hadrianopel hatte das römische Heer aufgerieben und den plündernden Gothen die Provinzen wehrlos überliefert: sie sollte wenigstens mittelbar zu einem Siege werden, und das Reich durch den Triumph

des wahren Glaubens heiligen. Sie ist ein Wendepunkt in der Geschichte der Religion wie des römischen Imperiums und des Germanenthums. Gratian erließ in Sirmium ein berühmtes Gesetz, welches alle von Valens verbannten homousischen Priester in ihre Aemter zurückberief. Schon vor diesem Edikt, ja vor Valens' Tod hatten die Nicäner kräftige Lebenszeichen gegeben und an wichtigen Orten das Joch des Arianismus abgeschüttelt. Kaum war die Kunde von der gothischen Empörung und Valens' Verlegenheiten nach Alexandrien gelangt, als das Volk den aufgedrungnen Bischof Lucius verjagte, und Petrus als einen gottseligen orthodoxen Mann zum Metropolitan einsetzte. Schnell hatten die kirchlichen Verhältnisse in der Diöcese Aegypten wieder ein homousisches Ansehn gewonnen. Jetzt kehrten im ganzen Orient die verbannten nicänischen Priester, so viel ihrer eben waren, mit den dankbaren und stolzen Empfindungen des nahen vollkommnen Sieges über die fluchwürdige Tyrannei des Ketzerthums heim, und ihr Volk zog ihnen jubilirend entgegen.

Dies war der erste Schritt zur völligen Verdrängung des Arianismus. Freilich sahen die Orthodoxen, bei aller Freude, bei allen ausschweifenden Lobsprüchen auf den gottgeliebten, frommen Augustus, sein Gesetz doch mit etwas zweifelhaften Blicken an. Es that ihnen nicht genug. Im Occident waren die Kirchen den Arianern entrissen: im Orient blieben sie den Häretikern auch jetzt. Der blasphemische Gottesdienst durfte offen und rechtlich gefeiert werden, kein Gesetz verbot ihn, die Religionsfreiheit war hergestellt, der Christ konnte einem Glaubensbekenntniß folgen, ja, einer Kirchenfeier und Predigt beiwohnen wie er wollte. Nicht Herrschaft, nur Gleichberechtigung verfügte Gratian für seine Glaubensbrüder im Orient. Es schien, die erlittne Tyrannei sollte nicht mit stärkerem Druck vergolten werden. Doch dieser Eifer für den Despotismus der Wahrheit fand auch einigen Trost. Er konnte hoffen, jenes erste, halb warme halb kalte Gesetz Gratians solle nur den Uebergang bilden zum Zustande der vollkommnen Glückseligkeit; Gratian zügle nur für jetzt den eignen, so bekannten Glaubenseifer durch das leidige Gebot irdischer Rücksicht. Denn im Orient überwog die Zahl der Arianer immer noch weitaus; sie waren ein halbes Jahrhundert lang, seit Constantin I., in der Gunst und im Besitz gewesen. Es mußte gefährlich scheinen, sie plötzlich durch allzu scharfe Maßregeln aufzustacheln. Die Zer-

rüttung des Reiches durch die Gothen war schon groß genug; die Truppen und die Aufmerksamkeit des Augustus durch die Barbaren zu sehr in Anspruch genommen, um auch gegen widerstrebende oder rebellirende Ketzer verwandt werden zu können. Aber daß Gratian wenigstens den Sekten der Photinianer, Manichäer und Eunomianer die Kirchen entriß und den Gottesdienst verbot, konnte als Gewähr noch gottgefälligerer Edikte und einer vollendet heiligen Zukunft angesehen werden. Und augenscheinlich war Gratians Gesetz im Sinne dieser Auslegungen erlassen. Es sollte nur ein kurzes Uebergangsstadium schaffen. Der Kaiser welchen er bald dem Orient gab und der ganz in seinem Geist regierte, führte durch, was er angebahnt hatte [24]).

Als Gratian von Gallien in das arianische Illyricum und Thracien zog, dachte er nicht weniger lebhaft an sein Seelenheil und den großen Lehrer der Rechtgläubigkeit Ambrosius als an die Ueberwältigung der Barbaren. Er bat den Bischof, ihm zur geistigen Stärkung eine Schrift über den Glauben aufzusetzen. Das erwünschte Buch, besonders gegen die Bibelauslegung der Arianer gerichtet, scheint den Kaiser bald nach der Schlacht von Hadrianopel erreicht zu haben. Ambrosius faßte die erschütternde Katastrophe als ein Beispiel auf, wohin der Unglaube führe. Valens habe die heiligen Bekenner getödtet, auf die Folter geworfen, ins Exil gejagt. In Thracien und Dacien, in Mösien und Pannonien, in allen Gränzprovinzen habe man nur das gräuliche Getöse sacrileger Predigten, Gesänge und Gebete vernommen. Das sei natürlich kein Schutz gegen den Ansturm der benachbarten Feinde; so müsse das römische Reich in die Gewalt der Barbaren kommen. Es sei klar geworden, daß Frevler gegen die wahre Lehre keine Sicherheit hätten. Jetzt aber ziehe ein heiliger Imperator in den Krieg, welcher wisse, daß mehr der richtige Glaube als die Tapferkeit der Soldaten den Sieg bringe. Denn auch Abraham habe mit Dreihundertachtzehn unzählige Feinde geschlagen, und Josua im Namen des Herren mit sieben priesterlichen Posaunen Jericho erobert. Nicht die militärischen Adler, und nicht die heidnischen Orakel des Vogelfluges führten Gratians Armee, sondern der ewige Jesus, sein Name und seine Verehrung. Auch schleppe Gratian nicht Ketzer aus irgend einer ungläubigen Gegend mit sich, sondern er habe rechtgläubige Bekenner als Soldaten, wie Italien sie zu senden pflege. Italien, fuhr Ambrosius zuversichtlich

fort, sei wohl schon von Feinden angegriffen aber niemals in den Zustand vollkommner Auflösung versetzt worden wie jene ketzerischen Länder, denn Jesus schütze sein rechtgläubiges Land. Es war ein Argument welches der große Bischof nicht gebraucht haben würde, hätte ihn nicht die so oft bewährte Prophetengabe hier verlassen, hätte er nur dreißig Jahre weiter sehen können. Und begeistert forderte er den Augustus auf, geschützt vom Helm des Glaubens, das Schwert des heiligen Geistes in der Hand, zu einem Siege über die Gothen aufzubrechen, den schon die heilige Schrift ihm ausdrücklich verheiße. Denn im Propheten Hesekiel stehe von Gog und Magog geschrieben, die von Mitternacht her mit großem Ungestüm kommen würden, um das Land Israel wie eine Wolke zu bedecken. Aber der Herr habe ihnen einen bestimmten Ort auserwählt wo sie erschlagen und begraben werden sollten, den man von da ab Gogs Haufenthal nennen würde. Dies solle geschehen weil der Herr seinen Namen nicht länger wolle schänden lassen, sondern damit die Heiden erfahren, daß er der Heilige in Israel sei. Zu jenem Schlachtort den man Gogs Haufenthal nennen würde, sandte Ambrosius seinen Schüler Gratian. Mit verwegner Etymologie behauptete er, Gog sei Gothe. Das römische Reich war Israel, Gratian auserwählt, die Herrlichkeit des wahren Gottes in einem großen Triumphe darzuthun [25]).

Indessen, die Bibel oder ihr Ausleger irrte. Die Erfüllung der ambrosianischen Prophetieen ließ den frommen Kaiser vergebens auf sich warten. Fritigerns Gothen, Alanen und Hunnen hatten sich zum drittenmal in Beuteschwärme aufgelöst. Die Gebirge welche Thracien einschlossen, setzten ihnen keine Gränzen mehr. Sie wurden überstiegen, und die benachbarten Provinzen fast mit derselben Wuth und Gründlichkeit wie Thracien verheert. Der General Maurus zeigte, wie übel Gratian gewählt, als er ihm den Posten des berufstreuen, vorsichtigen und tapfern Germanen Frigerid anvertraute. Die Pässe von Succi waren von der größten Wichtigkeit, wohlbefestigt und leicht zu halten. Maurus bewachte sie sorglos und vertheidigte sie ohne die nothwendigste Beherztheit. Die Gothen nahmen die Pässe und strömten durch sie hindurch nach Mösien, Illyrien und Pannonien. Das Abendland war überschwemmt wie das östliche Reich. Schon zeigten sich die Raubschaaren auf den Kämmen der julischen Alpen, und Italien fing an, das Schicksal zu fürchten, das ihm Gothen und Alamannen schon einmal bereitet.

Nur Ambrosius und seine Glaubensgenossen mochten auf den unsichtbaren, belohnenden Schutz des als ewig erkannten Sohnes bauen. Sirmium, wo Gratian sich aufhielt, war von feindlichen Haufen umschwärmt. Die Quaden und Sarmaten hausten mit den Gothen zusammen in Pannonien. Alle Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meer, der Propontis und den julischen Alpen fühlten das Schwert, die Raubluft und die Rache der Germanen, die Gier der Hunuen; und was die Sorge der Provinzialen an Wintervorräthen in Scheune und Keller gebracht hatte, darin schwelgten die Barbaren ungehindert. So vergingen mehr als vier Monate; das neue Jahr stand vor der Thür, und noch immer nicht wagte Gratian etwas Ernstliches mit seinen verschüchterten Soldaten und Offizieren zu unternehmen, obwohl er den besten und stärksten Theil der abendländischen Armee um sich hatte. Man verzweifelte am kleinsten Erfolg; die Gothen schienen unüberwindlich, trotzdem Ambrosius lehrte, Gog solle im Hausenthal vernichtet werden. Und aus dem Westen kamen ebenfalls erschreckende Meldungen. Die Germanen am Rhein drohten in das unbeschützte Gallien zu brechen. Die ganze germanische Welt schien abermals in einer großen Bewegung, um die römische zu überfluthen, und im Osten drohte der zweite Erbfeind Roms: der persische König von neuem.

Der junge Kaiser empfand täglich mehr, daß er Alleinherrscher war in einer Welt voll Auflösung und feindlicher Uebermacht. Die aussichtsvolle Freudigkeit womit er als gefeierter Sieger nach dem Orient geeilt war, scheint der tiefen Muthlosigkeit Platz gemacht zu haben, welche alle Römer erfüllte. Er hatte in fünf Monaten vollkommen eingesehen, daß er für die jetzige ungeheure Aufgabe nicht zureichend war. Mit ängstlichen Zweifeln und gewiß unter vielen brünstigen Gebeten erwog Gratian die gewichtige Frage nach dem fähigsten und würdigsten Reichsgenossen zur Bewältigung einer der furchtbarsten Krisen welche das Imperium bisher durchgemacht. Es mußte ein erprobter Kriegsoberster sein; man mußte bedeutende Talente für Organisation, Regierung und äußere Politik bei ihm voraussetzen dürfen. Es war wünschenswerth daß er eine gute humanistische Bildung besaß; es schien durchaus nothwendig daß ihn Religiosität nach dem Sinne Gratians auszeichnete. Endlich durfte es nur ein Charakter sein, dessen bisherige Treue und Uneigennützigkeit hoffen ließ: Ehrgeiz, Eifersucht und Haß der Herrscher

werde dem Reiche nicht wieder mehr schaden, als die Theilung der Regentenarbeit ihm nützte, werde den Augustus nicht bedrohen statt ihn zu sichern und zu beruhigen. Auf welche Großen in seiner Umgebung Gratians Auge fiel: Germanen wie Richomer und einige andere kamen mehren dieser Bedingungen am meisten nah. Doch seit dem Fall des fränkischen Usurpators Magnentius galt es für durchaus ungeziemend, ja für unmöglich, daß ein Mann von barbarischer Geburt das Diadem trage. Auch scheint es, hatte kein Germane jene intensive Frömmigkeit welche Gratian wünschen mußte: die glühende Liebe zum ewigen Sohn von Nicäa und den ungeduldigen Zorn gegen die Dogmen vom später gebornen oder geschaffenen Christus.

In den Tagen dieser schweren Sorgen und Bedenken wurde Gratian durch eine glückliche Meldung überrascht. Er hatte, da tapfre und zuverlässige Offiziere jetzt dringend noth thaten, den verbannten Theodosius aus Spanien wieder in den Dienst gerufen und ihm ein Commando, wahrscheinlich in Pannonien oder in Obermösien, dem Schauplatz seiner früheren Sarmatensiege gegeben. Kaum trug Theodosius das Cingulum wieder, als er sich allein von allen Offizieren Gratians, die germanischen nicht ausgenommen, auf kühne und erfolgreiche Weise bewährte, wie einst in den Verwirrungen unter Valentinian I. Er flößte seinen Truppen durch überlegnen Geist, geschickte, freundlich-ernste Behandlung, vortreffliche Leitung im Lager wie im Felde und durch eignes fortreißendes Beispiel eine Kriegslust ein, welche dem ganzen übrigen Heere mangelte. Er selbst schien mit rastloser Thätigkeit Alles zu thun, Alles anzuordnen und überall zu sein. Er focht an der Spitze seiner Cohorten wie ein gemeiner Soldat. Er konnte endlich sein verhältnißmäßig kleines Corps gegen die Uebermacht der Sarmaten führen, welche sich in der Nähe der Donau zusammengezogen hatten. Sein Sieg war so entscheidend, daß die wenigen Barbaren welche dem Tode entkamen, mit verwirrter Hast über den Ister flohen, und die Provinzen wenigstens von der Plage der Sarmaten sich befreit sahen. Ende 378 oder in den ersten Tagen des Januar 379 errang Theodosius diesen Erfolg welcher für sein Leben bestimmend wurde. Er vertheilte seine Truppen in die Städte, um Winterquartier zu halten, und eilte selbst nach Sirmium, die günstigen Meldungen dem Kaiser zu überbringen. Am Hoflager war die Stimmung so gedrückt, daß man der Nach-

richt von einem Erfolge keinen Glauben zu schenken wagte. Die alten Feinde des Theodosius behaupteten sogar boshaft und keck, der prahlerische Kriegsheld habe sein Heer verloren und sei geflohen. Theodosius drang darauf, daß Boten abgesandt würden, um den Sachverhalt an Ort und Stelle zu prüfen; und er wurde glänzend gerechtfertigt [26]).

Gratian aber leuchtete es ein, daß in Theodosius der Mann vor ihm stehe, welcher alle gewünschten Eigenschaften vereinige um das Diadem mit Würde und Nachdruck zu tragen, die Uebermacht der Germanen eher als ein anderer von seinen Generalen zu brechen, die Ordnungen im Reiche neu zu begründen, und das Homousion kräftig zu verbreiten. Mit weitherzigem Impulse nur das Wohl des Staates vor Augen, sah er davon ab, daß er Verwandte habe, aus denen ein anderer Kaiser sich den Mitherrscher gewählt haben würde. Offen und feierlich bot er Theodosius den Thron des Orients an. Der überraschte General sträubte sich, wie spätere Lobredner es vor ihm selber schilderten, eben so lange als lebhaft und aufrichtig. Endlich gab er den dringenden Bitten Gratians und dem bestürmenden Zureden einer plötzlich aufgeschossenen Menge von verehrungsvollen Freunden nach. Am meisten vermochte ihn wohl die eigne Stimme, der Trieb eines bedeutenden Mannes, Großes zu thun, und das Bewußtsein es thun zu können; er durfte sich mit reinerem Gewissen als die meisten Römer sagen, daß er Glanz und Macht des Diadems nicht suche, sondern in selbstloser Absicht dessen Lasten und Gefahren auf sich nehme, um für das Reich zu arbeiten. Es zeugt von Gratians edler Gesinnung, daß er Vertrauen in sich fand, einem Manne den Purpur und die Gelegenheit zur Rache zu geben, dessen Vater er hatte hinrichten lassen, den er selbst in jahrelanger wenn auch milder Verbannung gehalten. Nicht weniger spricht es für Theodosius, daß er dieses Vertrauen hervorrief und nicht getäuscht hat. Am 19. Januar 379 wurde Theodosius von Gratian in Sirmium mit allen Ceremonien als Imperator und Mitaugustus zu gleichen Rechten proclamirt. Die Heiden wiesen auf die Erfüllung ihrer Orakel hin, da ein Mann, dessen Name mit „Theod“ beginne, Valens Nachfolger sei. Die Christen verfehlten nicht, auch ihre Wunder zu haben. Dem General Theodosius war seine glänzende Bestimmung auf die heiligste Weise vorherverkündigt worden. Nachts im Traume hatte ihn ein Priester mit dem Purpur bekleidet,

und der Augustus erkannte später in diesem frommen Herold den heiligen Meletius, Bischof von Antiochien.

Nach Theodosius Kaiserkrönung bereitete Gratian seinen Aufbruch in den Westen vor, wo Gallien von Alamannen und Franken noch immer bedroht schien. Um sich das Regiment zu erleichtern und der Kriegführung gegen die Gothen mehr Einheit und Schlagfertigkeit zu geben, trennte er von der Präfectur Illyricum welche ihm und Valentinian II. zugehörte, die am meisten von den Feinden überschwemmten Provinzen ab und theilte sie Theodosius Reichsgebiet zu. Seit dieser Theilung giebt es ein occidentales und ein orientales Illyricum; das letztere umfaßte für jetzt Griechenland, Epirus, Thessalien und Macedonien; zum occidentalen gehörten bis auf weiteres das obere Mösien und Dacien, für immer: Dalmatien, Pannonien und Noricum [27]). Durch diese Anordnung Gratians geschah fast der letzte Schritt zu der endgültigen Scheidung vom abend- und morgenländischen Reich, welche für die Geschichte des fünften Jahrhunderts von großer Wichtigkeit ist. Das occidentale Illyricum ward unter die Administration des Präfekten von Italien und Afrika gestellt. Schon öfter hatte dieser Beamte beide Präfekturen verwaltet. Es scheint nicht zweifelhaft, daß Gratian dem neuen Mitaugustus einen möglichst großen Theil des abendländischen Heeres zurückließ, da das morgenländische fast gänzlich zersplittert und demoralisirt war. Er gab ihm einen seiner vorzüglichsten Generale in dem Franken Richomer; auch andre hohe Offiziere von Ruf und Verdienst aus Gratians Gebiet durfte Theodosius für seine Armee behalten.

Gratian mußte noch längere Zeit im Osten verweilen; erst um die Mitte 379 war er in Italien und gab von Aquileja aus Gesetze [28]). Er wollte einigen Aufenthalt in Mailand bei seinem Bruder nehmen; aber nach dem Anblick und den Gesprächen des Bischofs Ambrosius verlangte sein Herz so sehnsüchtig, daß er sich nicht gedulden konnte, erst in der Residenz von dem heiligen Mann umarmt und belehrt zu werden. In einem Briefe voll kindlicher Verehrung, Frömmigkeit und Devotion bat der junge Kaiser den Priester, nicht abzuwarten bis er in Mailand einzöge. Ambrosius möchte ihm entgegenreisen, möchte eilen, ihm von der Wahrheit zu reden, obschon Gratian von ihr überzeugt sei. Er liebe nicht Controversen und Disputationen über die heiligen Dinge; er wolle auch weniger über Gott sprechen als zu ihm beten, doch

Ambroſius möchte ihm mehr und mehr das Herz öffnen für den tieferen Einzug des himmliſchen Lichtes. Ambroſius möchte, bevor er ſelbſt komme, ihm noch einmal den Tractat über den Glauben ſenden und einige Worte über den heiligen Geiſt hinzufügen. Der Biſchof konnte ſich keinen Schüler und keinen Monarchen wünſchen: bereitwilliger, die Vernunft dem Glauben, den Verſtand den Lehren ſeiner Prieſter unterzuordnen. Er antwortete dem Auguſtus mit väterlicher Wärme, aber zugleich mit einer Zurückhaltung welche hinter ein paar nothwendigen Worten des Reſpektes den klerikalen Stolz und das Gefühl hoherprieſterlicher Erhabenheit vorſchimmern läßt. Nach einigem Dank lobte er den Glauben und die vortrefflichen Geiſtesgaben welche der Brief des jungen Kaiſers verrathe, entſchuldigte ſich, daß er Gratian nicht außerhalb Mailand aufſuche und auch nicht über den heiligen Geiſt ſchreibe, ſandte ihm aber die Bücher vom Glauben.

Kaum war Gratian in die Reſidenz eingezogen und hatte die erſten Eindrücke des beſeligenden Verkehrs mit dem großen Ambroſius empfangen, als er ein heftiges Edikt gegen alle nicht nicäniſchen Chriſten erließ. Es weiſt auf Gratians frühere Glaubensdekrete zurück und ſpricht die kategoriſchen Worte aus: „Alle durch göttliche und kaiſerliche Geſetze verbotnen Häreſieen ſollen in Ewigkeit ruhen.“ Es ſchreitet mit beſonderem Zorn auf die ſchon oft verdammten Donatiſten und ihre Prieſter vor, welche nicht einmal für Chriſten zu halten ſeien, und es ſchließt mit einer Art Widerruf des „antiquirten Reſkriptes welches neulich in Sirmium aufgetaucht“ ſei. Nur die früheren Beſtimmungen des Kaiſers über den katholiſchen Gottesdienſt ſollen gelten[29]). Es iſt nicht glaublich, daß Gratian durch das Edikt von Sirmium den Chriſten im Occident, welche er die nichtkatholiſchen nannte, den längſt verbotnen Gottesdienſt wieder geſtattet habe. Doch es ſcheint, daß ſie die Religionsfreiheit welche der Kaiſer zum Frommen der Homouſianer dem Orient gab, als auch zu ihren Gunſten dem Abendlande gewährt begrüßten, und daß ſie eilten, danach ſich einzurichten. Es konnte nur gerecht und conſequent erſcheinen, daß unter dem Geſetz eines und deſſelben Monarchen der Weſten die gleiche Freiheit mit dem Oſten genöſſe. Allein Gratian benahm den Häretikern ſchnell ihre Freude und Keckheit, und brachte ihnen eine andere Meinung von der kaiſerlichen Conſequenz und Gerechtigkeit bei. Um dieſe Zeit hatte das Schisma des Damaſus

und Ursinus von Rom noch nicht sein Ende erreicht. Gerade jetzt war Gratian in jene Händel gezogen durch die Appellation des Damasus und das Schreiben der römischen Synode von 378 an ihn. Es mag etwa in diesen Tagen gewesen sein, wo er die Verbannungen gegen die Feinde des Damasus eintreten ließ, und das Reskript an den römischen Vicarius richtete, welches dem Eroberer des römischen Stuhls und den Wünschen des Concils so günstig war.

Ambrosius konnte mit seinem Schüler zufrieden sein, nur zeigte sich auch hier die Freude als selten ungetheilt. Gratian wurde mitten in seinen energischen Anordnungen zu Gunsten der nicänischen Religion und Geistlichkeit von einer sündhaften Schwäche für den arianischen Wahnsinn befallen. Auch dieser fromme Kaiser war nicht stichfest gegen Menschlichkeiten. Ruhmreiche Kriegsthaten, Dank und Begeisterung des Orients wie des Occidents, das Bewußtsein, angemessen und selbstlos gehandelt zu haben, erhoben seine Stimmung. Diese günstige Zeit scheint die Augusta Justina benutzt zu haben, persönlich ihren Stiefsohn um Zurückgabe doch wenigstens einer der vielen Kirchen anzugehen, in deren Besitz die Arianer einst gewesen; einer Kirche wo die Kaiserin und der Rest ihrer Glaubensgenossen in Mailand Gott und Christus auf ihre Art anbeten könnten. Gratians weiches Herz war persönlichen Eindrücken jetzt wohl doppelt zugänglich. Es konnte Bitten nie widerstehn und wurde von den frevelhaften Zumuthungen der Ketzerin gerührt. Bald, aber wie es scheint erst als Gratian Mailand verlassen, und nicht mehr unter den Augen des Bischofs handelte, war eine Basilika sequestrirt, um den Arianern ausgeliefert zu werden. Allein Gratian fühlte sich doch getheilt zwischen der rücksichtsvollen Liebe zur Stiefmutter und zum richtig bestimmten Gott. Er zögerte, die heiligen Räume den Sacrilegien der Arianer zu öffnen, von denen die nicänischen Priester ihm sagten, sie seien ärger als die Dämonen, teuflischer als der Teufel selbst, welcher Christi wahrhafte und ewige Gottheit ausdrücklich anerkannt habe, ja sie seien so verrucht wie die Juden, welche den ewigen Gott hatten tödten wollen. Schon längst war Gratian in Gallien, und noch immer nicht konnte Justina in eine arianische Kirche gehen. Ambrosius hatte es nicht für angemessen erachtet, der Beschlagnahme des Gotteshauses den thatsächlichen Widerstand entgegenzusetzen, mit dem er später bei ähnlicher Gelegenheit über die

„rasenden Versuche“ des arianischen Hofes triumphirte. Gratian, wie schwer auch immer augenblicklich verirrt, war ein sonst frommer, um die rechtgläubige Kirche hochverdienter Feind der Häresie, ein Monarch welcher auch in diesem Falle nicht ohne Rücksicht behandelt werden mußte. Ambrosius suchte nur Hülfe im Gebet. Mit besonderer Inbrunst flehte er zum heiligen Geist, welcher von den Arianern ebenso wie der Sohn seiner consubstanziellen Würde beraubt und als ein göttliches Wesen niederer Art beschimpft wurde. Der heilige Geist, nach dem Zeugniß des Ambrosius, bekehrte in der That Gratians mißleitetes Gemüth. Ambrosius durfte nur dem Kaiser das Versprechen zukommen lassen, er wolle das gewünschte Werk über die Gottheit des heiligen Geistes verfassen, und Gratian wurde von so lebhaftem Enthusiasmus erfüllt, daß er sofort aus freien Stücken den Befehl gab, die Basilika den Rechtgläubigen wieder zurückzustellen. „Ich beklage nicht die Trauer der verflossenen Zeit“, schrieb ihm Ambrosius im ersten Kapitel des verheißenen Tractats. „Du hast die Basilika eingezogen, damit du deinen Glauben bewährtest. Nun offenbarte es sich: es war nicht dein Werk, als du die Kirche sequestrirtest; aber als du sie wiedergabst, da war es das deinige.[30])“ Justina, bitter getäuscht, mußte sich ohne Kirche begnügen, und der Arianismus blieb in Mailand unterdrückt, trotz der arianischen Kaiserin.

Allein in Sirmium und dessen Sprengel: den illyrischen Provinzen, besaß der Arianismus noch immer so großen Anhang, daß man bisher nicht gewagt hatte ihm die Kirchen zu entreißen. Gleichwohl war auch in diese Gegenden das nicänische Symbolum durch Ambrosius rastlose Bemühungen wieder vorgedrungen. Ein großer wenn auch schwerer Sieg, ohne die Hülfe der weltlichen Macht erkämpft, bezeichnete das Anwachsen der frommen Gemeinde welche den ewigen Sohn bekannte und von ihm dafür die ewige Seligkeit erwartete. Im Jahre 380 starb der Bischof von Sirmium, der Nachfolger einer langen Reihe von Häretikern und Häresiarchen. Aus Mailand eilten die Kaiserin Justina und der Bischof Ambrosius in diese wichtige Metropole; ein jeder um die Ordination eines Priesters aus seiner Glaubenspartei durchzusetzen. Der Wahlkampf war heftig und schwankend, die Gemeinde in ziemlich gleiche Heerlager gespalten, die Mehrheit vielleicht noch auf Seiten „des Weibes“. Man wollte den Bischof von Mailand aus der Kirche treiben, man wollte schleunig einen Arianer ordiniren. Ambrosius

schritt kühn und unbeirrt, mit der ganzen Pracht seiner imponirenden Gestalt und seines pontificalen Auftretens in die Basilika und ließ sich auf den bischöflichen Thron nieder. Eine fanatische Arianerin zerrte ihn am Ornat, um ihn vom Sitz herab auf die Seite der Weiber zu reißen, damit sie ihn mißhandelten und aus der Kirche schleppten. Doch er behauptete sich auf dem Thron und hielt an das verwegne ketzerische Mädchen eine jener würdevollen Anreden, in denen er ein so großer Meister war, und welche niederschmetterten bei aller Betonung christlich sanfter Demuth und Versöhnlichkeit. Am Schluß warnte er die Arianerin, sie möge das Urtheil Gottes fürchten, damit ihr nichts Uebles begegne. Ambrosius konnte die für diesen Tag festgesetzte Handlung ruhig beendigen. Doch nur ein Wunder schien den glücklichen Ausgang der ganzen Angelegenheit zu verbürgen, und das Wunder ließ den großen Bischof in entscheidenden Momenten nie im Stich. Am nächsten Tage zeigte sich dessen Warnung als Prophetie; die kecke Glaubensstreiterin war todt, und Ambrosius konnte ihrem Begräbniß beiwohnen, um erlittne Schmach mit Ehrenbezeigung zu vergelten. Die sichtbare Hand und Parteinahme des Himmels lähmte den Muth der Arianer, und die jubelnden Nicäner konnten ihren Bischof ordiniren, obwohl die Dämonen, die Geistesbrüder der Arianer, durch mancherlei Lärm und Spuk ihre Unzufriedenheit kundgaben [81]).

Justina kehrte geschlagen, Ambrosius als Sieger nach Mailand zurück, und das Verhältniß zwischen dem mächtigen Bischof und der überall beschränkten, enttäuschten, überwundnen Kaiserin wurde immer gespannter. Justina mußte sehen, wie seit der Inthronisirung eines Homousianers in Sirmium der Arianismus mit erschreckender Schnelligkeit auch in den illyrischen Provinzen des Occidents verschwand. Gratian konnte bereits 381 ein Concil von Aquileja anordnen, wo unter dem mehr als energischen Vorsitz des Bischofs Ambrosius die letzten arianischen Bischöfe verdammt und abgesetzt wurden. In Illyricum leistete der Arianismus jetzt ebenso wenig Widerstand wie vordem in Italien. Er hatte, als er noch scheinbar in Blüthe stand, keine Wurzeln mehr in den Herzen der Römer gehabt, und seine Reste: zerstreute, eingeschüchterte, führerlose Gemeinden bestanden noch einige Zeit heimlich fort wie in Italien, aber sie gaben kein kräftiges Lebenszeichen mehr von sich, und gingen endlich lautlos unter.

Noch im Auguſt 379 war Gratian von Mailand aufgebrochen, um in Eile nach Gallien zurückzukehren. Hier begrüßte ihn ſein Lehrer, der greiſe Dichter Auſonius mit einer Dankrede für das Conſulat welches ihm ertheilt worden war. Dieſer Panegyrikus ruft den Kaiſer mit den Namen all der Völker an, über welche derſelbe oder ſeine Generale einen Vortheil errungen hatten. Er preiſt an dem jungen Auguſtus mit redſeliger Exaltation was überhaupt an einem Menſchen und Fürſten gelobt werden kann. Selbſt der einfache und kurze Brief welchen Gratian von Sirmium aus mit der Conſulartoga an Auſonius geſendet, war die unvergleichliche Blüthe des Genies und des ſchärfſten Verſtandes, der feinſten Bildung und des erleſenſten Geſchmacks, der Pietät gegen Menſchen und der Frömmigkeit gegen Gott, der Hoheit und der Leutſeligkeit in nie zuvor geahnter fürſtlicher Geſinnung. Sogar die raſchen Tagereiſen auf denen Gratian nach Gallien gekommen, waren der Gegenſtand ehrfürchtigen Staunens und begeiſterter Exclamationen. Dieſe Eile mochte durch die Haltung der überrheiniſchen Germanen, vorzüglich der Alamannen hervorgerufen ſein. Mehre, allerdings unſichere Nachrichten geben an, das letztere Volk ſei in Gallien eingefallen [32]). Bei den Alamannen vor allen übrigen germaniſchen Völkern fand man es erſtaunlich, wie ſie, eben noch ſcheinbar bis zur Vernichtung aufgerieben und für immer gedemüthigt, ſich plötzlich wieder vollzählig erhoben mit dem alten kriegeriſchen und trotzigen Sinn. Indeſſen die eigentliche Heldenzeit der Alamannen war doch vorüber ſeit den Kämpfen mit Julian und Valentinian und ſeit den Siegen Gratians. Sie unternahmen nur kleine, ſchnell vorübergehende Kriegs- und Raubzüge noch in das römiſche Gebiet. Sie mögen mit einem größeren Einbruch gedroht haben, da Gratian und die meiſten Legionen abweſend waren. Die Rückkehr des gefürchteten Alamannenſiegers hat ſie dann beruhigt. Wenn Kämpfe mit ihnen im Jahr 379 oder 380 ſtattgefunden haben, können ſie nur von ſehr untergeordneter Bedeutung geweſen ſein. Man mußte ſich doppelt Glück wünſchen hierzu, weil die Nachrichten aus dem orientaliſchen Reich überaus beſtürzend lauteten und die Abſendung eines ſtarken Heeres, ja den Aufbruch des Kaiſers ſelbſt zum zweitenmal erforderten.

Theodoſius hatte nach der Kaiſerkrönung begonnen, die beſten Hoffnungen zu erfüllen, die man auf ihn ſetzte. Die Unerſchöpflichkeit ſeiner Hülfsmittel in einem ſcheinbar ganz erſchöpften Lande,

die Talente militärischer Organisation und Führung, die Charakterstärke welche Muth, Ausdauer und unermüdliche Regsamkeit in der verzweifeltsten Lage nicht verlor, machten ihn den kaum überwindlichen Schwierigkeiten gewachsen; und es war vorauszusehen, er werde ihrer Herr werden. Was sich unter den Provinzialen noch an kriegstüchtigen Männern finden ließ, der Bauer, der Bergwerkarbeiter wurde bewaffnet, das Heer gesammelt und neu geordnet, die aufgelöste Disciplin hergestellt. Bald zeigten sich die günstigen Folgen wohlvertheilter Strenge und Güte, Lobes und Tadels, fortwährenden persönlichen Verkehrs mit den Soldaten und der nützlichen Kunst, zugleich Feldherr, Kamerad und Monarch zu sein. Theodosius hatte in kurzer Zeit das ihm eigne Feuer den Soldaten mitgetheilt, und konnte sie wieder zu siegreichen Gefechten führen, die fortdauernd einen größern Maßstab annahmen [33]).

Die vorzüglichsten Erfolge jedoch verdankte Theodosius der kühnen und glücklichen Art wie er den Gedanken der früheren Kaiser aufnahm: die Germanen durch Germanen zu bekämpfen. Er machte den Völkern diesseits und jenseits der Donau bekannt, daß ihm jeder willkommen sei, der römische Kriegsdienste nehmen wolle. Sogleich strömte eine Masse von Freiwilligen aus den benachbarten deutschen Gauen und von Ueberläufern aus den gothischen Raubschaaren zu seinen Fahnen. Es war als hätte im Mittelalter ein berühmter Condottiere seine Trommel rühren lassen. Der Barbaren aus den verschiedenartigsten Völkern und Racen wurden bald so viel, daß sie die Zahl der Römer übertrafen, und Besorgniß erregten. Theodosius sandte einen großen Theil in getrennten Haufen nach Aegypten welches bisher die wenigsten Truppen zum Kriege gegen die Gothen gestellt hatte und selbst die meisten brauchte; den ägyptischen Legionen gab er Marschbefehl nach Thracien [34]).

So gewann das Reich durch die Barbaren welche es überschwemmten; und von allen Feldherren des Imperators zeichnete sich ein Gothe gegen die Gothen am meisten aus. Modar, königlichen Geschlechtes wie berichtet wird, also ein früherer Gauhäuptling der Westgothen wohl oder aus einem ostgothischen erlauchten Hause, war zu den Römern übergetreten. Er muß christlicher Religion gewesen sein, denn der heilige Gregor von Nazianz versicherte ihm in einem Briefe seine Liebe und Hochachtung, lobte seine Frömmigkeit und empfahl dem einflußreichen Germanen den

Frieden der Kirche. Bewährte Treue und Kriegstalente veranlaßten den Kaiser, Modar zum General der Kavalerie oder Infanterie zu machen [35]). In dieser hohen Stellung gewann Modar durch geschickte Kundschaft, vortreffliche Aufstellung und kühnes Ungestüm beim Angriff einen glänzenden Sieg über eine große gothische Abtheilung in Thracien. Die Mehrzahl der Feinde ward niedergemetzelt, eine Wagenburg von 4000 Gefährten erstürmt, die Sklaven welche den Fuhrdienst versahen, die Frauen und Kinder, die Bewachungsmannschaften, die Erschöpften welche sich zum Ausruhen auf die Wagen geworfen, kamen in die Hände der Römer. Dieser Sieg befreite Thracien von den Feinden, und um so sichrer konnte man Hoffnung schöpfen, mit concentrirten Kräften auch die andern Provinzen zu säubern. Hauptsächlich auf drei Kanälen floß die Uebermacht der Barbaren allmälig ab: sie zogen es vor, über die Donau zurückzugehn, sie wurden getödtet, oder sie traten zu den Römern über und verstärkten deren Armee. Als um die Mitte 379 eine Gesandtschaft des Senats von Constantinopel zu Theodosius kam, durfte ihr Vorredner wennschon mit einiger Uebertreibung sagen: „Der Hämus lehnt sich nicht mehr auf, Illyrien ist für den Wanderer nicht mehr gefährlich und unwegsam; dem Reiter und dem Fußsoldaten kehrte der Muth zurück. [36]) "

Theodosius hatte sein Hauptquartier in Thessalonica, der Metropole von Macedonien, aufgeschlagen. Von hier aus leitete er den Krieg wenn er nicht persönlich im Felde war. Doch Anfang 380 befiel ihn eine lebensgefährliche Krankheit, so daß er die Taufe verlangte; und bald konnte seine schwindende Geisteskraft nur noch religiöse Gedanken fassen, confessionelle Gesetze geben und Anordnungen befehlen. Die Krankheit des kriegerischen Imperators rief die volle Kühnheit der schon halb eingeschüchterten Barbaren wieder wach, und lähmte den kaum erstarkten Muth im römischen Heer. Der einigende und belebende höhere Geist fehlte; auch die großen germanischen Generale richteten nichts mehr aus. Die errungenen Erfolge gingen verloren; neue Schaaren allerhand germanischer, sarmatischer, hunnischer Völker drangen über die Donau; die unglücklichsten Gefechte fanden statt, die herbeigerufenen ägyptischen Legionen waren den Gothen keineswegs gewachsen; die ins Heer aufgenommenen Germanen wurden unbändig oder unzuverlässig. Die Bedingung unter der sie sich hatten in die Legionen einschreiben lassen: gegen Lieferung eines Stellvertreters nach Hause

zurückkehren und jeden Augenblick wieder in den Dienst treten zu dürfen, gab Anlaß zu den gröbsten Verwirrungen. In den Standlagern hörte Disciplin, Subordination und Ordnung auf; der bisher durchschnittlich festgehaltne Unterschied römischer Legionen und barbarischer Hülfstruppen, eingeborner und eingewanderter Soldaten ging verloren, aber die Rivalität wuchs, schon waren blutige Kämpfe zwischen römischen und germanischen Truppen vorgefallen und die Auflösung wurde allgemein. Die Gothen dagegen, durch zahlreiche Ueberläufer von den wachsenden Mißständen bei den Römern stets unterrichtet, traten mit dem Gewühl ihrer verbündeten Volksschaaren von Hunnen, Alanen, Taifalen, Jazygen, Quaden eine große, dreigetheilte, weit ausgedehnte Unternehmung an. Ein Theil behielt sich das wiedergewonnene Thracien nebst Macedonien und Thessalien vor; ein zweiter unter Fritigern rückte von Thessalien nach Epirus und südwärts nach Griechenland; ein dritter, dessen Kern die Ostgothen unter Safrach und Alatheus bildeten, zog westwärts und brach in Gratians illyrische Provinzen [87]).

Gratian gedachte auf diese erschütternden Nachrichten 380 in den Osten zu gehen; sein eignes Reich war angegriffen. Doch er ließ das Feuer der Unternehmungslust vermissen, die Kriegsbegeisterung und die freudige Hülfsbereitschaft, welche vor zwei Jahren den Enthusiasmus der Soldaten wie der Provinzialen erregt, und ihn im Auge der damaligen Generation den größten Heroen gleichgestellt hatten. Er hielt sich lange Zeit in den Städten Norditaliens, besonders in Mailand und Aquileja auf, reiste hin und her, gab Gesetze wie das zu Gunsten der christlichen Schauspielerinnen, und mochte statt der entzückenden Gespräche und Lehren des großen Ambrosius nicht die Mühen der Kriegführung, die Beschwerden des Lagerlebens wieder durchkosten. Nach Pannonien, wo bereits Safrach und Alatheus mit ihren Schaaren hausten, sandte er einen General welcher den ungemeinen Schwierigkeiten weitaus nicht gewachsen war. Vitalianus führte die Legionen so schlecht gegen die Ostgothen, daß er in die größte Bedrängniß gerieth. Gratian hielt Friedensverhandlungen für das Beste, zeigte sich den Germanen so huldvoll und zuvorkommend wie möglich, gab Geld und Geschenke, mußte ihnen den freien Weg durch Pannonien und Obermösien in das ohnehin von Germanen überschwemmte Epirus und Griechenland preisgeben und sich zu Pro-

viantlieferungen verpflichten [28]). Die Gothen ihrerseits gaben die Zusicherung, das westliche Reich nicht mehr zu beunruhigen.

Theodosius inzwischen war genesen und suchte mit hastigem Eifer das Verlorne wiederzugewinnen. Allein er mochte die volle Geisteskraft und körperliche Rüstigkeit noch nicht zurückerlangt haben, um ein entmuthigtes, halb aufgelöstes Heer gegen das Ungestüm sieggewohnter Feinde zu führen; Disciplin und Wachsamkeit ließen augenscheinlich viel vermissen bei den Truppen: der Ausgang war unglücklich und beschämend. Eine neue Masse gothischer Haufen wälzte sich, ohne Widerstand zu erfahren, von Ueberläufern geführt, aus Thracien nach Macedonien. Hier wußten sie, würde der Kaiser mit der concentrirten Hauptmacht des östlichen Imperiums zu finden sein. Das Heer Gratians, soweit es in Illyrien stand, fürchteten sie offenbar nicht sehr. Vor dem römischen Lager machten sie Halt; in der Nacht leuchtete ein helles Feuer aus ihm auf, und Ueberläufer bestätigten die Meinung der Gothen, daß es angezündet sei, wo die Zelte des Imperators und seines Gefolges stünden. Ein Ueberfall wurde sofort beschlossen und ausgeführt; das Feuer diente als der beste Führer zum wichtigsten Punkt, und in Kurzem hallte das Lager vom Geschrei der aufgeweckten, zu den Waffen und Manipeln eilenden, niedergemachten Soldaten und von den wohlbekannten Rufen der Gothen, welche so oft Furcht und Verwirrung über die Römer gebracht hatten. Eine Menge Germanen aus dem römischen Heer lief zu ihren Stammesbrüdern über; ein anderer Theil blieb dem Kaiser treu, stellte sich mit einigen beherzten und opfermuthigen römischen Abtheilungen dem Feind entgegen, verschaffte Theodosius Zeit zum eiligen Entfliehen und ward fast gänzlich aufgerieben. Die Meinung der Römer war: hätten die Barbaren den Sieg dieser schrecklichen Nacht benutzt, dem fliehenden Imperator und den verworrenen Resten der Armee nachgesetzt, so wäre nichts ihren Händen entgangen. Allein die Gothen begnügten sich mit den gewonnenen Erfolgen und Beuteschätzen des Lagers; ihnen fehlte die weitschauende Leitung eines Fritigern, und sie verfolgten ihren Weg nach Macedonien und Thessalien.

Das offne Land und die unbefestigten Orte dieser Provinzen, von keinem Soldaten vertheidigt, wurden der bequeme Tummelplatz der plündernden Barbaren. Nur die ummauerten Städte durften sich eines etwas günstigeren Looses freuen. Die Gothen, ihrer

Schwäche in der Belagerungskunſt eingedenk, nahmen die Summen an, welche die geängſtigten Bürger zuſammenbrachten um Einſchließung und Sturmverſuche abzukaufen. Theodoſius beſaß keine Armee dem Feinde mehr entgegenzuführen; er that wenigſtens das Mögliche, um die Städte noch ſichrer zu befeſtigen. Doch nur Theſſalonica ſcheint vom Feinde bedrängt worden zu ſein, und hätte doch der Mauern und Thürme zur Vertheidigung nicht bedurft. Denn der heilige Ambroſius bemerkt: der heilige Acholius, Biſchof von Theſſalonica und Taufvater des großen Theodoſius habe, ein anderer Eliſa, mehrmals die Hauptſtadt und ſogar ganze Theile Macedoniens von der Wuth der anſtürmenden Barbaren erlöſt. Und nicht durch Soldaten, die auch ihm fehlten, ſondern allein durch die Macht ſeiner Verdienſte und ſeines Gebetes. Dieſe ſchlug eine geiſtige Blindheit auf den Feind herab, daß er ohne jeden ſichtbaren Grund umkehrte; und ein andermal eine wüthende Peſt, daß er entſetzt von dannen floh. Auch den ſpäteren Frieden maß Ambroſius und die chriſtliche Gemeinde von Macedonien den geiſtigen Einwirkungen des zweiten Eliſa bei. Nur eine Erklärung iſt der Biſchof von Mailand ſchuldig geblieben. Italien, ſchrieb er an Gratian, wurde ſeiner Rechtgläubigkeit wegen vom Unheil großer Barbareneinbrüche verſchont. Das überſchwemmte und zu Grunde gerichtete Macedonien jedoch durfte der heilige Acholius ſeinem kaiſerlichen Täufling nicht minder als ein frommes Land rühmen, unbefleckt von der Abſcheulichkeit des Ketzerthums. Wie kam es, daß die vollkommene Gerechtigkeit das gleiche Verdienſt ſo grauſam anders behandelte? Hatte die Theorie von Strafe und Lohn durch äußere Ereigniſſe eine Lücke? Doch im Allgemeinen lag die Antwort auch hierfür bereit. An ketzeriſchen Ländern ſuchte der Himmel ſtets den ſtrafbaren Irrthum heim; an rechtgläubigen die Sündhaftigkeit. Dieſe moraliſch bußfertige Stimmung hat eine tiefſinnige Wahrheit und rührende Schönheit; ſie iſt ein Reſultat des Chriſtenthums und einer von den Hauptgründen, warum chriſtliche Völker nach großen Landescalamitäten häufiger eine geiſtige und materielle Wiedergeburt erlebt haben als heidniſche. Nur möchte man faſt glauben, die häretiſchen Gegenden, abgeſehn von dem Frevel irriger Meinungen, hätten ſich durch Tugend vor den orthodoxen ausgezeichnet [39]).

Theodoſius, augenblicklich von Streitkräften beinah ganz entblößt, ſandte dringende Botſchaften um Hülfe an ſeinen Mitauguſtus.

Gratian erschien auch jetzt nicht persönlich im Osten. Allein von den unglücklichen Briefen herzlich betroffen, ließ er ein Heer dorthin marschiren, so stark als es aufzubringen war und man es für die nächsten Bedürfnisse nicht unzulänglich hoffen durfte. Diese überaus wichtige Expedition stand abermals unter dem Befehl zweier Germanen. Die Generale Bauto und Arbogast waren Franken und Heiden. Die Römer priesen ihre warme Hingebung, ihre Treue und Liebe, ihren thätigen Eifer für das Reich und sein Wohl; sie bewunderten die seltne Uneigennützigkeit ihres Charakters welcher durch keine Habgier befleckt und durch keine Geschenke zu verderben sei; sie rühmten ihre großen Feldherrentalente, die Kraft und Klugheit wodurch ihre Kriegführung sich auszeichnete. Bauto genoß, wie Richomer, die Freundschaft oder wenigstens die Huldigungen und den Briefwechsel des Senators Symmachus; er empfing die Consulartoga 385 von Valentinian II., dessen Hof der Germane ebenso schützte und beeinflußte wie der heilige Ambrosius ihn erschütterte und in Angst und ohnmächtigen Zorn versetzte. Der heilige Augustin welcher 385 Lehrer der Rhetorik in Mailand war, und, wie er gesteht, noch in den Schlingen der Sünde und des Strebens nach Ehren, nach Gewinn, ja nach Vermählung lag, sprach den Panegyrikus auf den neuen Consul und den jungen Kaiser: auf den Heiden und Barbaren, auf den arianischen Knaben und den Feind des bereits hochverehrten Ambrosius. Und er selbst fällte später das beste Urtheil über diese offiziellen Begrüßungs- und Lobreden: „ich log", sagte er, „das meiste, und der Lügner wurde von denen beklatscht und belohnt, welche wußten wie er log" [40]). Bautos Tochter Eudoxia lenkte später die Wahl des Kaisers Arcadius auf sich, und die Augusta wurde die erbitterte Feindin des heiligen Chrysostomus in Constantinopel. Arbogast sollte bald eine noch größere Rolle als Bauto in der römischen Geschichte spielen. Man hat vermuthet, er sei das Kind lätischer Eltern. Mehr hat die Annahme für sich, daß er, ein fränkischer Großer oder König, von seinen Widersachern, den Königen Sunno und Marcomer vertrieben, in den Dienst des Imperators übergetreten war. Wie ein Feuer kam er den erstaunten Römern vor, welche die Kühnheit, die blitzähnliche Kraft seines Geistes sahen und sich ihr gegenüber unwillkürlich als Zwerge und erloschne Greise fühlen mußten. Die Größe, Wucht und Streitbarkeit seines Körpers erregte dieselbe Bewunderung.

Die Soldaten liebten ihn weil er sie liebte und für sie sorgte, weil er ihnen den Sold nicht vorenthielt und arm blieb wie ein gemeiner Legionär. Allein die Bildung und Cultur welche Bautos Sinn gemäßigt zu haben scheint, ging ihm ab. Die barbarische Rauheit seines leidenschaftlichen Wesens erschreckte die Römer; und der ungemessene Ehrgeiz welcher heimlich in diesem Germanen brannte, die blutige Gewaltthat vor der er nicht zurückscheute, führte endlich seinen Sturz herbei und ließ die Schale seiner großen Verdienste um das Reich in die Höhe steigen [41]).

Bauto und Arbogast führten das weströmische Heer nach Macedonien und Thessalien. Sie erreichten bald, daß die Gothen eine starke, geschickt und kräftig geführte Macht sich gegenüber merkten, daß sie von ihren Verheerungen abließen, ihre Schaaren sammelten und den Rückzug nach Thracien nahmen. Und nicht lange darauf kam eine Unschlüssigkeit in diesen Theil der Gothen; sie fühlten sich des Umherschweifens müde; sie standen in einem ausgeraubten Land einem achtbaren Feinde gegenüber; eine lange Zeit des Plünderns und Schwelgens, in der sie das Schwert nur gegen Wehrlose zu richten brauchten, welche das Versteck ihrer Habseligkeiten nicht nennen wollten, scheint sie verwöhnt und zu den Anstrengungen von Kriegsthaten unlustig gemacht zu haben. Sie zeigten Neigung, unter günstigen Bedingungen Frieden zu machen. So kam hier 380 in Thracien, durch die Erfolge und Vermittelung der Feldherren Gratians der erste in der Reihe jener kleinen Friedensschlüsse zu Stande, durch welche Theodosius sämmtliche Gothenschaaren allmälig beruhigte und in das Imperium einverleibte. Gesandtschaften gingen hin und her; Theodosius bewilligte von Constantinopel aus die gestellten Forderungen; auf diese Nachrichten drängte sich eine Gothenschaar nach der andern zum Frieden und Bündniß, und als Föderaten Roms erhielten diese Germanen Land in den thracischen Provinzen Mösien und Uferdacien. Nicht Theodosius hat diese folgenreiche Wendung des großen gothischen Krieges bewirkt; sondern die Feldherren Gratians, Bauto und Arbogast, zwei Germanen an der Spitze des abendländischen Heeres müssen als ihre Urheber bezeichnet werden. Theodosius bleibt der Ruhm, das glücklich eingeleitete Werk geschickt beendet und statt der fehlenden Waffengewalt eine vortreffliche Politik bei Benutzung der günstigen Verhältnisse entfaltet zu haben, welche sich ihm bald darboten [42]).

Der General Bauto kehrte nach dem Occident zurück und wurde von Gratian wahrscheinlich zum Commandanten Italiens (comes Italiae) befördert [43]), wodurch er eine der bedeutendsten Stellungen am mailändischen Hofe Valentinians II. erhielt. Arbogast scheint, wie einst der General Richomer, von Gratian dem Mitauguſtus überlassen worden zu sein. Theodosius aber konnte bald sein diplomatisches Talent beweisen und seine Kunst die Germanen zu behandeln, welche auf eine scharfsinnige Kenntniß ihres Charakters und Werthes, ihrer Wünsche und Bedürfnisse sich gründete. In raschen Progressionen machte er eine Gothenschaar auf die andere zu Bundesgenossen. Fritigern, einst der wärmste Freund, dann der gewaltigste Feind der Römer, verschwindet um diese Zeit aus den Kämpfen welche er so glänzend und ungestüm begonnen hatte. Nun löste sich der lockere Zusammenhang der gothischen Volksschaaren mehr und mehr. Kein bedeutender Führer mit höheren Ideen und einigender Hand trat an Fritigerns Stelle. Zwar erschien gerade jetzt Athanarich, der alte Gothenherzog, mit dem Rest der Seinigen im römischen Reich. Er hatte sich im Caucalande nicht halten können; jenseit der Donau, von Hunnen und einem Gewühl anderer Völker bedroht, sah er kein Bleiben mehr für sich; er vergaß den Schwur den er einst unter schrecklichen Flüchen seinem Vater gegeben, oder er hatte ihn früher nur vorgeschützt um eine Gelegenheit zu finden seinen Stolz zu behaupten und Valens zu demüthigen: kurz, er betrat den verhaßten römischen Boden, suchte sich mit dem verhaßten abgefallnen Theil seines Volkes zu vereinigen, und muß bis Epirus und Achaja gekommen sein, wo die Westgothen neben den Greuthungen des Alatheus und Safrach standen. Eine Partei der Thervingen scheint ihn mit Freuden begrüßt und von neuem zu ihrem Herzog ausgerufen zu haben. Doch Zwistigkeiten brachen aus; die Rivalität zwischen Athanarich und den ostgothischen Häuptlingen entlud sich in offnen Kämpfen welche unglücklich für den Westgothen waren; und das Unglaubliche geschah. Der starre Athanarich, der Heide, der blutige Feind Roms und des Imperators war so geknickt oder so erbittert durch seine germanischen Gegner, daß er die Summe seines Lebens durchstrich und zu Theodosius überging. Die Verhältnisse hatten sich vollkommen umgekehrt im Laufe der Zeit. Athanarich und sein Anhang waren die Freunde, die Gothen des Fritigern die hartnäckigsten Feinde Roms.

Theodosius hatte gegen Ende 380 einen glänzenden Einzug in Constantinopel gehalten, dessen triumphatorisches Gepränge ihm die zahlreiche Klasse von Unterthanen welche er sich bald zu Feinden machte, sehr übel vermerkte, als ein hartherziges und leichtfertiges Gegenbild zu dem düstern Elend rings umher. Sofort sah man ihn seinen ungeduldigen Eifer gegen Alles richten was nicht homousisch war. Eine lange Reihe von leidenschaftlichen Gesetzen und Maßregeln gegen Ketzerthum und Hellenismus beginnt mit den ersten Tagen des Jahres 381. Jetzt wurden die Gotteshäuser auch im Orient den Arianern entrissen und den Nicänern überliefert; der entscheidende Kampf gegen die Opfer und Culte, Idole und Tempel fing an. Ein so frommes Regiment belohnte der Himmel sichtlich und mit rascher Pünktlichkeit [44]). Im Jahr 381 hatte Theodosius und das von ketzerischen Blasphemieen eben gereinigte Constantinopel die stolze und hoffnungsreiche Freude, daß der berufne Athanarich in die Mauern der Residenz einzog. Es geschah am 11. Januar, einen Tag nachdem Theodosius das Edikt erlassen, welches den Ketzern die Gotteshäuser entriß. Der kluge Imperator hatte kaum Athanarichs Verlegenheiten und Mißvergnügen bei den Gothen bemerkt, und sofort ihm reiche Geschenke mit der Einladung nach Constantinopel zukommen lassen [45]). Er selbst ging dem Häuptling in feierlich glänzendem Aufzuge eine weite Strecke vor das Thor entgegen; er überhäufte ihn mit den ausgesuchtesten Ehren und allen schmeichelhaften Zeichen warmer Freundschaft. Er bewirthete ihn und seine Gothen mit den köstlichsten Genüssen die aufzubieten waren und entfaltete den vollen augustischen Pomp welcher die geblendeten Germanen so häufig anlockte und unterwürfig machte. Geflissentlich führte er den Häuptling unter allen Herrlichkeiten der Residenz umher.

Der Charakter der Römer und ihre Civilisation machten einen ganz verschiedenartigen Eindruck auf die Germanen. Mit Scham und Entrüstung hatten sie die schmutzigen Begierden, die Habsucht, die herzlose Grausamkeit der Nation und ihrer Beamten eine Zeit lang ertragen und dann bestraft; sie äußerten mit Verachtung, daß sie die Römer wie das Vieh hinschlachten könnten. Die Kriegsuntüchtigkeit der Römer und die gebrechlichen Zustände des Reiches gaben den Germanen die Keckheit, in kleinen Schaaren die Provinzen zu durchstreifen, oder flößten ihnen den Gedanken ein, selbst das Heer kampffertiger zu machen und in der Aula das Heft in

ihre Hände zu nehmen. Jetzt ſah Athanarich, deſſen Leben im Dunkel räucheriger Hütten und ſumpfiger Wälder verfloſſen war, mit großen und ſtaunenden Augen die Wunder einer Stadt welche Alles vereinigte um auch die Sinne des verwöhnteſten Römers zu überwältigen. Die prachtvollen Straßen, Märkte und Läden, Tages von der hellſten, glücklichſten Sonne, Nachts von tauſend Lampen erleuchtet; das bunte, phantaſtiſche Treiben von Menſchen aus allen Nationen der bekannten Welt; die kaiſerlichen Paläſte mit den juwelenſtrotzenden Beamten und Dienerſchaften; die Garden in ihren goldnen Rüſtungen; die Marmorhallen, Circus und Theater wo berauſchende Spiele und Wettrennen ſtattfanden; die chriſtlichen Baſiliken wo Proceſſionen ein- und auszogen; die Tempel welche den farben- und handlungsreichen Götterculten eben noch offenſtanden; die Statuen der Heiligen, der Götter und Kaiſer, beladen mit Kleinodien, deren Prunk den Barbaren noch mehr beſtechen mußte als den ausgearteten Geſchmack der Römer; endlich der Hafen, der Maſtenwald, das blaue, mit Segeln bedeckte Meer, die ganze, überſchwenglich reiche und ſchöne Lage der Stadt, und jenſeit der Propontis die Villen, Gärten, Tempel, Altäre an den Abhängen des Olympus: — es war eine Fülle von Eindrücken welchen der jetzt doppelt zugängliche Geiſt des Germanen nicht widerſtand. Athanarich rief: „ſo ſehe ich alſo, was ich nie glauben wollte, den Glanz dieſer Stadt!“ Und endlich brach er in die Worte aus: „wahrlich, der Imperator iſt ein Gott auf Erden, und wer die Hand gegen ihn erhebt, iſt ſeines eignen Blutes ſchuldig!“ Dieſer Ruf des berühmteſten Weſtgothen und Römerfeindes verbreitete ſich im ganzen Volk und fand ein Echo in den meiſten Herzen. Athanarich ſtarb bald in Conſtantinopel, und die glückliche Berechnung des Auguſtus erzeigte dem Todten noch höhere Achtung als dem Lebenden. Der Gothenhäuptling wurde mit kaiſerlichen Ehren beſtattet; Theodoſius ſelbſt ſchritt in dem prunkvollen Trauerzuge der Bahre voran.

Dieſe Vorgänge in Conſtantinopel übten die gewollte Wirkung auf die noch feindlichen Gothen in Griechenland aus. Hier fehlte die Einigkeit ſchon lange, und ſeit Athanarichs Uebertritt war vielleicht der größte Theil des Volkes bereits dem Kaiſer gewonnen. Ein ſtarkes Heer konnte aus ihm geſchaffen werden, und ein ernſthafter Krieg ſcheint nicht mehr zu den Wünſchen der Gothen gehört zu haben. Das Beiſpiel und die Worte Athanarichs

fanden Eingang bei ihnen. Sie sahen, welche Vortheile und Ehren der Kaiser den zu ihm übergetretnen Germanen angedeihen ließ. Im Verlauf von zwei Jahren gingen alle Gothenschaaren den Frieden ein, um Föderaten und Bewohner des Reiches zu werden. Die letzten Haufen welche die Feindseligkeiten noch fortsetzen wollten, besiegte der General Saturnin und machte sie zu einer Unterwerfung geneigt, welche kaum Unterwerfung war. Ein römisches Kalenderwerk bezeichnet den 23. October 382 mit den Worten: „das gesammte Volk der Gothen ergiebt sich mit seinem Könige dem römischen Reich“ [46]). Dieser Satz ist eben so kurz und klingt so gewichtig, wie er dunkel und verworren ist. Das Volk hatte sich im Lauf von zwei Jahren allmälig in den Verband des Imperiums aufnehmen lassen, und einen König besaß es nicht. Nur die letzten Schaaren mit ihrem Anführer können gemeint sein; oder vielleicht wurde der offizielle Friedensschluß mit den Gesandten der ganzen Nation in Constantinopel ratificirt, oder ein Friedensfest an diesem Tage begangen.

Theodosius hatte den Westgothen zusammenhängende Wohnsitze in den Donauprovinzen der Diöcese Thracien einräumen müssen. So wahrte das Volk seinen nationalen Zusammenhang, und schützte sich vor neuer Tyrannei und Treulosigkeit der Römer. In Mösien, in den Thälern des Hämus wurden die kleinen Gothen des Ulfila von ihren Landsleuten umschlossen, ohne daß sie in enge Verbindung mit ihnen traten. Die Ostgothen des Safrach und Alatheus hatten zwar im Bündniß mit Fritigerns Gothen gestanden, doch immer war eine gewisse Scheidung zwischen beiden bemerklich gewesen. Jetzt müssen die Ostgothen in der kleinasiatischen Provinz Phrygien ihr Land erhalten haben. Hier bildeten sie eine Volksschaft welche im fünften Jahrhundert dem Reiche viele Bedrängnisse verursachte [47]). Alle Gothen erhielten wohl fürs Erste Lebensmittel, Vieh und Getreide außer ihren Aeckern. Sie hatten keine Steuern zu entrichten: eins der glücklichsten Vorrechte in diesen Zeiten vor den ausgesognen Provinzialen. Im Gegentheil, sie empfingen jährliche Summen, welche unter dem Namen kaiserlicher Geschenke einem Tribut so ähnlich sahen wie ein Geldstück dem anderen [48]). Dies waren die römischen Verpflichtungen in dem eingegangenen Bundesverhältniß. Die Gothen stellten Truppen wenn der Kaiser sie verlangte; und im Kriege gegen einen Usurpator führte Theodosius 20,000 Mann westgothischer Föderaten.

Die Westgothen lebten unter viel günstigeren Verhältnissen in Thracien als die Vandalen in Pannonien und die Salier in Gallien. Sie hatten sich eine Lage erkämpft, bei weitem vortheilhafter als Valens sie ihnen bieten durfte, da er sie zu Colonen machen und in die Legionen stecken wollen. Sie selbst hatten an so gute Bedingungen nicht gedacht, wie sie vor den römischen Kastellen mit erhobnen Händen um Aufnahme als um eine Gnade flehten. Das Reich ging aus dem sechsjährigen Kriege verwüstet, erschöpft, mit neuen Steuern überlastet hervor. Es war der unterlegne vielmehr als der sieghafte Theil. Immer jedoch hatten die Anstrengungen des Bauto, Arbogast und Theodosius eine Flamme zwar nicht ausgelöscht aber in gewisse Gränzen eingeschlossen und dem Staate nutzbar gemacht, von der man bereits glaubte, sie werde die gesammte römische Welt verzehren. Die menschenleersten Provinzen besaßen wieder Anbauer, die Gränzen Vertheidiger, der Kaiser tüchtige Soldaten. Wieder waren die Germanen aus den furchtbarsten Feinden zu ersprießlichen Freunden und Unterthanen Roms gemacht. Zwar gehörte ausgezeichnete Klugheit und Kraft dazu, die immer noch schwierigen Gothen richtig zu behandeln, den Groll zwischen ihnen und den Römern niederzuhalten und die Verwirrung allmälig zu ordnen, welche die Aufnahme eines großen, trotzigen, als Sieger sich dünkenden Volkes, dicht bei der Hauptstadt, hervorrufen mußte. Allein Theodosius besaß diese Klugheit und Kraft.

Während der letzten Kämpfe und verhältnißmäßig glücklichen Entwickelungen im Osten residirte Gratian abwechselnd in Trier und Mailand. Ihn reizte die außerordentliche Thätigkeit seines Mitauguſtus wenig zum Nacheifer an. Das dritte und vierte Jahr seiner Regierung waren die Höhepunkte seines Lebens gewesen. Die Impulse welche ihn dort angefeuert hatten, erloschen bald; er zeigte daß frühe Lorbern nur einem sehr starken und frühe selbständigen Charakter nicht schaden. Sein Glück, sein junger Ruhm, die Begeisterung der Soldaten und aller Unterthanen, die eigne Freude über seine schönen Anstrengungen hatten ihn zuerst wohl zu größerem Eifer ermuntert und über sich selbst erhoben: doch auf die Dauer machten sie ihn nachläſſig, und er sank unter sich selbst zurück. Er fing an, auf seinen Lorbern ausruhen zu wollen. Den Thron welchen er als ein Bevorzugter vor den meisten römischen Herrschern ohne Mühe und Verdienstproben

erlangt hatte, glaubte er in jener schweren, alle Kräfte des energischsten Mannes herausfordernden Zeit auch ohne Mühe behaupten zu können. Er trat in die Reihe der jungen römischen Erbkaiser, welche nicht durch die Stürme und Gefahren des damaligen Lebens zu ihrem Beruf herangekräftigt, sondern durch die weiche Palasterziehung künstlich gezeitigt waren, und deren für den ersten Anblick reizende, das Höchste versprechende Blüthe rasch erkrankte oder entartete, wie die jeder Treibhauspflanze wenn sie aus den ängstlich verwahrten Räumen in den scharfen und wechselnden Zug der freien Luft versetzt wird. Nur blieb Gratian der innerlich kräftigste und der edelste von diesen Kaisern. Er bewahrte sich den sanften, wohlwollenden Charakter für Alles was ihm nicht Ketzerthum hieß, die blendende und natürliche Liebenswürdigkeit, die Anmuth des Herzens. Allein je älter er wurde desto mehr zeigte er, daß er nicht die Festigkeit, den überlegnen Verstand, die Pflichttreue seines rauhen Vaters besaß; nicht die selbstaufopfernde Liebe für seine Völker, die nicht anders mag und kann, als sich für sie zu sorgen und zu mühen.

Gratian gab sich ganz den Vergnügungen hin, welche ihm die Residenz und der prachtvolle Kaiserpalast in mannigfaltiger Ueppigkeit bieten konnte. Zwar blieb er immer nüchtern in Speise und Trank und ein musterhafter Ehegatte. Sein Lehrer, der Dichter Ausonius hatte ihn nach der Rückkehr aus dem Orient mit den Worten preisen dürfen: „bei Tische ist kein Pontifex frugaler, kein Greis trinkt weniger Wein, der Altar der Vesta ist nicht heiliger als der Ort wo du schläfst.“ Er hätte dieses Zeugniß am Ende von Gratians Laufbahn wiederholen können, ohne die Wahrheit zu verletzen; und etwas weniger blumenreich als der hellenisirende Dichter behauptet Ambrosius die seltne Thatsache von einem jungen Monarchen, daß Gratian nie ein Weib außer seiner Gemahlin berührt habe. Allein Circus, Theater, Bogenschießen und ähnliche Zerstreuungen nahmen Gratians Tag in Anspruch. Er machte Verse statt den Berathungen des Consistoriums beizuwohnen, Berichte zu hören und zu lesen, Entscheidungen zu treffen. Die Jagd war sein Vergnügen, und von allen Schmeicheleien hörte er die fast am liebsten, daß seine Pfeile so unfehlbar träfen, als wäre eignes Leben in ihnen. Vorzüglich beschäftigte es ihn, im Vivarium Löwen, Kameele, Tiger, Papageien und andre seltne Thiere zu erlegen. Eine sehr kostbare Unterhaltung, welche Gratians Schatulle, neben seiner unveränderten Freigebigkeit, neben

dem Wunsche die Unterthanen nicht schwerer zu besteuern, und der Wirthschaft seiner großen Offizianten, in hohem Grade angriff.

Die Räthe und Großwürdenträger des Kaisers ließen ihn gern bei diesen zunehmenden Beschäftigungen, theilten sich in die Vortheile ihrer fast unbeaufsichtigten Verwaltung, und genossen das volle Zutrauen des arglosen Augustus. Früher hatte man vieles mit dessen unreifen Jahren entschuldigt und auf die Zukunft gehofft; auch jetzt schob man billigerweise manches der Jugend Gratians zu; doch andrerseits hatten die großen Leistungen zweier Jahre berechtigte Ansprüche rege gemacht, und Gratian rückte immer mehr in die Jahre wo Ernst und Selbständigkeit anfangen sollten; man sah das Gegentheil hiervon, und alle Besseren wurden besorgt. Schon stellten die Unterthanen mißliebige Vergleiche zwischen Gratian und Commodus an, der ebenfalls ein so schöner, liebenswürdiger, allesversprechender Jüngling gewesen war als er den Thron bestiegen, dann die Regierung vernachlässigt und im Amphitheater vor allem Volk hunderte von Löwen und andern Bestien an einem Tage erlegt hatte, bis er zu dem unsinnigen Tyrannen geworden, dessen Name der Abscheu des Menschengeschlechtes war. Nur wurde zugestanden, Gratian sei wenigstens nicht der blutige Wütherich wie Commodus; doch bald ging die allgemeine Klage, daß man bei Hofe je länger je mehr nur durch die größten Summen etwas erlangen könne. Und sogar die katholischen Priester fingen an zu seufzen, wie das Ohr ihres geliebten frommen Kaisers sich den Einflüsterungen bestochener Räthe hingäbe, die seine Seele gefährdeten, indem sie ihn zur Nachsicht gegen Ketzer verführten.

In Spanien nämlich und in Aquitanien hatte sich die Sekte der Priscillianisten rasch und stark verbreitet [49]). Um die Mitte des vierten Jahrhunderts war ein Aegyptier, Marcus mit Namen, nach Spanien gekommen. Ihn erfüllten Ansichten welche trotz vielfacher Anathemata der Kirche und Verbote der Kaiser in seinem Vaterlande fortlebten. Er verband einige Lehren aus der phantasievollen, tiefsinnigen, heidnisch-christlichen Religionsdichtung des Gnosticismus welcher das Räthsel der Weltschöpfung durch eine Reihe dem göttlichen Urgrund entströmter Geister zu lösen suchte, mit einigen Lehren aus dem verwandten System des Persers Mani welcher den persischen Dualismus eines gleich ewigen guten und bösen Prinzips mit der christlichen Doctrin vom Erlöser Jesus

verschmolz. Marcus gewann für seine Ideen Zuhörer in Spanien, unter denen Agape, eine Frau von angesehner Familie, und der Rhetor Elpidius die hervortretendsten waren. Sie weihten den Priscillian in die orientalischen Speculationen ein, und ihr Schüler wurde bald ihr Meister. Glück und Natur hatten Priscillian mit einer Reihe glänzender Vorzüge begabt, und er selber sich bestrebt, sie zu verdienen, wohl anzuwenden und auszubilden. Er stammte aus vornehmem Hause und besaß große Reichthümer; er war ein kräftig schöner Mann mit regem, umfassenden, scharfen und hochgestimmten Geist. Sein Reichthum konnte ihn nicht zu Unregelmäßigkeiten verführen; er blieb einfach und nüchtern, wachte viel, studierte eifrig und sammelte einen Schatz von Kenntnissen, welcher dadurch das eigentliche Leben bekam, daß Priscillian ihn nur als Stoff betrachtete um Gedanken aus ihm zu gewinnen; und diese Gedanken wußte er vortrefflich auseinanderzusetzen, mit Gründen und gelehrten Angaben zu belegen, und in schlagfertiger Disputation siegreich zu vertheidigen. Einer der wenigen etwas gerechten Gegner Priscillians konnte ihm diese Lobsprüche nicht vorenthalten[40]); allein er fügt den Tadel heftigen und unruhigen Wesens hinzu; Eitelkeit soll ihn verführt haben, falsche Meinungen anzunehmen und zu predigen. Doch dieser Vorwurf ist jedem Sektenstifter und Führer gemacht worden. Und vielleicht mit theilweisem Grunde. Eitelkeit pflegt der einigermaßen verzeihliche Fehler von Parteihäuptern und Rednern zu werden, auch wenn sie ursprünglich ganz selbstlos für ihre Wahrheit aufgetreten sind. Könnten wir die unverstümmelten Schriften der Antinicäner lesen, wir würden in ihnen höchst wahrscheinlich die großen nicänischen Heiligen als eitle und hochmüthige Männer finden, und nicht immer widersprechen können. Priscillian hörte mit Begeisterung die phantasievolle und poetische Theosophie welche ihm vorgetragen wurde. Priscillian erst arbeitete die einzelnen Bruchstücke aus und faßte sie in einem eigenthümlichen System zusammen, das leider nur in verworrenen Resten fast unkenntlich auf uns gekommen ist durch zornige, entstellende Anführungen seiner homousischen Gegner. Mit dem Feuer der Beredtsamkeit, das ihm eigen war, lehrte Priscillian sein System und fand zahlreiche Anhänger in den höchsten und niedrigsten Ständen. Eine Menge Frauen und Priester, sogar Bischöfe folgten dem Laien; Instantius und Salvianus waren die bedeutendsten unter ihnen. Die Priscillianisten hielten sich fern

von dem allgemeinen Gottesdienſt und hatten ihre erbaulichen Verſammlungen auf dem Gehöft eines Glaubensbruders oder in einſamen Gegenden des Gebirges.

So entſtand eine Sekte mit weit abweichenden Lehren und Gebräuchen in dem orthodoxeſten Lande des weſtrömiſchen Reiches, und wuchs unter einem Monarchen an, welcher der geſchworne Feind aller nichtnicäniſchen Richtungen war. Priscillians Morallehre ſcheint wie die der meiſten Gnoſtiker und des Manichäismus eine düſtre und ausſchweifende Asceſe gefordert zu haben. Das Mönchthum faſt in ſeiner ſtrengſten Form wurde als Ideal auch für die Laien hingeſtellt, wenigſtens für den engeren Kreis derjenigen welche Verdienſt und Lohn einer vorzüglichen Frömmigkeit beanſpruchten. Die Welt wäre eine trübſeliger Kirchhof geworden, und das Menſchengeſchlecht bald ausgeſtorben, hätte ſich der Priscillianismus als die geltende und wirklich befolgte Lehre durchgeſetzt. Die Empfehlungen des Mönchthums und des höheren Standes der Enthaltſamkeit, welche die Kirche und ihre Lehrer ſich angelegen ſein ließen, ſchadeten bereits genug, und fingen gerade jetzt im Abendlande zu wirken an. Die Priscillianiſten verdammten die Ehe ſchlechthin und beklagten die Geburt als einen Akt der Trauer und des Grauſens, welcher das Reich des Jammers und der Verdammniß ausdehne, denn alles Fleiſch ſei die Schöpfung des Satans und ſeiner böſen Engel [51]). Sie forderten den Cölibat und löſten die Ehen ihrer eintretenden Mitglieder auf. Der Genuß des Fleiſches, als einer Schöpfung des Böſen, war verpönt, ſtrenges Faſten und Kaſteien, jede Art der Enthaltſamkeit, des Wachens, der Bußübungen vorgeſchrieben. Es gab eine Zeit wo heilige homouſiſche Asceten ihrer Magerkeit wegen in den Geruch des Priscillianismus kamen.

Unſittlichkeit der Lehre und des Wandels, ſcheint es, kann der Sekte nur vorgeworfen werden, wenn man das Abirren zu einer düſtern und excentriſchen Auffaſſung der Moral unſittlich nennen darf. Zwar ruft jedes allzu rigoroſe Sittengeſetz mit der Zeit den Umſchlag in Zügelloſigkeit hervor; doch offenbar hatte der Priscillianismus dies Stadium noch lange nicht erreicht. Allein gerade an dieſer Sekte wurde der alte Parteikniff mit erfolgreicher Wuth geübt, dem Gegner moraliſch ein Bein zu ſetzen. Eine Fluth der giftigſten Verleumdungen, von der erfindungsreichen Bosheit theologiſchen Haſſes theils aus den entſtellten Lehren der Priscillia-

nisten geschöpft, theils geradezu erfunden, ward über die Gemeinde und ihre Häupter ausgegossen. Es war das Wenigste, daß man ihnen alle Gräuel der Zauberei vorwarf, welche bei Todesstrafe verboten waren und unter Valentinian I. und Valens zu so blutigen Verfolgungen geführt hatten: die eifrige Beschäftigung der Priscillianisten mit der allerdings sehr grilligen Mathematik und Astrologie mochte hierzu den Anlaß geben. Man begnügte sich nicht, den Priscillianisten unterzuschieben: sie machten die Lüge und den Meineid zum Prinzip, um sich besser verbergen und ihre Lehre im Stillen ausbreiten zu können. Man beschuldigte diese ernsten, halbverhungerten, als Schemen und Gerippe umherwankenden Menschen der wildesten Unzucht, wie die beschmutzte Phantasie vollgenährter und erhitzter Mönche sie ausbrüten mag. Ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte sollten Orgien sein, wo Prediger und Gemeinde, Mann und Weib schamlos den Zustand im Paradiese nachahmten. Die Weiber sollten den Folgen ihres verbrecherischen Umganges durch höchst verbrecherische Mittel zuvorkommen. Priscillian und die religiös erregten Frauen welche ihm am nächsten standen, wurden natürlich am wenigsten von diesen feindlichen Gerüchten verschont.

An der Spitze der eifrigen homousischen Gegenpartei standen zwei Bischöfe welche den Ihrigen wenig zur Empfehlung gereichten; und doppelt gemein und abschreckend ist ihr Anblick gegenüber dem edeldenkenden, schwärmerisch nach Wahrheit trachtenden, geistigen Priscillian. Idacius von Emerita (Merida an der Guadiana) war ein roher, maßloser und wüthender Mensch, welcher die Priscillianisten so ungestüm und bösartig verfolgte, daß sogar Homousianer von etwas billiger Denkart ihn bitter tadelten [52]). Itacius von Ossonuba (heute Estombar), einer Stadt im südlichen Lusitanien am atlantischen Meer, wog durch doppelte Gemeinheit auf, was er an Gaben, Kenntnissen und fertiger Zunge vor seinem Genossen weg hatte. Er war eine Creatur welche nichts Heiliges kannte und keine Wahrheit achtete während sie prahlte, für die heilige Wahrheit zu kämpfen. Keckheit, Schamlosigkeit, ein Leben voller Pracht und Aufwand, natürlich aus den Kirchengeldern bestritten, zeigen bei diesem priesterlichen Subject, wohin der Klerus auszuarten begann, wie manche guten Gründe diejenigen Sekten hatten, welche sich im Namen reineren Lebens bildeten, und wie wohlthätig es gewesen wäre, wenn die orthodoxe Geistlichkeit einige Vor-

ſchriften der Priscillianiſten in gemilderter Form ſich zu Herzen genommen hätte. Allein Itacius war nicht blos ein wüſter und prahlender Schreier welcher allen Schmutz ſeiner Seele mit gellendem Lärm ausſprudelte, ſondern ein Schlemmer von Profeſſion; ihm waren Kehle, Magen und Bauch die wirklichſte, theuerſte Dreieinigkeit, und ihm mußte allerdings ſehr übel werden bei dem Gedanken daß die priscillianiſtiſche Faſtenlehre um ſich greifen könnte.

Im Jahr 379, als Gratian aus dem Gothenkriege nach Gallien zurückkehrte, ſtand der Kampf zwiſchen Orthodoxen und Häretikern in vollen Flammen. 380 verſammelten ſich 12 Biſchöfe aus Spanien und Aquitanien zu einem Concil in Cäſaraugusta (Saragoſſa). Die geladenen Priscillianiſten ſahen ein, daß ſie gegen eine vorweg entſchloſſene Mehrheit nichts würden ausrichten können, und erſchienen nicht. Die Biſchöfe Inſtantius und Salvian, die Laien Priscillian und Elpidius wurden abweſend mit dem Anathem belegt; das Anathem auf Jeden geworfen, der mit den Verdammten Gemeinſchaft hegen würde. Die Väter faßten eine Reihe von Beſchlüſſen welche zeigen, wie despotiſch bereits die Biſchöfe über die Laien verfügen und Kirchenzucht üben konnten. Bei Strafe des Anathems durfte Niemand am Sonntage faſten, Niemand während der vierzigtägigen Faſten beim Gottesdienſt fehlen, noch einſam zu Hauſe bleiben, noch das Gebirge oder Villen und Gehöfte auf dem Lande beſuchen; ebenſo wenig in den 21 Tagen vom 17. December bis 6. Januar; auch durfte während dieſer Friſt Niemand barfuß gehen, bei Strafe des ewigen Anathems. Der wohlthätigſte Beſchluß war, daß keine Jungfrau die ſich Gott geweiht hatte, vor dem vierzigſten Jahre und ohne prieſterliche Approbation den Schleier nehmen durfte [53]). Itacius, der würdige Biſchof von Oſſonuba, erhielt den Auftrag, die Decrete des Concils in den Gemeinden Spaniens bekannt zu machen und durchzuführen. Vor vielen Anderen ſollte der Biſchof Hyginus von Cordova excommunicirt werden, der ſchwächliche Nachfolger des berühmten Hoſius; er hatte den erſten Lärm gegen die Priscillianiſten geſchlagen, die erſten Verfolgungen angeſtellt, zuerſt den rohen Ibacius gegen die Ketzer in Wuth geſetzt, und ſtand ſehr bald darauf in engſter Gemeinſchaft mit den Denuncirten.

Da Itacius durch die Provinzen reiſte und zu hauſen begann wie ſein Herz ihn trieb, nahmen die Priscillianiſten ihre Gegen-

maßregeln. Sie weihten ihren Führer Priscillian zum Bischof von Avila, traten offen in den Städten hervor, breiteten sich aus, erwarben oder bauten Kirchen und standen so fest, daß die Gegner am Erfolge verzweifelten, wenn sie nicht das Schwert der weltlichen Macht zu Hülfe riefen. An Gratian wurde ein Bericht über die bisherigen Vorfälle, und die Bitte um Vertilgung der verruchten Ketzerei eingereicht. Idacius von Merida eilte selbst an den Hof, flehte, predigte, verläumdete und machte eine Zahl der wildesten Vorschläge. Gratian verabscheute von allen Häresien den Manichäismus vielleicht am heftigsten. Als er 378 dem Orient vorläufige Religionsfreiheit gab, hatte er die Manichäer von ihr ausgeschlossen; sogar sein duldsamer Vater war zu Edikten gegen sie vorgeschritten. Gratian, in seiner ersten Entrüstung erließ ein Rescript, welches die Priscillianisten nicht blos aus den Kirchen sondern aus allen Städten, aus allen seinen Ländern vertrieb. Viele verließen ihre Heimath, Andere verbargen sich; aber sofort traten die Consequenzen fast jeder Verfolgung ein, und die Sekte nahm zu. Priscillian, Instantius und Salvian, mit einem Gefolge von Anhängern, unter denen zum offnen Scandalum und zur geheimen Freude ihrer verläumdungssüchtigen Gegner mehre Frauen waren, beabsichtigten nach Italien zu wandern, um sich vor Damasus von Rom und Ambrosius von Mailand zu rechtfertigen. Ihr Weg führte sie durch Aquitanien, und erst jetzt nahm diese Provinz recht freudig die Lehre von Männern auf, um deren hart betroffenes Haupt der rührende und empfehlende Nimbus des Märtyrthums leuchtete.

Damasus und Ambrosius zeigten sich weniger zugänglich; sie wollten nicht einmal die unreine Luft der Irrgläubigen und Verdammten einathmen; sie ließen keinen vor ihr Angesicht. Von den beiden größten Priestern abgewiesen, überall ausgestoßen, änderten Priscillian und die Seinigen ihren Plan und wandten sich mit einiger Kühnheit geradesweges an den Hof, von wo ihre Unterdrückung eigentlich ausgegangen war. Und da man hier nicht leicht etwas ohne Geld bekam, so heißt es, bestachen sie den Oberhofmeister Macedonius. Dieser Beamte muß ein sehr frecher und gottloser Mensch gewesen sein; vielleicht ein Heide oder Arianer, gewiß kein guter Katholik im Sinne der homousischen Priester. Denn er wies dem heiligen Ambrosius die Thür, als dieser einst Fürsprache für eine Person bei ihm einlegen wollte. Aber die

göttliche Strafe blieb nicht aus. Als Macedonius nach dem Untergange Gratians verfolgt wurde und in das Asyl einer Kirche fliehen wollte, fand er beim hellsten Sonnenschein die weit offenstehende Kirchenthüre nicht; die Schergen ergriffen ihn und er mußte sterben. Der heilige Ambrosius hatte ihm ein solches Schicksal vorausgesagt. Der bestochne Macedonius wirkte vom Kaiser ein zweites Rescript aus, welches die unlängst erlassenen Dekrete aufhob und den Priscillianisten ihre Kirchen wiedergab. Jetzt war bei den Homousianern das Wehklagen, das Geschrei, die Wuth; gern hätten sie mit Gewalt die Ausführung der kaiserlichen Befehle verhindert, und nur das Bewußtsein ihrer Ohnmacht hielt sie von offner Auflehnung zurück. Doch muß Itacius von Ossonuba sich sehr störrig und herausfordernd betragen haben, denn die Priscillianisten konnten Gelegenheit ergreifen, ihn als Störer der öffentlichen Ruhe und der Kirchen anzuklagen. Die Sache welche er mit soviel Bosheit und lärmendem Ungestüm zum Verderben einer bis dahin friedlichen und furchtsamen Gemeinschaft geführt hatte, begann sich gegen ihn selbst zu kehren, und an ihm war es jetzt zu leiden, zu fürchten und zu empfinden was es hieß aus der Heimath und den Annehmlichkeiten eines Bischofsitzes vertrieben zu werden. Volventius, der Proconsul von Spanien, natürlich bestochen, wie die Orthodoxen versicherten, stellte einen Verhaftsbefehl aus, um den Bischof als Staatsverbrecher vor Gericht zu ziehen. Itacius floh nach Gallien und eilte zu einem Manne welchen er seiner Sache geneigt wußte. Gregorius war prätorischer Präfekt für das Jahr 383, und suchte, von der Zungenfertigkeit des Bischofs noch stärker angefeuert, Gratian wieder auf die gottgefälligen Wege der Ketzerunterdrückung umzulenken. Allein der gewissenlose Macedonius nebst einer Rotte andrer bestochner Großen am Hofe wirkten allen frommen Absichten entgegen; Gratian blieb den Priscillianisten geneigt und Itacius entging nur durch fortwährend aufmerksame Schlauheit den Nachstellungen des Oberhofmeisters, bis die Fürsprache von Bischöfen ihm die Ruhe einigermaßen wiedergab.

Die Orthodoxen wurden irre an Gratian, der so lange ihre stolze Zuversicht und Freude gewesen. Sie konnten seinen Abfall nur dadurch erklären und in etwas mildberndem Lichte betrachten, daß am Hofe Alles feil und in den willkürlichen Händen von ein paar Ministern sei [84]). Aber für die schmerzliche Niederlage durch

eine verruchte Sekte in Spanien und Gallien, fanden sie manchen Trost in Illyrien. Dort neigte die Herrschaft des Arianismus sich ihrem Ende vollkommen zu, und das Concil von Aquileja 381 konnte als der Schlußstein für das Siegesgebäude der wahren Kirche gelten. Seitdem Ambrosius, unterstützt von Wundern des Himmels, in Sirmium einen homousischen Metropoliten durchgesetzt, erfolgte auch in Illyrien einer von den raschen Umschlägen der religiösen Stimmung, der Macht eines Symbolums und seiner Priester, wie sie damals nicht selten waren. Vermuthlich sind die arianischen Priester ohne viel Umstände durch nicänische abgelöst worden, doch liegen dafür keine Quellen vor. Nun hatten zwei arianisirende Bischöfe, Palladius und Secundianus, bei den Nicänern schon längst wegen ihrer verstockten Ketzerei in üblem Geruch, ihre Rechtgläubigkeit gegenüber den heftigen Anfeindungen behauptet, und Gratian um ein allgemeines Concil gebeten. Der Kaiser war ihrem Anliegen geneigt; doch Ambrosius sprach bei seinem geistigen Sohne mit besorgtem Eifer dagegen [85]). Auf ein allgemeines Concil wären die arianischen Bischöfe des Orients gekommen, denn im Orient herrschte die Leugnung des ewigen Sohnes noch in den allermeisten Sprengeln vor; den homousischen Priestern, soviel ihrer verbannt waren, hatte Gratian nur unlängst erst die Rückkehr gestattet. Die Synode hätte leicht zu einem Triumph des arianischen Symbolums werden können, und Aehnliches hofften Palladius und Secundianus unzweifelhaft bei ihrem Gesuch; Ambrosius dagegen bot Alles auf, eine so große Gefahr abzuwenden. Er faßte das Gemüth des jungen Kaisers an, seine wohlwollenden Rücksichten, seine Sorge und Ehrerbietung für die Heiligen des Herren. Er stellte ihm vor, wie wenig es sich zieme daß um zweier ungläubigen, anrüchigen Subjecte willen die frommen Greise, gebrechlich vom Fasten, sich den weiten Weg von den äußersten Meeren mühsam herschleppen sollten; er sprach von einer den Priestern rühmlichen Armuth welche nicht mehr existirte; diese Armuth würde mancher beseufzen, der die Kosten der langen Reise nicht aufzubringen vermöge. Er ermahnte seinen Schüler, nach den Worten des Psalmisten zu handeln, welcher singe: „wohl dem der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit." Auch bemerkte er, die zwei häretischen Priester seien nicht werth, daß ihrethalben die Bischoffitze des ganzen Erdkreises verlassen würden [86]).

Ambrosius erreichte natürlich seinen Willen. Zunächst verzögerte sein folgsamer Kaiser das Concil um mehre Jahre; als er es endlich 381 berief, war es nur ein abendländisches, gemäß der Reichstheilung von 379, und das occidentale Illyrien war unterdessen möglichst homousisch eingerichtet worden. Nur 32 Bischöfe des Bekenntnisses von Nicäa brauchten zu erscheinen, um dem Arianismus jede Aussicht zu benehmen. Die Arianer hielten es für nutzlos oder gar gefährlich, dieses Concil zu besuchen; die meisten waren auch wohl bereits von ihren Stühlen geworfen. Blos Palladius und Secundian mußten sich schon stellen, da ihretwegen das Concil berufen schien. Der heilige Valerian von Aquileja saß der Synode vor; doch war er eine Null auf seinem Ehrenstuhl. Der heilige Ambrosius war der wirkliche Präsident; er sprach, er ordnete an, er inquirirte, er beurtheilte und schalt die Verhörten; der Chor der andern Heiligen rief nur Amen zu den Worten und Werken ihres kräftig überlegnen Glaubensbruders. Die Akten des Concils geben ein Bild, wie kurz angebunden der Bischof war im Besitz aller Stimmen und des gewissen Sieges, wie hart sein Ton, wie summarisch sein Verfahren gegen Ketzer die seinen Haß und seine Verachtung hatten, und deren Ankläger auch ihre Richter ausmachten. Secundianus und Palladius ihrerseits spielten eine wenig erbauliche Rolle. Sie wanden und krümmten sich unter den geistigen Mißhandlungen die man ihnen zufügte; sie protestirten gegen dies Concil, seine Zusammensetzung und Leitung, sie protestirten gegen die Protocollführung, denn man verfälsche ihre Worte. Und dies war die stärkste Seite ihres Benehmens. Im Grunde des Herzens hatten sie das semi-arianische Bekenntniß des Eusebius, aber es kam ihnen darauf an, nicht unhomousisch zu erscheinen; und unter lebhaften Betheuerungen ihres Abscheus vor dem Erzketzer Arius, mit dem sie nichts gemein hätten, suchten sie ängstlich und mit einiger schlauen Geschicklichkeit nach immer neuen zweideutigen Wendungen, um ihre Auffassung von der Ousia mit der homousischen zu confundiren. Doch ihnen half kein Ausweichen und kein Protest. Ambrosius herrschte tüchtig auf sie los, er zog die Daumschrauben mit gewaltigen Rucken fest und fester an, und stieß die künstlichen Geflechte ihrer Subtilitäten gleichsam mit Fußtritten ein. Natürlich wurden beide einstimmig verdammt, und das Concil drückte in Berichten und Episteln an Gratian sein Grausen über so verruchte Lehrer und

ihre gräßliche Gottesschändung aus. Es meldete dem Augustus wie es beschlossen habe: diese Ehebrecher der Wahrheit seien das Priesterthum des Herren, den sie verleugneten, nicht werth; vielmehr müßten sie entfernt werden, damit sie die Völker nicht mehr belögen; und es ersuchte Gratian, der Wenigkeit der versammelten Väter Autorität zu geben, um durch eine Legation heilige Priester an Stelle der Verworfnen einzusetzen. Die Arianer haben das Concil von Aquileja nie anerkannt; sie verwiesen auf ein römisches allgemeines, welches berufen werden müßte. Sie nahmen den heiligen rechtgläubigen Palladius und seinen Glaubens- und Leidensbruder lebhaft in Schutz, beklagten sich bitter über die Willkürlichkeiten des Ambrosius, und knüpften an diese Proteste eine Kritik seines ketzerischen Buches vom Glauben, das er Gratian gewidmet und dann publicirt hatte [57]). Allein die Niederlage der Arianer war entschieden, und seit dem Concil von Aquileja hört man nichts mehr von Bischöfen in Illyrien, welche die absolute Ewigkeit und Wesensgleichheit des Sohnes zu leugnen oder zu umgehen wagten.

Der Occident durfte gereinigt gelten vom Schmutz der arianischen Controverse; denn was sie noch befleckte, das hatte keine Führer und keinen Halt mehr in sich selbst. Und sahen die Nicäner auf das östliche Reich, so konnten sie einen um so größern Triumph empfinden, je allgemeiner und herrischer dort seit einem halben Jahrhundert der Arianismus gewaltet hatte. Theodosius war ganz auf die Intentionen seines jungen Mitaugustus eingegangen, welchem er die Herrschaft verdankte, und bald überflügelte er Gratians Beispiele noch. In seiner Krankheit zu Thessalonica 380 kaum dem Taufbecken entstiegen und des weißen Gewandes entkleidet, gab er folgendes Gesetz, das mit ein paar kategorischen Worten die schwierigste aller Fragen löste: die Frage, was die Menschheit Europas, Asiens und Afrikas zu glauben habe. „Wir befehlen, daß alle Völker welche unsre Milde und Mäßigung regiert, in derjenigen Religion leben, welche der heilige Apostel Petrus den Römern gelehrt hat; in der Religion, deren Ueberlieferung bis heute fortdauert, und von der es bekannt ist, daß die Bischöfe Damasus von Rom und Petrus von Alexandrien sie befolgen, Männer apostolischer Heiligkeit. Das ist, gemäß der apostolischen Lehre und der evangelischen Doctrin, die einige Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in gleicher Majestät und

heiliger Dreieinigkeit. Wir befehlen, daß die Anhänger dieser Lehre den Namen der katholischen Christen annehmen, und wir erklären, daß alle übrigen als irrsinnige und wahnwitzige Häretiker ein infames Dogma behaupten. Ihre Konventikel sollen nicht den Namen von Kirchen empfangen; und sie haben nächst der göttlichen Rache die Strafe zu erwarten, welche unser Wille, gelenkt von der himmlischen Weisheit, ihnen auferlegen wird [85]).

Dies war die Sprache eines fast irrsinnigen Glaubensfanatismus auf dem Thron. So hatte nicht einmal Gratian in seinen Ketzeredikten geredet. In diese Worte fürstlicher Religionswuth hüllte sich das entscheidende Manifest welches das Christenthum zur alleinigen und bleibenden Staatsreligion erhob: und zwar das Christenthum wie es noch heute durch die Dogmen der katholischen und protestantischen Orthodoxie begränzt wird. Die Heiden wie die nichtnicänischen Christen waren gleichmäßig unter all den Völkern einbegriffen, welche die kaiserliche Gnade und Mäßigung regierte; und Heiden wie Arianer konnten sich wenig Gnade versprechen nach diesem Manifest. Im Spätjahr 380 zog Theodosius in Constantinopel ein, und während Gratians Feldherren Bauto und Arbogast die Friedensabschlüsse mit den Gothen vermittelten, begann die gedrohte Verfolgung des irrgläubigen Wahnsinns. Die Residenz empfand zuerst das gottgefällige Werk. Constantinopel war der Hauptort des Arianismus im Orient, wie Alexandrien der des athanasischen Bekenntnisses. Die Leugner des ewigen Sohnes, deren Zahl mit der Menge der christlichen Einwohner fast zusammenfiel, besaßen die hundert Basiliken und Kapellen der Stadt; ihr Bischof, das Haupt eines großen und prachtvollen Klerus, war Demophilus, ein kluger, wohlunterrichteter, kräftiger und überzeugungstreuer Mann. Das Häuflein der Nicäner war täglich mehr zusammengeschmolzen, aber die besten und glaubensinnigsten hatten tapfer festgehalten gegen den scheinbar übermächtigen Feind, und oft genug laute, zornglühende Klagen ausgestoßen über wirkliche oder eingebildete Kränkungen, zu denen ihre eigne Haltung nicht selten den Anlaß gegeben. Kaum jedoch war die Glaubensfreiheit von Gratian proklamirt, als die kleine Gemeinde den heiligen Gregor von Nazianz einlud, das Amt ihres Hirten zu versehn. Gregor war einer der drei großen kappadocischen Kirchenväter; ein Prälat, ganz erfüllt von dem eigenthümlichen, bald erhabnen bald grotesken, gläubigen, abergläubischen, spitz-

sündigen Priestergeist jener Tage, ein Mann von hervorragenden Talenten und Kenntnissen, den sein religiöses Feuer kühn und entschieden machen konnte; doch Fanatismus verwilderte seine ursprünglich weiche und liebenswürdige Natur oft genug bis zur Unkenntlichkeit. Gregor konnte zuerst nur im Saal eines Privathauses predigen, und wurde gestört durch Rotten arianischen Pöbels, an dessen Spitze sich Mönche mit ihrer berüchtigten Aehnlichkeit von Böcken oder Satyrn und megärenhafte Weiber durch besonders fromme Wuth auszeichneten. Noch in den letzten Schichten der Bevölkerung nahmen die dogmatischen Fragen alle Köpfe in Anspruch, und der Aerger, welcher witzig macht, hat einem nicänischen Heiligen eine lebhafte Schilderung dictirt, wie das Volk theologisch räsonnirte statt in ziemender Unselbständigkeit ohne Gründe die Sätze der rechtgläubigen Priester mit dumpfer Ehrfurcht aber brennendem Eifer zu wiederholen. Gregor von Nyssa, der zweite große Kappadocier, schildert, wie Bäcker, Zimmermann, Wechsler, Obsthändler, Badegesell, Sklave ihr Geschäft in Stich ließen, um auf den Märkten ihre Argumente für den gebornen oder geschaffnen, den ewigen oder nicht ewigen Christus von sich zu geben. Theodosius handelte ganz im Sinne seiner Priester als er den Laien bei harter Strafe eine Unterhaltung verbot, welche ihm gleich sehr gegen die Autorität des Kaisers und des Klerus, gegen die Kirchenzucht wie die öffentliche Ordnung und Anständigkeit zu verstoßen schien [59]).

Das geistlose Verbot theologischer Gespräche war Theodosius geringste nicänische That. Kaum in Constantinopel eingezogen, sandte er einen Boten an den Bischof Demophilus. Mit autokratischer Gewaltsamkeit warf er das Oberhaupt der Ketzer zwischen die herbe Wahl: entweder sofort das lebenslang bekämpfte Nicänum zu bekennen, oder sein Amt zu verlieren, seinen Palast zu räumen, die Kirchen der Stadt in die Hände der Homousianer zu geben und Byzanz zu verlassen. Demophilus besaß die Seelengröße, ohne Zaudern das letztere zu wählen. Es wäre eine herrliche Glaubensthat, ein wundervolles Martyrium gewesen bei einem nicänischen Heiligen: es war das Zeichen gräulicher Verstocktheit oder höchstens des angemessenen Beugens vor dem Mächtigen [60]) bei einem Menschen, dessen Religion die unterdrückte geworden ist. Demophilus ward abgesetzt und trat in die dunkle, kummervolle Existenz einer gestürzten Größe zurück. Der arianische Klerus er-

litt das gleiche Loos, soweit er nicht etwa sich beeilte, den Glauben des Kaisers Theodosius mit demselben Eifer zu predigen wie unlängst den des Kaisers Valens. Die Unzahl der Kirchen kam in den Besitz der triumphirenden Nicäner, deren winziges Häuflein sich vielleicht in den Räumen einer einzigen Basilika verlieren konnte. Der Autokrat ließ den verehrten Gregor von Nazianz um den Segen seiner Gegenwart im Palaste bitten, während er sich durch ein Gespräch mit dem Häretiker Demophilus nicht beflecken wollen. Er umarmte und küßte den nicänischen Heiligen und eröffnete ihm, daß er seinen getreuen Händen die Verwaltung des bischöflichen Amtes und den Haupttempel des Herren in großer öffentlicher Handlung übergeben werde. Der Priester verließ den Kaiser, entzückt von der Größe, Energie und demuthreichen Huld des rechtgläubigen Monarchen, begeistert von der nahen Aussicht für seine Sache und Person, aber auch in lebhaften Aengsten vor der Wuth des arianischen Volkes. Theodosius selbst, von Truppenmassen umgeben, in feierlichem Aufzuge, führte seinen Bischof durch die Straßen der Residenz, wo hinter aufmarschierten Legionen das Volk in dichtgedrängten Massen stand, und Kopf an Kopf noch die Hallen und Dächer der Häuser bedeckte. Und Gregors dogmatisch gepanzertes Herz sogar empfand ein paar Stiche, als er das Volk sah, dem er sich zum Hirten aufdrängen ließ durch die äußerliche Gewalt des Staates und seiner Kriegsknechte. Bestürzung und Kümmerniß, tiefer Ingrimm und Haß lagen auf allen Gesichtern; Gregor bemerkte Thränen in den Augen der Greise und Kinder, der Männer wie der Frauen; selbst die Furcht vor den Legionen nicht hielt das Geschrei der Verwünschung zurück wo Gregor erschien, und gegen Theodosius brach die Menge mit devoter Haltung in flehende Rufe aus, sie zu verschonen mit diesem Priester. Ja Gregor sagt es selbst, vielleicht mit einer Hindeutung auf die Gothen welche theils noch in den Provinzen umherschwärmten, theils die Hauptmacht von Theodosius Truppen bildeten: wie Constantinopel am Tage wo das Nicänum triumphirte, den wilden Anblick einer vom Feinde eroberten Stadt darbot. Allein der Himmel gab einige Wunderzeichen seiner Freude, und sein Priester konnte Zuversicht und Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen geknechteter Falschgläubiger fassen. So war der Zug in der militairisch besetzten Sophienkirche angelangt, und Theodosius führte den heiligen Gregor auf den bischöflichen Thron. Der plötzliche Umschlag in

der Stimmung des Volkes, welcher jetzt eintrat, wird profanen Geistern immer unglaublich bleiben, doch kann er den erstaunlichen Wundern die an jenem Tage geschahen, als größtes beigerechnet werden [61]).

So hatte Theodosius die Residenz des Orients durch eine Reihe von Gewaltakten nicänisch geheiligt, wie Gratian einige Jahre früher Mailand gereinigt hatte; und die folgenreiche Ankunft des berufenen Athanarich im Januar 381, die glücklichen Wendungen des Gothenkrieges wurden als Lohn des Himmels für diese und andere Thaten zu Gunsten der „katholischen Heiligkeit" angesehn. Mit jedem Tage häufte Theodosius seine Verdienste um den rechten Glauben an. Er berief 381 die Bischöfe seines Reiches zu einer großen Synode nach Constantinopel; der Glaube sollte noch näher bestimmt, die Angelegenheiten der Kirche sollten geordnet werden. Natürlich eilten alle diejenigen herbei, welche das Panier der Consubstantialität von Vater und Sohn durch alle Nöthe und Anfechtungen standhaft aufrecht gehalten; allein von den 150 erschienenen Vätern hatte eine nur zu große Zahl die mannigfachsten Proben confessioneller Elasticität abgelegt. Unter den verschiedenen Regierungen war je nach Nutzen, Gefahr und veränderter Luft am Hofe die Wahrheit der verschiedensten Symbola von ihnen begriffen, unterzeichnet und gelehrt worden. Daher ward es ihrem Gewissen leicht, und den bösen Leumund brauchten sie nicht mehr zu fürchten, wenn sie jetzt mit feuriger Begeisterung ein Dogma priesen, von dem sie wußten, daß der Kaiser mit schonungsloser Energie es als das einzig wahre durchgesetzt haben wollte; und sie zeigten die gleiche Entrüstung, denselben Abscheu wie Theodosius gegen die Fluchwürdigkeit des arianischen und sonstigen Ketzerthums in allen seinen Formen. Die Synode von Constantinopel wurde, wie die meisten Synoden und auch die von Nicäa, entstellt durch die boshaften Intriguen und das schmähende Gezänk tobender Heiligen welche durch Ehrsucht, Neid und Herrschbegier gegeneinander entflammt waren. Doch ebenfalls um sie wurde bald der Nimbus lieblicher Gottseligkeit verbreitet, und sie erhielt das Ansehn des zweiten ökumenischen Concils, obschon sie nur von orientalischen Vätern besucht war. Denn erstens gab sie nähere, noch jetzt gültige Bestimmungen über die Gottheit und die sonstigen Eigenschaften des heiligen Geistes, welcher von den Vätern zu Nicäa mit einiger Flüchtigkeit behandelt worden war; und

zweitens sprach sie in ihrem ersten Canon, nach feierlicher Bestätigung der Dogmen von Nicäa, den entscheidenden Fluch über die Ketzer aus: über die Eunomianer oder Anomöer, die Arianer oder Eudoxianer, die Semiarianer, Sabellianer, Marcellianer, Photinianer und Apollinaristen [62]).

Diese Synode von Constantinopel ist ein Grund- und Eckpfeiler für den Sieg des Nicänismus im Orient geworden, wie das Concil von Aquileja im selben Jahr ein Schlußstein für dessen Sieg im Abendland. Besonders seit jenem Concil war es, daß Theodosius eine lange Folge von Ketzeredikten gab, die einen immer leidenschaftlicheren Charakter annahmen. Im ganzen Reiche wurden den Arianern ihre Kirchen entrissen und denjenigen Bischöfen überantwortet, welche, wie ein Gesetz vom Juli 381 sagt: „den Vater, den Sohn und den heiligen Geist als von derselben Kraft und Majestät bekennen, keine profanen Unterscheidungen derselben Glorie und Klarheit machen, sondern die Einheit und Trinität der Gottheit glauben." Wie Gratian vor einigen Jahren, so verbot Theodosius jeden nichtnicänischen Gottesdienst als ein schweres Sacrilegium, und zog den Ort, wo er abgehalten wurde, für den Fiskus ein. Und ein Gesetz vom Juli 383 bestimmt: „wenn Jemand die offenbaren Verbote dennoch überschreitet, da doch Allen die Erlaubniß und Gelegenheit gegeben ist, sich an der Schönheit und dem Kultus des wahren Glaubens zu erheben, so soll er hinweggetrieben werden aus der Gemeinschaft aller Guten." Bann, Ausstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft, Verlust des Vermögens drohte jedem Christen der sich dabei ertappen ließ, Gott auf nichtnicänische Weise anzubeten. Hundertfach wurde durch Theodosius dem Arianismus vergolten, was er unter Constantius und Valens am Nicänismus verbrochen hatte. Und wenn Gratian wirklich den Tod auf das Abhalten „häretischer" Versammlungen gesetzt hat, Theodosius aber an Confiskation und Verbannung sich genügen ließ, so mochte ihn das Bedenken leiten, daß seine Länder, bei der allzugroßen Zahl von Ketzern, in Gefahr standen, merklich zu veröden, und daß seine Regierung in eine allgemeine Schreckensherrschaft auszuarten drohte, wenn man nur einigermaßen Ernst mit den Blutgerichten machte. Allein für das Verbrechen des Manichäismus und Audianismus wurde wirklich der Tod bestimmt [63]).

Die Arianer des östlichen Imperiums: leicht erregte Griechen und Asiaten, im Gefühl ihrer großen Zahl und langen Herrschaft,

ſetzten den Maßregeln der Unterdrückung zuerſt einen etwas lebendigeren Widerſtand entgegen als ihre abendländiſchen Glaubensbrüder gethan. Sie ſchaarten ſich um die Prieſter die man ihnen entreißen wollte, ſtrömten in die Kirchen, aus denen ſie für immer vertrieben werden ſollten, ſchickten ſich an, die Attentate der Tyrannei auf die theuerſten Beſitzthümer mit Gefahr des Lebens abzuweiſen, und die Städte waren voll Tumult und Kampf [64]). Die Nicäner haben jede Schilderung dieſes Religionskrieges und ſeiner näheren Umſtände vermieden: ſei es aus einem Reſt von Scham, welchen die verſchwindende Humanität dem Zelotismus zurückgelaſſen hatte, ſei es aus hochmüthiger Geringſchätzung des unterliegenden Gegners, oder um das allerkläglichſte Licht auf ihn zu werfen, als hätte er beim erſten Angriff ſchmählich die Waffen geſtreckt und ſeine Sache aufgegeben. Es klingt wie Hohn und Heuchelei, wenn der heilige Gregor von Nazianz behauptet: Theodoſius, der milde gütige Fürſt, habe in ſeiner Weisheit erwogen, wie nur das freiwillig Gethane für alle Zeiten dauerhaft ſei, und nur das Band der Liebe ewig haltbar binde, deshalb habe er keinem Irrgläubigen Furcht eingeflößt, habe ſie Alle ſanft zu ſich herübergezogen, habe die Freiheit der Geiſter geduldet [65]); und wenn überhaupt die Nicäner unermüdet wiederholen, wie es eine von den herrlichen Eigenſchaften der Religion der Liebe und Freiheit wäre, daß ihre Anhänger niemand durch die rohe Gewalt des Staates und der Waffen zwingen ſondern nur durch die geiſtigen Mittel der Belehrung, der Ueberzeugung, der Freundlichkeit, des Beiſpiels zur Wahrheit führen wollten. Allerdings wurden neben dieſen rhetoriſchen Ueberreſten aus dem wahren Chriſtenthum auch ſchon Lehren der Gewalt, und nöthigenfalles der blutigen Gewalt gepredigt: nicht blos in Afrika den Donatiſten gegenüber. Indeß, mit dem gehörigen Maße von Verblendung konnten die milder geſinnten auch jetzt noch die gewährte Glaubensfreiheit rühmen; und auch die weniger verblendeten hatten bei ſolchen Worten eine Art Schein der Wahrheit für ſich. Denn perſönlich wurde von Theodoſius ebenſo wenig wie von Gratian Jemand blos ſeines Glaubens wegen verfolgt noch beeinträchtigt: außer etwa die gar zu verruchten Anhänger des Mani oder Audius. Arianer wie Heiden haben große Aemter unter Theodoſius bekleidet, und durften ihre Anſichten unverhüllt bekennen. Immer jedoch konnte nur Täuſchung und Roheit des Gemüthes von Milde, von Freiheit reden, wo das

nächste, dringendste, heiligste Bedürfniß einer religiösen Gemeinschaft: Erbauung im Gottesdienst verboten, geschweige mit fast vernichtenden bürgerlichen Strafen geahndet wurde.

Die Berichte der Arianer über die Zeit wo sie von ihren Kirchen und Versammlungen nicht lassen wollten, wo das Schwert, die Folter, die Kerker der richterlichen Behörden, die Waffen der Legionen und gothischen Hülfsschaaren gegen sie als gegen ungehorsame Rebellen gebraucht wurden, sind von den sieghaften Nicänern sorgfältig vernichtet worden. Alle ihre Klagen, ihre Ausrufe des Jammers und des Zornes, ihre Proteste, Streit- und Vertheidigungsschriften haben dasselbe Schicksal erfahren. Sonst würden wir zweifelsohne ein düstres aber lebhaftes Bild der Schreckensscenen erhalten, welche damals auf Theodosius und seiner Priester Veranlassung spielten; wir würden die blutigen Bedrängnisse, die tausendfachen Seelenleiden, das Heer der kleinlichen aber erfindungsreichen Chikane kennen lernen, welche die Tyrannei und der höhnische Uebermuth einer kleinen, erhitzten, rachsüchtigen und herrschgierigen Partei, unter dem häßlichen Firniß salbungsvoller, heiliger Motive, der großen Mehrzahl der orientalischen Christen angedeihen ließ; wir würden die Namen mancher hervorleuchtenden Arianer hören, welche als Bekenner und Märtyrer für ihren Glauben duldeten. Doch nicht lange, und die tapfern Regungen der Arianer hörten auf. Des Kaisers Maßregeln zu ihrer Bekämpfung waren klug und schonungslos. Je mehr die Gothen in das Föderatverhältniß zum Reiche traten und die Armee verstärkten, desto mehr Truppen konnten auf die ketzerischen Unterthanen losgelassen werden.

Nun hätte auch dies den Ausschlag nicht gegeben: es konnte abprallen an der Glaubensfestigkeit der großen Sekte, wie früher die gewaltsamen Versuche des Heidenthums an der heroischen Haltung der damals viel kleineren christlichen Gesammtheit. Allein der Arianismus selbst zeigte jetzt seine Schwäche gegenüber dem Nicänismus; eine Verfolgung der Heiden würde er wohl siegreich ertragen haben: dem Druck eines nicänischen Kaisers widerstand er nicht. Gegenüber dem Dogma vom ewigen Sohne war er ohnmächtig, die Herzen seiner Anhänger in dem lebhaften Glaubensfeuer zu stählen, daß alles erfahrne Ungemach ihre Zuversicht kräftigte und ihre Begeisterung hob. Verbot und Verfolgung nutzte ihm nicht mehr: ein Beweis, daß er auch ohne jenes Aergerniß

verschwunden wäre. Nach einigen Jahren leidlichen Ausharrens muß eine große Fahnenflucht der Priester wie der Laien aus dem Lager des unewigen Christus in das des uranfänglich gebornen eingetreten sein. Gratian und Theodosius erreichten ihren Willen: das Nicänum herrschte, die Christen gehörten ihm in überwiegender Mehrzahl an, die übrigen Sekten nahmen ab, starben aus oder mußten sich wenigstens ängstlich verbergen; wo sie noch offner hervortreten durften, wie in Afrika die Donatisten, da waren sie gesetzlich unberechtigt, und schon dachte man fleißig an die Zeit, wo auch diese Verstockten die endliche Strafe des frechen Sacrilegiums und des Ungehorsams gegen den Kaiser empfangen würden. Inzwischen gab der Arianismus stellenweise noch immer Lebenszeichen von sich. Aufstände erfolgten, wenn Theodosius in kritische Lagen gerieth; in Mailand und Italien hob sich unter Gratians Nachfolger Valentinian II. die Sekte zu einem lebhaften Versuche auf, die einstige Freiheit und Geltung wiederzuerlangen. Wichtige politische Umwälzungen knüpften sich an dieses confessionelle Bestreben an. In Constantinopel finden sich unter Theodosius Sohn Arcadius Spuren arianischer Versammlungen, und dessen Sohn Theodosius II. gab noch 428 ein Gesetz gegen diese Häretiker.

Im Allgemeinen jedoch war seit Gratian und Theodosius die Einheit der Kirche unter demselben Glaubensbekenntniß für den gesammten römischen Erdkreis durchgesetzt. Eine Einheit, großartig beim ersten Anblick, doch im Grunde unendlich öde, despotisch und entgeistigend; eine Einheit dazu, die doch in den besten Zeiten der Blüthe und Macht ihre unheilvollen Prätensionen nicht einmal ganz hat verwirklichen können, trotzdem sie zu Schwert und Feuer griff. Diese römisch katholische Einheit war erreicht auf Kosten des Staates, welcher durch einen mehr als sechzigjährigen Religionskrieg vielleicht schwerer gelitten hatte, als durch die gleichzeitigen Kämpfe mit Germanen und Persern, Picten und Mauren. Sie war erreicht zum sittlichen Schaden der Christenheit, die in dem Kampf um ein einziges Wort eine unzählbare Menge von Ränken und Wildheiten begangen und gelernt hatte, deren Sinn durch erlittne oder ausgeübte Verfolgung erbittert und verhärtet worden, und die soweit gekommen war, die dumpfe Hinnahme irgend einer, auf wenig erbauliche Weise zu Stande gekommenen, Wenigen verständlichen Begriffsbestimmung höher anzuschlagen als

die rührend schöne, lichtvolle und beseligende Moral, welche Christus gepredigt hatte. Aber dem Klerus brachte der Trinitätsstreit wesentlichen Nutzen, und besonders die bischöfliche Macht nahm durch ihn zu. Die Bischöfe hatten ihn in erster Reihe durchgefochten, sie hatten die Concilien gebildet, die Bekenntnisse entworfen, verworfen, festgestellt, ihren Gemeinden die nöthigen Ansichten beigebracht, die Kaiser gelenkt, von den Monarchen ihrer Confession Privilegien, Schenkungen, weitgehenden Einfluß erhalten, einem andersgläubigen Augustus hin und wieder imponirt durch die Kühnheit und pontificale Pracht ihres Auftretens; ihr Name erschallte durch die ganze Christenheit, ihre Gewalt und Autorität in den Gemeinden wie am Hofe war fortwährend gewachsen. Jetzt wurden die Akten der arianischen Concilien von den homousischen Vätern noch einmal gründlich durchstudiert; diejenigen Canones welche eine Erweiterung der klerikalen Macht bestimmten, gefielen ebenso sehr, als die dogmatischen Abscheu oder Verachtung erregten; und so wenig verwarf man jenen Theil der ketzerischen Thätigkeit, daß man ihn vielmehr als maßgebend auch für die rechtgläubige Kirche dekretirte.

So endete der Trinitätsstreit und der Arianismus im römischen Reich. Mit Gratian und dem von ihm eingesetzten Kaiser Theodosius ist das nicänische Symbol entschieden und für immer das orthodoxe. Erst seitdem unter diesen Kaisern der Arianismus zusammenbricht, sein Gottesdienst aufhört, seine Gemeinden sich widerstandslos zeigen und zu erlöschen beginnen, kann mit vollem Rechte von römischen Katholiken und einer römisch katholischen Kirche gesprochen werden, insofern man damit den Begriff der Orthodoxie im Sinne des nicänischen Symbols verbindet. Denn auch die Arianer hatten behauptet, das orthodoxe Glaubensbekenntniß zu besitzen, hatten sich die wahren Katholiken und die Nicäner dagegen Ketzer genannt, und waren nahe daran gewesen, die katholische Kirche auf ihr Symbol zu begründen, die Lehre vom unewigen Sohn für alle Zeiten orthodox zu machen. Es mißlang ihnen: durchaus nicht weil zwei Autokraten ihnen den Krieg erklärten, sondern weil ihre Ideen den Bedürfnissen der Römer auf die Dauer nicht genügten. Der Arianismus lehrte, wie gesagt, einen Christus, der Gott aus Gott sei, Licht aus Licht. Aber als Sohn vom Vater geboren, wenn auch vor allem Weltenanfang also vor aller Zeit geboren, müßte er doch jünger

als der Vater ſein, demnach nicht ewig, demnach geringer; und höchſtens könne man von ähnlichem Weſen ſprechen, wenn nicht das ungleiche Weſen auszuſagen ſei. Der heilige Geiſt wurde dann auch wohl als Gott, aber als der dritte nach Zeit und Rang anerkannt. Der Arianismus drängte ſich den Chriſten mit allerhand wichtigthuenden Verſtandesunterſcheidungen auf, und ſchritt bald, verglichen mit dem Nicänismus, zu einer Menge ſpitzfindiger Deductionen und Kunſtſtückchen der Dialektik vor. Das aber wollte etwas heißen, wenn man die Bibelauslegungen und ſonderbaren Argumente der Kirchenväter bedenkt, in denen bereits manche volle Ader der ſpäteren Scholaſtik fließt. So kühlte der Arianismus die Herzen ab, und wollte doch andrerſeits dem Gefühl, der Phantaſie alle ihre Rechte geben, wollte das ewige Wunder der Gottesgeburt und die Liebe des Vaters, der ſeinen einzigen Sohn für den Menſchen opferte, um keinen Preis aufgeben. Er wollte allen Theilen, dem Herzen und dem Kopf genügen, und genügte keinem vollkommen. Man hat die Arianer wohl die Rationaliſten des vierten Jahrhunderts genannt. Der Vergleich iſt inſofern unzutreffend, als der Rationalismus einfacher und entſchiedner war: er blieb nicht auf halbem Wege ſtehen, machte Chriſtus zu keinem untergeordneten Gott, ſondern höchſtens zum beſten, gottähnlichſten der Menſchen. Doch beide hatten das Gepräge nüchterner Verſtändigkeit, und, wie vieler ſcharfſinniger, energiſcher Chorführer ſich der Arianismus auch rühmen konnte: die Nachtheile der Halbheit klebten ihm immer an. Er wollte verſtändig und myſtiſch ſein zu gleicher Zeit; er wollte begreiflich machen und das Unbegreifliche nicht antaſten. Einem rechten Arianer mußte zu Muthe ſein wie einem ermüdeten Soldaten, der halb vom Wachtfeuer durchwärmt halb von kühler Luft durchfröſtelt wird. Die damaligen Römer jedoch verlangten ängſtlich nach einer intenſiven Erwärmung ihrer abſterbenden Herzen, nach dem Außerordentlichen für ihre abgeſtumpfte Phantaſie. Der Glaube um jeden Preis, der alles Verſtandes ſpottet, war ihr innigſtes Verlangen geworden, das unverſtändlichere Wunder ihrer Imagination das angenehmſte, ihrem Gemüth das liebſte und begeiſterndſte. Auch iſt mit Recht darauf hingedeutet worden, wie die Homouſianer mit voller Zuverſicht Gunſt und Lohn von Chriſtus erwarteten, dem ſie die höchſten Ehren gaben, während die Arianer eine heimliche Furcht peinigen mußte, daß ſie doch

vielleicht dem künftigen Weltenrichter die gebührende Würde ſtreitig machten, und ſeinen verdammenden Spruch hören könnten, welcher ihnen für die beleidigende Ausſage der unewigen Exiſtenz die rächende Qual des ewigen Feuers zuerkannte. Doch abgeſehen von dieſen Speculationen auf einen jenſeitigen Nutzen. Faſt immer wird in einem religiöſen Streit über denſelben Gegenſtand die erhabenſte, ſo zu ſagen vornehmſte Anſicht, die unergründlichere Lehre den Sieg erhalten, weil eben der Menſch in der Religion das Höchſte ſucht, das Unergründliche verehren und genießen will.

Die Arianer konnten ihre haarſpaltenden Subtilitäten mit ſehr handgreiflichen Argumenten vertauſchen, um die Lehre vom unewigen Sohn plauſibel zu machen. Sie gingen umher und fragten die Frauen, ob ſie einen Sohn gehabt hätten, bevor ſie ihn geboren. So habe auch Gott keinen gehabt, bevor er ihn erzeugt. Die Männer wurden gefragt, ob ein Sohn erzeugt werde der ſchon da ſei, oder nicht vielmehr einer der noch nicht da ſei [66]). Dergleichen Gründe, aus den Werkſtätten der menſchlichen Natur für die Beſtimmung der göttlichen entliehen, nahmen die Denkkraft der Römer nicht für immer gefangen, oder wurden vom Bedürfniß nach Glauben und Myſtik überwunden. Doch leuchteten ſie dem derben Bauern- und Kriegerverſtande der Germanen wohl eher ein. Die Germanen hatten die Speculation über die Begriffe: Ewigkeit, Realität göttlicher Gedanken, Subſtanz, gleich, ähnlich, verſchieden noch nicht zu ihrer Beſchäftigung erhoben; und ihre ungebrochenen, zuverſichtlichen Herzen bedurften eines Glaubens wie die Römer fürs Erſte nicht. Ihre heimiſche Mythologie dagegen lehrte ihnen manches Beiſpiel, daß ein älterer Gott einen jüngeren gezeugt habe, aber keins wo der Sohn ebenſo alt wie der Vater ſei. An ſolche Vorſtellungen konnte der Arianismus hier anknüpfen. Die Entſtehung und Abſtufung ſeiner drei Götter ſtreifte überdies an die Emanationstheorie, und fand in der deutſchen Götterſage mehr Verwandtes und Vorbereitendes als die nicäniſche Doctrin [67]).

So nahmen die Germanen den unewigen Chriſtus bereitwilliger auf und hielten noch Jahrhunderte an ihm feſt. Und eine merkwürdige Erſcheinung zeigte ſich. Gerade während der Regierung des Theodoſius, welcher den Arianismus ſo unerbittlich aus ſeinen Ländern verjagen wollte, nahm dieſe Confeſſion bei

den Gothen zu, welche der Kaiſer in ſein Imperium einverleibt hatte. Als die Gothen ſich in Thracien unter dem Föderatverhältniß ſeßhaft niederließen, beteten ſie großentheils noch die alten Götter an; kurz nach Theodoſius Tode folgen ſie dem arianiſchen Chriſtus. Es ſcheint, auf einem Umwege bewies auch der Arianismus den Satz welcher ſo oft wiederholt und vergeſſen worden iſt, daß Verfolgung einer Anſicht zu nützen pflegt. Er welkte bei den Römern wo ſein Boden doch nicht länger war, nur ab, um deſto allgemeiner, lebendiger und dauerhafter bei den Gothen aufzublühn. Theodoſius warf die arianiſchen Biſchöfe von ihren Stühlen, ſetzte alle arianiſchen Kleriker ab, zog ihre Güter ein, jagte ſie aus den Städten, verbannte ſie, als wären es wilde Thiere, aus aller menſchlichen Gemeinſchaft. Sie aber wanderten insgeheim, unter Verkleidungen, von einer Provinz, einer Stadt, einem Dorf zum andern, verſammelten die Glaubensbrüder welche trotz aller Leiden und Drohungen treu ausgehalten hatten, ſtärkten ſie durch Gottesdienſt und Predigt gegen ihre Unterdrücker und empfingen ſchwere Strafe, wenn ſie ſich bei dieſer dunklen Thätigkeit ertappen ließen [68]).

Nichts konnte natürlicher ſein, als daß große Schaaren umhergetriebner Arianer in die einzige Provinz des römiſchen Erdkreiſes zogen, wo ſie ihren Glauben frei von jeder Furcht vor bürgerlichen und prieſterlichen Chikanen bekennen durften, wo ihr Gottesdienſt offen gefeiert wurde, ihre Prieſter in Ehren ſtanden. Dies war Thracien ſoweit die Gothen hier ſaßen, und vielleicht Pannonien wo die Vandalen wohnten. In das religiöſe Leben dieſer Völker wagte weder Gratian noch Theodoſius einzugreifen; vor den Kirchen und Wohnungen ihrer germaniſchen Unterthanen mußte ihr orthodoxer Verfolgungseifer Halt machen. Nur das Hereinſtrömen zahlreicher arianiſcher Elemente in die gothiſchen Provinzen, und ihr ungehindertes Wirken daſelbſt erklärt die raſche und gründliche Arianiſirung des Volkes unter Theodoſius. Hauptſächlich von den Weſtgothen empfingen die Oſtgothen, die Gepiden, alle Völker der großen gothiſchen Familie ihr Chriſtenthum. So wenigſtens berichtet ein gothiſcher Geſchichtſchreiber [69]). Und bald herrſchte der unewige Chriſtus ſoweit als die Dialekte der gothiſchen Mundart geſprochen wurden.

Unter Valens und Theodoſius ſind die Keime zu einem großen national-religiöſen Gegenſatz der arianiſchen Germanen und

der katholischen Römer ausgeworfen. Er ward im Laufe zweier Jahrhunderte immer feindseliger und erschütternder. Die erbitterten arianischen Priester verfehlten natürlich nicht, den Germanen, soweit sie konnten, ihren eignen ingrimmigen Haß gegen eine Nation einzuflößen, die einst ihrem Hirtenstabe gefolgt, dann zu einem fluchwürdigen Ketzerthum abgefallen war, und ihre rechtgläubigen Lehrer gepeinigt und ausgestoßen hatte. Solche Aufstachelungen wirkten mit, um den Römern viele blutige Schicksale durch die Germanen zu bereiten, und den Ruin ganzer Länder herbeizuführen. Schon Alarich der Westgothe tritt Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts als ein Arianer auf, welchem Gott die ewig mahnende Stimme in die Brust gepflanzt habe, mit seinen Gothen nach Rom zu gehen. Und die schweren Mißhandlungen welche später die Katholiken in den vandalischen und westgothischen Königreichen erduldeten, würden kaum geschehen sein, wenn Gratian, Theodosius und ihre katholischen Nachfolger nicht so verhängnißvolle Beispiele an den Arianern und sonstigen Ketzern ihres Reiches gegeben hätten. So trat auch hier die materielle und geistige Rache ein, welche unausbleiblich jede geistige Verfolgung trifft, und sei es nach Jahrhunderten. Schon Theodosius mochte es beklagen, wie aus seinen germanischen Distrikten ihm der Irrwahn immer wieder in das noch nicht einmal gereinigte Imperium zufloß. Denn die Gothen welche seine Legionen füllten, seine Hülfstruppen ausmachten, seinen Palast bevölkerten, waren überwiegend Arianer neben einer kleinen Zahl von Heiden; und er hütete sich wohl, bei ihnen das religiöse Gefühl so schonungslos anzugreifen wie bei seinen römischen Unterthanen.

Das Heidenthum erfuhr keine bessere Behandlung von ihm als der Arianismus. Seitdem es seine Christenverfolgungen einstellen müssen, und durch Constantin I. den Rang der allein geltenden Staatsreligion verloren hatte, war es binnen etwa 60 Jahren gleichsam ein apathischer Körper gewesen, an dem die einzelnen Kaiser im Orient ihre Stimmung ausließen und ihre Versuche anstellten. Constantius II. hielt nicht mehr das Maß seines Vaters ein, er gehorchte den Eingebungen erhitzter und rachsüchtiger Christen, legte die Hand an Tempel und Tempelgüter, sah mit Wohlgefallen auf den Vernichtungskrieg welchen in vorwiegend christlichen Gegenden Bischöfe, Mönche und Pöbelschaaren gegen die Wohnstätten der Dämonen führten, zeigte sich allen

heidnischen Traditionen und Sitten so ungnädig als es ging, aber hörte darum nicht auf, den Hellenismus theoretisch als eine legitime Religion gelten zu lassen. Die Reaction des gekränkten Glaubens trat mit Julian dem Apostaten ein. Doch enthüllte sie nur die Mattheit und Gleichgültigkeit vollkommen, in welche die Anhänger der „alten Observanz" nach der fruchtlosen Brutalität ihrer Verfolgungen zurückgefallen waren. Sie rief einige ästhetisch angenehme Stilübungen gebildeter Heiden, mehre Auswüchse verwilderter Rhetorik und viel vergeudete Wuth bei den Christen hervor, aber sie hob das Selbstgefühl und die frohlockende Zuversicht bei den Bekennern des Kreuzes. Jovians Manifeste stellten zwischen der alten und neuen Religion die Parität wieder her, welche durch Constantius ernstlicher als durch Julian bedroht gewesen war. Valens hielt nach dem Muster seines Bruders klüglich den Grundsatz in voller Ausdehnung aufrecht, welchen Jovian, trotz seiner Verkündigung, wohl schwerlich lange respectirt haben würde. In die Flüche der Nicäner auf das Haupt des arianischen Tyrannen der sie verfolge, mischten sich die Rufe brennender Ungeduld, weil er den Gräuel des Götzenthums nicht verfolge. Doch gerade unter Valens ging die innere Auflösung des Hellenismus rasch von Statten, und Vorfälle wie die Verschwörung des Theodorus mit ihren Folgen, beschleunigten den Verfall noch mehr, ohne daß sie den Heiden Gelegenheit gaben, sich als die Angegriffenen zu beklagen und die letzten Reste von Widerstandskraft und Glaubensfeuer in sich anzufachen, die ihnen noch geblieben waren.

Theodosius hob Constantins Parität zwischen der alten und neuen Religion theoretisch und thatsächlich auf. Sein Manifest von Thessalonica 380 zerriß alle Pergamente, auf denen je ein Wort von Glaubensfreiheit gestanden hatte. Es befahl den Heiden wie den Ketzern, sofort den ewigen Christus von Nicäa anzubeten: bei Gefahr, für wahnsinnig und verrucht erklärt und als ungehorsam bestraft zu werden. Trotzdem: so lange der Autokrat sich krank in Thessalonica befand und darauf persönlich im Gothenkriege beschäftigt war, durften nicht bloß die Arianer ihre Kirchen noch behalten: auch den Heiden war es überall vergönnt, in ihre Tempel zu treten, ihre Opfer darzubringen, durch die altväterlichen Riten die Götter zu versöhnen und sie um Erlösung aus den unsäglichen Drangsalen anzuflehen, in welche ihr

Zorn das Reich gestürzt habe [70]). Doch kaum war Theodosius in Constantinopel eingezogen, als er nicht bloß den Arianern die Kirchen entriß, sondern den Heiden die Opfer, die Schmäuse, die Processionen, alle sonstigen Riten und Feste, den ganzen Pomp und sämmtliche Lustbarkeiten ihres Cultus verbot. Er befahl, die Tempel zu schließen: sowohl in den Städten als auf dem Lande [71]), wo kleine und große Heiligthümer, Altäre und Idole dicht ausgestreut standen, wie jetzt Kapellen, Klosterkirchen, Crucifixe und Heiligenbilder in den katholischen Ländern. Doch wurden diese Befehle mit noch größerer Säumigkeit ausgeführt, als es sonst die kaiserlichen Gesetze in dem großen Reiche pflegten. Theodosius erlebte es nicht, den Orient vom Schauder öffentlichen Götzendienstes vollkommen gereinigt zu sehen. Noch immer standen zahlreiche Tempel unverschlossen, und wurden Idole beräuchert. Ja der Monarch mußte es erleben, daß Christen zum Heidenthum übergingen: sei es aus innerer Ueberzeugung oder der Annehmlichkeiten halber, welche der Eintritt in heidnische Priestercollegien verschaffte. Denn diese alten Genossenschaften hatte man noch nicht aufzulösen gewagt, ihre Privilegien oder doch ihre aufgesammelten Reichthümer an Gold und Liegenschaften nicht angetastet. Theodosius nahm 381 jenen Apostaten das Recht Testamente zu machen [72]). Dies war der erste leise Schritt zur Aufhebung der bürgerlichen Gleichberechtigung für Andersmeinende, zur Strafe, nicht weil sie sich des Ungehorsams schuldig gemacht hatten, einen verbotnen Gottesdienst zu feiern, sondern weil sie wagten, nicht wie der Kaiser und seine Priester zu glauben. Die persönliche Verfolgung begann fast unscheinbar; doch schon im nächsten Jahre schloß sich das drakonische Gesetz gegen die Manichäer und Audianer dem Gesetz gegen die Apostaten an.

Die Strafe der Proscription wurde auf alle Privatopfer bei Nacht und bei Tage, in den Tempeln und außerhalb der Tempel gesetzt [73]). Hierin waren all die Darbringungen und Rauchopfer begriffen, welche man den Göttern weihte, um die Zukunft zu erforschen.

So hatte sich die große religiöse Umwälzung vollzogen: die größte Revolution welche je über die Erde gegangen ist. Anfang des 4. Jahrhunderts verbietet und verfolgt die alte Staatsreligion den neuen Glauben durch die zögernden Maßnahmen Diocletians; gegen die Mitte hin stellt Constantin I. den Frieden nothdürftig

durch eine zeitweilige Parität wieder her, und gegen Ende verbietet und verfolgt die neue Staatsreligion den alten Glauben durch die ſtürmiſchen Edikte welche Theodoſius giebt. Die wilden Parteikämpfe welche unterdeſſen den Schooß der Kirche zerriſſen, waren dem Wachsthum ihrer Macht nur wenig hinderlich geweſen. Die Heiden hatten vergeblich von ihnen den Zuſammenſturz des düſtern Gebäudes erwartet, welches Albernheit, Gottesläugnung, blutige Gewalt und finſtrer Welthaß aufgerichtet habe. Sie mochten jetzt ſehen, was ſie dem großen principiellen und praktiſchen Angriff entgegenzuſetzen hatten. Sie mochten ihre Götter um Beiſtand, Wunder und Blitze anrufen. Theodoſius hatte Generale und Truppen ausgeſandt, um den Arianern die Kirchen zu entreißen. Er ſandte Generale und Truppen aus, um die Tempel zu ſchließen, die Idole umzuſtürzen, die Riten und Feiern zu unterbrechen und für die Zukunft zu verhindern, wo ſie darauf ſtießen. Doch die Thätigkeit der Soldaten ward überboten von der ihrer heiligen leidenſchaftlichen Bundesgenoſſen. Biſchöfe, Mönche rotteten chriſtliche Pöbelmaſſen zuſammen, mietheten Gladiatoren und Circusfahrer, ſtürmten unter frommen Geſängen durch das Land, ſtürzten die Altäre und Götterbilder um, warfen Feuer in die Tempel und machten die heidniſchen Prieſter nieder, welche mit zuſammengerafften Schaaren ihres Volkes herbeieilten, um ihre Heiligthümer zu ſchützen. Kriegsgetümmel zwiſchen Homouſianern und Arianern, Chriſten und Heiden erfüllte den Orient. Selbſt das Privatgut der Götteranbeter war nicht ſicher vor den begehrlichen Händen der Prieſter, der Mönche und ihrer frommen Haufen. Man plünderte enthuſiaſtiſch Landſitze unter dem Vorwande daß Opfer dort abgehalten würden; und gingen die Heiden zum Biſchof des betreffenden Sprengels, um ſich zu beklagen, wie diejenigen ſie ausraubten, welche Armuth gelobt hätten und ſich des Hungers rühmten, ſo wurden ſie mit ſtolzer Härte abgewieſen [74]).

Die Heiden beſtanden hier und da kurze, meiſt unglückliche Gefechte für ihre Götter; ſie ſchlachteten ihre Opferthiere und ſangen ihre Hymnen, trotz der kaiſerlichen Verbote, wo es nur immer ohne allzu große Gefahren ging; bis Soldaten, Pöbelſchaaren, chriſtliche, gehorſam oder ängſtlich geſinnte heidniſche Magiſtrate die Tempel ſchloſſen und den Gottesdienſt unmöglich machten. Doch im Allgemeinen waren Klagen und Bitten das Einzige was ſie

dem unerbittlichen Feinde entgegenhielten. Klagen, oft von einer so tiefen Empfindung und schmerzlichen Schönheit daß sie noch heute rühren; aber doch immer nur Klagen; dazu elegisch und weich statt zornig und mannhaft, ja im Grunde voller Unterwerfung unter die Beschlüsse des kaiserlichen Religionsdespotismus. Keine Andeutung ist in ihnen von dem tapfern und ernstlichen Willen, den Geboten des Götterfrevels zu widerstehn; nicht einmal das Bewußtsein ihnen widerstehen zu können. Aus diesen Klagen allein würde man schließen, daß sie der Schwanengesang eines sterbenden Daseins waren, auch wenn man es sonst nicht wüßte, daß die antike Religion damals abgestorben ist. Sie schildern einen Zustand, wo überall, in Stadt und Land, die Heiligthümer der Götter wie in einer Belagerung stünden, wo die Frommen Gefahr liefen, weil sie glaubten daß Götter existirten, wo sie nicht einmal wagten gen Himmel zu schauen und das Herrliche zu verehren was sie dort erblickten. Wie das Höchste was sie sich erlaubten, wenn sie in einer Herzensbedrängniß zu den Göttern ihre Zuflucht nehmen wollten, die Kühnheit war, geheim vor einer Statue zu weinen, ohne ein Wort an sie zu richten, ohne ihre Thränen zeigen zu dürfen.

Aber das Auge der Unterdrückten wurde geschärft für die Fehler im Charakter und Regiment des Unterdrückers. Während die Nicäner mit steigendem Entzücken um Theodosius Haupt einen Kranz von Tugenden sahen, welcher der Glorie eines vollkommenen Heiligen ganz nahe kam, erblickten Heiden und Arianer den Augustus in einem andern Licht. Sie konnten ihm einige Verdienste im Kriege und in der Ordnung des Reiches nicht absprechen, aber sie behaupteten, er müsse sich aus weichlicher Trägheit zu seinen Thaten aufraffen, und falle nach überwundner Gefahr in das alte Leben zurück. Sie griffen bitter seine neue Heeresorganisation an: er habe drei Generale der Infanterie und Kavalerie zu den ausreichenden zwei alten gefügt, und eine ganze Armee neuer Präfekten und Offiziere geringeren Grades creirt, welche nichts thäten als das Heer beschweren, die Staatskassen in dieser armen Zeit noch ärmer machen und die Soldaten mit der berüchtigten Habsucht römischer Magistrate ausziehen. Sie malten die Finanzverwaltung des Kaisers in den schwärzesten Farben aus; selbst die Provinzen wo der Krieg gewüthet habe, würden mit unsäglicher Hartherzigkeit besteuert; den Frauen sei ihr

letzter Schmuck, ja ihr letztes Kleid genommen, kaum bleibe ihnen eine Hülle wie die Sittsamkeit sie fordere; in Stadt und Dorf höre man den allgemeinen Jammerruf, und die Barbaren würden laut herbeigewünscht, da sie nur noch erretten, nicht mehr verschlimmern könnten. Inmitten dieses Elends führe Theodosius ein prachtvolles lustiges Leben, habe Schaaren von Tänzern und Mimen, ganze Kohorten von Mundschenken, Köchen und Eunuchen um sich, feiere üppige Gastmahle und vergeude was dem letzten Mark seiner Unterthanen ausgepreßt sei. Mit offenbarster Fälschung behauptete man: erst jetzt sei der Ruin der Sitten eingerissen, da überall dem zügellosen Beispiel des Imperators nachgeahmt werde [75]). Der ausgesäte religiöse Haß vergrößerte und verleumdete; auch hielt er wissentliche Lügen mit der Frömmigkeit nicht für unverträglich. Allein die blendende Lichthülle welche die Katholiken durch tausend Lobpreisungen und freundliches Vertuschen um die Gestalt ihres Kaisers zu legen suchten, kann doch einige Flecken nur mühsam verheimlichen, welche die Gegner schonungslos aufdeckten; und die Geschichte giebt Winke, daß manche der feindlichen Anklagen wenigstens einen Kern von Wahrheit enthielten.

Theodosius war in den kirchlichen Angelegenheiten dem Vorgange des Kaisers gefolgt, welcher ihm, als einem feurigen Nicäner, den Thron verliehen hatte. Umgekehrt ist es offenbar, daß Gratian in der Behandlung des Paganismus die Beispiele des orientalischen Augustus auf sich wirken ließ; man wird nicht irre gehn, wenn man persönliche Einflüsse, Aufforderungen und Besprechungen voraussetzt, und das innigste Einverständniß der beiden frommen Monarchen auch in der heidnischen Frage annimmt. Wie weit der Bischof Ambrosius auf Gratians veränderte Stimmung gegen das Heidenthum eingewirkt hat, läßt sich nur vermuthen. Aus der Theodosianischen Gesetzsammlung kann man ersehen, daß Gratian während des ganzen Jahres 382, in welchem sein berühmter Angriff auf die alte Staatsreligion erfolgte, zu Mailand residirte. So stand er damals unter dem direkten Einfluß des beredten und energischen Priesters, den er als seinen zweiten, geistigen Vater verehrte.

Während im Orient das Heidenthum seit Constantius eine Reihe von Stößen und Einbußen erlitten, und nun gänzlich erschüttert war, brauchte es bisjetzt im Abendlande kaum mehr als

den steigenden Verlust von Anhängern zu beklagen. Selbst Constans und Constantius hatten sich nur schüchterne, vorübergehende Angriffe gestattet, und dies in vorwiegend christlichen Gegenden. Julians eilige Anordnungen störten auch die längst nicht mehr besuchten Tempel durch überflüssige Opferfeiern aus ihrer verdienten Ruhe wieder auf; die längst verfallnen wurden renovirt, die verlassenen, umgesunkenen Altäre neu aufgerichtet. Valentinian I. erzwang sich das allerdings etwas kühle Lob selbst der Homousianer, als der erste Monarch seit Diocletian, der bescheiden von aller Einmischung in die kirchlichen und theologischen Parteifragen zurücktrat; allein die Ungeduld der Christen wurde immer brennender, ihr Urtheil über Valentinian immer zweideutiger, da er nach jenen, so überaus frevelhaften Versuchen Julians keine Repressalien an der Scheuslichkeit des Götzenthums übte, die alte Staatsreligion unangefochten ließ gleich den christlichen Ketzereien, und es sogar billigte, daß Truppen die Wohnorte der Dämonen beschützten, wenn fromme Männer, von heiliger Liebe zu Christus getrieben, die gleißenden Marmorsäulen niederbrechen, die Giebel und Dächer einstürzen wollten. Nichts sei zu schonen, keine Empfindung der Götzenanbeter, kein Band der Familie zu achten; kein altes Recht und Besitzthum dürfe gelten, denn es sei Unrecht und Raub; jeder Tempel müsse dem Boden gleichgemacht, jede Statue ihres goldnen Zierrathes, ihrer umgehängten Kleinodien entkleidet und zertrümmert werden; alle seit Jahrhunderten angehäuften Güter, Gelder und Kostbarkeiten müßten die Kirche und den christlichen Kaiser bereichern: diese stürmischen Aufforderungen besonders erhitzter Christen, denen einst Constantius möglichst folgte, waren jetzt die Ueberzeugung und Lehre fast aller Priester geworden. Nur manche Laien, wie die Kaiser, blieben noch der Ansicht, daß Humanität oder Nothwendigkeit einige Rücksichten gebiete. Doch es bildete sich die Theorie aus: wie es nur einen Gott, den Gott der Christen gebe, so dürfe auch nur ein Gottesdienst gefeiert werden; jeder andere sei ein gottesschändendes Gräuel, vom Teufel und seinen Dämonen angestiftet, von verstockten Subjekten ausgeübt, welches den Herren beleidige und das Wohl des Reiches gefährde. Der Kaiser, da er nun christlich sei, müsse die Einheit des Glaubens und Gottesdienstes in seinem Imperium durchführen; er opfere gewissermaßen selbst, wenn die Abgötterei die geringste Rücksicht von ihm erfahre; und aus Versen und Erzählungen des alten Testa-

ments, wo dessen Geist am eifrigsten ist, wurde festgestellt, daß und wie alle Anbetung falscher Götzen zu vertilgen sei [76]).

Gratian hatte natürlich diese Lehren seiner Priester oft genug vernommen, vorzüglich da Ambrosius ihr gewaltiger Vorkämpfer war. Indeß übten vielleicht auf den jungen Kaiser die Prinzipien seines Vaters und die Erziehung seines Lehrers Ausonius einige Nachwirkung aus. Denn wie gesagt, folgte dieser Poet zwar dem christlichen Glauben, allein er war ein altmodiger Freund der Toleranz, er liebte die heitere antike Schönheit und Mythe noch, und hatte erst vor drei Jahren öffentlich die Toleranz seines Schülers gepriesen. Kurz, Gratian regierte bereits sechs Jahre, hatte glänzende Thaten der Frömmigkeit gegen die Ketzer gethan, und schritt noch immer nicht gegen die alte Staatsreligion vor. Die Heiden fürchteten wohl kaum, daß dieser Kaiser noch ein Attentat auf die Hoheit und Macht der Olympier wagen würde. Sie mochten fortfahren sich in Träume vollkommener Sicherheit einzuwiegen, obgleich von Osten her, seit Theodosius regierte, die Gefahr immer näher kam. Sie ruhten weiter auf den Lorbeeren uralter Traditionen aus. Die überkommene Religion, verschmolzen mit dem Ruhm des römischen Namens und allen ehrwürdigen Institutionen des Weltreiches, schien zu wohlbegründet, hatte zuviel Anhänger im Abendland. Es scheint, die Angriffe und Lehren der verwegnen Neulingsdoctrin wurden von den Patriziern in Rom, von allen aristokratischen, studierten, feingebildeten Freunden des Alten mehr vornehm ignorirt und als überaus gemein verachtet, als ernstlich gefürchtet. Man ging nicht einmal den schriftlichen Kampf gegen sie ein; oder vielleicht war es nicht blos Hochmuth und Trägheit sondern geistige Ohnmacht, was nichts Polemisches von Bedeutung zu Tage fördern ließ. Wichtige Schriften derart würden wahrscheinlich von den siegreichen Katholiken vernichtet worden sein gleich den ketzerischen: doch Andeutungen und Erwiderungen der Kirchenväter hätten sich ohne Frage erhalten.

Die Mitglieder der großen Priesterschaften in Rom ahmten den Eifer der christlichen Seelenhirten keineswegs nach: sie strengten Geist und Feder wenig für ihre Sache an. Sie behaupteten, den wahren Göttern zu dienen, sie leiteten ihre ehrwürdige Existenz von dem frommen König Numa her und machten eilig mechanisch die paar Ceremonien ab, welche ihr bequemes Amt ihnen auferlegte. Mehr hielten sie nicht für geboten. Die heiligen Collegien der

Pontifices, der Auguren, der Vestalinnen, der Epulonen und wie sie weiter hießen, genossen in Glanz und Gemächlichkeit die Einkünfte der ungeheuren Güter welche ihnen mit der Zeit zugeflossen waren, und erfreuten sich der reichen Staatsgehalte welche sie obenein empfingen. Die Pracht und Auserlesenheit ihrer Tafel war sprüchwörtlich; nur etwa der Kaiser oder ein großer christlicher Metropolit konnte es ihnen darin gleichthun, doch erreichte er wohl kaum ihre zärtliche Feinschmeckerei. Kurz, die hauptsächliche Thätigkeit dieser vornehmen Götzenpriester war, in einem bequemen Prunk zu leben, von dem sie sagten, daß er der Würde ihres Amtes und ihrem Verdienste um den Staat angemessen sei, da ihre Opfer und Gelübde Sieg und Ruhm von den Göttern vermittelten. Unbekümmert um alles Weitere, scheinen sie in der großen Revolution um sie her, welche ihre tiefsten Wurzeln angriff, ziemlich getrosten Muthes in die Zukunft geblickt zu haben. Denn ihre Olympier waren einmal die wahren Götter, und der Kaiser, obwohl ein Christ, ihr Pontifex Maximus welcher für Bestand, Wohl und Glanz der Religion zu sorgen hatte. Und im ganzen Abendland übten die kleineren Priesterschaften ihre Funktionen unbehindert aus. Sie schlachteten die bekränzten Thiere, zündeten das Feuer auf den Altären an, führten die Prozessionen, hielten die Tänze ab, sangen die alten Hymnen und erhielten ebenfalls die Staatszuschüsse für diesen Cultus fort.

Etwas mehr Regsamkeit für die Sache der Olympier als die großen, vornehm unthätigen Priestercollegien zeigte hier und da eine weltliche Körperschaft: der römische Senat. Er war die eigentliche Burg des Paganismus. Seit länger als einem Jahrtausend war er gewohnt, die alte Staatsreligion zu verehren, zu beschützen und zu ordnen. Alles was er heilig und theuer hielt, was ihm wichtig und ehrwürdig schien, hing mit ihr zusammen. Viele seiner Mitglieder leiteten ihre Familien von den Göttern ab. Er pflegte noch jetzt den Ersten (Princeps) seines Ordens, nämlich den Imperator, zum Gott zu ernennen: auch wenn dieser Imperator als ein Christ die Götter leugnete. In einer nicht mehr übersehbaren Kette von Generationen erbte der Senat die feste Ueberzeugung fort, daß sein eignes Bestehen unzertrennlich mit dem der alten Staatsreligion verbunden sei. Die verschwindende christliche Minorität, welche er seit Constantin in seinem Schooße dulden mußte, konnte dieses sein Axiom nicht erschüttern. Er hatte einst die römische

Republik gelenkt, und fuhr fort, sich als das edelste, unentbehrlichste Organ der Republik [77]) zu betrachten. Und sein Patriotismus erschrak bei dem Gedanken, wie die atheistische Neuerung überhand nehme, wie sogar die Kaiser ihr folgten, wie der Ruhm, die Siegesfähigkeit Roms aufhören, ja das Weltreich selbst zusammenstürzen, das alte Chaos wieder eintreten müßte, wenn die Menschheit nicht mehr die Götter anbetete und durch die urväterlichen, von ihnen selbst gebotenen Riten versöhnte. Doch gerade von Gratian besorgte der Senat wohl kaum eine Kränkung oder gar einen Angriff auf seine heiligsten Interessen und Gewohnheiten. Ein selten herzliches Einvernehmen bestand zwischen Curie und Hof. Vor wenig Jahren erst hatte der junge wohlwollende Monarch sie vom Despotismus eines Ausländers befreit und mit neuen Privilegien ausgerüstet; es war nicht vorauszusetzen, daß er sie tyrannisch im Namen eines fremden Gottes behandeln würde. Er hatte ihr gestattet, seinen Vater als einen der Olympier zu verkündigen, und sechs Jahre lang nichts gegen die ererbte „Observanz" gethan.

Doch von den zwei Weltanschauungen welche sich unversöhnlich gegenüberstanden, hatte Gratian zu lebhaft die moderne ergriffen, um länger an sich zu halten. Er war nunmehr entschlossen, den Kampf mit dem Teufel und dessen Reich anzutreten. Er wollte auch seinerseits Siegestrophäen des wahren Glaubens, der wahren Tugend und Frömmigkeit aufrichten; er wollte Anordnungen treffen, welche die freudige Billigung seines Mitaugustus und des Bischofs von Mailand hätten, welche seinen Namen wahrhaft unsterblich machten, indem sie geltend würden für die fernsten Jahrhunderte [78]). Allerdings glaubte Gratian in seinem Reiche noch nicht so gewaltig durchgreifen zu dürfen wie Theodosius im Orient. Er gab kein Manifest an seine Völker, wie das von Thessalonika; und er mußte sich bezwingen, die Tempel geöffnet zu lassen, die Sacrilegien des Opferwesens zu dulden. Doch er that was möglich war. Wie ein Donnerschlag traf 382 alle Götteranbeter ein plötzlicher Erlaß mit mehren, ziemlich radikalen Bestimmungen. Der Staat zog alle Grundstücke ein, welche „der verrottete Irrthum der Vorzeit" den Tempeln geweiht hatte. Die Staatsgehalte zur Bestreitung eines glänzenderen Cultus, wie für die heiligen Collegien und die einzelnen Priester hörten auf. Die Vorrechte und Immunitäten der Priester und Priestercollegien wurden cassirt. Jede Liegenschaft

welche von jetztab den Tempeln und Götzenpriestern testamentarisch vermacht wurde, fiel dem Fiskus anheim. Nur bewegliche Güter durften ihnen als Legate oder Geschenke zufließen. Besonders schmerzvoll und schimpflich galt es den Heiden, daß nicht einmal die heilige Schwesterschaft der vestalischen Jungfrauen von diesen tyrannischen Beraubungen verschont sein sollte [79]).

Die bisher genannten Beschlüsse trafen nach den Priestern am unmittelbarsten den Cultus. Dieser konnte mit gewohnter Pracht nicht mehr gefeiert werden. So aber hatte zugleich die Kirche ihren Nutzen, während die immer darbende kaiserliche Schatulle sich bereicherte. Der mannigfaltigste Pomp gehörte durchaus zum alten Götterdienst: es war darauf abgesehen, Phantasie und Sinne zu berauschen. Solche Mittel mehr äußerlicher Art blendeten und fesselten unzweifelhaft noch einen großen Theil der gern bestochenen Masse und manchen ästhetisch Empfänglichen unter den Gebildeten, welcher den Inhalt über die Form vergaß. Auch lockten sie vielleicht manche besonders sensuelle Natur mit reizbarer Phantasie und innerer Haltlosigkeit vom Christenthum wieder zum alten Götterwesen herüber, wie später durch Aehnliches eine Zahl nicht unbegabter Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurückgezogen ist. Denn die Kirche des vierten Jahrhunderts hatte zwar vom Götzendienst bereits mehrfachen Anstoß zu größerer Pracht empfangen, doch ungefähr verhielt sich ihr Cultus zum heidnischen wie heute der protestantische zum katholischen; und wer wollte, wer nicht genau Schein und Wesen unterschied, der konnte ihren Gottesdienst, dessen Mittelpunkt noch immer die Bibelauslegung und Predigt war, unpoetisch, nüchtern und armselig nennen im Vergleich zu den Gesängen, den Weihrauchwolken, den Opfern, den kostbaren Kleidern, Geräthen und Symbolen, den Prozessionen und all den imponirenden Ceremonien der alten Riten.

Inzwischen konnten alle Unterthanen Gratians, und alle Corporationen in seinem Reich offen vor jeder Statue opfern, wie es Wahl oder Herkommen bestimmte. Nur der vornehmsten aller Körperschaften: dem Senat, sollte dieses Recht beschränkt werden. Der Senat pflegte sich in der Julischen Curie zu versammeln, einem Sitzungsgebäude, welches Augustus errichtet und seinem großen Oheim zu Ehren benannt hatte, während die Halle in welcher Cäsars Mord geschehen, auf Anordnung des Neffen abgetragen, und später die Stelle des Verbrechens in eine Latrine

verwandelt worden war. Augustus hatte die Curia Julia mit den Trophäen des ägyptischen Feldzuges geschmückt, und am vornehmsten Ort der Sitzungshalle die Bildsäule der Victoria aufgerichtet. Diese war ein uraltes Bild, an das sich die Erinnerung eines der glänzendsten und wichtigsten römischen Triumphe knüpfte. Unter den Beuteschätzen welche die Sieger aus dem unterjochten Tarent nach Rom geführt hatten, leuchtete diese Victoria als einer der kostbarsten und heiligsten Gegenstände hervor. Sie war aufgefaßt als die nahende Siegbringerin, wie sie eben, mit noch ausgebreiteten Flügeln und wehendem Gewande, sich vom Himmel auf die Erdkugel niederläßt. Deshalb hieß sie auch die ankommende Victoria (Victoria adveniens). So mußte sie den Römern besonders verehrungswürdig sein, die in der Besiegung des Erdkreises ihren herrlichsten Ruhm und ihr größtes Glück sahen, und deren beginnende Weltherrschaft sich recht eigentlich seit den Triumphen über König Pyrrhus und dem Gewinn von Tarent herschrieb. Bald war die ankommende Victoria fast die gefeiertste Gottheit unter den „Dreimalhunderttausenden" geworden; fast die meisten Gelübde wurden ihr dargebracht, und das Tarentinische Heiligthum in der Curia Julia war ihr berühmtestes Bild [80]). So lange dies bestand und die gewohnten Huldigungen empfing, hoffte man die römischen Waffen siegreich, das Imperium unerschütterlich; es war das eigentliche Symbol der römischen Weltherrschaft, wie die Göttin selbst der Schutzgeist des ewigen Roms, und die unzähligen Statuen und Statuetten der geflügelten Victoria auf der Erdkugel, welche allerorten im Reiche standen, waren Beziehungen auf das Bild in der Curie. Augustus hatte einen Altar vor demselben errichtet, und seit vierhundert Jahren streuten vor jeder Sitzung die versammelten Väter eine Anzahl Weihrauchkörner in das Feuer auf dem Marmor, während ein Musikchor die heilige Symphonie spielte. Nur die christlichen Senatoren enthielten sich dieser Feier. Als Constantius, der eifrige Feind der „höchst ärgerlichen Superstition", 357 nach Rom kam und den Senat zu besuchen hatte, ließ er den Altar aus der Curie entfernen. Denn er glaubte sich zu beflecken wenn er ihn nur sähe [81]). Doch eine der ersten Thaten Julians war gewesen, das Heiligthum wieder aufzurichten. Valentinian ließ es natürlich stehen; und der betroffne Ambrosius konnte für eine so grobe Nachlässigkeit in der christlichen und imperatorischen Pflicht nur die sehr unglaubliche Beschönigung finden, der

Kaiser habe nichts von jenem Werkstücke der Abgötterei gewußt. Endlich befahl sein Schüler Gratian, obgleich er nicht wie Constantius die Curie zu betreten gedachte, von Mailand aus die Entfernung des Altars. Er wollte, daß der Gottesdienst der Victoria im Senat auf ewig ein Ende habe.

Gratians Verordnungen erregten beinah mehr Aufsehen, Schrecken oder Freude im gesammten Reich, als des Theodosius viel durchgreifendere Maßregeln. Denn sie kamen ganz plötzlich: keine Warnung, kein Manifest, kein Gebot, sich zu bekehren hatte darauf vorbereitet. Sie waren für das Abendland, für Rom gegeben, wo dergleichen bisjetzt unerhört gewesen. Sie trafen, wo die Heiden sehr empfindlich sein mußten. Der Schlag war gegen die vornehmsten Repräsentanten der Götterverehrung geführt. Ein wahres Entsetzen kam über die Betroffenen und alle Heiden. Die versammelten Väter zeigten jetzt weniger beglückte Mienen als an jenen hoffnungsreichen Tagen, wo die Julische Curie vom begeisterten Applause nach den huldvollen Schreiben Gratians wiederhallte, welche Symmachus zu verlesen gewürdigt war. Aus tiefer Niedergeschlagenheit glaubte der Senat sich zu einer That für die angegriffene Religion aufraffen zu müssen. Er ordnete eine Deputation an den Augustus ab, zu deren Führer und Vorsprecher Symmachus erwählt wurde. Dieser edle und beredte Senator, bei Gratian bisher wohl angesehen, ein Charakter der selbst in dieser Zeit wildesten Religionshasses den Christen Achtung abnöthigte und den giftigsten Priesterzungen die Verläumdung entkräftete, sollte sein ganzes Gewicht, alle seine Gaben einsetzen, um den Augustus von dem unheilvollen Wege abzubringen, den er eingeschlagen habe.

Allein die beiden größten Bischöfe Italiens: Damasus von Rom und Ambrosius reichten sich die Hände, und arbeiteten zusammen mit der christlichen Senatsminorität. Diese verfaßte ein Libell, in welchem sie gegen die Schritte der Mehrheit protestirte. Sie habe keinen Theil an dieser Gesandtschaft; sie verweigere der Petition ihre Zustimmung; sie werde nie wieder in der Curie erscheinen, auf keine Citation, bei keiner Gelegenheit, wenn die Heiden ihr Verlangen erreichten. Dieses Libell wurde dem Bischof von Rom überantwortet, der es an seinen Bruder von Mailand entsendete. Ambrosius legte es mit seinen einflußreichen Empfehlungen dem Kaiser vor; und, vielleicht von Damasus getäuscht,

verstieg er sich zu der Behauptung: was jene Deputation abgefertigt habe, das sei garnicht der Senat, sondern ein kleines Häuflein übriggebliebner Heiden, die den allgemeinen Namen mißbrauchten. Vielmehr das Libell enthalte die Wünsche des wahren Senats; denn unzählige Senatoren christlichen Glaubens hätten es geschrieben. Genug, als Symmachus und seine Deputation in Mailand um die Gnade einer Audienz baten, wurden sie kurzweg abgewiesen, und ohne den Vorhang des heiligen Empfangssaales oder den Thronsessel im Consistorium gesehen zu haben, mußten sie schimpflich nach Rom zurückkehren. Vielleicht gehorchte Gratian um so lieber der Meinung seiner frommen Rathgeber: den Senat durch eine solche Behandlung seiner Deputation noch schwerer zu beleidigen, da sein weiches, persönlichen Eindrücken liebenswürdig offnes Herz fürchten mochte, von der Betrübniß und den Klagen der Bittenden in eine menschliche aber unfromme Rührung versetzt zu werden.

Bald gab er den Anhängern der alten Religion einen neuen, berühmt gewordenen Beweis seiner veränderten Gesinnung. Noch war er Pontifex Maximus, wie alle seine christlichen Vorgänger bis auf Valentinian und Valens herab. Jedesmal dem am längsten regierenden Augustus überreichte eine Deputation aus dem Collegium der römischen Pontifices feierlich das hoheprieſterliche Gewand, welches dann nach Rom zurückgetragen und an geweihtem Ort aufbewahrt wurde. Jene Handlung war entweder aus irgend einem Grunde seit 375 bis zu dieser Zeit unterblieben, oder nach den Beschlüssen des Kaisers sandten die Pontifices auch ihrerseits wie der Senat eine flehende Deputation an ihren Pontifex Maximus, und nahmen Gelegenheit, ihn durch den Anblick des heiligsten Ornates doppelt dringend an die Pflichten zu erinnern, welche ihm die Götter und sein eigener Wille mit jener Würde auferlegten, und die er so rücksichtslos verletzen wollte. Zu Ende 382 oder Anfang 383 überreichten die Pontifices dem Kaiser das verehrungswürdige Gewand. Allein Gratians ebenso aufrichtigem als religiösem Herzen mochte der Widerspruch doch zu stark, die Politik der bisherigen Kaiser zu künstlich, lügnerisch und unheilig erscheinen, daß ein Christ heidnischer Priester sein solle. Er wollte nicht mehr offiziell und moralisch verpflichtet sein, für den Schutz der Abgötterei, die Beförderung und Herrlichkeit ihres Teufelsdienstes zu sorgen, wie das Amt des Pontifex Maximus von ihm forderte. Er wollte endlich die letzten Fesseln des Aberglaubens

von ſich werfen, und das unreligiöſe Gaukelſpiel zwiſchen zwei Religionen beendigen: mußte er dafür auch den unmittelbarſten Einfluß auf die noch immer wichtigen Prieſtercollegien darangeben, den hohenprieſterlichen Nimbus verlieren, der ihn bisher im Auge der Heiden umfloß, und der vielleicht überwiegenden Zahl ſeiner Unterthanen noch ferner rücken als er bereits ſtand. Ambroſius beſtärkte natürlich dieſe Geſinnungen des Auguſtus, wenn er ſie nicht hervorgerufen hatte: kurz, Gratian war entſchieden, nicht mehr Pontifex Maximus zu ſein.

Als die Pontifices um Audienz baten, wurden ſie wenigſtens vorgelaſſen; allein den dargebotenen Ornat wies der Kaiſer lebhaft zurück und äußerte: es zieme ſich nicht, daß ein Chriſt ſolch ein Gewand trage. Die Heiden konnten nichts thun, als mit bittern Empfindungen nachrechnen, wie jetzt ſeit Numa Pompilius das heiligſte Amt zum erſtenmal ruhe: ein Amt, das von Auguſtus bis auf Valentinian I. auch die außerordentlichſten Kaiſer ſich zur höchſten Ehre gerechnet hätten. Die Anhänger des Alten ſahen mit ohnmächtigem Schauder eine vollkommene Umkehr aller göttlichen Dinge in ihren Tagen vor ſich gehen; und die Monarchen ſelbſt, welche berufen waren, die nothwendigſten und ehrwürdigſten Ordnungen zu ſchützen, liehen dem neuen Atheismus die Hand, um einen Umſturz herbeizuführen, der ſie und Alles begraben müßte. Die Heiden ſagten dem chriſtlichen Herrſcher nichts Gutes voraus, der nicht allein die Götter leugnete, ſondern ſie und ihre höchſten Diener beraubte, und der es wagte, das heilige Gewand ihres Oberprieſters als eine Schande von ſich zu weiſen [82]). Eine Hungersnoth, die ſich über mehre Provinzen erſtreckte, wurde als Strafe der Götter, aber nur als Vorſpiel zu viel ſchrecklicheren Dingen angeſehn.

Gratian ließ ſich auf dem eingeſchlagnen Wege durch keine Klagen, Bitten und Deputationen irre machen. Und wie innig bei allen ſeinen Schritten das Einverſtändniß mit Theodoſius war, welche genauen Verabredungen zwiſchen beiden Monarchen getroffen wurden, das ſcheinen zwei Geſetze über denſelben Gegenſtand zu beweiſen, die faſt an demſelben Tage von ihnen erlaſſen ſind. Am 20. Mai 383 beſtimmte Theodoſius von Conſtantinopel aus, daß die Apoſtaten, oder wie die gewichtvolle Sprache der damaligen Geſetzgebung ſich ausdrückt: diejenigen Chriſten und Katechumenen welche mit Verachtung der verehrungswürdigen Religion zu den

Altären und Tempeln hinübergewandert seien, nicht blos das Recht verloren haben sollten, Testamente zu machen, sondern fortan auch das Recht, Testate zu empfangen. Nur die Söhne und leiblichen Brüder konnten den Abtrünnigen noch beerben, und er selbst nur die Hinterlassenschaft seiner nächsten Blutsverwandten antreten. Gratian bestimmte am 21. Mai 383 von Padua aus, beinah mit den gleichen Worten, den Verlust des römischen Rechtes für die Abtrünnigen [83]). Er nahm es auch denjenigen, „die sich durch die jüdische Ansteckung beschmutzt hatten". Für die aber, welche den „ruchlosen Geheimnissen und verbrecherischen Abirrungen der Manichäer zu folgen vorziehen sollten", setzte er dieselben schweren Strafen fest, welche diese Sektirer überhaupt trafen; aber die Verführer zu solchem Abfall sollten je nach Ermessen der Richter und nach kürzestem Proceß eine noch härtere Buße, wahrscheinlich schwere Folter, erleiden.

So schritt, nach Theodosius Vorgange, auch Gratian zu den ersten Anfängen einer Unterdrückung fort, welche nicht mehr blos die Feier eines verbotnen Gottesdienstes, sondern den Glauben selber züchtigte. Der Glaubensdespotismus reifte schnell heran; er machte edle und wohlwollende Fürsten zu Tyrannen und hielt sich für verdienstlicher je schrecklicher er wurde. Einst hatten gerade die besseren heidnischen Imperatoren Christenverfolgungen aus politischen Gründen angestellt; jetzt sind es nicht die schlechtesten unter den christlichen, welche von der Religion geistiger Freiheit das Gebot der Unterdrückung empfangen zu haben glauben; und die gesammte katholische Kirche jubelt ihren gelehrigen Schülern zu. Schon waren alle die Verbote gegen Abgötterei und Häresie gegeben, alle die Verfolgungsarten ausgeübt oder im Anzuge, welche die Christen, als sie noch die Glaubensfreiheit priesen, den Heiden unter so beweglichen Klagen und Schilderungen ihres Elends vorgeworfen hatten. Die Rache, welche jede geistige Unterdrückung trifft, vollzog sich jetzt am Heidenthum. Der Sieger hatte vom Besiegten vortrefflich gelernt, wennschon ebenso wenig zum eigenen Vortheil als zu dem des früheren Unterdrückers.

Wie damals die Anschauungen waren, mußten Heiden und Häretiker den Hereinbruch irgend eines außerordentlichen Strafgerichtes über den irrgläubigen Fürsten erwarten, welcher den Himmel erzürnte, indem er dessen ächten Söhnen so schwere Unbilden zufügte. Es scheint, die Heiden dachten an einen glücklichen

Usurpator. Wenigstens trugen sie sich später mit einer bezeichnenden Sage. Als Gratian, erzählten sie, die oberpriesterliche Stola zurückgewiesen hatte, rief der Erste der Pontifices mit doppelsinnigem Wortspiel das Orakel aus: „der Imperator will nicht mehr Pontifex genannt werden, und wird in Bälde Pontifex Maximus sein.“ Diese Prophezeiung entstand augenscheinlich erst, als in der That ein Maximus der Nachfolger Gratians, wenigstens in den weltlichen Aemtern geworden war. Doch nicht aus den religiösen sondern aus den germanischen Angelegenheiten erwuchs Gratian die gefährliche Gegnerschaft.

Das Verhältniß zu den Germanen war bisjetzt den Römern eine Quelle noch mehr des eitlen Rühmens als der Demüthigung gewesen. Zwar hatten germanische Völker seit länger als einem Jahrhundert in großen Gesammteinbrüchen oder durch fortwährende kleine Raubanfälle Orient und Occident verwüstet und ganze Heere vernichtet. Aber schließlich hatten die Adler des Imperiums stets ihre alte Siegesherrlichkeit bewährt und die wilden Schaaren ausgerottet oder doch über Rhein und Donau zurückgetrieben. Und gerade in der jüngsten Zeit hatten Julian, Valentinian und Valens, endlich Gratian ihre Heere auf ein paar Wochen in die germanischen Gaue führen können. Unendliches Prahlen vom Genie der Kaiser, von der Größe und Unbesieglichkeit des erhabensten Reiches, vom Glanz der römischen Waffen, von der feigen Elendigkeit der Barbaren war das bedeutendste Resultat dieser kurzen Feldzüge, welche die Kaiser schneller beenden mußten als die Germanen ihre Einbrüche. Allerdings gab das Reich große Tributzahlungen an jene „feigen und elenden“ Barbaren, um ihre Ruhe zu erkaufen und schmachvolle Verpflichtungen zu erfüllen; aber es geschah unter dem wohlklingenden Namen kaiserlicher Gnadengeschenke an armselige Könige und kümmerlich lebende Völker; und als Valens einmal nach seinem Frieden mit den Gothen keinen Tribut zahlen mußte, da war wiederum des Rühmens kein Ende, daß die Gnadengeschenke aufhörten.

Allerdings hatten die Germanen ihre plumpen Wagen nicht blos unter den Haufen römischer Kostbarkeiten ächzen lassen. Die edelsten römischen Männer und Matronen, Jünglinge und Jungfrauen waren als Sklaven fortgeschleppt Man konnte nicht angeben, wie viele noch jetzt in den schmutzigen Walddörfern und den kalten Sumpfländern Germaniens die Knechtsarbeit thun muß-

ten. Dagegen hatte mancher Krieg auch mit Herausgabe der Gefangenen geendigt; und jedenfalls konnte die römische Geißel auf dem muskulösen Rücken von viel mehr germanischen Sklaven spielen. Und wennschon die Germanen weit und breit die römischen Aecker verwüstet hatten: welche Genugthuung, daß dieselben Plünderer zu hunderttausenden als Colonen, gezähmt und unterwürfig, die Landgüter bebauten, Milch, Gemüse und Vieh auf die Märkte trieben, und sich unter schweren Strafen krümmten, wenn sie ihre Sache dem Patron nicht recht machten. Die römischen Soldaten konnten das Reich vor den Germanen nicht mehr schützen. Allein welch ein stolzer und schmeichelhafter Anblick, daß dieselben Barbaren freudig dies Amt übernahmen. Sie drängten sich aus allen Gauen herbei und flehten demüthig um Dienst. Nichts machte den Triumph des römischen Namens deutlicher. Selbst der berüchtigte Freiheitssinn scythischer Wilden beugte sich, um den Glanz des römischen Imperiums gegen die eignen Gaugenossen zu vertheidigen. Wenn Rom gebot, schlug der deutsche Sohn den deutschen Vater nieder, zündete der fränkische Söldner die Hütte seines fränkischen Bruders an. Ganze Völker kamen, flehten um Aufnahme in die „Glückseligkeit" der römischen Herrschaft und stellten ihre Jugend dem Kaiser zur Verfügung.

Alle die deutschen Söldner, Legionäre und Offiziere, die Gentilen und Läten, Geschwader und Hülfsvölker: worin zeigte sich die Macht des unbesiegten Roms glänzender, als daß es stolz und gnädig den Dienst dieser Germanen gegen die germanischen Feinde annahm? In der That bekleideten jetzt Germanen fast alle hohen Generalsstellen, indessen durch römische Kriegskunst dazu herangebildet, und stolz und dankbar für diese Ehren. Man mußte freilich klagen, daß einige Kaiser die Fremdlinge ungebührlich begünstigten; aber Constans hatte dafür mit dem Tode gebüßt, des Constantius Günstlinge erlitten vielfach ein schweres Schicksal, und unter Valentinian und Valens war das Uebel ziemlich zurückgetreten. Zwar hatten Germanen bereits die Hand nach dem Diadem ausgestreckt, doch ein warnendes Beispiel war an Magnentius und Silvanus statuirt worden, wie das Imperium seinen Purpur nicht durch Barbaren beschmutzen lasse.

Jetzt aber, seitdem Gratian herrschte, der Franke Merobaudes sein Minister war, Theodosius die Gothen ins Reich aufge-

nommen, fühlten die Römer das Uebergewicht der blonden Ausländer immer empfindlicher, und konnten sich ihre tiefe Demüthigung kaum noch verhehlen. Die Gothen, nachdem sie sechs Jahre lang im Reiche geplündert, gebrannt und gemordet hatten, waren nicht vertilgt, nicht einmal über die Donau zurückgetrieben worden. Im Gegentheil, man hatte ihnen eine Provinz eingeräumt. Dort lebten sie so gut wie frei, unter viel bessern Bedingungen als die Römer selbst. Und damit nicht genug. Theodosius zog die Eindringlinge aus ihrer Provinz in das Reich, in seine Nähe, so zu sagen an seine Brust. Er überschwemmte mit ihnen den Hof, die Residenz, das Heer, alle Aemter. Er verwöhnte und verhätschelte sie auf jede Weise, gab ihnen Summen Goldes und die ausgesuchtesten Ehren; er drückte beide Augen bei den Ausbrüchen ihrer Ungeberdigkeit zu, und trat auf die Seite seiner übermüthigen Schooßkinder, bestrafte seine eigentlichen Unterthanen, wenn ein Conflict zwischen beiden ihm zu Ohren kam. Er war, wie die Gothen rühmten, der Freund der Gothen und des Friedens [41]). Aber die Römer klagten, daß die Unvernunft dieses Fürsten alle Verhältnisse in die Gewalt elender und frecher Ueberläufer gegeben habe. Sie schilderten wie von dieser groben und treulosen Race jedes Haus einen Sklaven habe; der Tafeldecker, der Koch, der Wasserträger sei ein Germane; blonde Leute trügen dem Herren den Sessel nach, auf den er sich niederließe, um während seines Ganges durch die Straßen auszuruhen. Doch mit Entrüstung und Besorgniß fuhren sie fort: dieselben pelztragenden Menschen mit langem Haar und euböischen Bärten, die doch nur gut schienen, die Sklaven der römischen Völker zu sein, hätten zugleich die vornehmsten Magistraturen inne. Ja sie seien Senatoren und lagerten sich in der Curie von Constantinopel auf die ersten Sitze, während edle, eingeborne Männer mit den bescheidnen Bänken hinter ihnen vorlieb nehmen müßten. Und dabei verlachten diese Pelzträger noch, was den Römern uralt heilig sei. Sie rissen die Toga ab, sobald sie aus der Curie träten, würfen sich wieder in ihre Pelze und spotteten über das lange weichliche Kleid, welches den Arm hindere das Schwert zu ziehen. — Edle, unpraktische Schwärmer riefen den Kaisern und allen Römern zu, sich zu ermannen. Aus den Provinzialen sollten die Rekruten ausgehoben, die Aemter und Offizierstellen besetzt werden, und dann solle man vor allem Andern die übermüthigen Germanen in ihre

Wälder zurückjagen. Denn diese Wilden seien nicht als Kriegswächter in den Staat gekommen, nicht wie treue Hunde zur Heerde sondern wie reißende Wölfe, um alle zu verschlingen [85]).

Diesen Klagen und Tendenzen vieler Römer gaben die Heiden besonders lebhaften Ausdruck. Denn ihre Gemüther erfüllten die alten römisch heroischen, griechisch philosophischen und künstlerischen Traditionen noch am innigsten, und nichts konnte diesen mehr ins Gesicht schlagen als das neue, barbarische Wesen. Dazu machte die Befehdung ihrer Religion, welche von denselben germanenfreundlichen, christlichen Kaisern, vorzüglich von Theodosius ausging, sie doppelt schwarzsichtig und zum Tadeln geneigt. Sie sahen nicht blos den Umsturz aller göttlichen sondern auch aller politischen, aller weltlichen Dinge, und die Kaiser stellten sich an die Spitze dieser allgemeinen Revolution. Viele Christen, besonders Laien, dachten über die Begünstigung der Germanen unzweifelhaft wenig anders als die Heiden. Nur liegen hierfür keine wörtlichen Zeugnisse vor. Denn die christlichen Autoren sind katholische Priester; und diese waren Theodosius zu dankbar verpflichtet, waren zu geblendet von dem leidenschaftlich nicänischen Monarchen, um den strömenden Ergießungen ihres Entzückens auch nur einen bittern Tropfen des Bedenkens über seine politischen Maßregeln beizumischen. Sie wollten in der Beruhigung der Gothen eine vollkommene Unterwerfung dieses Volkes erblicken, welche der Himmel veranstaltet habe zum verherrlichenden Lohn für den rechtgläubigen Fürsten. Ueber den auffälligen Einfluß der Germanen haben sie kein Wort. Nicht etwa, weil sie sich in Politik nicht mischten, sondern wahrscheinlich weil sie ein Thema nicht aufrühren wollten, das den meisten Römern überaus empfindlich, dem Kaiser in ihren Augen ungünstig und den Priestern selbst etwas zweideutig war. Denn der nämliche Kaiser welcher Abgötterei und Ketzerthum bei den Römern so musterhaft unterdrückte, zog beide Frevel mit den heidnischen und arianischen Germanen gewissermaßen wieder an seine Brust.

Ganz das Nämliche war von Gratian zu sagen. Er bevorzugte im Abendland die Germanen fast noch auffälliger als Theodosius im Orient. Und für ihn konnte als Milderungsgrund nicht einmal die schwierige Lage angeführt werden, in der er sich einem Volke wie den Gothen gegenüber befand. An seinem Hof übte der Franke Merobaudes eine Gewalt aus, wie keiner von den

hochgestellten Germanen in Constantinopel. Von ihm und seiner Partei unter den Großwürdenträgern hing der vierundzwanzigjährige, immer unselbständige Fürst in politischen Dingen, wie vom Bischof Ambrosius in den religiösen ab. In solchem Grade war das altrömische Wesen kaum noch beleidigt worden. Die Generale welche Gratians Heere führten, hatten fast durchweg germanische Namen: Mallobaudes, Frigerid, Vallio, Arbogast, Richomer. Und wie in Trier, war es zu Mailand. Gothische Truppen hatten Garnison in dieser Residenz. Die Germanen Bauto und Rumorid bekleideten die höchsten Generalsstellen am Hofe Valentinians II. [86]), dessen Aemter der germanenfreundliche Gratian besetzte und dessen Angelegenheiten er ordnete. Die großen Militairs aber gaben auch in den Berathungen des kaiserlichen Consistoriums ihr einflußreiches, oft entscheidendes Wort über die Fragen der Religion und Verwaltung ab. So regierten überall Germanen das Reich. Es schien als hätten sich im ganzen, weiten, dreigetheilten Imperium die Herrscher gegen ihre eigenen Unterthanen und Landsleute zu Gunsten einer barbarischen Race verschworen, die nichts konnte als in wüthenden Raubzügen die Provinzen verheeren, oder kriechend um Gnade, Aufnahme und Brod betteln, um sich hinterher desto hochmüthiger zu betragen. Alle Unterschiede von Bildung, feiner Sitte und Religion sollten aufhören, der letzte Stolz römischer Geburt erniedrigt, der letzte Glanz des Andenkens an so viele große Jahrhunderte und Helden ausgelöscht werden, damit Horden ungeschlachter Wilden den Römer von seinem Fürsten trennten, aus seinem Besitz drängten und ihm Alles vorwegnähmen, worauf er Werth legte. Eine Fremdherrschaft, ein Barbarenregiment brach über das stolze Volk herein, das die Welt unterjocht und gebildet hatte. Die eignen Imperatoren standen an der Spitze dieser neuen Art von Tyrannen.

Die Kaiser dagegen hatten ihre guten Gründe für die Begünstigung der Germanen. Und wer ein wirklicher Staatsmann im Reiche war, mußte denken wie sie. Nur ließen nationaler Stolz und Selbstverblendung das Einsehen von dem Nutzen, ja der Nothwendigkeit dieses Verfahrens in weitere Kreise kaum vordringen. Man fühlte nur die Zurücksetzung, das Erniedrigende, suchte den Grund davon nicht in sich selbst, sondern in der Willkür und Liebhaberei der Machthaber, und haßte die Germanen.

Die Kaiser jedoch hatten die Unmöglichkeit erkannt, das Reich durch die feigen, trägen, ganz unzuverlässigen Provinzialen wünschenswerth zu regieren. Da bot sich ihnen die Tapferkeit, der rüstige, treuere Sinn der Germanen wie von selber dar. Diese Ausländer hatte die überfeinerte Cultur des Jahrhunderts nicht glatt gerieben und mit all ihren Wassern gewaschen. Aber sie waren höchst lernbegierig, bildungsfähig und rasch verwendbar. Ihr Benehmen erinnerte den zärtlichen Städter und Hofmann oft genug an das Bauernleben unter dem Vieh des Urwaldes, und erfüllte ihn mit Verachtung und Schrecken. Sie konnten einen herausfordernden Stolz im Gefühl ihrer Bedeutung und sittlichen Energie zeigen; sie ließen nicht ganz von den Gewohnheiten des ungehobelten aber freien Daseins im heimathlichen Dorf; der Autokrat und die feine Gesellschaft mußte ihnen manches nachsehen, was keinem Römer hinging: allein es war Verlaß auf sie. Man durfte ihren Zorn und Trotz nicht allzusehr reizen, doch sie konnten leichter gelenkt werden als die geschmeidigen Römer. Denn an diesen hatte der Despotismus sein Letztes gethan. Das Princip des absoluten Gehorsams hatte sein Gegentheil hervorgerufen: entweder die offne Emeute oder die geheime aber gründliche und allverbreitete Unbotmäßigkeit. Unter der Maske devotester Unterwerfung, die zu Allem bereit schien, hatte der demoralisirte Römer sich gewöhnt, jedes Gesetz auf schlauen und verbrecherischen Wegen zu umgehn, und seiner eignen Willkür, soweit es ihm irgend nutzte, zu folgen. In keinem Staat sind die Edikte und Anordnungen des Fürsten saumseliger durchgeführt und eifriger hintertrieben als im unbeschränkt regierten römischen. Kein Fürst ist anhaltender und unverschämter betrogen worden als der Kaiser, welcher den leisesten Betrug, den kleinsten Ungehorsam, mit sofortigem Tode ahnden konnte. Nie hat ein absoluter Monarch seinen gehorsamen Unterthanen mehr gehorchen müssen als der absoluteste von allen, welcher von den kaum fühlbaren Fäden lügnerischer, ränkespinnender Beamten und Hofleute dicht umzogen war. Der freiere Gehorsam der Germanen konnte schon eher gebraucht werden, mußte man auch einige Aufrichtigkeit und einiges Verweigern hin und wieder in den Kauf nehmen.

Die römischen Soldaten besaßen noch manches von dem Uebermuth, der Anmaßung, dem Wankelsinn der früheren Jahrhunderte. Was ihnen abhanden gekommen war, hatten die Ger-

manen: Treue und niederschmetternde Tapferkeit. Ihr gelehriger Geist und angebornes Kriegstalent erfaßte leicht die Regeln der römischen Taktik, und wußte sie besser anzuwenden als die Männer des Volkes welches sie einst geschaffen. Jeder römische General war ein Gegenstand des Mißtrauens, denn er konnte sich zum Usurpator aufwerfen: von einem deutschen war dies kaum zu fürchten. Magnentius ist eine Ausnahme, und er war ein romanisirter Germane. Der römische Präfekt, der kriechende, Liebe heuchelnde Kämmerer konnte schon Mitglied einer Verschwörung sein und den Dolch geschliffen haben. Das rauhe Gemüth der Germanen verstand sich weniger auf Kriechen und Schmeicheln, aber auch weniger auf geheime Pläne. Verschwörungen sind niemals die starke Seite der Deutschen gewesen. Der Germane, besonders der Soldat, pflegte das Verhältniß zum Kaiser im Sinne eines Gefolgsmannes zum Gefolgsherren aufzufassen. Da galten die heiligsten Bande der Hingebung und Treue. Der Deutsche konnte für seinen Gefolgsherren sterben, konnte dessen Tod rächen wollen, doch geheimer Verrath und Mord desselben befleckten ihn selten.

Auch auf dem Gebiet der höheren Staatsverwaltung zeigten sich die Germanen immer nützlicher. Diplomatie und Staatskunst war im Verein mit der Kriegskunst die große Gabe der Römer gewesen, welche die Welt unterworfen hatte. Gerade jetzt, wo gefährliche Nachbarn und innerer Zerfall sie wünschenswerther als je machten, nahm sie in erschreckenden Graden bei den ermüdeten Römern ab. Die Deutschen dagegen hatten einen ungebrochnen, aufstrebenden Sinn. Wie fortwährende Kriege das militärische Talent des Einzelnen wach riefen, so das Verfassungsleben in der Heimath die staatsmännischen Keime. Die freie Wahl der Gaubeamten, die eigne Verwaltung aller Angelegenheiten, die allgemeine Berathung auf den Volksthingen, die beschränkte Macht der Könige, die öffentlichen Gerichtssitzungen, das ganze rege, freie und öffentliche Staatsleben der Germanen war ganz dazu angethan, gewisse urwüchsige und doch schon durch Erfahrung gereifte politische Gaben bei ihnen heimisch zu machen. Es bedurfte auch hier nur der Schule römischer Routine, um die germanische Productivität an Stelle der römischen Unfruchtbarkeit zu setzen, und neue Gesichtspunkte in das verrostende Staatsgetriebe einzuführen. So treten denn auch von jetztab Deutsche als die ent-

scheidenden Staatsmänner auf. Genug, überall fing die gehaßte und verachtete deutsche Race an, dem Reiche mehr zu nutzen als die Römer selbst. Diesem Verhältniß mußte endlich Rechnung getragen werden; Thatsachen können im Einzelnen unterdrückt, Verdienste übersehen werden: im Großen setzen sie sich immer durch.

Die römischen Staatslenker mußten die Augen offen haben, und auf jede mögliche Weise für das sinkende Reich bedacht sein. Die Unterthanen mochten in der Blindheit, welche von einer langen despotischen Regierung begünstigt wird, allerhand thörichte Empfindungen, allerhand national-heroische Phantasieen und Eitelkeiten haben. Der neue Aufschwung des römischen Wesens, von dem die Besten träumten, kam eben nicht; und jeder Klarsehende mußte erkennen, daß ein Monat ohne die Germanen im Reich, das Reich gerade den Germanen in die Hände geliefert haben würde; daß man, selbst ohne jene unvermeidliche Gefahr, sich der brauchbarsten Unterthanen beraubt hätte. Schon waren alle Provinzen an Donau und Rhein dicht mit germanischer Bevölkerung überdeckt, und täglich vermehrte sie sich durch Geburt und Colonisation. Hier mußten, wenn das so fort ging, römisch-germanische Ehen und alle die andern Mittel welche zwei Völker körperlich und geistig in einander schmelzen, eine ganz neue Race bilden, mit der wirklich wieder etwas anzufangen war, ohne daß sie gerade noch germanisch genannt werden durfte. Aehnliches mochten die Kaiser bezwecken; oder vielmehr: sie mußten es voraussehen und wünschen.

Jedenfalls aber lagen die kaiserlichen Residenzen: Constantinopel, Mailand, Trier nicht weit von den Flußgränzen, über welche die Germanen hereinströmten. Sie befanden sich in den Provinzen, oder nahe dabei, wo die germanische Bevölkerung so dicht war. Natürlich daß in diese Hauptstädte sich alle Germanen drängten, welche von der Liberalität der Kaiser Hofämter oder Kriegsdienste, Reichthum und Carriere hofften. Ebenso natürlich, daß die Legionen in Thracien, Mösien, Pannonien, Norditalien und Gallien sehr bedeutende germanische Elemente, schon durch die Aushebung, enthielten. Die hervorragende Kriegstüchtigkeit dieser Deutschen, und die ausgesprochene Gunst der Kaiser verschafften ihnen ein vorzüglich rasches Avancement, und es scheint gewiß, daß aus ihnen viele niedere und höhere Offiziere für die

andern Truppen hervorgingen. Daſſelbe war mit den Garden der Fall, welche zum größten Theil aus Germanen beſtanden, und deren geringer Chargirte als Tribunen zu den Legionen der Linie geſandt wurden. Je entfernter die Provinzen von Rhein und Donau, deſto kleiner wohl das germaniſche Element in den Legionen welche dort Rekrutirung und Standorte hatten. Manche Germanen mochten auch ihnen einverleibt ſein; dieſe aber folgten dann wohl dem bekannten nationalen Charakterzug, und nahmen den dort herrſchenden Geiſt in ſich auf: den Stolz des römiſchen Namens und all die herkömmlichen Ideen des römiſchen Soldatenſinnes. Viele Legionen und Cohorten beſtanden überwiegend oder ganz aus römiſchen Provinzialen; nur zerſtreut mochten deutſche Gemeine in ihre Reihen gekommen, deutſche Offiziere an ihre Spitze geſtellt ſein. Dieſe traten dann nur ſoweit in Betracht, als mancher eingeborne Römer ſeinen Aerger empfand, wenn auf ſie die Ehrenketten, Auszeichnungen, Geſchenke ſich häuften, und die Wahl beim raſchen Avanciren fiel. So war es bei den britiſchen Truppen; ſo annähernd bei den Truppen im weſtlichſten Gallien, in Spanien und im ſüdlichen Italien. Afrika ſtellte ſeine mauritaniſchen Geſchwader und Legionen, ſeine numidiſche Reiterei ziemlich unvermiſcht. Es gab alſo Truppen welche ganz oder vorwiegend römiſch waren; in einem andern Theil herrſchte mehr das deutſche Element. Drittens diente dem Kaiſer die große Zahl der rein germaniſchen Truppen: mehre Kompagnieen der Leibgarden, manche von den Auxiliarbataillonen, die großen und kleinen Söldnerſchaaren welche jenſeit Donau und Rhein gemiethet worden, die Haufen der Läten und Gentilen, alle die Fähnlein und größeren Geſchwader, deren bunte Menge den Namen kaum einer einzigen deutſchen Völkerſchaft vermiſſen läßt [87]).

Die Stimmung der Armee war eine Lebensfrage für jeden Kaiſer. Die römiſchen Truppen empfanden, wie die Römer in der Toga, ſeit einiger Zeit mit wachſender Gereiztheit, daß Gratian in der kränkenden Begünſtigung der Ausländer es ſeinem Mitkaiſer Theodoſius mindeſtens gleichthue. Derſelben Anſicht müſſen viele deutſche Soldaten geweſen ſein, welche im Reiche länger akklimatiſirt, vielleicht ſchon von angeſiedelten Eltern geboren waren, welche Peregrinen- oder Bürgerrechte beſaßen, und es vorzogen, den kürzlich hereingewanderten oder gemietheten Germanen gegenüber ſich als Römer zu empfinden und auf jene Barbaren

vornehm herabzublicken. Merobaudes, der mächtige General und Minister, war ein solcher Barbar. Sein Charakter hatte manche Schattenseiten; seine Regierungskunst und Schlauheit fand überlegne Köpfe. Immer jedoch spricht es für seinen staatsmännischen Blick, daß er sich nicht von den schimmernden Ueberresten römischer Cultur und Geistesbildung über die Fähigkeiten des jetzigen Geschlechtes verblenden ließ, daß er Gratian rieth, die Germanen möglichst zu verwerthen, und ihnen eine Stellung einzuräumen, welche ihren Leistungen entsprach, ihren Kräften zum Nutzen des Reiches vollen Spielraum gab. Solche Prinzipien wurden auch von vorurtheilsfreien Römern gebilligt. Wenigstens ist der verständige Soldat und Historiker Ammian offenbar für die Verwendung der Germanen.

Indeß, man scheint zu rücksichtslos vorgegangen zu sein, die nächsten Interessen und das römische Gefühl zu allseitig verletzt zu haben. Immer heftiger wurden die Klagen, Gratian hege und pflege das Barbarenthum auf Kosten des Römerthums. Eine große Unzufriedenheit griff um sich. Der Hof, in dessen heilige Abgeschiedenheit so leicht kein Laut von der Stimmung des Volkes drang, merkte sie nicht. Besonders Gallien ward erregt; in seinen Bewohnern brauste das alte celtische Blut noch immer gern auf, und die Germanen spielten hier eine noch größere Rolle als in den andern Ländern des Occidents. Heer und Civil schob die Mißstände zwar hauptsächlich auf die Rathgeber des Kaisers [88]); Gratian galt auch jetzt für einen tapfern, persönlich freundlichen und anziehenden Fürsten, der nicht böswillig, nur verführt sei. Allein es war doch schlimm, daß der nun mündige Kaiser sich bleibend gängeln und verführen ließ, daß er sich niemals anschickte, selbständig zu denken und zu handeln; und man hielt die Uebel unter seiner Regierung für höchst unleidlich. Die Begeisterung welche den jungen Imperator vor drei Jahren überschwenglich hochgehoben, schlug rasch in ihr Gegentheil um.

In dieser kritischen Zeit beging Gratian, schlecht berathen, wie man klagte, von denen, welche im Palast die Sitten der Fürsten zu verderben pflegten, einen neuen Mißgriff. Unter andern Umständen hätte ihm derselbe nur einigen Tadel zugezogen, den ein römischer Autokrat in seinen Gemächern nicht hörte, oder bestrafen und verschmerzen konnte. Wie die Sachen jetzt lagen, warf er den Funken in den Zunder.

Gratian umgab sich mit einer Schaar Alanen. Das Reitervolk der Alanen führte, nachdem der Sturm der Hunnen über dasselbe fortgezogen war, zum Theil sein Nomadenleben in den Wolgasteppen, doch unter hunnischer Oberhoheit fort. Ein andrer Theil war den verwüstenden Eroberungszügen seiner Besieger gefolgt, und nahm später seine unstäten Wohnsitze wechselnd hier und dort jenseit der Donau. Von ihm lösten sich viele Einzelschaaren ab, kämpften, zugleich mit Hunnenhaufen, unter Fridigern gegen die Römer, zogen mit den Ostgothenschaaren des Safrach und Alatheus umher, und gingen bald Dienstverträge mit Theodosius ein. Einige Splitter dieses zerstreuten, beweglichen Volkes müssen zu irgend einer Zeit neben den Vandalen in Pannonien ihre Sitze gefunden haben. Eine ferne Wahrscheinlichkeit hat auf den Gedanken gebracht, dies seien die Haufen, welche Safrach und Alatheus gegen das abendländische Reich gefolgt waren. Gratian würde ihnen dann Aecker gegeben haben, während er den Ostgothen den Durchzug nach Griechenland öffnen mußte. Möglich auch, daß Gratian aus diesen pannonischen Alanen den Trupp an sein Hoflager berief [89]), welcher ein so großes und allgemeines Aergerniß verursachte. Glaublicher jedoch, daß der Kaiser einen Haufen in Sold nahm, der auf abenteuernden Zügen bis nach Gallien gekommen war. Und mit schwerem Golde wog seine Liebhaberei das Vergnügen auf, Kinder eines fremdartigen Volkes unter seinen Garden zu haben, die in Trier und Mailand noch als eine niegesehne Species von Barbaren gelten mochten.

Die meisten Gründe sprechen dafür, daß die Alanen zur großen gothischen Völkerfamilie gehörten [90]). Doch hatten sie von Sarmaten und andern umwohnenden Nationen so viel Blut in sich aufgenommen, so viel Sitten und wie es scheint auch sprachliche Bestandtheile, vorzüglich Namen entlehnt, daß sie, verglichen mit den übrigen Germanen, ein etwas seltsames Gepräge trugen. Es waren fast durchgehend wohlgebildete Leute, von großer und schlanker Gestalt, dunkelblondem Haar und einem Auge, aus dem, wie die Römer fanden, ein gedämpfter Grimm schrecklich hervorleuchtete. Ihre wilde und doch schöne Erscheinung, doppelt interessant in der geleckten Pracht des Hofes umher, ihre rohen oder doch absonderlichen heimischen Waffen, die aber eine furchtbare Bedeutung erhielten durch die leichte, unfehlbare Sicherheit mit der sie geführt wurden; die bewundernswerthen Reiterkünste, in

denen die Alanen weder den Persern noch den Hunnen nachstanden; die Geschicklichkeit in der Jagd, welche sie das nomadisirende Leben an Don und Wolga gelehrt hatte [91]): dies Alles machte sie einem jungen Fürsten theuer, welcher die Barbaren liebte, und seine beste Zeit damit hinbrachte, Waffenübungen anzustellen und Pfeile auf erlesenes Wild abzuschießen.

Gratian überhäufte seine fremdartigen Günstlinge mit Gold, Geschenken und Ehren; sie waren bald seine liebste Umgebung, seine Freunde und Rathgeber; kaum blieb ihm Zeit und noch weniger Lust, den übrigen Soldaten der Garde und Linie die Aufmerksamkeiten zu erzeigen, welche sie von ihren Kaisern erwarteten. Den Alanen vertraute er seine Person, sein Herz, ja, die wichtigsten Angelegenheiten an. Selbst die andern Germanen mögen einige Mißgunst empfunden haben. Aber die Entrüstung der beleidigten Römer erreichte den höchsten Grad, als Gratian sogar die römische Kaiserkleidung verschmähte, um sich auf Märschen und bei sonstigen Gelegenheiten im barbarischen Schmuck alanischer Pelze und Waffen vor allem Volke zu zeigen. Einst hatte der Usurpator Carausius in Britannien, der seine Herrschaft auf die Unterstützung der Franken gründen wollte, die Kleidung dieses Volkes angelegt. Doch die Entehrung des römischen Purpurs war gebührend mit dem Tode bestraft worden. Gratian hatte nach dem Tode seines Vaters die Gemüther der Soldaten gegen sich gehabt. Besonders die verwegnen gallischen Legionen wollten im Lager von Bregetio zeigen, daß sie noch immer Imperatoren entthronen und einsetzen könnten. Ihre Liebe gewann der Kaiser erst zurück, als sie seine feurige Tapferkeit sahen, seine freigebige Huld und den zutraulichen Verkehr mit ihm genossen, Erfolge und Ruhm unter seiner Führung erlangten. Dies Alles hatte seit drei Jahren nachgelassen oder sich ins Gegentheil verkehrt. Die frühere Stimmung der Legionen kehrte wieder, und ihr grollender Unmuth wurde zum bittern Haß, der sich in alle Länder verbreitete und übers Meer nach Britannien übersetzte. Die brittischen Truppen waren nebst den gallischen als die stolzesten und unruhigsten bekannt, deren leicht gereizter Zorn in jede rasche That ausbrechen konnte. Sie fühlten um so weniger Pietät für den Kaiser, der sie in steigenden Maßen beleidigte, je weiter sie vom bestechenden Eindruck seiner Person entfernt waren.

Eine so unglückliche Wendung hatte Gratians Regiment,

welches von den Unterthanen als der Beginn eines neuen goldnen Zeitalters begrüßt worden war, in acht Jahren genommen. Ein gefährlicher Zwiespalt, kaum noch nothdürftig überdeckt, zwischen den eingebornen und eingewanderten Unterthanen, erhielt täglich mehr Nahrung. Die römischen Provinzialen waren mißgestimmt, die Truppen erbittert, die Heiden und Arianer tief verletzt, die Kassen erschöpft durch Gratians Freigebigkeit und Vergnügungen, durch das habsüchtige Wirthschaften unbeaufsichtigter Offizianten, welche an Stelle des unbekümmerten, höchstens noch für religiöse Dinge ernsthaft eifrigen Kaisers das Reich regieren und ausnutzen durften. Daß man Gratian einen andern Nero und Commodus nannte, war eine der schiefen Vergleichungen und maßlosen Uebertreibungen, von denen die Sprache des vierten Jahrhunderts überfließt. Doch konnte es nicht dazu dienen, seinen Namen beliebter zu machen. Als die Dinge so übel standen, fand sich auch der Ehrgeizige, welcher die Verhältnisse auszubeuten suchte. Seiner tiefen Verschlagenheit, welche auf den geheimsten Schleichwegen sich zum unverrückt ins Auge gefaßten Ziel hindurcharbeitete, um dann plötzlich, zu betäubender Ueberraschung, hervorzubrechen, war Gratians sorglos heitre Vergessenheit seiner selbst und der wichtigsten Dinge sehr wenig gewachsen. Auch Merobaudes ließ sich von diesem Gegner übermeistern.

Magnus Clemens Maximus war ein Spanier von armer und dunkler Geburt. Zweideutig wurde behauptet, man wisse nicht einmal wer sein Vater sei. Er hatte als junger Mensch irgend eine geringe Bestallung im Hause des Generals Theodosius. Seine Feinde spotteten sogar in Gegenwart des Kaisers Theodosius, er sei dort ein gemeiner Hausslave, ein Aufwärter an den Bediententischen gewesen. Wenn Maximus ursprünglich dem Sclavenstande angehörte, muß er später freigelassen worden sein. Als der General Theodosius und sein Sohn nach Britannien gegen die Picten und Scoten gingen, nahmen sie ihren Klienten Maximus auf den Feldzug mit. Er focht in untergeordneter Stellung in ihrer Nähe, und muß jetzt oder später einen Offizierspoſten niedern Ranges durch einige Verdienste oder geschickte Benutzung von Gunst und Gelegenheit errungen haben. Er ward in Britannien zurückgelassen, welches den Römern mehr für einen Verbannungsort am Ende der civilisirten Welt, als für einen wünschenswerthen Aufenthalt von besondrer Annehmlichkeit und

Ehre galt. Von hier aus ſah Maximus zwar den Sturz des ältern und die Verbannung des jüngern Theodoſius, aber auch des letzteren Kaiſerkrönung, ſeine glücklichen Erfolge im Gothenkriege und alle die Thaten welche ſeinen Namen zum geprieſenſten der Chriſtenheit machten. Unterdeſſen konnte ſich Maximus nur langſam und regelrecht von einer Charge zur nächſt höheren hinaufarbeiten. Zwar hatte er jetzt durch einige glückliche Scharmützel gegen die Gränzvölker [97]) ein gewiſſes Anſehn unter den brittiſchen Legionären erworben, aber im Grunde war er der unberühmte Offizier in einem entlegnen, unwirthlichen Lande. Ein brennender Ehrgeiz, ein tiefer Neid auf ſeinen früheren Herren verzehrte ihn. Jetzt aber hielt er die Zeit gekommen, ſich auf dieſelbe Höhe des Ruhmes, der Macht und des Lebensgenuſſes zu ſchwingen, auf welcher Theodoſius ſtand.

Er berechnete, welchen Nutzen ein kluger und entſchloſſener Mann aus den verwundeten Gefühlen der römiſchen Soldaten ſchlagen könnte, und ſchien allen Groll und Schmerz aufs innigſte zu theilen. Er klagte kummervoll über die verwerfliche Bevorzugung der Barbaren, und reizte durch geſchickte Reden die Unzufriedenheit der Truppen bis zur äußerſten Wuth gegen den germanenfreundlichen Kaiſer, welcher die Römer, als wären ſie Barbaren, mit Füßen trete, den römiſchen Purpur und Namen ſchände. Die Achtung, welche ſeine kleinen Kriegsthaten ihm verſchafft, wußte er durch vertrauliches, geſchmeidiges Weſen in Zuneigung zu verwandeln. Ganz wie unabſichtlich lenkte er die Gedanken der Soldaten auf ſich, deutete an und malte aus, wie herrlich ein wahrer Kaiſer die Zuſtände geſtalten würde, prahlte mit der Freundſchaft, ja der Verwandtſchaft des berühmten, hochgebornen Theodoſius [98]), machte glänzende Verſprechungen unter der Hand, und verführte durch die ſchlaueſten Mittel die gern verführten Soldaten leicht. Bald war eine Bewegung im Gange, die ſich von den brittiſchen Truppen den galliſchen, namentlich in den Provinzen Belgien und den beiden Germanien mitgetheilt zu haben ſcheint. Gratian unterdeſſen lebte fröhlicher Dinge in Mailand und genoß abwechſelnd die Vergnügungen des Jagens, der Waffenſpiele und Feſte, der erbauenden Geſpräche mit dem heiligen Ambroſius, des Dichtens und der von allen ſeinen Zuhörern bewundernswerth gefundnen Explication ausgewählter Streitthemata, nach Art der Rhetoren. Auch die Wachſamkeit des Generals Merobaudes wurde getäuſcht.

Keiner aus den Heeren von Kundschaftern und Angebern, welche die Regierung bezahlte, scheint das Geringste über die gefährlichen Bewegungen in Britannien hinterbracht zu haben.

Sowie Alles vorbereitet war, vermochte Maximus die Truppen der Insel, ihn zum Kaiser auszurufen. Doch als er die lange ersehnten Rufe hörte, schien er überaus bestürzt. Er weigerte sich in den bescheidensten und dringendsten Ausdrücken, die höchste Ehre, der er so unwürdig sei, jemals anzunehmen. Nie würde er einen Thronraub begehn. Nachdem er diesen Formen genügt hatte, welche bei allen Kaiser- und Bischofwahlen nothwendig waren, wich er endlich dem angenehmen Zwang der Bitten und der sich steigernden Drohungen, womit seine Verehrer ihn bestürmten. Nur um sein Leben zu retten und dem deutlich erkannten Winke Gottes zu folgen, behauptete er bis zu seinem Tode, nahm er mit Seufzen und Widerstreben den Purpur an [94]). Jetzt war es am besten, den unvorbereiteten Kaiser zu überraschen, und man durfte nicht zögern. Eilig hob Maximus die ganze waffenfähige Jugend der Insel aus [95]), reihte sie den Truppen ein, und bald fuhr seine Flotte in die Mündungen des Rheins.

In Gallien lachte man über den kopflosen Versuch eines Abenteurers, der mit ein paar Händen voll zusammengeraffter Rekruten und Insulanern den ganzen Continent erschüttern wolle; eines aus der civilisirten Welt Verbannten, den eine Rotte von anderen Verbannten mit dem kaiserlichen Schmuck behängt habe [96]). Doch wo der Usurpator in den Provinzen Germanien und Belgien erschien, gingen die Truppen zu ihm über; die römischen werden den Anfang gemacht haben, die germanischen mögen theils vom allgemeinen Strome fortgerissen, theils bestürzt und rathlos in Gegenden zurückgegangen sein, welche ihrem Kaiser noch gehörten Die Bürger öffneten dem Anmaßer die Thore der Städte; Distrikt auf Distrikt fiel ihm zu. Die noch Unschlüssigen wußte Maximus bald zu gewinnen. Er versprach Allen goldne Berge; er hatte sich zu seiner verbrecherischen Unternehmung durch das Sacrament der Taufe weihen und von allen bisher begangenen Sünden abspülen lassen; er trat sofort als ein eifrig orthodoxer, demüthig frommer Freund der Priester auf: dies mußte die Parteinahme der Katholiken für Gratian wenigstens einigermaßen lähmen. Er prahlte mit dem großen Prinzip des Römerthums, das auf seinen Fahnen stünde, und scheint doch auch die Germanen durch irgend

welche Mittel eher angelockt als abgestoßen zu haben. Er brachte das Kunststück zu Stande, den Truppen und Bürgern plausibel zu machen, wie Theodosius, der erklärteste Begünstiger der Germanen, der treue Mitkaiser Gratians, welchem er den Thron verdankte, sein Unternehmen gutheiße. Er berief sich auf seine Verwandtschaft mit Theodosius; er schwur immer von neuem, wie hart es ihm angekommen sei, den Purpur zu nehmen; er bejammerte die bittre obgleich heilsame Nothwendigkeit, gegen einen allerdings trägen, unzulänglichen und irregeleiteten Fürsten die Waffen ergreifen zu müssen. Genug, Maximus log soviel, that soviel Meineide, war so geschmeidig, so edel, so einschmeichelnd, so fromm [97]), daß selbst katholische Priester wenig gegen den Wechsel des Regiments hatten. Fast ohne Schwertstreich gewann er das ganze nördliche Gallien zwischen Ocean, Seine und Rhein. Es galt, den verhaßten germanischen Minister und seine Genossen zu verdrängen, die jetzt am Hofe das Ruder führten; es galt, den jungen kaiserlichen Germanenfreund zu stürzen, den gerade jetzt wieder einmal dieselben Wilden bedrängten, welche er allen Römern vorzog. Denn um die Verwirrung im Reich und das Glück des Usurpators zu vollenden, brachen alamannische Haufen in die Provinzen ein [98]).

Gratian erhielt die Kunde von der Rebellion fast zugleich mit den Berichten über ihren günstigen Fortgang. Es war Mitte Sommer 383. Schleunig eilte er aus Italien nach Gallien. Noch hielt ein bedeutender Theil des Heeres zu ihm: es mögen meistens germanische Truppen gewesen sein, doch folgten ihm auch römische. Bei Paris trafen die beiden Heere aufeinander. Maximus hatte den erfahrnen, seiner Sache lebhaft ergebnen General der Kavalerie Andragathius bei sich: einen der wenigen Feldherren römischer Geburt. Die Armee des legitimen Kaisers wurde von den Generalen Merobaudes und Vallio, zwei Germanen, geführt. In Gratians Interesse mußte es liegen, sobald wie möglich loszuschlagen, bevor auch die übrigen Truppen schwankend würden. Doch Maximus scheint eine Schlacht vermieden zu haben. Denn er war überhaupt kein Freund des offnen Kampfes und der blutigen Entscheidungen; die Lorbeeren eines großen Feldherren und Kriegshelden wußte er nie zu erringen. Er griff lieber zu geheimen Waffen, die ihm, gewitzt und ohne moralische Bedenken wie er war, in reicher Auswahl zu Gebote lagen. Fünf Tage standen sich die

Heere gegenüber, und nur kleine Scharmützel fanden statt. Aber diese fünf Tage muß der Thronanmaßer meisterhaft benutzt haben. Es ist offenbar, daß er die Mittel gebrauchte, die ihm höchst geläufig und fast unfehlbar waren: List, Ueberredung welche Alles versprach, Bestechung, das Speculiren auf den Eigennutz und die Corruption, und das Ausputzen seiner Sache mit dem Namen einer populären Idee, die zu befreien und zu beglücken schien. Der Schatz des legitimen Kaisers war leer; Gratian konnte die Treue der schwankenden Legionen nicht mehr durch die erforderlichen Geschenke sichern. Seine Gutmüthigkeit hatte früher keine Bitte abschlagen können, seine Großen hatten zuviel an sich gerissen, die vielen Vergnügungen das letzte verschlungen. Gratians aufrichtiges Herz mochte Versprechungen verschmähen, die er nicht erfüllen konnte; oder wenn er sie machte, ward ihnen nicht geglaubt; und sein Name war unbeliebt.

Die Offiziere Gratians wurden gewonnen und reizten ihre Soldaten zum Abfall. Am fünften Tage riefen die numidischen Reiter den Usurpator mitten im Lager Gratians zum Kaiser aus. Geschwader auf Geschwader, Legion auf Legion folgte diesem Beispiel. Leider sagt keine Nachricht, wie die germanischen Soldaten sich verhielten. Sie vor allen anderen hätten den lebhaftesten Sporn empfinden müssen, bis zum letzten Mann für ihren legitimen Kriegsherren gegen einen Thronräuber zu kämpfen, der hauptsächlich im Namen des Römerthums aufgetreten war. Doch scheint es, sie folgten willenlos dem allgemeinen Zuge, oder sie wollten mehr Römer als Germanen sein und fühlten sich ebenfalls durch Gratians Vorliebe zu den Alanen erbittert; auch sie mochten bestochen sein oder den Einflüsterungen ihrer bestochnen Offiziere gehorchen; die Verwirrung bei den jähen Vorgängen im Lager, das Mißtrauen Aller gegen Alle bei dem plötzlichen Ausbruch einer so weit gediehnen verrätherischen Gesinnung machte vielleicht die noch Ergebenen unbrauchbar gegen die ohnehin gewaltige Uebermacht. Vielleicht auch hätte Gratian mit dem Rest seiner Truppen einen Rückzug antreten können, der ihn wenigstens einigermaßen sicherte. Doch die Meuterei und der Anblick ihrer wilden Scenen ringsumher erschütterte ihn zu tief und betäubte ihn. Immer von neuem mußte er eine Truppe nach der andern die Schilde auf den Rücken werfen und zum Usurpator übergehen sehn. Bei der Masse von Verrath gab er den Kampf verzwei-

feind auf. Er sammelte hastig einen Haufen von dreihundert Reitern, vielleicht seine Alanen, zum nothdürftigsten Schutz um sich her, wendete sein Pferd und jagte vom Schlachtfeld dem Süden zu. Rathlos stoben seine vornehmsten Anhänger, Merobaudes, Vallio, und wer noch sonst das Schlimmste von dem Thronräuber zu fürchten hatte, nach allen Seiten auseinander. Die bisher etwa noch treugebliebnen Truppen, von ihren Generalen, ihrem Kaiser aufgegeben, werden jetzt ebenfalls zu Maximus übergetreten und von ihm gern und verzeihend aufgenommen sein. Dies geschah fast immer nach den entscheidenden Schlachten eines Thronkrieges. Maximus hatte Britannien, Gallien und Spanien erobert und kaum das Schwert gezogen. So leicht war es in diesem Staat, wo der Monarch Alles war und Alles konnte, den legitimen Monarchen zu stürzen.

Maximus erfuhr die Flucht seines Gegners und sandte ihm den General Andragathius nach, seine rechte Hand, einen zu jedem Verbrechen fähigen Mann. Andragathius setzte sich an die Spitze eines auserlesenen Trupps, und auf rüstigen, frischen Pferden nahten sich die Verfolger dem ermüdeten Häuflein Gratians mit jedem Meilensteine mehr. Keine Rast, kein Obdach wurde den Gejagten vergönnt. Jede Stadt, deren Behörden und Bürger der Kaiser um eine kurze Aufnahme bat, verschloß ihrem besiegten Monarchen mit unbarmherziger Aengstlichkeit oder aus Sympathie mit dem Feldgeschrei des Anmaßers ihre Thore; der Abfall war allgemein. So ging die traurige Flucht weiter dem Süden zu. Gratian wollte über die Alpen, nach Italien, nach Mailand, in den schützenden Palast seines Bruders, dessen Länder ihm ein neues Heer liefern konnten, in die Arme des verehrten Ambrosius, der ihn liebreich mit religiösem Zuspruch trösten und erheben sollte. Aber das tiefe Unglück in welches Gratian aus einem Leben des höchsten Glanzes, Vergnügens und Ruhmes, vom Gipfel der tausendfach umschmeichelten Macht gestürzt war, zeigte ihm die christliche Religion nicht mehr als die zornige Lehrerin des Hasses und der Unterdrückung, sondern als die beglückende Macht welche so viele Millionen Heiden zu sich herübergezogen hatte, weil sie, unabhängig von häkligen Dogmen, die Herzen in dem vielförmigen Elend jener Tage mit einem bis dahin unbekannten Frieden und Hoffnungsgefühl ausrüstete, ihnen das Schwerste tragen half und es zur Vorschule der Seligkeit machte. Inbrünstige Gebete gaben

dem verfolgten jungen Kaiſer Kraft und ſtellenweiſe Freudigkeit; und während der athemloſen Flucht, wo hinter ihm die Mörder mit jeder Stunde näher jagten, vor ihm die düſtre und tief peinliche Ausſicht auf immer neue Beweiſe von Abfall, Eidbruch und Fühlloſigkeit lag, erquickte ihn der Gedanke an die Liebe ſeines ewig treuen Gottes und die Betrachtung, daß die Menſchen wohl ſeinen Körper tödten aber ſeiner Seele nichts anhaben könnten. In dieſen furchtbaren Tagen zeigte ſich die volle liebenswürdige Wärme ſeines ſelbſtloſen Charakters. Er beklagte weniger ſein eignes Geſchick: er beweinte den Schmerz welchen es den Seinigen bereiten würde. Doch über Gemahlin und Bruder ſchien ihm noch der Biſchof von Mailand zu gehen. Er rief den Namen Ambroſius wieder und wieder aus, und die Sehnſucht nach dem großen Prieſter erfüllte ſein ganzes Herz [99]).

So kamen die Flüchtlinge vor Lyon an. Der Präſident der Lugdunenſiſchen Provinz, welcher in Lyon ſeinen Sitz hatte, zeigte ein ehrfurchtsvolles Mitgefühl, eine treue und eifrige Ergebenheit, welche der beſiegte Auguſtus ſeit dem Unglück von Paris nicht mehr erfahren. Er öffnete dem Kaiſer nicht blos die Stadt: er bat um die Ehre, ihn bewirthen zu dürfen, damit er ſich hinter den wohlverwahrten Mauern Lyons zur weiteren Flucht über die nahen Alpenpäſſe kräftigen möchte. Gratian, mißtrauiſch durch die Fülle von Verrath, welche er in Kurzem erlebt, ſchlug die huldigend vorgetragne Bitte aus, denn er beſorgte den Tod bei der Tafel: doch ein Eid ſeines Statthalters, auf das Evangelium geſchworen, nahm ihm dieſe Befürchtungen. Man legte ihm den Purpur wieder an, welchen er auf der Flucht von ſich geworfen, und ließ ihn bei dem feſtlichen Mahl keine der umſtändlichen Ehrenbezeugungen vermiſſen, die ein römiſcher Auguſtus forderte. Doch als er ſich von der Tafel erhob, trat ihm der General Andragathius entgegen und ſtieß ihm das Schwert in die Bruſt. Der Präſident und alle die lyonenſiſchen Vornehmen welche mit dem Kaiſer geſpeiſt, halfen dem Mörder, die That völlig zu beendigen, und noch ſpäter ſprach das Blut an den Wänden des Saales von dem ruchloſen Verbrechen das hier verübt war [100]).

Die That geſchah am 25. Auguſtus 383. So endete Gratian, 24 Jahre alt, ſein Leben, auf das einſt ſo große Hoffnungen geſetzt worden. Die Heiden waren überzeugt, er ſei gefallen, weil er ihre Götter beleidigt und beraubt, die Ehren des hohenprieſter-

lichen Gewandes von sich gewiesen habe. Die Arianer wußten ebenfalls, was ihm sein jähes Ende bereitet habe. Die Katholiken konnten zunächst den Rathschluß des Himmels kaum begreifen, welcher einen so eifrig frommen, so keuschen Fürsten so früh der Welt entriß. Aber noch im 17. Jahrhundert meinten sie dann, Gott, der zugleich streng und gnädig sei, habe durch diesen blutigen Tod den Flecken von Gratian abwaschen wollen, der an ihm klebte, seitdem er die Priscillianisten in ihre Städte und Bischofsitze zurückkehren lassen [101]). In Wahrheit fiel Gratian als eins der erlauchtesten Opfer in dem Zwiespalt welcher seit den Tagen Constantins I. und seiner Söhne zwischen römischem und germanischem Wesen begonnen und schon manches Opfer gefordert hatte, welcher immer rascher und gewaltiger anwuchs und das Blut noch viel bedeutenderer Männer, die letzte Blüthe ganzer Länder kosten sollte.

Nach Gratians Ermordung hielt Maximus ein kluges obgleich seltnes Maß im Hinrichten. Die Germanen und sonstigen vornehmen Diener und Getreuen des gefallnen Augustus sahen bald, daß sie für ihr Leben nicht zu fürchten brauchten. Nur die beiden größten Günstlinge Gratians, die Hauptvertreter des germanischen Einflusses unter ihm, mußten sterben. Der General Merobaudes trug in diesem Jahre zum zweitenmal „die höchste römische Ehre": den Purpur der Consulartoga. Er floh vom Pariser Schlachtfelde, und suchte vor seinen Verfolgern in einem Hause Rettung. Die Soldaten umzingelten es, und der Franke kam einem ehrlosen Tode durch Selbstmord zuvor. Der General Vallio, ein ausgezeichneter Mann und Krieger, hatte sich in seine Wohnung begeben. Dort drangen ihm die brittischen Satelliten des siegreichen Anmaßers nach, ergriffen und erwürgten ihn. Maximus, welcher gern so unblutig und mild wie möglich erschien, suchte zu behaupten, er hätte Vallios Tod nicht befohlen, der General sei von eigner Hand gefallen. Aber man wollte nicht glauben, daß ein Mann welcher zeitlebens das Eisen geführt und geliebt, das Ende eines Weibes dem Tod eines Kriegers, den Strick dem Schwerte vorgezogen habe. Und Maximus selbst rief später im Eifer aus, er hätte den General Vallio zum Scheiterhaufen führen lassen, wenn dieser ihm nicht durch den Strick zuvorgekommen wäre [102]).

Gratian hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia zum zweitenmal vermählt. Doch seine Kinder müssen vor ihm

geſtorben ſein. Und wie die Katholiken es einſt als die göttliche Strafe des arianiſchen Tyrannen Valens angeſehen hatten, daß er ohne Erben ein ſchreckliches Ende gefunden, ſo konnten Heiden und Arianer daſſelbe Gericht jetzt am Gottesfrevler Gratian wahrnehmen. Seine Gemahlin Laeta und ihre Mutter Piſſamene zogen ſich nach Rom zurück. Die Großmuth des Theodoſius wies den Fiskus an, ihnen die Jahrgelder und Lieferungen zu verabfolgen, deren ſie zur Würde eines kaiſerlichen Haushaltes bedurften. Und als Alarich mit ſeinen Weſtgothen 408 Rom belagerte, erwarb ſich die Barmherzigkeit der beiden chriſtlichen Wittwen den Dank der heidniſch geſinnten Stadt. Denn in dem Elend einer Hungersnoth welche die Straßen mit Leichen füllte, verwandten ſie ihre Einkünfte, um die Hungernden und Kranken in ſo großer Menge zu ſpeiſen als ihre Mittel nur ausreichen wollten [102]).

Drittes Buch.

Die Kaiſer Valentinian II. und Maximus; 383 — 388.

Erſtes Kapitel.

Friedensverhandlungen zwiſchen Maximus, Valentinian II. und Theodoſius. Geſandtſchaft des Biſchofs Ambroſius nach Gallien. Frieden. Die Relation des Senators Symmachus. Die Entgegnung des Biſchofs Ambroſius. Arianiſche Verſuche des Hofes von Mailand. Ambroſius beſiegt die Kaiſerin Juſtina und Valentinian II.

Die Nachricht vom Erfolge des Uſurpators und dem Tode Gratians wirkte wie ein vernichtender Schlag am Hofe von Mailand; und Ambroſius hörte ſeitdem nie auf, den Tod eines Fürſten zu beklagen, deſſen kurze Regierung der katholiſchen Kirche mehr als die irgend eines Vorgängers genutzt hatte. Sein Verhältniß zur arianiſchen Auguſta Juſtina mußte jetzt doppelt ſchwierig werden. Nachdem er alle Pläne und Wünſche der Kaiſerin durchkreuzt, in Mailand die bereits ſequeſtrirte Kirche ihr gleichſam aus den Händen gerungen, in Sirmium einen nicäniſchen Biſchof vor ihren Augen inthroniſirt hatte, war die Spannung mit jedem Tage gewachſen; und des Ambroſius Gläubige behaupteten, das wüthende Weib habe dem Heiligen zahlloſe Nachſtellungen bereitet, Geld, Geſchenke und Ehren ausgetheilt, das Volk aufzuſtacheln geſucht, und in der That die Gemüther vieler Schwachen durch ſolche verſchmitzten Mittel an ſich gezogen [1]). Die Wahrheit iſt, daß ſowohl Juſtina wie Ambroſius zu aufrichtig und edeldenkend im Grunde ihres Herzens waren, um ſich nicht über Dinge ächt menſchlicher Natur zu verſtändigen, welche den Gebieten fern lagen, wo der verwildernde Hader um dogmatiſche Worte begann. Als ein großes Geſchick ſie traf, in welchem beide den Finger Gottes beſtimmt genug erkannten, vergaßen ſie den Haß, der aus

theologischen Haarspaltereien zur Bestimmung dieses Gottes entsprungen war. Die Kaiserin führte vertrauend ihren Sohn Valentinian, jetzt ein Kind von zwölf oder dreizehn Jahren, in die Arme des Bischofs, und er versprach mit väterlicher Wärme, Alles zu thun, um den verwaisten, rathlosen Augustus gegen den schlauen und drohenden Usurpator zu schützen.

Man wog bei Gesandtschaften sehr genau den Rang des Legaten ab. Ambrosius war unbedingt der vornehmste Mann, der die Fähigkeit für einen solchen Auftrag besaß. Er hatte als Präsident der ligurischen Provinz die weltlichen Geschäfte kennen gelernt; jetzt umfloß ihn der Glanz des höchsten und weitesten priesterlichen Ruhmes; er war der größte Prälat und saß auf einem der ersten Throne im Abendland; Maximus hatte dasselbe Bekenntniß wie er, und war verpflichtet, ihn zu ehren; Ambrosius war den Umgang mit Kaisern und Großen des Hofes gewohnt, und seinen Blicken lag das Getriebe der Welt offner als den Augen der meisten Priester. So übernahm er willig, obgleich der Winter vor der Thüre stand, die Beschwerden einer Reise über die Alpen, um in Trier die Pläne des Usurpators zu erforschen und den Frieden möglichst anzubahnen.

Ambrosius begegnete in Mainz dem Comes Victor, welchen Maximus nach Mailand schickte, um Justinen, eine erschreckte, in der Politik noch wenig bewanderte Frau, und Valentinian, ein unerfahrnes Kind, mit Friedensvorspiegelungen zu täuschen. Gelang es, dem italienischen Hof einiges Vertrauen einzuflößen, wurde seine Wachsamkeit eingeschläfert, so wollte Maximus unversehens mit seinen Heeren durch die Alpenpässe in die Ebene des Po hereinbrechen. Auch hatte der schlaue Usurpator noch eine andere Falle ausgesonnen. Unter den Friedensbedingungen welche der Comes Victor überbrachte war die erste und verfänglichste, daß Valentinian in eigner Person sich nach Trier zu begeben und dort mit Maximus zu verhandeln habe [2]).

Während der Gesandte des Usurpators seinen Weg nach Süden fortsetzte, zog Ambrosius in Trier ein und erwartete, seiner Würde als Bischof und Legat eines Augustus gemäß, eine Unterredung unter vier Augen mit dem Machthaber, wo höchstens der Oberhofmeister hinter dem Vorhange des heiligen Audienzgemaches das Hauptsächliche notirte. Allein der berechnende Maximus wollte zeigen, daß er in Ambrosius den Abgeordneten eines ohnmächtigen,

um Frieden flehenden Mitkaisers sähe, und gönnte dem von der ganzen Welt verehrten oder gefürchteten Prälaten keineswegs die Ehrfurchtsbeweise, mit denen er die Priester seiner eigenen Länder überschüttete. Er that dem Bischof von Mailand, — und durch diesen auch Valentinian, — die Demüthigung an, ihn nur im Saale des versammelten Consistoriums zu empfangen; doch erhob er sich wenigstens vom Thronsessel, um dem Bischof den üblichen Kuß der Begrüßung zu gewähren. Ambrosius unterdrückte die unzeitgemäße Empfindlichkeit welche in ihm aufgestiegen war; er glaubte im Interesse seines angstvollen und schwachen Monarchen schon einige Kränkungen von dem Uebermächtigen hinnehmen zu müssen; er schien zufrieden mit dem unwürdigen Empfang, und die Verhandlungen begannen.

Ambrosius hatte als lebendes Zeugniß der äußersten Friedfertigkeit, welche der bestürzte Hof von Mailand hegte, dem siegreichen Thronräuber seinen Bruder, Marcellinus mit Namen, zugeführt, der in den Händen Valentinians gewesen war. Und der Bischof verfehlte nicht, die Tugenden seines sanften versöhnlichen Fürsten zu preisen, welcher demselben Manne den Bruder unversehrt zurückgebe, durch den der seinige entthront und ermordet sei. Doch Maximus leugnete mit Standhaftigkeit und lebhaftem Abscheu jede Schuld an dem blutigen Ende Gratians. Er sah in der Handlung des italischen Kaisers weniger ein Zeichen des Edelmuths und christlicher Gesinnung, als kluge, von der Ohnmacht dictirte Mäßigung. Er blieb also ungerührt; doch mit treuherzigen und zärtlichen Worten wiederholte er seinen Wunsch, der junge theure Mitkaiser möchte nach Trier kommen, möchte sich mit ihm, offen und liebevoll, wie ein Sohn mit seinem Vater besprechen. Ambrosius fühlte unzweifelhaft tiefe Entrüstung und verbarg zugleich ein Lächeln mitleidiger Ironie über den verschmitzten Tyrannen, welcher einen Kaiser ermordet hatte, und bei aller Geriebenheit so plump zeigte, wie lüstern er nach dem Blute des zweiten war. Er gab einige geschickt ausweichende Antworten von den Beschwerden einer Winterreise für die kaiserliche Wittwe und von der Jugend des Augustus, welche einen so weiten und gefahrvollen Weg ohne Begleitung der Mutter nicht rathsam mache. Als der Tyrann weiter in ihn drang, sagte er kurz: ihm sei die Legation über den Frieden anvertraut, und nicht damit er die Herkunft seines Augustus verspreche. Maximus sah endlich

ein, daß dem klugen Widerstand des Bischofs keine verfängliche Zusage zu entpressen war; er schloß diese Verhandlung mit den Worten: man müsse abwarten, welchen Bescheid sein Gesandter aus Mailand zurückbringen werde. Bis dahin jedoch hielt er den Bischof in Trier zurück, und Ambrosius hatte sich den langen Winter von 383 auf 384 fern von den liebgewordenen Functionen seines Amtes und den Kreisen seiner Gläubigen an einem Hofe zu gedulden, dessen Treiben die dort sich drängenden Bischöfe ihm doppelt schmerzlich und verächtlich machten.

Aber nach den Beweisen der Gelassenheit bei den Friedensverhandlungen selbst trat der streitbare Kirchenfürst durchaus nicht mit der gefälligen Schmiegsamkeit auf, welche sonst ein Erforderniß für Gesandte ist. Im Gegentheil, mit dem vollen Pomp seiner klerikalen Stellung, welche keiner besser zu repräsentiren wußte als Ambrosius, und mit der Kühnheit eines großen Heiligen, dem im Nothfalle Wunder zu Gebote standen, nahm er den Ton des Gewissenrichters und strengen Mahners an. Er verlangte Reue und Buße von Maximus für den Mord seines Kaisers, und schloß den Gewalthaber bis dahin von seinem Umgange und der Gemeinsamkeit des Abendmahles aus. Maximus blieb natürlich dabei, die blutige Beschuldigung mit feierlicher Entrüstung von sich zu weisen. „Er wusch seine Hände in Unschuld, wie Pilatus" sagte Ambrosius. Dazwischen traten der Bischof und der Usurpator zusammen, um Friedensverhandlungen zu pflegen, und während Maximus mit seinen Legionen und barbarischen Hülfstruppen drohte, die auf den ersten Wink in das wehrlose Italien einbrechen, den ungerüsteten, zitternden Valentinian vernichten könnten, gebrauchte Ambrosius die ganze Wucht seiner Beredtsamkeit, um ihm den Frevel und das Gefährliche einer solchen Handlung vorzustellen.

Mittlerweile hatte der mailändische Hof, augenscheinlich von Ambrosius gewarnt, nicht die Sorglosigkeit und das Zutrauen gezeigt, welche Maximus zu erwecken trachtete. Der Magister Militum und Comes Bauto war von Justina und Valentinian beordert, die Uebergänge zu decken, welche aus Gallien nach Italien führten. An diesen Gebirgspässen standen sich die feindlichen Posten den Herbst und Winter gegenüber. Der General Bauto nahm als Commandeur von Italien am Hofe Valentinians und für die Länder Italien, Illyrien und Afrika ungefähr die Stellung

ein, wie der General Merobaudes unter Gratian in der Aula von Trier und den drei westlichen Hauptländern. Doch bei allem Einfluß und Ansehen hatte er nicht ganz die überlegne Bedeutung jenes Franken erlangt. Dies lag schon an der Superiorität, welche Gratian über Valentinian ausgeübt, so daß er als der wirkliche Herrscher auch in der Präfektur Italien anzusehen war. Jetzt aber ruhte das Heil Valentinians und seines Reiches auf den militärischen Anordnungen des Franken beinah noch mehr als auf Ambrosius Diplomatie und Redekunst. Maximus erkannte täglich mehr, daß es ihm bei der Wachsamkeit des Germanen und des Bischofs kaum möglich sein werde, Valentinian zu täuschen und zu überrumpeln. Besonders die wohlbefestigten Alpenpässe waren eine große Schwierigkeit.

Allein auch Maximus Politik konnte Justinen und Valentinian eine neue Schwierigkeit bereiten. Als Bauto mit seiner Armee die Alpenpässe gegen den drohendsten Feind schützte, mußte er sehen, wie andre Feinde das Reich ungestraft plünderten. Die Juthungen waren ein germanisches Volk, welches im Norden und Nordosten der südlichen Alamannengaue, längs der räthischen Donaugränze des Reiches, im heutigen Süd-Würtemberg und auf den Abhängen des schwäbischen Jura in Baiern seine Dörfer hatte [a]). Sie hielten sich zum großen Alamannenbunde und wurden oft geradezu Alamannen genannt. Doch ihr Verhältniß zu diesen war noch lockerer, ihr Auftreten noch selbständiger als das der Lentiensen am Bodensee, welche Gratian besiegt hatte. Angelockt von den vollen Scheuern und Fässern dieses Jahres in Rhätien (Südbaiern und Nordtyrol), und von den Verwirrungen des Thronkrieges, setzten sie über Iller, Donau und Gränzwall, und fingen zu plündern an. Gauvölker des eigentlichen Süd-Alamanniens müssen sich diesem Unternehmen beigesellt haben.

Es scheint, das italische Reich war jetzt doppelt arm an Soldaten, weil Gratian bei seinem Aufbruch gegen Maximus die Truppen mitgenommen hatte, die er in der Eile zusammenraffen können; und diese waren jetzt dem Usurpator zugefallen. Doch der General Bauto fand ein Mittel welches vortrefflich geeignet schien, sich der Juthungen zu entledigen. Schaaren von Hunnen und Alanen, seit der Besiegung des Gothenvolkes noch nicht seßhaft geworden, schweiften im heutigen Ungarn, Mähren, Böhmen und Baiern umher. Bauto gewann sie durch angemessenen Lohn,

um an den Plünderern des italiſchen Reiches die Rache zu üben, die es ſelbſt zu nehmen nicht mehr ſtark genug war. Die grimmigen aſiatiſchen und halbſarmatiſchen Reiterhorden flogen herbei und fielen mit allen Gräueln ihres Raubens und Schlachtens in das von ſtreitbaren Männern verlaſſene Juthungenland ein. Sie nahten bereits den ſüdlichen Alamannengauen, um auch hier erleiden zu laſſen, was in Italien verübt wurde. Es ſchien natürlich, daß Alamannen und Juthungen in ihre angegriffne Heimath zurückeilen würden. Allein Wenig konnte Maximus unerwünſchter ſein; das Reich Valentinians, den er wie einen Sohn zu lieben verſicherte, mußte in möglichſter Bedrängniß bleiben, damit er ſeine gehörigen Vortheile zog; zu dieſem Zwecke ſollten die Barbaren weiter plündern. Er war deshalb überaus geängſtigt und gekränkt; er proteſtirte laut gegen Bauto's gefährlichen Miethscontract mit den Hunnen und Alanen, welche ſich in höchſt verdächtiger Weiſe Gallien näherten; er behauptete, man wolle, während man um Frieden bitte, den Krieg durch Barbaren in ſeine Provinzen tragen, denn gegen ihn ſeien jene Reiterſchaaren eigentlich in Lohn genommen. Der gedemüthigte Hof von Mailand, welcher kaum erſt die Hunnen und Alanen gekauft hatte, damit ſie ihn von Feinden befreiten, mußte jetzt denſelben Miethshaufen ſchwere Abſtandsſummen bezahlen, wie knapp das Geld auch war, damit ſie abzögen und die Alamannen weiter plündern ließen. Er wollte dem Thronräuber jeden Vorwand, auch den ungerechteſten, zum Kriege nehmen. Juſtina und Valentinian waren dahin gebracht, lieber den Germanen auf Befehl des Uſurpators fruchtbare und ſchöne Provinzen, ganz nahe der Reſidenz, zum Ausrauben hinzugeben, als gegen den mächtigen Tyrannen, der die Fahne des Römerthums gegenüber dem Germanenthum aufgepflanzt haben wollte, das ganze Reich, ja das Leben auf das Spiel zu ſetzen.

Endlich kehrte der Comes Victor aus Mailand nach Trier zurück, und ihm folgte eine zweite Geſandtſchaft Valentinians. Beide überbrachten die höflich dankbare, aber entſchiedene Weigerung Juſtinens und des jungen Kaiſers, ſich in die Höhle des Löwen zu begeben. Maximus ſah jetzt ganz beſtimmt, daß er Valentinian weder in Trier ermorden noch in Italien ohne Weiteres überfallen könne. So verſchob er ſeine Pläne auf ſpätere Zeiten, und war vorläufig für den Frieden welchen im Grunde

alle drei Throninhaber wünschten. Justina und Valentinian zitterten vor jedem energischen Wort, jedem Stirnrunzeln des Usurpators, und gaben es sogar auf, ein Hehl daraus zu machen. Auch hatte Maximus es erreicht, daß beinah ihre Residenz von den Alamannen bedroht wurde. Des Theodosius europäische Provinzen litten unter allen Nachwehen des sechsjährigen gothischen Raub- und Rachekrieges, welcher kaum erst beigelegt war. Von Achaja bis zur Donau gab es nur wenig abgelegne Dörfer und Thäler, welche nicht mit Feuer und Schwert heimgesucht worden. Auch nach den letzten Friedensschlüssen hielt die noch nicht beendete Ansiedlung der stolzen Germanen, die sich sehr wenig besiegt fühlten und mit der äußersten Rücksicht behandelt werden wollten, das Reich in unruhiger Spannung. Jeder außergewöhnliche Anlaß, etwa ein auswärtiger Krieg des Kaisers, konnte das aufgeregte Volk zu einer neuen Erhebung reizen und die Provinzen in die alten Leiden, ja das Imperium in noch größere Verwirrung stürzen als vordem. In Asien kämpften des Kaisers Truppen, wahrscheinlich von Richomer geführt, gegen das arabische Reitervolk der Sarazenen, welches zum Schrecken von ganz Syrien die alten Bündnisse mit dem Imperium gebrochen hatte. Wie wild die Sitten dieses Volkes waren, was demnach die römischen Provinzen erwartete, wenn die Truppen geschlagen wurden, geht schon aus seiner Kampfart hervor. Die Sarazenen zogen nackt ins Feld, doch ihre fürchterliche Erscheinung, ihre Waffenführung und Verwegenheit flößte selbst den Germanen einen Schrecken wie sonst nur die Hunnen ein. Bald wurde zwar das geängstigte Antiochien durch Nachrichten von den Erfolgen des tapfern Germanen Richomer erfreut, doch war der Krieg um diese Zeit noch nicht beendigt. In Mesopotamien hausten Horden der sogenannten weißen Hunnen, und unternahmen es sogar, Edessa zu belagern. Die römischen Truppen, auch hier bereits mit Gothen untermischt, gewannen einige Vortheile über sie; doch Sapor III., der neue König von Persien, nahm diese Barbaren in seinen Lohn, sie wiederholten ihre Einbrüche und kamen abermals bis Edessa [4]). Das persische Reich war dem römischen von jeher ein verderblicher Nachbar gewesen. Jeder Thronwechsel in Ktesiphon entschied von neuem über Krieg und Frieden, und Rom führte diese Kriege selten glücklich; oft hatten sie mit den schwersten Katastrophen geendigt. Nach jenen ersten feindlichen Schritten des neuen Königs Sapor konnte

man nicht wiſſen, was er beabſichtige, um den ſchlecht gerüſteten, tief aufgewühlten Zuſtand des Reiches zu benutzen. Von Conſtantinopel war eine Geſandtſchaft nach Kteſiphon gegangen. Der junge, bald ſo berühmte und mächtige Vandale Stilicho führte ſie, wenn es nicht vier Jahre ſpäter geweſen iſt, daß er durch Armenien nach Perſien ging; doch wußte man noch nichts von den Erfolgen der Legation im Palaſt des perſiſchen Königs. Zu den äußeren Kriegen und Verlegenheiten kam der Religionskampf, welchen Theodoſius im Reiche ſelbſt gegen ſeine Unterthanen begonnen. Truppen mußten in allen Provinzen verwandt werden, um die Arianer aus ihren Kirchen zu treiben, ihren Widerſtand zu brechen, ihre Empörungen niederzuſchlagen. Und eben jetzt hatte derſelbe Krieg gegen die Heiden und ihre Tempel begonnen. Nur ganz mitleidloſe Steuern konnten die Summen ſchaffen, welche alle dieſe unglücklichen Verhältniſſe forderten. Trotz einer ſolchen Lage des öſtlichen Reiches ſchien Theodoſius entſchloſſen, den Bruder Gratians welcher ihm das Diadem gegeben, auf dem Thron zu vertheidigen. Er ſammelte ein Heer und machte bereits demonſtrative Bewegungen nach Weſten zu [b]).

Maximus hatte im Fluge, ohne Schwertſtreich beinah, ein großes Reich an ſich geriſſen. Er wünſchte, ein zweiter plötzlicher Stoß ſollte ihm das unbewachte Italien unterwerfen; er wollte Valentinian unverſehens wie Gratian beſeitigen. Auch gehorchte ihm augenblicklich das größte und ſchlagfertigſte Heer. Allein dieſer ſcharfſichtige und klare Kopf kannte ſeine Schwäche wohl. Maximus beſaß nur geringe Feldherrengaben; die Politik war ſeine Kunſt. Er liebte keinen Krieg, wenn er nicht durch irgend welche ſchlauen und verrätheriſchen Vorbereitungen des glücklichen Endes ſchon ſo gut wie ſicher war, und eine betäubende Ueberrumpelung ohne viel Aufwand von Strategie und Schlachten das Letzte thun konnte. Solche Liſten und Stöße waren zur Zeit nicht möglich: Dank Bautos und Ambroſius Wachſamkeit und den Rüſtungen des oſtrömiſchen Kaiſers. Jedenfalls ſaß Maximus noch nicht feſt genug auf dem eben uſurpirten Thron für einen längeren Krieg. Ein geringer Mißerfolg konnte gefährliche Erhebungen in ſeinem Rücken hervorrufen. Und auch der „Tyrann" mußte das Bedürfniß fühlen, ſein neues Reich zu ordnen. Denn ſelbſt im mechaniſchen Getriebe der römiſchen Staatsmaſchine konnte ein ſo jäher Thronwechſel nicht anders als große Erſchütterungen hervorgebracht haben. Zu-

dem sah Maximus schon ein, daß er seinen Unterthanen ohnehin schwere Steuern werde auspressen müssen.

So war Unsicherheit, Furcht, Geldmangel, Noth der Provinzialen in allen drei Theilen des Weltreiches; und der Wunsch nach Ruhe und Wiederherstellung kam den Friedensbemühungen des Bischofs von Mailand sehr entgegen. Maximus nahm nur eine herausfordernde Miene an, um zu schrecken und möglichst viel zu erlangen. Als er mit Valentinian den Frieden so gut wie abgeschlossen hatte, ordnete er an Theodosius eine Gesandtschaft ab. Es war nicht gerade der vornehmste Mann seines Reiches, welcher sie führte. Gewöhnlich pflegte der „Vorsteher des heiligen Schlafgemaches" ein Eunuch zu sein, und war jedenfalls dem Range, wenn auch nicht dem Einfluß nach, der geringste unter den sieben großen Palastbeamten. Diesmal besaß des Maximus Oberkammerherr, welcher mit Theodosius verhandeln sollte, wenigstens sein volles Geschlecht; Alter und Erfahrung machten ihn ehrwürdig, und Maximus vertraute ihm als einem Freunde von Jugend auf. Der Legat ließ sich in Constantinopel durchaus nicht herbei, über die Verbrechen seines Gebieters an Gratian ein Wort der Entschuldigung zu äußern, sondern mit gemessenen und stolzen Worten legte er Theodosius die Wahl vor, ob Eintracht und Bündniß gegen alle Feinde Roms, oder ob Feindschaft und Krieg [6]). Theodosius fand sich gezwungen, den Mörder eines Kaisers welchem er Dank und Liebe zollte, durch lebhaftes Entgegenkommen und alle schmeichelhaften Zeichen höflicher Freundschaft zu befriedigen.

So kam, etwa zu Anfang oder Mitte 384, ein Friede zu Stande, welcher von allen Seiten falsch gemeint war. Maximus ward von beiden legitimen Kaisern als dritter Augustus und Herr von Britannien, Gallien und Spanien anerkannt. Seine Bildsäulen sollten in den Städten zur Verehrung des Volkes neben denen des Theodosius und des jungen Valentinian aufgestellt werden. Wirklich erhielt der Präfekt Cynegius, welcher nach Aegypten ging, um das Verbot der heidnischen Opfer durchzuführen und die Tempel zu schließen, gleicherzeit den Auftrag, die Statuen des Usurpators Maximus aufzurichten und ihn öffentlich als Augustus und Theilhaber des Imperiums zu proklamiren. Theodosius hatte 383 das Beispiel nachgeahmt, welches Valentinian I. mit Gratian gegeben, und seinen etwa sechsjährigen Sohn Arcadius zum Augustus gekrönt. Darum ernannte auch Maximus seinen Sohn

Victor, ebenfalls ein Kind, zum Augustus; und die Unterthanen hatten jetzt mit pflichtmäßiger Freude und Devotion fünf gekrönte Häupter zu verehren und zu bezahlen. Theodosius genoß die Aussicht, Stifter eines Erbhauses im Orient zu werden; im italischen Reiche trug ein Sprößling der valentinianischen Familie das Diadem. So meinte auch der Usurpator in Gallien eine Dynastie zu begründen; aber sie sollte sich einst einer größeren Herrschaft rühmen können, als er bisjetzt die seinige nennen durfte. Denn seine Pläne gingen soweit als die römischen Provinzen reichten. Zwar schien er mehr als zufrieden mit den Ländern welche er nie gewünscht, welche ihm die Liebe der Soldaten aufgedrungen, der Wille Gottes zuerkannt hatte; und, in seinem Palaste zu Trier von eifrigen Bischöfen umgeben, deren Schmeicheleien und Anforderungen er mit Schmeicheleien und Gewährungen erwiederte, schien er ganz in die heiligen Angelegenheiten der Religion und der katholischen Kirche versenkt. Doch wenn er die Augen nicht gen Himmel richtete, warf er sie begierig nach irgend einer Gelegenheit, irgend einem schimmernden Vorwande aus, um in Italien einbrechen und Valentinian beseitigen zu können.

Valentinian dagegen schloß sich eng an Theodosius an. Es scheint sogar, daß Theodosius jetzt annähernd eine Suprematie über den jungen Kaiser und dessen Mutter erhielt, wie bisher Gratian sie ausgeübt, und Valentinian I. sie einst über Valens handhabte. Denn Ambrosius konnte zu Valentinian sagen: in allen wichtigen Dingen fragst du bei Theodosius an; Maximus beklagte sich liebevoll empfindlich, wie er ausgeschlossen sei von den herzlichen Verbindungen welche zwischen der Aula von Mailand und Constantinopel herrschten, wie Valentinian sich stets an Theodosius wende statt an ihn, den viel näher stehenden abendländischen Augustus; ja ein Historiker erzählt geradezu, Theodosius habe den jungen Valentinian zwar auf dem Thron beschützt, aber die Herrschaft im Orient und Occident allein geführt [7]). Indessen diese Suprematie war unzweifelhaft nicht ausdrücklich festgesetzt; sie floß vielmehr aus der Lage des mailändischen Hofes, welchen ein Usurpator umgarnen und überfallen wollte, während ein Kind und eine Frau ihn lenkten, und aus der Ueberlegenheit des orientalischen Kaisers in jeder Hinsicht, dessen Rath als der trefflichste galt, dessen Charakter und Absichten volles Zutrauen einflößten und welcher die einzige Zuflucht in der Stunde der Bedrängniß

schien. Doch war die arianische Justina nicht gewillt, aus Rücksicht auf den homousischen Mitaugustus ihre religiösen Ansichten und Wünsche dauernd zu unterdrücken.

Nichtsdestoweniger ging im italischen Reiche zunächst Alles nach den Wünschen der Katholiken; und in einer großen Angelegenheit, welche bald alle Geister des Imperiums für oder wider bewegte, konnte Theodosius wie der Bischof von Mailand mit Zufriedenheit auf die Entscheidungen des kleinen Augustus blicken. Die Heiden regten sich abermals mit unstatthaften Ansprüchen; und die strengeren Christen waren überzeugt, daß denjenigen welcher hier die geringste Nachgiebigkeit zeigte, unfehlbar die ewigen Flammen aufnehmen würden.

Der römische Senat und die großen heidnischen Priestercollegien, von Gratian tief beleidigt und erschreckt, um ihre alten Privilegien und Einnahmen verkürzt, sogar des römischen Bürgerrechtes theilweise beraubt, da sie keine Güter mehr testamentarisch empfangen durften, in ihren Deputationen, mit ihren Bitten um Wiederherstellung schroff und verächtlich abgewiesen, hofften von Valentinian eine bessere Antwort. Sie mochten sich schmeicheln, daß ein Kaiser welcher trotz des eben geschlossenen Friedens sehr schwankend auf dem Throne saß, es vorziehen würde, eine so zahlreiche Partei wie die heidnische gewinnen zu wollen, statt sie in ihren edelsten und wichtigsten Organen noch mehr zurückzustoßen. Außerdem waren Justinens arianische Tendenzen, ihre Mißerfolge gegenüber den Nicänern allgemein bekannt; die Unterdrückten pflegen Sympathien für einander zu bekommen und gemeinsame Interessen zu finden; so stand desto mehr zu hoffen, die Kaiserin Mutter und ihr Sohn würden religiöse Maßregeln aufheben, welche von der Tyrannei des Nicänismus ausgegangen waren. Noch einmal nahm der Senat das Amt auf sich, die angegriffene Religion, ihren Cultus, ihre Priester beim Augustus zu vertreten; und wiederum ward der beredte Symmachus zum Vorsprecher in dieser heiligen Sache gewählt. Er bekleidete dieses Jahr die erlauchte Magistratur des Präfekten von Rom; dies machte ihn doppelt geeignet, eine Stadt zu repräsentiren, welche mehr als jede andere der Welt Beruf und Neigung hatte, die alten römischen Staatsgötter zu ehren und zu schützen, und die jeden Angriff auf die althergebrachte Religion am bittersten empfand. Er war demnächst das ausgezeichnetste Mitglied des Senats, und wie kein anderes

als Repräsentant der Curie berufen; er war die beste geistige Kraft, der vortrefflichste Schriftsteller, über welchen das sinkende Heidenthum im Abendland zu verfügen hatte.

Der Senat wagte es nicht zum zweitenmal, durch eine Deputation dem Imperator zu nahen; denn er fürchtete für sie dasselbe Geschick, welches der Bischof von Mailand der ersten am Hofe Gratians bereitet hatte. Deshalb verfaßte Symmachus eine Bittschrift um Wiederherstellung der früheren religiösen Verfassung, und sandte sie an den Kaiser ein. Dies ist die berühmte „Relation" des Senators Symmachus an die Kaiser Valentinian, Theodosius und Arcadius [8]), welche im abendländischen Reiche mehr Aufsehn hervorrief, die Geister nachhaltiger beschäftigte, als mancher Einbruch eines germanischen Volkes oder die Erhebung manches Usurpators. Und noch jetzt hat sie ihre Bedeutung; Wenige werden sie ohne Interesse und Rührung lesen. Sie ist einer der letzten Laute des sterbenden Heidenthums in lateinischer Zunge, eine tief erregte aber sanfte Bitte um Leben und Gnade an die, welche die Hand zum letzten Todesstoß bereit hatten, und denen man einen andern Widerstand entgegenzusetzen nicht Kraft oder Muth besaß. Selten erhebt sich der Ton zu einem leisen Vorwurf, einer demüthigen Ermahnung aus der elegischen Klage welche Alles durchfließt. Es ist als hätte jedes Wort eine Thräne über den Sturz der römischen Herrlichkeit und ihrer Götter, über die Entweihung alles Heiligen, über die freche Gottesleugnung, die frevelhafte Revolution welche die Menschheit rings umher ergriffen, und an deren Spitze die Kaiser selbst sich stellten, da sie doch vor allen Anderen berufen gewesen wären, das Beispiel der Frömmigkeit zu geben und der Umkehr jedes Bestehenden mit ihrer ganzen Macht entgegenzuarbeiten. Was seitdem von den Anhängern des Alten einem neuen Prinzip vorgehalten ist: die Nothwendigkeit der Pietät für das Ueberkommene, die lang bewährte Weisheit und Wahrheit des Angegriffnen, welches so lange den Menschen genügt und sie beglückt habe, die historischen und juridischen Rechte, die Sympathieen für das von den Vätern Ererbte, die Versicherung, sich nie zu den neuen Ideen bekehren zu können: Alles spricht bereits diese Bittschrift aus; und spricht es edler, schöner, ja selbst mit mehr Weite des Geistes aus, als es oft in ähnlichen Fällen seitdem zu geschehen pflegte. Denn noch breitet die Antike einen leisen Glanz über die Schrift des römischen

Senators aus, wie der letzte melancholische Abendschimmer nach einem prachtvollen bunten Tage.

Symmachus gedenkt zuerst des lange zurückgehaltnen Schmerzes, welchem der Senat endlich vor Valentinian Luft mache. Denn Unfromme hätten bei dem zu den Göttern gegangenen Kaiser Gratian die Audienz der Deputation hintertrieben, da sie wohl wußten, er werde sich der Gerechtigkeit nicht verschließen. Und die Curie bitte ja nicht einmal für sich: ihre Mühe, ihr Wachen gelte den Kaisern. Denn ihnen vorzüglich komme es zu gut, wenn der Senat die Einrichtungen der Vorfahren, die Gesetze und die Religion des Vaterlandes vertheidige; und der Ruhm des Vaterlandes werde zu allen Zeiten um so größer sein, je mehr die Imperatoren einsähen, daß ihnen nichts gegen die Sitten der Väter freistehe. Deshalb erbitte der Senat die religiöse Verfassung zurück, welche der Republik lange Heil gebracht. Valentinian I., der Christ, habe die Ceremonien der Väter nicht aufgehoben, welche von Julian gepflegt worden seien. „Wenn Euch", ruft Symmachus den Kaisern zu, „wenn Euch die Religion der früheren Monarchen nicht das Beispiel giebt, so gebe es wenigstens die Schonung der jüngsten!"

Er kommt auf den Altar der Victoria. „Wer meint es so gut mit den Barbaren, daß er nicht nach dem Altar der Victoria verlange? Möge man doch wenigstens dem Namen die Ehre geben, welche man dem Numen versagt. Eure „Ewigkeit" verdankt der Victoria viel und soll ihr noch mehr verdanken. Wollet Euch nicht außerhalb des Schutzes stellen, welcher den Siegen günstig ist. Jene Macht muß von Allen angerufen werden, möge Niemand ihr Ehrfurcht und Dienst versagen, da Jeder gesteht, daß ihre Gaben zu begehren sind. Wenigstens den Schmuck", so fährt Symmachus fort, „hätte man der Curie nicht nehmen sollen. Erlaubt uns, ich beschwöre Euch, daß wir als Greise unsern Nachkommen hinterlassen, was wir als Knaben überkommen haben. Die Macht der Liebe zum Altgewohnten ist groß. Mit Recht hatte die That des verstorbnen Constantius nicht lange Bestand. Wo sollen wir jetzt Euren Gesetzen und Euch selbst Treue schwören? Durch welche Religion wird ein falscher Sinn geschreckt werden? Auf jenem Altar liegt die Einigkeit Aller und die Treue jedes Einzelnen. Und jetzt soll der entheiligte Ort den Meineiden offenstehen, und meine berühmten Fürsten wollen dies billigen, da nur auf dem öffentlichen Eide ihre Sicherheit beruht!"

Die Bittschrift gedenkt noch einmal der Entfernung des Altars durch Constantius, um auf Gratians übrige Maßregeln gegen den Paganismus zu kommen. Sie bittet die regierenden Kaiser, die würdigeren Handlungen des Constantius nachzuahmen. Er habe nicht die heiligen Jungfrauen ihrer Privilegien beraubt, nicht die Staatsgehalte für die Ceremonien und Opfer versagt; er sei vielmehr bei seiner Anwesenheit in Rom dem erfreuten Senat durch alle Straßen der ewigen Stadt gefolgt, habe mit freundlichem und wohlwollenden Gesicht die Heiligthümer betrachtet, die Namen der Götter gelesen, nach der Gründung der Tempel gefragt, die Erbauer gerühmt und bewundert. Er selbst sei anderer Religion gewesen, allein er habe die alte dem Reiche bewahrt. Und solch ein Verfahren gebiete schon das Bedenken der Nützlichkeit. Denn alle Vernunft schweife im Dunklen; deshalb entnehme man die Wahrheit am besten aus der Ueberlieferung und den untrüglichen Proben der Glückseligkeit. Wenn eine lange Reihe von Zeiten einer Religion Autorität verliehen habe, dann müsse man so vielen Jahrhunderten glauben, dann müsse man den Vätern folgen, welche zu ihrem Heile ihren Vätern gefolgt seien.

„Ich bilde mir ein", fährt der Vertheidiger der Götter poetisch fort, „als wenn Roma selbst vor Euch hinträte und diese Worte redete: Beste Fürsten, Väter des Vaterlandes; verehrt meine Jahre, in die mich der fromme Ritus geführt hat. Laßt mich die urahnlichen Ceremonien feiern, denn mich gereut ihrer nicht. Laßt mich auf meine Art leben, denn ich bin frei. Dieser Cultus hat den Erdkreis meinen Gesetzen unterworfen, diese heiligen Handlungen haben Hannibal von den Mauern, die Semnonen vom Capitol zurückgetrieben. Soll ich dazu aufbewahrt sein, daß ich als Greisin zurechtgewiesen werde? Die Bekehrung des Alters ist schmachvoll und zu spät."

„Also", ruft Symmachus flehend, „bitten wir um Frieden für die altväterlichen, die einheimischen Götter!" Und er trägt die Theorie vor, aus welcher allein noch die Glaubensduldung damals fließen konnte. Wohl sei es billig, daß wir im letzten Grunde die Einheit dessen annehmen, was Alle verehren. Wir schauen dieselben Sterne; das Gewölbe des Himmels ist uns gemeinsam; derselbe Erdkreis umfängt uns Alle. Aber was liegt daran, in welcher Lehre Jeder die Wahrheit sucht? Auf einem einzigen Wege kann man nicht zu einem so ungeheuren Geheimniß

bringen. „Doch", lenkt er ein, „wir wollen Euch Bitten bringen, keine Streitfragen. Welchen Vortheil kann Eurer Schatulle die Entziehung der Prärogative gewähren, welche die veſtaliſchen Jungfrauen genießen? Unter den freigebigſten Imperatoren wird verſagt, was die Geizigſten bewilligt haben. Fern ſei von der Reinheit Eures Aerariums ſolch ein Profit. Der Fiskus guter Fürſten möge nicht durch die Verluſte der Prieſter ſondern durch die Beute vom Feinde bereichert werden. Ja, weil der Geiz Euer Laſter nicht iſt, ſo ſind die um ſo elender, denen Ihr die gewohnten Subſidien nehmt, denn nur um ſie zu kränken kann es geſchehen ſein." Und er kommt auf die Beſchränkung des prieſterlichen Erbrechtes. Er beſchwört die Kaiſer als die Prieſter der Gerechtigkeit, den heiligen Stätten und Gemeinſchaften ihre Rechte wiederzugeben, ein Beiſpiel zu entfernen, das die Ruhe der Sterbenden zu ſtören beginne, er beſchwört ſie, die römiſchen Religionen nicht außerhalb der römiſchen Geſetze zu ſtellen. Freigelaſſene empfingen Legate, Sklaven könnten ſich der Vortheile freuen, welche die Teſtamente ihnen beſtimmten; nur die edlen Jungfrauen, nur die Diener des Heiligſten würden von den Vermächtniſſen ausgeſchloſſen. So nütze es nichts, den keuſchen Leib dem Wohle des Vaterlandes zu weihen, die Ewigkeit des Imperiums durch den Schutz des Himmels zu befeſtigen, den Waffen, den Adlern der Kaiſer befreundete Mächte zuzuführen, und für die Gemeinſamkeit Aller die Gelübde zum Himmel emporzuſenden, da man nicht einmal das gemeinſame Recht mit Allen genieße. So ſei die Knechtſchaft beſſer als das Prieſterthum.

Aber ſchon zeige ſich, daß Vaterland und Religion nicht ungeſtraft beleidigt würden. Mißwachs und Hungersnoth ſei den Anordnungen Gratians auf dem Fuße gefolgt. Das Volk ſei wieder in den Urzuſtand des Waldlebens zurückgeworfen, es habe Wurzeln ausraufen müſſen und die Frucht des dodoniſchen Baumes zu ſeiner Nahrung gemacht. Wann habe man ein Solches erlebt, als noch der Staat es ſich zur Ehre ſchätzte, die Diener der Religion zu nähren, als noch dem Volk und den heiligen Jungfrauen die Kornlieferungen gemeinſam waren?

Symmachus weiſt den Einwand zurück, den, wie er wußte, die chriſtlichen Prieſter machen würden. Jemand möchte ſagen, die Kaiſer hätten nur einer ihnen fremden Religion die Staatsſubſidien entzogen. Aber ſolch eine Anſicht müſſe guten Monarchen

fern liegen. Denn die Gemeinſamkeit beſtehe aus Einzelnen; jeder Einzelne ſteure für ſie bei, und was von ihr ausgehe, werde wiederum das Eigenthum der Einzelnen. Die Kaiſer jedoch ſeien über Alle geſetzt, ſie müßten Jedem das Seinige bewahren, und was der Staat einſt als freiwilliges Geſchenk verliehen habe, das ſei im Laufe der Jahrhunderte Gewohnheitsrecht des Empfangenden geworden. Der berathe alſo die Kaiſer übel, der ihnen aus den Subſidien eine Gewiſſensfrage mache. Die Kaiſer müßten über den Parteien ſtehn; ihre Milde ſollte dem Gottesdienſt aller Sekten günſtig ſein, „aber", ſetzt der Heide hinzu, „vor allen demjenigen welcher Euren Vorgängern förderlich geweſen iſt, der Euch beſchirmt und von uns gepflegt wird. Wir bitten", ſo ſchließt der Senator, indem er auf Gratians blutiges und kinderloſes Ende anſpielt, „wir bitten um den religiöſen Zuſtand welcher dem göttlichen Vater Eurer Erhabenheit das Imperium bewahrt und dem beglückten Fürſten legitime Erben verliehen hat. Jener göttliche Mann blickt von der Sternenburg auf die Thränen der Prieſter herab und fühlt ſich beleidigt, weil das Geſetz gebrochen iſt, das er ſo gern aufrecht erhielt. Gönnt auch Eurem göttlichen Bruder die Verbeſſerung eines Rathſchluſſes, der ihm ſelber fremd war. Macht eine Handlung ungeſchehen, von der er nicht wußte, daß ſie dem Senat mißfiel; wenn es nämlich feſtſteht, daß die Legation deshalb zurückgewieſen ward, damit er die Stimme des öffentlichen Urtheils nicht vernehme."

Dieſe Relation ſandten die römiſchen Väter durch geeignete Legaten in das Kabinet Valentinians [9]). Als von ihr außerhalb des Palaſtes etwas verlautete, gerieth die katholiſche Prieſterſchaft in die äußerſte Aufregung. Am heftigſten ward Ambroſius ergriffen; gern hätte er alle Biſchöfe ſeines Metropolitanſprengels um ſich verſammelt, als Haupt dieſer ehrwürdigen und imponirenden Körperſchaft Proteſt gegen die Anmaßungen des Senates eingelegt und den Kaiſer an ſeine chriſtlichen Pflichten gemahnt. Doch er klagte, die Bittſchrift wäre mit ſo überraſchender Heimlichkeit und Eile dem Conſiſtorium zugeſteckt worden, daß er nicht mehr die erwünſchten Vorbereitungen treffen konnte; und ſchnell mußte etwas geſchehn. Er ſchrieb einen ſtürmiſchen und glühenden Brief an Valentinian, welcher beweiſt, daß der Biſchof im Allgemeinen vom Inhalt und Gedankengang der Relation unterrichtet war [10]).

Ambroſius verwirft die Ausführungen des Symmachus von

der Wahrheit welche auf verschiedenen Wegen gesucht werde, von der Pflicht des Kaisers, alle Glaubensbekenntnisse zu dulden und deren Anhängern das Ihrige zu geben oder zu lassen. Er stellt dieser Meinung, welche die bedrohten Heiden jetzt lehrten, die neue Theorie der siegreichen Christen entgegen. Alle Menschen im römischen Reiche dienten den Kaisern, die Kaiser aber Gott. Anders gebe es kein sicheres Heil, als wenn ein Jeder den wahren Gott, das ist: den Gott der Christen, von dem Alles regiert werde, in Wahrheit verehre. Die Götter der Heiden seien Dämonen, das sage die Schrift. Wer den wahren Gott anbete, der dürfe keine Schonung, keine Zugeständnisse für jene haben; der dürfe nicht im Geringsten damit einverstanden sein, daß Idolen geräuchert, daß die Abscheulichkeit profaner Ceremonien ausgeübt werde. Denn Niemand täusche Gott, dem die geheimsten Tiefen der Herzen offen lägen. Darum wundere sich Ambrosius höchlich, wie einige Menschen sich die Hoffnung beikommen ließen, Valentinian, ein überaus christlicher Imperator, werde befehlen, den Göttern der Heiden Altäre aufzurichten, und werde Gelder für ihre unheiligen Opfer hergeben. Denn, argumentirt der Bischof mit jener Sophistik welche bei den Priestern bereits in starker Blüthe stand: diese Gelder sind dem Fiskus oder der kaiserlichen Schatulle zugewiesen, und so würdest Du mehr vom Deinigen geben, als das Ihrige zurückerstatten. Er erinnert daran, daß die Heiden nicht immer die Glaubensduldung ausgeübt hätten, welche sie jetzt, im Zustande der Unterdrückung so sehr rühmten. „Sie beklagen sich", ruft er, „über Geldverluste, sie, die niemals unser Blut geschont, die selbst die Gebäude unsrer Kirchen dem Boden gleich gemacht haben. Sie verlangen, Du sollst ihnen Privilegien geben, sie, die noch neulich durch ein Gesetz Julians uns Christen das Reden und Lehren verboten haben. Aber", fährt der eifrige Priester fort, „wenn jene Gelder und Privilegien ihnen nicht bereits entrissen wären, so würde ich sehr dafür sein, daß es unter Deiner Herrschaft geschähe." Er ermahnt den jungen Augustus, nicht umzustoßen was der Glaube angeordnet habe, nicht die Befehle seines Bruders zu vernichten. Er warnt ihn, daß man seine jungen Jahre benutzen würde um ihn zu verführen. Die verdienten Männer im Consistorium mögen gehört werden, aber Gott sei Allen voranzustellen. Wer einen anderen Rath gebe, der sei entweder Heide — „aber", fügt der Bischof mit Hohn hinzu, „selbst den Heiden pflegt das

Schwanken von einer Entschließung, einer Partei zur andern nicht zu gefallen" — oder wenn ein Namenchrist solch eine Begünstigung der Abgötterei befürworte, der wolle den Geist Valentinians durch hohle Worte und eitle Phrasen täuschen. „Wer immer dies räth, der opfert!"

Ambrosius beschwor den Kaiser als ein Priester Christi bei seinem Glauben. Er behauptete kühn, die Wiederaufrichtung des Altars sei eine Christenverfolgung; „denn", sagte er mit fast noch größerer Kühnheit: „die Curie wird schon weitaus von mehr Christen als Heiden angefüllt!" Diese sollten nun genöthigt werden, den Opfern beizuwohnen, ihre Nasen und Gaumen mit dem Geruch, dem Dampf, der Asche des Verbrannten anzufüllen. Und unter Valentinian, dem christlichen Kaiser, sollten Christen gezwungen werden, auf den Altar eines Götzenbildes zu schwören. Ambrosius kam immer wieder darauf zurück, daß kein christlicher Monarch den Heiden einen Altar bauen dürfe. Er ermahnte den Kaiser, die Sache seinem großen Glaubensverwandten Theodosius vorzutragen, den er in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath frage. Er stieß die furchtbare Drohung aus, die Bischöfe würden ein unfrommes Gebot nicht mit Gleichmuth ertragen, sie würden keine Schonung üben. Der Imperator könne zur Kirche gehen, allein er werde entweder keinen Priester finden, oder einen, der ihm dem Eintritt weigerte. Der Priester würde sprechen: „Die Kirche will Deine Geschenke nicht, weil Du die Tempel der Heiden mit Geschenken ausgeschmückt hast. Der Altar Christi stößt Deine Gaben zurück, weil Du den Götzenbildern einen Altar errichtet hast. Denn Dein Wort, Deine Unterschrift sind Deine Werke. Deinen Dienst verwirft und stößt zurück der Herr Jesus, weil Du den Idolen gehorsamt hast. Denn er hat zu Dir gesprochen: Niemand kann zweien Herren dienen. Die Jungfrauen welche sich Gott geweiht haben, besitzen keine Privilegien, aber die Jungfrauen der Vesta genießen deren. Was suchst Du die Priester Gottes auf, welchen Du die unheiligen Ansprüche der Heiden vorgezogen hast? Wir können die Gemeinschaft mit fremdem Irrthum nicht eingehen."

Und noch weiter übertrieb der Bischof. Er warf dem Kaiser das Donnerwort entgegen, daß er ein Apostat wäre [11]), wenn er die Bitten des Senats unterschriebe. Er nimmt ihm die Entschuldigung, die etwa in seinem Knabenalter zu liegen scheine;

denn jedes Alter sei vollkommen in Christo, jedes vollendet in Gott. Auch die Kleinen hätten Christum mit unerschrockenem Muthe laut gegen die Verfolger bekannt. Er läßt Valentinian die Furchtbarkeit seines jenseitigen Schicksals ahnen, wenn er sich in diesem großen Fall mehr als Heide denn als Christ erweisen sollte. Er schließt, wie sein Gegner Symmachus, mit einer Hinweisung auf Gratian und Valentinian I. „Was wirst Du Deinem Bruder antworten? Wird er nicht zu Dir sagen: Du hast meine Dekrete aufgehoben; dies that nicht einmal der Empörer welcher die Waffen gegen mich erhob. Jetzt durchbohrt mir ein schmerzlicherer Stahl die Brust, da mein Bruder meine Einrichtungen verdammt. Du gefährdest mein besseres Theil, denn jenes war ein leiblicher Tod, dies ist der Tod meiner geistigen Kraft und Tugend. Jetzt erst wird mir die Herrschaft entrissen, und, was schrecklicher ist, von den Deinigen, den Meinigen entrissen!" Auch Valentinian der Aeltere muß eine vorwurfsvolle Rede an seinen Sohn richten und einige Dinge von sich behaupten, aus denen hervorgeht, daß er im Jenseit andere Ansichten hatte als auf Erden und es mit der Richtigkeit von Thatsachen nicht so genau nahm, wie man es von einem Bewohner des Paradieses erwarten sollte. „Was wirst Du Deinem Vater antworten?" fragt Ambrosius, „wenn er schmerzvoll zu Dir sagt: Du hast sehr übel von mir geurtheilt mein Sohn, der Du meinst, ich hätte den Götzendienern Nachgiebigkeit bewiesen. Niemand hinterbrachte mir, daß jener Altar in der römischen Curie stand; nie habe ich ein solches Gräuel geglaubt, daß in jener Rathsversammlung wo Heiden und Christen gemeinsam tagen, die Heiden opferten, das heißt: die Christen insultirten und sie zwangen, den Opfern beizuwohnen. Viele Verbrechen sind unter meiner Regierung geschehn; ich habe sie bestraft, soweit sie nur immer zu meiner Kenntniß gelangten; wenn mir etwas verborgen blieb, wer darf sagen, ich hätte gebilligt was mir Keiner meldete? Du hast sehr übel von mir geurtheilt, wenn Du meinst, ein fremder Aberwitz, und nicht meine Rechtgläubigkeit habe mir das Reich erhalten."

Ambrosius forderte in diesem Brief ein Exemplar der eingesandten Relation, damit er sie vor der Entscheidung ausführlicher beantworten könne. Denn in Sachen der weltlichen Verwaltung dürften verschiedne Ansichten eingeholt werden, in Sachen der Religion habe er, der Bischof einzutreten. Sein Verlangen

ward erfüllt, und er schrieb eine weitläuftige Entgegnung [12]). Er schickt ihr die Mahnung voraus, nicht nach der Eleganz der Worte zu urtheilen sondern nach dem Gewicht der Sache. Wohl sage die Schrift, die Rede der Weisen und Gelehrten sei Gold; allein dieses Gold, genauer in der Hand geprüft, sei nur außen von Werth, innen gemeines Metall. Und der Bischof that wohl, mit solchen Vorbemerkungen die Nachsicht für sein Schriftstück anzugehen. Denn es ist unschön von Anfang bis zu Ende; kaum giebt es einen Absatz, der nicht das feinere Gefühl oder den Geschmack in irgend welcher Hinsicht beleidigte; und wäre es nur durch ein Latein welches mit vollen Segeln auf die Mönchssprache des Mittelalters lossteuert. Oft genug verliert diese Schrift die letzte Würde und Haltung vor brennender Leidenschaft; sie ist dictirt von unduldsamer Herrschsucht, voller Hohn und Rachewünsche unter dem Firniß priesterlicher Salbung und der Verbrämung durch Bibelsprüche. Das ganze Werk durchdringt der Geist frommer Inhumanität und Begränztheit, welcher so sehr das Erbtheil der damaligen Priester wurde, daß selbst die weitherzigsten und begabtesten sich ihm nicht überall zu entziehen vermochten. Den abergläubigen Stellen in der Relation des heidnischen Senators setzt der Bischof manches Aehnliche oder die Nüchternheit eines Rationalismus entgegen, welchen die Christen an der alten Religion zu üben pflegten, welcher durchaus ungerührt blieb von der Schönheit und tiefsinnigen Poesie heidnischer Mythen, und den Götterverehrern überaus flach, gemein und frivol erscheinen mußte, während der größere Tiefsinn der gesammten Weltanschauung natürlich auf Seiten des Bischofs war, und hin und wieder durch die Zeilen seiner Entgegnung leuchtet. Vor Allem jedoch: Ambrosius zeigt eine Begeisterung und Energie, eine unumstößliche Siegesgewißheit für seine Sache, welche glänzend absticht von der weichen und passiven Stimmung in der Relation des Senats. Dies kann seinen Eindruck ebenso wenig verfehlen wie jene rührende Bitte und Klage; hieraus allein würde man erkennen, welchen andern Kern, trotz aller beginnenden Verunstaltung, die Sache hatte, die der Bischof vertrat, welche andern Charaktere sie erzog und wie es nicht anders möglich war, als daß in kurzer Zeit die Religion des Ambrosius über die Religion des Symmachus vollkommen triumphirte. Und man fühlt, wie verschieden das Betragen und die Aeußerungen des Bischofs sein würden,

wenn er seine Sache einmal nur halb so angegriffen meinen sollte, als die des Senats in Wirklichkeit war.

Der Inhalt dieses zweiten „Briefes" an Valentinian ist wenig mehr als die erweiterte Umschreibung des ersten. Dieselben Theorieen und Angriffe, Gründe und Gegengründe liest man hier mit anderen Worten. Nur einige Punkte hatte der Bischof dort nicht berührt. Er lacht über die Heiligthümer welche, wie Symmachus sage, Hannibal von den Mauern, die Semnonen vom Capitol zurückgetrieben hätten; da Hannibal doch durch seine Belagerung sie so lange verhöhnen durfte. Geschweige die Semnonen, die von einer elenden Gans erschreckt worden seien. „Siehe was die römischen Tempel für Vorsteher haben! Wo war damals Jupiter? Sprach er etwa in der Gans?" Aber der Bischof stellt eine Gegenrechnung von Unglücksfällen aus den Zeiten an, wo der Altar der Victoria in der Curie stand. Von Nero bis auf die Gothen- und Perserkriege unter Valerian und Gallienus und das tragische Ende dieser Kaiser sind wenig große Katastrophen in der Leidensgeschichte Roms vergessen. Mit den Zeiten wo das Reich christlicher wurde bricht der Bischof wohlweislich ab und springt auf die Weigerung Roms über, im Greisenalter andre Denkart und Sitte anzunehmen. Es solle nicht erröthen, sich, obgleich hochbetagt, mit dem ganzen Erdkreis zu bekehren. Kein Alter sei zu spät für das Lernen. Im Gegentheil, das Alter welches sich nicht bessern könne, solle erröthen; es sei kein Grund zur Scham, wenn man sich dem Vorzüglicheren zuwende. Einmal erhebt sich der Kirchenvater zur Höhe des Gegensatzes zwischen der alten und neuen Anschauung und thut einen Blick in das Wesen beider. „Wir rühmen uns des Blutes, jene gerathen in Bewegung wenn ein Verlust sie trifft. Wir nehmen dergleichen für einen Sieg, jene für eine große Verletzung. Nie haben sie uns mehr zugeführt als wenn sie befahlen, die Christen zu geißeln, zu proscribiren, zu tödten. Denn uns machte die Religion das zu einem Ehrenpreis, was der Unglaube für Strafe hält. Seht diese Großherzigen! Wir wachsen durch Schmähungen, durch Mangel, durch Todesstrafen, jene denken, ihre Ceremonien können ohne Staatsgelder nicht bestehen!"

Doch eilt der Bischof über die Entziehung dieser Gelder möglichst rasch fort; vielleicht in dem Bewußtsein, wieviel die Kirche vom Staate seit Constantin empfing, und was sie sagen und

thun würde, wenn diese Zuschüsse jetzt aufhörten. Er hilft sich mit einigen spöttischen Worten: „Was für ein Wortlärm und Tumult braust deshalb auf uns heran!“ Er weist dagegen auf die christlichen Priester hin, welche ihr eigenes Vermögen im Stiche lassen mußten, wenn sie in den Klerus traten. Freilich verschweigt Ambrosius, mit welchen großen Vortheilen der Priesterstand selbst die Reichen und Vornehmen zu sich herüberlockte. Leichteres Spiel hatte er in Bezug auf die Beschränkung des Erbrechtes. Er konnte das Gesetz Valentinians I. anführen, welches den Klerikern und Mönchen nicht blos das Recht nahm, testamentarisch vermachte Grundstücke, sondern auch Schenkungen und Legate von Wittwen und Waisen zu empfangen. „Das Legat welches eine christliche Wittwe den Tempelpriestern vermacht, hat Geltung, was sie den Dienern Gottes vermacht, gilt nicht.“ Allerdings will der Bischof die etwas schmähliche Ursache dieses merkwürdigen Verhältnisses nicht nennen, denn es war die überhand nehmende Erbschleicherei der Gottesdiener und Mönche. „Niemand“ fährt er halb mißmuthig halb befriedigt fort, „niemand versagt den Tempeln Geschenke und den Priestern Legate; nur die Grundstücke sind ihnen genommen, weil sie keinen religiösen Gebrauch davon machten. Sie mögen doch herzählen, welche Gefangenen die Tempel loskauften, welche Nahrung sie den Armen reichten, welchen Verbannten sie die Mittel für ihre Existenz zukommen ließen. Also“ argumentirt der Priester mit kecker Gewaltsamkeit und doch nicht ohne innere Wahrheit, „also sind eure Güter Raub, kein rechtlicher Besitz.“

Von dem Mißwachs, welchen die erzürnten Götter gesendet haben sollten, will der Bischof natürlich nichts wissen. „Welche Ungerechtigkeit,“ ruft er, „daß Allen der Lebensunterhalt entzogen wäre, weil er einem paar Priestern genommen ward. Die Strafe wäre größer als die Schuld!“ Indessen hatte der christliche Gott schon oft für weniger ausgedehnte Vergehen ein allgemeines Landesunglück gesendet. Und Ambrosius ist froh, jener Hungersnoth die doppelt glücklichen Ernten einiger Provinzen entgegenhalten zu können. Aber sein Ton wird zuversichtlicher, wie er auf die Wünsche der Heiden kommt, bei ihren alten Ansichten und Gebräuchen zu bleiben. Der christliche Priester von damals beantwortet sie mit einer bilderreichen Apologie des Fortschritts. „Alles geht mit der Zeit dem Besseren zu. Die ganze Welt war

Anfangs eine formlose Masse, dunkel und grauenhaft. Der Tag leuchtet nicht von Anbeginn, sondern er strahlt im Fortgange der Zeit durch das Wachsthum des Lichtes, und glüht in Wärme auf. Der Mond wird uns zunächst in Finsterniß verborgen, allmälig füllt er seine Hörner aus und leuchtet in vollem Glanze. Früher wußte man der Erde keine Früchte abzugewinnen; darauf begann der Landmann Herr über die Schollen zu werden, den ungestalten Boden mit Weingärten zu bedecken, und unwirthliche Wälder heimathlich zu machen. Wir selbst haben in jungen Tagen den Sinn der Kinder, aber wir verwandeln uns und legen mit den Jahren die Roheit des Geistes ab. Jene also mögen sagen, Alles hätte in seinen Anfängen bleiben sollen, und es mißfalle ihnen, daß die finstre Welt durch den Glanz der Sonne erleuchtet worden sei. Und wieviel edler ist es, die Finsterniß aus der geistigen Welt als aus der körperlichen zu vertreiben. Sie mögen die Ernte tadeln, weil die Früchte spät kommen; sie mögen die Weinlese tadeln, weil sie gegen Ausgang des Jahres eintritt. Unsere Ernte aber", so lenkt der Bischof über, „ist unser Glaube, unsere Weinlese sind die Gnadengaben der Kirche, welche von Beginn der Welt in den Heiligen lebten, und später sich in die Völker ergossen."

Endlich glaubt Ambrosius auf einen so gläubigen Fürsten wie Gratian kommen zu müssen, dessen jähen Tod die Heiden und auch die Relation der Ungläubigkeit und der Götterbeleidigung zuschrieben. Der Bischof ist offenbar in einiger Verlegenheit, welche Motive er dem Himmel leihen soll; doch weist er auf einige große und sogenannte fromme Götterverehrer hin, welche ebenfalls ein tragisches Ende nahmen. Pompejus sei von der Hand eines ägyptischen Eunuchen gefallen, Cyrus ein Spiel für Weiberhände geworden; Niemand habe mehr geopfert als Hamilcar, allein die Götter gewährten ihm nicht den Sieg, und er stürzte sich in dasselbe Feuer welches er anbetete. Von Julian dem Apostaten nicht zu reden, der, von Vogelschau und Divination verführt, sich die Mittel zum Rückzug abschnitt.

Die Relation des Symmachus und die Entgegnungen des Ambrosius sind nicht allein charakteristisch für den vornehmsten Vertreter des Paganismus und für den des Christenthums; sie spiegeln das Wesen und die damaligen Eigenthümlichkeiten der beiden feindlichen Glaubensansichten überhaupt, das Wesen des

Senats, des Klerus, aller ihrer Anhänger ab. Kaiser Valentinian, kaum ein dreizehnjähriges Kind, war zwischen zwei unversöhnliche Weltanschauungen gestellt und sollte sich für eine von beiden erklären. Auch die Eingabe des Bischofs ward im kaiserlichen Consistorium verlesen; doch machte sie nicht den gewünschten Eindruck auf die Räthe Valentinians. Nicht blos sämmtliche Heiden, die germanischen Generale Bauto und Rumorid vor den übrigen, auch alle christlichen Großwürdenträger waren der Ansicht, man müsse die Bitten des Senats gewähren [13]), trotz den drohenden Verdammungen des Bischofs. Doch Valentinian erhob sich, — ein zweiter Daniel, entflammt vom Geiste Gottes, wie Ambrosius sagte, — und seine Worte hatte der Bischof und die Mutter dem Knaben in den Mund gelegt, wenn sie wirklich so gesprochen wurden wie der Bischof sie referirt. Der kleine Augustus warf den Christen ihre Ungläubigkeit vor und rief den Heiden entgegen: „was mein frommer Bruder genommen hat, wie glaubt ihr, daß ich es zurückerstatten werde? Dadurch würde die Religion und mein Bruder verletzt.“ Ambrosius hatte vor Kurzem erst einen verhältnißmäßig glücklichen Frieden mit dem Tyrannen Maximus zum Abschluß gebracht; man war ihm Dank schuldig; von ihm hing fast der gesammte katholische Klerus, eine so wichtige Klasse ab; Valentinian saß noch immer schwankend auf dem Thron, der Usurpator war eine fortwährende Drohung, Theodosius, dessen Gesinnungen man kannte, mußte berücksichtigt werden; der Gewinn aus den versagten Donationen und eingezognen Tempelgütern schien ebenfalls nicht zu verachten; eine persönliche Gleichgültigkeit oder Abneigung Justinens gegen den Götzendienst mochte hinzukommen: genug, der Rath des gesammten Consistoriums ward verworfen, dem Senat und seinem illustren Wortführer ein abschlägiger Bescheid ertheilt, und die Christen jubelten. Allein die ganze Frage war hiermit keineswegs abgethan. Immer von neuem reichte der Senat seine Bitten an die Imperatoren ein. Der Altar der Victoria ward ein berühmter Gegenstand brennenden Verlangens oder Abscheus für die ganze römische Welt. Wenn ein Machthaber das Heidenthum begünstigen und gebrauchen wollte, stand der Altar in der Curie des Senats, wenn ein wärmerer Christ die Herrschaft errang, ward der Altar gestürzt, und noch im fünften Jahrhundert hielt Prudentius, der gepriesenste christliche Dichter, die Relation des Symmachus für so gefährlich,

daß er ihr eine Streitschrift von unendlicher Länge in Hexametern widmete.

Die Entfernung eines hochverehrten Heiligthums aus der Mitte einer ehrwürdigen Gemeinschaft welche mit pietätsvoller Liebe an ihm hing und nur eine verschwindende Minderheit Andersdenkender in ihrem Schooße hatte, bleibt immer ein Akt religiöser Barbarei. Die Einziehung der Tempelgüter ging so langsam von Statten, daß sie gegen Mitte des fünften Jahrhunderts noch nicht vollendet war. Was sie und die Sistirung der Staatssubsidien für Priester und Cultus betrifft, so ist es gewiß, daß irgend einmal die Zeit kommen mußte, wo es für den Staat nicht blos ein Gebot des Nutzens sondern der Pflicht wurde, ungeheure Güter und Summen anders zu verwerthen als für die Pracht eines Gottesdienstes, dem kaum eine Handvoll zurückgebliebner Leute beiwohnte, und für den üppigen Aufwand von einigen Hundert nutzlos gewordner Priester eines abgekommenen Glaubens. Die damaligen Christen sahen es wohl ein und sprachen es auf ihre Weise aus, daß den juridischen und historischen Rechten eines alten Prinzips das große historische Recht der Weiterentwickelung gegenübertrat, welches jene einzelnen Rechte zugleich mit ihrer gemeinsamen Wurzel vernichten mußte, um neue an deren Stelle zu setzen. Ob jene Entziehungen, bei einer so großen Masse von Heiden, daß sie die Zahl der Christen vielleicht noch übertraf, nicht sehr verfrüht und allzu rücksichtslos waren, ist eine Frage, welche derjenige verneinen würde, der den Erfolg als das beste Kriterium betrachtet. Jedenfalls hat die katholische Kirche, da sie jene Maßregeln mit Jubel und Segnungen begrüßte, wie es scheint, das Recht verloren, über Raub und Gewalt zu klagen, wenn in den Ländern wo ihre Lehren nicht mehr absolut herrschen, auch ihre überflüssigen Güter eingezogen, ihre Klöster aufgehoben sind.

Ambrosius hatte einen großen Sieg errungen. Er war der gewaltigste Bischof und Vorkämpfer der Kirche in jenen Tagen. Allerdings besaß er nicht ganz die außerordentlichen Gaben rein geistiger Natur, welche den drei andern großen Kirchenvätern, seinen gleichaltrigen oder jüngeren Zeitgenossen, Ruhm und Wirkung sicherten. Johannes Chrysostomus war ein Kanzelredner von Gedankenreichthum und Poesie, von Schwung und einiger Feinheit des Wortes. Er hatte die reichste Erfahrung und Kenntniß

des Herzens; ihm galt noch das menschliche Gemüth als der Grund des wahren Christenthums, er wußte es ebenso zart wie eindringlich zu behandeln, und dies machte ihn zum wirklichen Seelsorger in einer Zeit, wo das blinde Nachsprechen irgend eines abstracten Satzes, eines dogmatischen Kunstausdruckes als die höchste Erforderniß der christlichen Moral galt, während die Seelen immer mehr darbten und entarteten. Hieronymus war der Disputator und Dialectiker der streitenden Kirche. Sein Griffel war zum Meinungskampfe gespitzt, geistreich, witzig, keck, voller Fechterkünste, schonungslos durchbohrend. Der Eremit von Bethlehem vermochte durch eine elegante Gelehrsamkeit zu glänzen, welche sonst nicht ein Vorzug der Kirchenväter zu sein pflegte. Augustin ist das größte Genie unter seinen Brüdern, noch bedeutender im Schaffen als im Bekämpfen, und seine Gedanken haben nach vierzehn Jahrhunderten fast mehr Geltung als in den Tagen wo sie die Zeitgenossen in Erstaunen setzten. Des Ambrosius Gelehrsamkeit ist weder sehr gründlich noch sehr ausgebreitet; seine Bibelauslegung gewaltsam, verworren, wunderlich und ohne Feinheit; seine Speculationen erheben sich nicht weit über das nicänisch-christliche System wie es damals Gemeingut der hervorstechenden Priester war [14]); seine polemischen Werke sind ohne Schärfe der Dialectik und arten in Predigten aus; seine Predigten, obwohl Ambrosius für einen Meister des Vortrags galt, gaben Gewöhnliches mit priesterlich theatralischem Pathos, Uebertreibung und Ungeschmack. Nur dann wird ihr Eindruck größer, wenn in außerordentlichen Lagen einmal die innerste Erregung, die Charakterkraft des Redenden hervorbricht, wenn seine Worte entscheidende Thaten sein müssen. Denn die ganze Bedeutung dieses Kirchenvaters liegt in der Kühnheit und Gewalt seines persönlichen Auftretens. Er ist der Feldherr und Staatsmann der streitenden Kirche; er hat ihre äußere Macht über die Provinzen, über die Kaiser ausgedehnt wie kein Anderer. Den Nacken der Mächtigsten unter ihr Joch zu beugen, ihre Gegner einzuschüchtern, zu verdrängen, zu vernichten, war seine Stärke. Nicht die Studierstube, nur selten die Kanzel, sondern der Hof, der Markt, der Altar und die Vorhallen der Kirche waren die Orte seiner Wirksamkeit; er führte weniger die Feder, er schwang den Bischofstab und zeigte, daß er mit ihm die Scepter der Imperatoren herunterdrücken konnte.

Kaum hatte Ambroſius über den Senat und die Anmaßungen der Heiden triumphirt, als er ſich in einen heftigen Kampf gegen den Hof und die Ketzerei ſtürzte. Aus der Seele der Kaiſerin Mutter Juſtina ſchien ſeit der Uſurpation des Maximus ein heilſamer Schrecken alle Tendenzen arianiſcher Perfidie fortgeſcheucht zu haben. Jedoch im Stillen litt ſie ungeduldig unter den Feſſeln, in die Gratian und Ambroſius ſie eingeſchnürt hatten; und Valentinian, von ſeiner Mutter geleitet, ſog täglich mehr Liebe für das homöiſche Symbol des Concils von Rimini ein. Die Auguſta und der Imperator ſchufen ſich allmälig einen Hofſtaat von Glaubensgenoſſen; arianiſche Damen und Eunuchen, Kämmerlinge, Palaſtbeamte und Staatswürdenträger bildeten, nebſt den mehr indifferenten heidniſchen, ihre nächſte Umgebung; gothiſche Truppen verwandten ſie am liebſten zu ihrem Dienſte. Schon hierdurch mußte die Spannung zwiſchen dem Hofe und dem Biſchof mit deſſen großem Anhang wachſen. Endlich ließ Juſtina ſich abermals die heilloſe Begierde beikommen, eine Baſilika zu beſitzen, in welcher ſie den „ähnlichen" Chriſtus predigen hören und anbeten könnte. Was einſt Gratian gewähren wollen, dann aber, von Ambroſius beſtimmt, plötzlich verweigert hatte, das glaubte jetzt Valentinian, ein ſelbſtändiger, unumſchränkter Auguſtus, und Juſtina, die eigentliche Regentin, anordnen zu dürfen. Und es ſchien nur ein geringes, natürliches Recht, das Kaiſer und Kaiſerin beanſpruchte. Noch Juſtinens Gemahl, Valentinian I., hatte vor zehn Jahren den großen Grundſatz aufrecht gehalten, daß der geringſte Bettler die Freiheit haben müſſe, den Gott ſeines Glaubens an einem heiligen Ort unter gleichgeſinnten Brüdern unbehindert zu verehren. Er hatte in demſelben Mailand, welches jetzt nicht die kleinſte Kapelle für die Kaiſerin übrig haben ſollte, den arianiſchen Biſchof Auxentius gegen alle Anfechtungen der Nicäner geſchützt. Dann war Ambroſius von ihm beſtätigt worden, und erſt Ambroſius im Bunde mit Gratian hatte den Arianern ihre Kirchen entriſſen.

Im Jahre 385 wollte der Hof die heiligen Oſtern, das Hauptfeſt der Chriſtenheit, in einer eignen Kirche nach arianiſchem Ritus, in der Mitte der übrig gebliebenen kleinen Gemeinde von Arianern begehn. Gerüchte von ſolchen frevelhaften Abſichten „des raſenden Weibes" drangen in die Stadt, und die Katholiken geriethen in jene wilde, kampfdurſtige Erregung, welche die kleinſte

Frage kirchlicher Natur damals entzündete. Rücksichtsvoll und höflich dagegen lud der Imperator den Bischof in den Palast, ihn persönlich um Ueberlieferung einer Basilika anzugehen, die man doch, nach der bisherigen Ansicht von kaiserlichem Recht und kaiserlicher Macht, ohne Weiteres hätte sequestriren können. Und der Hof gab seine Bescheidenheit noch deutlicher kund. Er verlangte nicht einmal eine große und vornehme Kirche in der Stadt, sondern die kleine Basilika Portiana vor dem Thor. Die Kirchen außerhalb der Mauern galten für geringer, und in den fortwährenden Religionskämpfen jenes Jahrhunderts war es gewöhnlich das Zeichen von der Ueberlegenheit einer Partei, wenn die andere nur vor den Thoren ihren Gottesdienst feiern konnte. Allein die Katholiken hielten dies Verlangen des ketzerischen Hofes für den unerträglichsten Ausbruch verdammenswürdiger Frechheit. Ambrosius trat zürnend in das Consistorium, wo aller Glanz des kaiserlichen Gepränges geflissentlich entfaltet, das gesammte Corps der Großwürdenträger versammelt war, um den Bischof zu blenden und einzuschüchtern. Doch Ambrosius, um so weniger betroffen als er die Absicht durchschaute, verweigerte kurzweg das gestellte Ansinnen. Und während man noch verhandelte, kam die erschreckende Nachricht in das Consistorium, das Volk belagere den Palast, fordere lärmend und drohend seinen Bischof und sei bereit ihn bis aufs äußerste zu vertheidigen. Truppen sollten den Platz säubern, allein die Menge wich vor den Speeren nicht zurück, und rief, sie wolle sterben für den Glauben an Christus. Der Hof, voller Schrecken und Verwirrung, wandte sich an Ambrosius, und ersuchte ihn gedemüthigt, das drohende Volk zu beruhigen. Der Bischof verließ als Sieger den Palast und beschwichtigte seine jubelnden Getreuen mit der Nachricht. daß er nicht das Geringste nachgegeben habe. Doch stieg natürlich die Mißstimmung des Hofes gegen einen ketzerischen, hochmüthigen und trotzigen Priester, der sich allmächtiger als der Kaiser anließ, und den man überdies beschuldigte, daß er sich mit vielem Gelde seinen Anhang unter dem Pöbel erkaufe [15]).

Auch waren Justina und Valentinian mit nichten gewillt, ihre Ansprüche aufzugeben. Im Gegentheil, sie steigerten sich jetzt zur Forderung der sogenannten neuen Basilika [16]), einer geräumigen und prachtvollen Kirche in der Stadt. Ambrosius ward immer von neuem beschickt, um seine Einwilligung zu geben, und

er verweigerte sie stets. Einige Tage vor Palmsonntag war der Bischof im Consistorium erschienen, und seitdem verging eine Woche voll Fanatismus, wilder Scenen, Gefahr für den Thron und tobenden Tumultes auf den Straßen. Das Volk drängte sich lärmend und klagend in die bedrohte Kirche durch die Soldaten hindurch, welche sie umzingeln und bewachen sollten; Gassenbuben rissen ungestraft die Flaggentücher von den Mauern ab, welche bedeuteten, daß der kaiserliche Fiskus den Ort eingezogen habe. Die wüthende katholische Menge drohte, jeden Arianer zu zerreißen, den sie fände, sei es ein Römer oder ein Gothe, und wenn er zum kaiserlichen Hofstaat gehörte. Keiner aus dieser eingeschüchterten Sekte wagte sich einzeln blicken zu lassen; wo die Kaiserin, „jenes Weib", außerhalb des Palastes zu erscheinen genöthigt war, da geschah es umringt von ihrem ganzen Hofstaat und gedeckt von den Schilden der Gothen. „Diese Gothen" rief der Bischof entrüstet, „saßen früher auf Karren, nun ist die Kirche ihnen ein Karren." Der Hof mit seinem geringen Anhang stand allein inmitten eines empörten, zu Allem entschlossenen, religiös fanatisirten Volkes; kein Stand, der nicht in offner Auflehnung oder in sichtlich unzuverlässiger Stimmung war. Die Armen hatte Ambrosius alle für sich gewonnen; die reiche Gilde der Kaufleute zeichnete sich so keck durch ihren katholischen Eifer und eine herausfordernde Haltung aus, daß der Kaiser, wie gern er auch durch Maß und Milde die Geister zu beruhigen anstatt wilder aufzuregen trachtete, hier zu einigen Strafen schritt. Mehre Kaufleute wurden gefänglich eingezogen, die gesammte Innung um 200 Pfund Goldes gestraft; doch enthusiastisch erklärten die Betroffenen, daß sie gern das Doppelte bezahlen würden, wenn sie nur den Glauben bewahren könnten. Selbst die niedrigen Palastbeamten, die Sekretäre der kaiserlichen Büreaus, die Staatsboten, die Amtsdiener der Comites zeigten eine so zweifelhafte Gesinnung, daß sie den strengen Befehl erhielten, nicht auf die Straße zu gehen; denn man fürchtete, sie würden sich dem aufrührischen Volke beimischen, seine Zahl und Zuversicht vermehren. Und nicht einmal auf die Treue des Soldaten konnte der Kaiser bauen gegenüber dem gewaltigen Auftreten, dem hinreißenden Eindruck des Bischofs, dem entschlossenen Muthe und der Liebe des entflammten Volkes zu seinem Hirten.

Wo Ambrosius sich zeigte, da brachen Jubelrufe aus, und

alle Beweise inbrünstiger Verehrung wurden ihm überschwenglich dargebracht. Das Volk umgab und bewachte ihn in der Kirche, in seiner Wohnung. Für seinen Bischof und das was er den wahren Glauben, die Reinheit, den unantastbaren Besitz der Kirche, die Ehre und den Willen Gottes nannte, zu kämpfen, dem ketzerischen Kaiser zu widerstehn, nicht zu dulden daß er eine Kirche raubte und durch die satanischen Begehungen arianischer Sacrilegien entweihte, das galt als Gewinn der Seligkeit, den jeder erlangen wollte. In der Hauptbasilika von Mailand hatte Ambrosius sein eigentliches Schlachtquartier aufgeschlagen. Hier empfing er in prachtvoller Haltung die Abgesandten des Hofes, den prätorischen Präfekten, die Generale und Tribunen, welche ihn mit begütigenden Vorstellungen zum Nachgeben ermahnen sollten, und gab ihnen unter dem Zujauchzen des Volkes seine nachdrücklichen Entgegnungen. Gothische Kriegsobersten waren unter den Offizieren. Ambrosius herrschte sie an: „also dazu hat euch das römische Reich aufgenommen, daß ihr euch als Diener der öffentlichen Ruhestörung gebrauchen laßt?" Und er setzte mit der Uebertreibung hinzu, welche er liebte und mit Geschick brauchte: „wo werdet ihr hingehen, wenn hier Alles vernichtet ist?" Die Offiziere forderten ihn auf, wenigstens das Volk zu beruhigen. Nichts lag weniger im Willen des Bischofs, und er gab mit religiöser Salbung eine überaus kluge, halb rebellische, halb sanfte Antwort. Seine Pflicht sei, das Volk nicht aufzureizen; es zu beschwichtigen, stehe in Gottes Hand. Aber wenn man ihn als den Aufwiegler betrachte, dann sei es ja geboten, ihn zu bestrafen, ihn nach irgend einer Wildniß der Erde abzuführen. Niemand wußte besser als Ambrosius, welche Ironie in diesen Worten lag; er durfte so reden inmitten dichtgedrängter Massen, welche bereit waren, für ihren Bischof zu sterben und das Paradies mit Blut zu erkaufen.

In der Hauptkirche oder im bischöflichen Palast empfing Ambrosius die Meldungen seiner Kleriker und Getreuen; von hier aus entsandte er sie, bald um die Wuth des Volkes, wo sie der Sache Gefahr drohte, zu mildern und einen Arianer seinen Händen zu entreißen, bald um die Ausdauer im Namen des wahren Glaubens aufzufrischen, oder die Soldaten mit religiösen Drohungen dem Kaiser abwendig zu machen. In der Hauptkirche sah das Volk mit erbautem Herzen seinen Bischof das Hochamt vollziehen

und die Taufe den Katechumenen ertheilen; hier vernahm es seine Gebete, in denen er Gott sein eignes Blut anbot, um ein größeres Blutvergießen einzulösen, in denen er mit erhobnen Händen um Frieden flehte und die Kampfesstimmung aufs Aeußerste reizte. Hier warf er von der Kanzel herab seine glühenden und geschickten Worte in die Seelen der andächtig Lauschenden oder begeistert Applaudirenden; hohe Worte christlicher Demuth und orthodoxen Glaubensstolzes, des unbegränzten Gehorsams gegen den Kaiser und des entschiedenen Ungehorsams in diesem einen Fall, da man Gott über Alles stellen müsse; Auseinandersetzungen priesterlicher Sophistik, wie sie damals üblich waren, und aufrichtige Worte eines gottbegeisterten Todesmuthes welcher aufgeboten wurde, damit Niemand als der Katholik Gott anbeten dürfe.

Ambrosius warf dem Kaiser und dessen Abgesandten die neue Theorie vom kirchlichen Eigenthum entgegen, und predigte sie auch seinen Gläubigen. Sie war dem Staate nichts weniger als günstig. Seit Jahrhunderten galt der Satz, der Kaiser, als Staatsoberhaupt, habe nöthigenfalls das Recht, die heiligen Stätten und deren Gut einzuziehen oder anderweitig zu vertheilen. Denn ihm gehöre Alles, vorzüglich alles Eigenthum öffentlicher Anstalten in seinen Ländern. Diesem Grundsatz gemäß hatten noch Gratian und Theodosius den Arianern die Kirchen entrissen um sie den Nicänern einzuhändigen. Denselben Grundsatz übte Gratian, als er die Güter der heidnischen Tempel einzog; und beide Augusti wurden von der katholischen Kirche mit Segnungen überschüttet. Aber auch als Gratian die Kirche in Mailand sequestrirte, um sie seiner Stiefmutter zu übergeben, verfuhr er nach diesem alten Recht, und Ambrosius wagte noch nichts dagegen einzuwenden. Jetzt lehrte Ambrosius: jede Kirche, alles Gut, welches die katholische Kirche einmal besitze, sei nicht des Staates, nicht des Kaisers sondern Gottes Eigenthum; der Priester habe es zu verwalten, und um keinen Preis der Welt dürfe er Gott verrathen, indem er dessen Besitz ausliefere. Den kaiserlichen Boten, welche ihm das Recht ihres Gebieters klar machen wollten, antwortete Ambrosius mit seiner wuchtvollen Rhetorik: „forderte der Kaiser das Meinige von mir, mein Gut, mein Silber, Alles was ich habe, ich würde ihm nichts verweigern, obgleich Alles was ich habe, den Armen gehört. Allein was Gottes ist, das ist der Macht des Imperators nicht unterworfen. Wollt ihr meine Gü-

ter: schreitet ein! meinen Leib: ich bringe ihn auch dar! Wollt ihr mich in Banden fortschleppen, wollt ihr meinen Tod: es ist mir Wonne. Ich werde mich nicht mit dem Wall des zusammengeströmten Volkes umgeben, ich werde nicht die Altäre umklammern und um mein Leben flehen, sondern freudig hingeschlachtet werden für die Altäre des Herren." Und auf der Kanzel sprach er mit drohendem Ton: „Man führt an, dem Kaiser stehe Alles frei, ihm gehöre Alles. Ich antworte: wolle dich nicht beschweren, Imperator, indem du glaubst, ein kaiserliches Recht auf das Eigenthum Gottes zu haben. Wolle dich nicht überheben, sondern wenn du länger herrschen willst, so sei Gott unterworfen. Es steht geschrieben, gebet Gott was Gottes ist und dem Kaiser was des Kaisers ist. Das Gebiet des Kaisers ist der Palast, das Gebiet des Priesters die Kirche. Dir ist das Recht über die weltlichen Dinge verliehen, nicht über die heiligen. Und wiederum soll der Kaiser gesagt haben: auch mir geziemt es, eine Basilika zu besitzen. Ich antworte: dir ziemt es nicht, eine Basilika zu besitzen. Was ist dir mit der Buhlerin gemein? Denn eine Buhlerin ist, die nicht durch das rechtmäßige Band Christi vermählt wurde.

Es fielen gegenseitig wilde Worte, welche die ganze Erregung des Augenblicks und den Haß der Streitenden verriethen. Sie hallten wieder, nicht allein in der mailändischen Diöcese, sondern überall wo Katholiken und Arianer lebten. Calligonus, ein Eunuch, war Vorsteher des heiligen Schlafgemaches. Er sandte ebenfalls zu Ambrosius und ließ ihm sagen: „Da ich lebe, verachtest du Valentinian? Ich schlage dir den Kopf herunter." Ambrosius gab dem Oberkammerherren mit stolzer Sanftmuth eine seiner vernichtenden Antworten: „Gott möge dir erlauben deine Drohung zu erfüllen, denn ich werde dulden was dem Bischof geziemt, und du wirst thun, was ein Eunuch thun kann. O möchte doch Gott die Speere aller Feinde der Kirche auf mein Haupt lenken, daß sie mit meinem Blute ihre Begierde stillen." Valentinian ließ dem Bischof mit schmerzlichem Zorne sagen: „wenn du ein Tyrann [17]) bist, so möchte ich es wissen, damit ich mich rüsten kann gegen dich." Ambrosius ließ ihm erwiedern: als er gehört, die Basilika sei von Soldaten besetzt, da sei er nicht selbst dorthin aufgebrochen, wie man vielfach von ihm verlangt habe. Denn er könne die Basilika nicht übergeben, aber er dürfe auch nicht

kämpfen. Und er sprach die gewaltigen Worte: „wenn dies mein Verfahren Tyrannei erscheint, so habe ich Waffen, aber im Namen Christi. Ich habe die Macht, meinen Leib darzubieten. Was zögert der Kaiser ihn zu durchbohren, wenn er mich für einen Tyrannen hält? Nach altem Gebrauche sind Königreiche von den Priestern ausgetheilt, nicht usurpirt worden, und man pflegt zu sagen, daß die Kaiser mehr das Priesterthum, als die Priester das Kaiserthum wünschten. Christus floh, damit man ihn nicht zum König krönte." Großartiger konnte der ungeheure pontifikale Stolz der damaligen Gottesdiener nicht ausgedrückt werden. Doch Ambrosius fügte die spitzen Worte hinzu: der Kaiser möchte sich hüten, daß er sich selbst nicht seinen Tyrannen bereite, da Gott ihm noch keinen erweckt habe. „Maximus sagt nicht, daß Ambrosius der Tyrann Valentinians sei, da er sich beklagt, meine Gesandtschaft habe ihn aufgehalten, daß er nicht in Italien einbrechen konnte. Niemals waren Priester Tyrannen; aber oft haben sie Tyrannen über sich erduldet."

Der Mittwoch vor Gründonnerstag war gekommen. In der Hauptkirche hatte sich das Volk dicht gedrängt zum Gottesdienst eingefunden; die höchste Spannung beherrschte die Gemüther und aus der Menge drangen laute Seufzer und Klagen hervor. Schon begann der Lector die Vorlesung der heiligen Schrift, und die Andächtigen harrten auf die Predigt des Bischofs, als diesem gemeldet wurde, in der neuen Basilika seien noch größere Volksmassen, Soldaten rückten heran, und der lang erwartete Ausbruch des Kampfes stünde bevor. Da ergriff Ambrosius ein Mittel, dessen Furchtbarkeit er zuerst in großem Maßstabe, auch gegen die Kaiser sogar, wirken ließ. Er sandte Presbyter zu den Truppen und drohte Jedem mit dem Kirchenbann, der es wagen sollte, die Befehle des ketzerischen Fürsten zu vollziehn und auf das Volk der Gläubigen einzuhauen. Augenblicklich trat eine Wirkung ein, die den Bischof selbst vielleicht überraschte. Was unter den Soldaten an den ewigen Sohn glaubte, das verließ die Reihen und eilte in die Hauptkirche, um dem Bischof seine Verehrung, seinen Gehorsam zu zeigen und dort dem Gottesdienst beizuwohnen. Der Anblick hereinstürmender Bewaffneter entsetzte die Menge, eine große Bewegung entstand, die Weiber schrieen auf; aber die Soldaten erklärten mit beruhigenden Geberden, sie seien gekommen um die Predigt zu hören, nicht um zu kämpfen,

und das Volk brach in Jubelrufe aus. Und jetzt bestieg Ambrosius die Kanzel. Er knüpfte an die verlesene Stelle aus dem Buche Hiob an; er entzückte seine Zuhörer, indem er lobend sagte, in jedem Einzelnen von ihnen sei Hiob, den er bewundere, auferstanden. So tapfer und großsinnig hätten sie die schwere Heimsuchung getragen. Aber sanft, wie es Christen gezieme, riefen sie zum Kaiser: „wir bitten, Augustus, wir kämpfen nicht; wir haben keine Furcht, aber wir bitten.“ Dann schlug er selbst einen anderen Ton als den der Sanftmuth an. Wie alle Herrschsucht sich verfolgt nennt, wenn sie ein natürliches Recht gewähren soll, so hielten die Katholiken das Verlangen des Hofes für eine grimmige Verfolgung. „Diejenigen Anfechtungen sind die schlimmsten,“ donnerte der erzürnte Heilige, „welche von Weibern kommen. Durch Eva ist Adam erniedrigt. Den Elias hat Jesabel blutig verfolgt. Johannes den Täufer ließ Herodias ermorden. Was ist zu thun gegen den Wurm einer viel schrecklicheren Anfechtung, weil er nicht mich sondern die Kirche verfolgt!“

Am Gründonnerstag wiederholten sich dieselben Scenen in den Kirchen und auf den Straßen, während im Palast Kleinmuth und Rathlosigkeit herrschte. Der arme junge Kaiser und seine Mutter hatten alle ihre Pfeile gegen den widerspänstigen Priester verschossen. Den wirklichen Kampf wagte man nicht; das Schlimmste war vom fanatisirten Volke zu fürchten, und auch die Gesinnung der Truppen wurde immer schwankender. Die Räthe des Kaisers selbst beschworen ihn endlich, in die nicänische Kirche zu gehn und Frieden zu machen, denn so wünschten es die Soldaten. „O wahrlich,“ rief der junge, verlassene Monarch, „wenn Ambrosius es euch geböte, ihr würdet mich ihm gebunden überliefern!“ Doch gab er nach. Ambrosius stand noch auf der Kanzel, als gemeldet wurde, der Kaiser ziehe das Militär von der Basilika zurück, gebe die gefangenen Kaufleute frei und erstatte die eingezahlte Buße. Soldaten selbst wetteiferten, diese Nachricht dem Bischof mitzutheilen und im Volke zu verbreiten; dann stürzten sie vor den Altären nieder und küßten sie als die Symbole des Friedens, während das Volk in lauten Jubel des Sieges und des Dankes ausbrach.

Allein Ambrosius war nicht ohne Sorgen; bei der tiefen Gereiztheit des unterlegnen Hofes fürchtete er neue Angriffe; und in der That rüsteten sich Valentinian und Justina zu einem

gründlicheren Versuch, endlich ihr Recht zu erlangen. Sie thaten es lange und vorsorglich; das ganze Jahr 385 verfloß in einem grollenden Waffenstillstand, und die Maßregeln welche man traf, schienen einen günstigeren Ausgang zu versprechen. Vor Allem wurde ein homöischer Bischof von Mailand geschaffen; um ihn sollte das kleine, zersprengte, eingeschüchterte Häuflein von Arianern sich wieder sammeln und vermehren. Er sollte es neu ermuthigen, und, ausgerüstet mit dem glänzenden Ansehen eines Kirchenhauptes und dessen Macht über die Gemüther, den Arianern den geistlichen Mittelpunkt geben, welcher ihnen bisher gefehlt hatte gegenüber Ambrosius und seiner katholischen Gemeinde. Es gehörte großes Selbstvertrauen oder warme Liebe für die Sache dazu, um mit dem kühnen, genialen, von der Begeisterung beinah des gesammten christlichen Volkes getragenen Ambrosius auf diese Art in die Schranken zu treten. Der Mann welcher ein so schweres Amt auf sich nahm, hieß Mercurinus und war aus der Provinz Scythien am schwarzen Meer. Doch nannte er sich jetzt Auxentius, um an den theuren, heiligen Bischof zu erinnern, welcher vor dem rebellischen Ketzer Ambrosius auf dem Stuhl von Mailand gesessen. So hoffte Mercurinus die Arianer Mailands und des gesammten italischen Reiches desto leichter für sich und ihre Sache zu erwärmen. Ambrosius erkannte ihn natürlich noch weniger als Bischof von Mailand an, als die Arianer den Ambrosius. „Ich kenne keinen solchen Bischof", schrieb er an Valentinian, „noch weiß ich woher er ist." Und in einer donnernden Kanzelrede rief der Bischof: „Er hat seinen Namen verändert, aber seine Perfidie hat er nicht verändert. Den Wolf hat er ausgezogen und den Wolf zog er an. Es sind zwei Namen aber ein Ungeheuer. Er that in Scythien schlimme Dinge und erröthete, darum veränderte er seinen Namen!" [19])

Mercurinus rieth der Kaiserin, die Angelegenheit welche den Wunsch ihres Lebens ausmachte, in einem größeren Maßstabe zu behandeln. Man müsse kühner vorgehn und allen Glaubensgenossen im Reiche Freiheit, Gottesdienst und Kirchen zurückgeben. Valentinian wurde leicht bestimmt, ein feierliches Edikt zu erlassen, welches den Bekennern des homöischen Symbolums, wie es auf dem Concil von Rimini 359 durch Constantius Bemühungen festgesetzt worden, die Erlaubniß religiöser Versammlungen gewährte.

Noch ehe dieses Edikt niedergeschrieben war, rief es den heftigsten Widerstand hervor. Justina erlebte in ihrem eigenen Palast eine von den Scenen, die bald im ganzen Reiche sich wiederholen sollten. Benevolus war Präsident des Büreaus der heiligen Memorien. Ihm lag es ob, dergleichen kaiserlichen Gesetzen die Fassung zu geben, doch entschieden wies er das Ansinnen zurück, in diesem Falle die Pflicht seines Amtes zu erfüllen. Keine Vorstellungen, kein Versprechen höherer Beförderung, nicht Bitten und endliches Drohen vermochten den standhaften Katholiken, ein Gesetz der Duldung zu formuliren, das er als den Abgrund aller Gottlosigkeit verabscheute. Begeistert und unehrerbietig warf er das Cingulum, den Gürtel welcher das vielgewünschte Zeichen kaiserlichen Dienstes war, der Augusta vor die Füße; und wäre Justina das verrückte, megärenhafte Weib gewesen, welches Kirchenhistoriker in ihr zu sehen lieben, so hätte sie dem unbotmäßigen Diener für seine Frechheit den Kopf vor die Füße legen lassen. Doch die persönlich mildgesinnte Frau achtete die religiöse Ueberzeugung ihres Präsidenten, und erlaubte dem muthigen Bekenner seines Glaubens, sich als Privatmann in seine Vaterstadt zurückzuziehen [20]).

Leicht aber fanden sich andere Hände für die seinigen; ja Mercurinus selbst scheint jetzt die Abfassung übernommen zu haben. Am 21. Januar 386 wurde das berufne Gesetz publicirt, welches die katholische Christenheit mit Schauder und Zorn erfüllte [21]). „Wir geben denen die Erlaubniß gottesdienstlicher Versammlung", heißt es darin, „welche den Glauben haben, wie er zu Zeiten des Constantius seligen Angedenkens von den vereinigten Priestern des ganzen römischen Erdkreises auf dem Concil zu Rimini festgesetzt, zu Constantinopel confirmirt worden ist und in Ewigkeit dauern wird. Diejenigen aber, welche irgend etwas Aufrührerisches und Ruhestörendes gegen dies unser Gebot unternehmen, sollen wissen, daß sie als Aufruhrstifter, als Störer des kirchlichen Friedens, ja als Majestätsverbrecher an Haupt und Blut die Strafe erleiden werden. Auch diejenigen soll der Tod treffen, welche offen oder heimlich gegen diese unsere Disposition einzukommen versuchen."

Dies Gesetz ist von den meisten Kirchenhistorikern, auch von sonst gerechten und freisinnigen als höchst blutig und verkehrt, als die Spitze des Verfolgungseifers, der persönlichen Wuth gegen

Ambrosius und die katholische Kirche bezeichnet worden [22]). Es scheint, man hat sich durch die Wuth und die einseitige Färbung der katholischen Quellen, — andere besitzen wir nicht, — und durch den schließlichen Erfolg bestimmen lassen. Nicht um Unterdrückung und Verfolgung handelte sich es hier, sondern um Freiheit. Die Nicäner und ihre Priester sollten weder verunglimpft, noch mißhandelt, noch wirklich beeinträchtigt werden. Es sollte vielmehr einer von ihnen beraubten und mit Füßen getretnen Sekte, zu welcher Kaiser und Kaiserin sich zählten, das Recht und wenn möglich auch ein Ort zu gottesdienstlicher Erbauung zurückgegeben werden, wie sie es noch unter der weitsinnigen Regierung des vorigen Kaisers besaßen. Valentinians Gesetz ist das letzte schwache Aufzucken einer gewissen Religionsfreiheit bei den Christen des römischen Reiches. Wie Valentinian und seiner Mutter nur die Gleichberechtigung ihrer Sekte im Sinne lag, wie wenig sie daran dachten, die Nicäner beleidigen oder drücken zu wollen, das zeigten sie selbst Jedem der sehen konnte oder mochte. Denn während sie in Mailand die heftigsten Kämpfe um Einräumung einer Basilika mit Ambrosius führten, gaben sie dem Stadtpräfekten von Rom Befehl, sich mit dem römischen Bischof und Senat über den Bau einer prachtvollen Kirche für die Katholiken in Verbindung zu setzen [23]). So werden die Scenen in Mailand doppelt merkwürdig. Der unumschränkteste Autokrat kann in der Residenz seines despotisch eingerichteten Reiches keine Kirche für sich und seine arianischen Glaubensgenossen erlangen, in demselben Augenblick wo er den Katholiken eine Basilika errichten will. Und wenn Gratian Allen welche von ihrem tyrannisch verbotnen Gottesdienst nicht lassen konnten, den Tod ankündigte, wenn Theodosius sie aus der menschlichen Gesellschaft wie wilde Thiere stieß, dann ist es eben ein Unerhörtes nicht, wenn Valentinian, nach Allem was er Schmerzliches erlebt und Heftiges erwarten mußte, durch angedrohte Hinrichtung die Nicäner zu warnen suchte, daß sie nicht den Kirchenfrieden störten, indem sie einen erlaubten Gottesdienst verhinderten. Und es kommt hinzu, daß man nicht von einer einzigen, wirklich vollzogenen Hinrichtung vernimmt.

Das Gesetz wurde von Mailand aus in alle Städte versandt. Justina, Valentinian und ihr geistlicher Rath Auxentius mochten rechnen, daß nicht auf jedem Bischofstuhl ein Ambrosius säße. Und wäre nur erst die Gleichberechtigung des homousischen und

homöischen Bekenntnisses in den andern Städten durchgesetzt, dann würde auch wohl der bisher so felsenfeste und übermächtige Ambrosius seinen Widerstand in der Residenz endlich aufgeben müssen. Als nun Ostern herannahte, forderte man abermals die Basilika Portiana und zugleich die Kirchengeräthe für den Gottesdienst der arianischen Gemeinde. Ambrosius schlug die Forderung abermals ab, und die Aufregung des Volkes, die Tumulte auf den Straßen begannen von neuem. Die Bischöfe des Sprengels eilten in die Metropole, sich um ihren Oberhirten zu schaaren. Während Alles in Spannung, Alles in Groll und Erhitzung war, ganz Mailand sich rüstete, lud der Kaiser Ambrosius zu einer feierlichen theologischen Disputation mit Auxentius vor versammeltem Hofstaat in den Palast ein. Beide Bischöfe sollten sich Kampfrichter, und zwar aus dem Laienstande wählen; mit diesen vereint wolle der Kaiser das Urtheil fällen. Ginge jedoch der Bischof auch auf diesen Vorschlag nicht ein, dann habe er die Stadt zu verlassen, sein bisheriges Amt niederzulegen. Unzweifelhaft war die Bedingung, daß der erklärte Sieger den Stuhl von Mailand einnehmen solle. Es war ein Fallstrick, zugleich schlau und plump, wie er oft genug in den theologischen Kämpfen von Priestern gelegt worden ist. Ambrosius schien nicht entrinnen zu können, schien des Amtes verlustig, der Stadt verwiesen, er mochte die Disputation annehmen oder verweigern. Und jedenfalls waren Gothen, arianische Hofdamen und Eunuchen, einige weltliche Civilbeamte und Generale, welche entweder heidnisch oder arianisch dachten, kein passendes Publikum, der Hof überhaupt kein Forum für die Entscheidung irgend einer speculativen Frage. Was die Schiedsrichter betrifft, so hatte es einen Schein der Gerechtigkeit für sich, daß sie aus dem Stande der Laien gewählt sein sollten. Denn Priester mußten von vornherein für das eine oder das andere dogmatische Wort entflammt sein. Doch gerade diese Bedingung empörte den katholischen Klerus am meisten, und mit zorniger Ironie entgegnete Ambrosius dem Imperator, seine Bischöfe sagten, man wäre ja nicht einmal sicher, ob Auxentius nicht Christi Triumph so ganz preisgeben würde, daß er Heiden und Juden die Gelegenheit verschaffte, über Christus zu urtheilen [24]).

Entrüstet wies Ambrosius die ungeschickte Zumuthung von sich ab. Kampflustig, sieggewohnt wollte er selbst in das Consistorium eilen, und dort seine Ansicht sagen. Doch die Bischöfe

beschworen ihn, das Volk umringte seinen Hirten. In der wilden Aufregung des Hasses traute man dem Hof Dinge zu, an die er weit entfernt zu denken war. Ambrosius machte deshalb eine Eingabe an Valentinian. „Wann hast du je gehört, gnädigster Kaiser", schrieb er ihm, „daß in Glaubenssachen Laien über den Bischof zu Gericht sitzen? Kann man es leugnen, daß in Glaubenssachen die Bischöfe über die christlichen Kaiser, nicht aber Kaiser über Bischöfe zu urtheilen pflegen?" Er ermahnt Valentinian, seinem Vater gleich zu sein, welcher gesetzlich bestimmt habe, daß die Priester ihre religiösen Fragen unter sich abzumachen hätten. Doch wäre es klüger gewesen, nicht an Valentinian den Aelteren zu erinnern, welcher den Arianern die Freiheit und die Kirchen gelassen hatte, die Ambrosius ihnen nahm. Er hält dem jungen Kaiser ein Gesetz von ihm selber vor, daß Niemand in einer ihm fremden Sache urtheilen dürfe. „Was du anderen vorschriebst, hast du dir vorgeschrieben, denn die Gesetze welche der Monarch giebt, muß er selbst vor Allen innehalten." Er verwirft die bischöfliche Autorität des Auxentius, obschon dieser mit der Zustimmung einiger Auswärtigen prahle. Doch verlange Auxentius nach einer Disputation, so möge er an eine Synode appelliren, ob es sich gleich wenig schicken wolle, daß so viele Bischöfe eines Einzigen halber belästigt würden, und wenn er ein Engel vom Himmel wäre.

Demnach sollte Ambrosius die Stadt verlassen; und man hatte ihm freigegeben, zu gehen wohin er wolle, mit sich zu nehmen wen er wolle. Noch im vorigen Jahr hatte er dem Kaiser zugerufen: halte man ihn für einen Friedenstörer, könne man ihn ja verbannen. Jetzt, da man Ernst machte, ihn beim Worte nahm, sagte er den Gehorsam auf. Er schob den gesammten Klerus vor. „Die Priester sagen mir: es ist kein großer Unterschied, ob du den Altar Christi willentlich verlässest oder auslieferst; denn wenn du ihn verlässest, lieferst du ihn aus. Wenn ich klar wüßte, daß den Arianern die Kirche auf keinen Fall übergeben würde, dann wollte ich mich aus freien Stücken dem Spruche deiner Pietät unterwerfen."

Ambrosius blieb und machte wiederum die Hauptkirche zu seinem Standquartier [25]). Die Bischöfe, der gesammte katholische Klerus umringte ihn, das Volk, Männer und Frauen, in wilder, enthusiastischer Aufregung strömte herbei, seinen Bischof zu ver-

theidigen, das Leben für ihn zu laſſen, die Seligkeit zu gewinnen. Soldaten belagerten die Kirche und deren Nebengebäude, und in das Brauſen und Rufen der Menge, in die Stimmen und Predigten der Prieſter miſchten ſich die Kommandoworte der Offiziere, das Dröhnen der Schilde, das Raſſeln der Lanzen. Dazwiſchen ſuchte Ambroſius die Seinigen durch eine glühende Rede gegen Auxentius, die Arianer, das Beginnen des Kaiſers zu kräftigen und zu entflammen. „Unſer Widerſacher iſt der Teufel", donnerte er von der Kanzel herab, „und geht umher wie ein brüllender Löwe und ſieht zu wen er verſchlinge!" Doch allmälig wollte das Volk in ſeinem Aufſchwung nachlaſſen; Ermüdung und Traurigkeit bemächtigten ſich der Gemüther; der Enthuſiasmus begann zu weichen. Da faßte Ambroſius den genialen Gedanken, den Wechſelgeſang von Pſalmen und Hymnen zwiſchen Klerus und Gemeinde einzurichten, wie er in der orientaliſchen Kirchen ſchon lange beſtand. Bei dieſen neuen Klängen und den erhebenden Worten der Lieder ergriff eine kaum noch gefühlte Begeiſterung die Menge, und an den bald ſanften bald jubelnden Weiſen welche aus der Kirche ſchallten, merkte das Militär und der Hof deutlich, daß kaum ein rückſichtsloſes Einhauen und allgemeines Blutbad, vor welchem Juſtina wie Valentinian ohnedies zurückbebten, eine Ausſicht auf Erfolg, aber deſto mehr Gefahren hätten.

Auch dieſe Oſtern mußten ſich die Arianer ohne Kirche begnügen. Doch gab der Kaiſer nicht wie früher nach. Im Gegentheil, er blieb bei ſeinen Forderungen, er harrte aus, und der Hof ſcheint die gefährlichſte Waffe gegen alle Volkserhebungen, wenn ſie mehr auf augenblicklichen Impulſen beruhen, ergriffen zu haben: das Hinhalten und die Ermüdung. Zwar kamen auch den Katholiken neue Waffen zur Verfügung. Der vorjährige Kampf war noch einigermaßen menſchlich und nach den Geſetzen irdiſcher Logik geführt worden. Jetzt griff der Himmel direkt mit Wundern ein, welche ſelbſt Dämonen und Juden, nur nicht die mehr als teufliſche Halsſtarrigkeit „des Weibes" und ihrer ſcheuslichen Cohorte überzeugen konnten. Auch die Fabel und Verläumdung mußte ſpielen. Juſtina, ſo ſprengte der Anhang des Ambroſius aus, habe einen Mörder gegen den Biſchof gedungen. Schon war derſelbe in das Schlafgemach des Heiligen geſchlichen; ſchon erhob er den Arm zum Stoße, als ihm plötzlich die Rechte verdorrte und bewegungslos ſtehen blieb. Er ge-

stand, daß Justina ihn abgesendet habe, und diese Beichte heilte seinen Arm. Aber merkwürdiger Weise wollten alle Wunder und Zeichen, alle die exemplarischen Bestrafungen vornehmer Mitglieder aus des Weibes Anhang nicht die Wirkung auf das Volk machen wie sie wohl hätten sollen. Und noch merkwürdiger, daß Manches vom Wunderbarsten erst nach Justinens Tode bekannt wurde. Genug, es scheint, das Volk begann zu ermüden, die Sache des Ambrosius kam in Gefahr, der Hof konnte einige Hoffnungen fassen, und ein großes Haupt- und Prachtwunder muß vonnöthen gewesen sein, um den erlahmenden Enthusiasmus der Frommen wieder in Gang zu bringen. Niemals verließ der Himmel seinen Heiligen in solchem Fall. Er offenbarte ihm auch jetzt im Traum die Grabstätte der beiden bisher unbekannten Märtyrer Protasius und Gervasius. Sie lagen unter den Fliesen einer Basilika, und mit ehrfürchtigem Schrecken erfuhren die Gläubigen, daß bisher Alle welche in die Nähe der Kanzel wollten, über die heiligen Reste hinweggeschritten seien. Ambrosius machte die Ausgrabung zu einem pomphaft feierlichen Schauspiel vor allem Volk. Bald erschienen, unter den Grabscheiten der Kleriker, die beiden Körper; Skelette riesenmäßiger Größe, wie man sie bei den Menschen der Vorzeit annahm; und sogar noch eine Menge Blut hatte sich, ganz gegen seine sonstige Natur, erhalten. Die theuren Skelette wurden auf Bahren gelegt und zwei Tage lang von einer Kirche zur andern getragen. Kaum hatten sie das Licht der Welt erblickt, als sie Wunder ohne Ende thaten. Blinde wurden sehend durch die Berührung des Bahrtuches, Dämonen fuhren mit schrecklichem Aufsehen aus besessenen Leibern, und das ganze Volk ergriff ein Taumel der Verzückung, eine jubelnde Gläubigkeit, eine brünstige Hingebung an seinen wunderthätigen Bischof, wie noch nie zuvor.

Die Arianer zuckten mißmuthig und spöttisch die Achseln über die erträumten Märtyrer des Ambrosius und den fabelhaften, keck in Bewegung gesetzten Apparat ihrer Wunder. Sie wagten sogar die frivole Behauptung, des Bischofs Geld sei die beste wunderwirkende Kraft gewesen. Doch Ambrosius that kräftig und unwiderleglich dar, daß die Hartnäckigkeit dieser Ungläubigen verabscheuenswerther sei als die der Juden. Denn die Juden wären von der Heilung des Blinden durch Christus schließlich doch überzeugt worden. Ja, diese Arianer seien teuflischer als der Teufel.

Denn er und seine Dämonen hätten die heiligen Märtyrer ausdrücklich anerkannt, als sie, von ihrer Macht schrecklich gepeinigt, unter Jammergeschrei aus den Besessnen gefahren seien. Doch wenn der Bischof die verstockten Arianer nicht überzeugte, so konnte er sich doch rühmen, sie überwunden zu haben. Gegenüber der Entschlossenheit, dem Enthusiasmus des katholischen Volkes gab der Hof jeden weiteren Versuch in Mailand auf und verlangte nicht mehr nach dem Besitz einer Kirche in seiner Residenz. Kaiser und Kaiserin mußten sich zuletzt doch besiegt und gedemüthigt erklären, weil sie ein Unternehmen gegen den Willen des gesammten Volkes und der neuen Macht, welcher es anhing, begonnen hatten.

Hiermit war die wichtige Frage so gut wie entschieden, ob der Kaiser, mithin der Staat, fernerhin ein Recht über Güter und Gebäude der katholischen Kirche besitze. Es hatte sich deutlicher fast als je zuvor gezeigt, daß die Zeit des unumschränkten weltlichen Despotismus vorüber sei; daß eine neue Macht, immerhin selbst nicht ohne wachsenden Despotismus, der alten Kaisermacht die Spitze bieten dürfe, das geknechtete Volk für sich habe und furchtbar machen könne. Die Unabhängigkeit, die Gewalt, die Herrschaft der Kirche, auch dem Autokraten gegenüber, war von Ambrosius um viele Stufen höher getragen. Die Zeiten wurden immer kirchlicher; es geschah, was Diocletian vielleicht dunkel geahnt und was er verhüten wollen, was Constantin sicher nicht so beabsichtigt hatte. Ein kühner Bischof erschreckte und tyrannisirte den Alleinherrscher; die Hierarchie verdunkelte Beamtenthum und Armee; die Kaiser thaten am besten, wenn sie die katholischen Priester zu ihren nächsten Freunden machten und das Wesen purpurtragender Mönche nicänischer Confession annahmen. Nur wenn sie von den Bischöfen sich beherrschen ließen, wurde ihnen selbst die Herrschaft einigermaßen bequem gemacht, und brauchten sie vor ihrem Volke nicht zu zittern.

Aber Justina und Valentinian hatten noch einige Hoffnung für sich und ihren Glauben. Das Gesetz vom 21. Januar wirkte in den Städten Italiens fort. Ambrosius war außer sich vor Schmerz und Zorn. Was er auch in Mailand vermochte: in den Provinzen scheint es, fing das Werk zu gelingen an, welches die katholische Kirche ein Gräuel über alle Gräuel, eine blutige, schenßliche Verfolgung ohne Gleichen nannte. Schon in der Basilika,

von Soldaten umringt, rief Ambrosius mit der den Priestern eigenen Uebertreibung: „Wo soll ich hingehen, wo nicht Alles voll Seufzen und Thränen ist, da man befohlen hat, die katholischen Priester aus den Kirchen zu werfen, die Widerstrebenden mit dem Schwerte zu durchbohren und die Magistrate zu proscribiren, wenn sie das Mandat nicht erfüllen. Und das", so schwingt er seine Geißel gegen Auxentius, „das hat ein Bischof mit seiner Hand geschrieben, mit seinem Munde dictirt. O wahrlich, er zeigt sich als ein gelehrter Mann und ahmt die alten Beispiele nach. Denn wir lesen im Propheten, daß er einen fliegenden Brief sah [26]); dies hat Auxentius nachgemacht und sendet ein fliegendes Schwert durch alle Städte. Satan verstellet sich zum Engel des Lichts. Du Herr Jesu hast in einem Augenblick die Welt erlöst; Auxentius wird in einem Augenblick soviel Völker umbringen: die einen durch das Schwert, die anderen durch das Sacrilegium!"

War im übrigen Italien die Gleichberechtigung der homöischen Arianer mit den Homousianern wiederhergestellt, so mußte in Mailand über kurz oder lang der Zustand der Unterdrückung endigen. Doch gerade als Justina und Valentinian kräftig und umfangreich für ihren Glauben zu wirken meinten, und ihrem nächsten religiösen Gegner auf Umwegen beizukommen hofften, gaben sie dem schlimmsten Feinde eine gefährliche Blöße. Maximus hatte von Gallien aus mit wachsamem und lüsternem Auge jede Bewegung in dem ungeduldig begehrten italischen Reiche verfolgt. Er konnte jetzt die Phrase der Rechtgläubigkeit, des kirchlichen Wohles als Vorwand ertönen lassen, um in die Verhältnisse des Nachbarstaates einzugreifen und sich dessen wichtigsten Bewohnern als wünschenswerthen Herrscher anzupreisen.

Zweites Kapitel.

Maximus. Der katholische Klerus Galliens. Die Priscillianisten. Der heilige Martin von Tours. Maximus schreibt an den römischen Bischof Siricius und an Valentinian. Des Ambrosius zweite Gesandtschaft. Maximus Krieg mit Theodosius und sein Ende. Schluß.

Ueber den Charakter des Emporkömmlings Maximus waren die Zeitgenossen nicht im Klaren. Selbst die katholischen Priester, welche sonst gern die Rechtgläubigkeit und den kirchlichen Eifer eines Fürsten zum einzigen Gradmesser seiner Tugenden oder Fehler machten, fällten die verschiedensten Urtheile über den Machthaber in Gallien. Und sogar derselbe Autor, noch dazu einer von den besonnensten und besten, nennt den Usurpator einen vortrefflichen Mann fast mit demselben Athemzuge der ihm eine so lange Reihe übler Eigenschaften beilegt, daß die Vortrefflichkeit weniger verdunkelt als aufgehoben wird [1]).

Die Wahrheit ist, daß Maximus Alles sein konnte was er wollte, daß aber dieser Wille ganz im Dienste seiner Pläne stand. Sich auf dem Thron zu erhalten, ihn seinem einzigen Sohne zu hinterlassen, eine Dynastie zu gründen, die Geschicke des ganzen Erdkreises zu lenken, sein Reich zu vergrößern, Italien zu gewinnen, am schwarzen Meer und in Persien zu regieren, das waren die Absichten des gallischen Kaisers. Brennender Ehrgeiz war die einzige Leidenschaft welche er nicht gebändigt hatte; ein sonst beinah erkaltetes Innere gestattete ihm, jeden Augenblick Alles zu scheinen und Alles zu thun, was sein schlauer Verstand, seine geistreichen Berechnungen ihm als zweckdienlich zeigten. Maximus kannte die edleren und feineren Regungen des Herzens, die Gebote der Humanität, der Civilisation, des Christenthums. Er war von jenen vielleicht eine Zeitlang angefochten worden und hatte diese schön gefunden. Jetzt operirte er mit ihnen. Er faßte die Menschen ebenso geschickt bei ihren besten und zartesten Seiten wie bei ihren offensten und geheimsten Schwächen. Er wußte, daß es selbst in seiner gesunkenen Zeit sehr nützlich war, im Rufe eines edlen, milden und frommen Fürsten zu stehn. Eine dicke Hülle von Tugendglanz um sich zu legen und unter diesem Deckmantel alle Ränke, alle Missethaten zu begehen, soweit sie nützten, aber wirklich gut und aufrichtig zu handeln wo es nur immer diente, das war seine wohl

ausgeübte Kunst. Die Usurpation klebte ihm als unauslöschlicher Flecken an. Doch er beschönigte sie mit der Nothwendigkeit des allgemeinen Wohles; er schob mit Seufzen und ergebner Miene den Willen der Armee, den Willen Gottes, sein bedrohtes Leben vor. Er hatte Gratians Mörder abgesandt; Jedermann wußte es, und die Freimüthigsten sagten es ihm. Doch während der General Andragathius, überhäuft von Ehren, Aemtern und Ansehen, die Früchte seines Verbrechens genoß, blieb Maximus unerschütterlich bei seinen Schwüren, daß er unschuldig am Blute jenes theuren Fürsten sei.

Maximus vergoß nicht gerne Blut; er bedachte, wie auffallende Grausamkeit für den Augenblick vielleicht nützte, auf die Dauer zu schaden pflegte. Er war erfreut, daß der General Merobaudes durch Selbstmord dem Todesurtheil zuvorgekommen, welches der Usurpator bei diesem bedeutenden Germanen für nöthig gehalten hätte [2]). Er leugnete den Befehl zur Erdrosselung des General Vallio ab und durfte sich rühmen, den Tod über keinen andern hervorragenden Diener Gratians verhängt zu haben, da die meisten Nachfolger entthronter Kaiser dem Henker vollauf zu thun gaben. Seine Feinde suchten vergebens, ihn eines blutigen Charakters zu beschuldigen [3]). Desto lieber gebrauchte Maximus die scheinbar milderen Mittel, die weniger von sich reden machen: er sandte ins Exil, zog Güter ein und brachte eine nur zu große Zahl von Vornehmen und Reichen an den Bettelstab. Noch Jahre nach Gratians Sturz dauerten diese Verfolgungen [4]). Und als es darauf ankam, den mächtigen Klerus durch eine recht einleuchtende Probe orthodoxen Eifers noch enger an sich zu binden, dekretirte der gallische Kaiser Hinrichtungen welche zum Himmel schrieen und den bessern Theil der Menschheit, auch in der Priesterschaft, mit Entsetzen erfüllten. Doch während die Foltern spielten und die Beile niederfielen, fragte er im Tone der Unschuld, wo er Blut vergossen habe? [5])

Weil Freundlichkeit und Sanftmuth die Herzen gewinnt, war er ein-höflicher und geschmeidiger Tyrann und geizte nicht mit Liebesbeweisen; doch wo es angebracht schien, ward er roh und grob und ließ seiner angebornen Heftigkeit gern einmal die Zügel schießen. Er wußte, daß Freigebigkeit und ein zufriednes Volk den Thron sicherer stützten, das Herrschen leichter machten, als Geiz, Erpressung und ausgesogne Unterthanen. Doch für den

Usurpator war ein billiges und allseitig schonendes Regiment doppelt schwer mit einer gleichmäßig ausgedehnten Freigebigkeit zu vereinigen. Zuviel wichtige Männer und Stände wollten gewonnen, zuviel Truppen gehalten, zuviel falscher Glanz verbreitet werden. Deshalb führte Maximus ein Raubsystem von Confiscationen und Steuererhebungen ein, um an Soldaten, Beamte und Priester zu verschwenden. Seine Gegner entwarfen ein brennendes Gemälde von der Noth Galliens. Wie alle Städte ihrer ersten Bürger beraubt, die Einöden mit edlen Flüchtlingen bevölkert seien, wie die vornehmsten Würdenträger ihre Aemter, ihre Güter, ihre bewegliche Habe verlören; wie Todesurtheile gesprochen würden, damit die Geängstigten ihr Leben mit Gold aufwögen. Und in seinem Palast, der einer Räuberhöhle ähnlicher als einer kaiserlichen Wohnung sähe, stünde der bepurpurte Emporkömmling selbst und verfolgte mit gierigem Blick die Bewegungen der Wagschale, auf welcher die Beute der Provinzen, die Gelder der Verbannten abgewogen würden. Steuerbeamte und Executoren zögen den Matronen den letzten Ring vom Finger, den Säuglingen ihre kleinen Amulete vom Halse [6]). Selbst die katholischen Freunde des Usurpators vermochten nicht, seine Finanzverwaltung zu preisen. Doch sie entschuldigten ihn. Die vorigen Kaiser hätten die Kassen erschöpft; er müsse für den Bestand seiner Herrschaft auf jede Weise sorgen; er stünde immer vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges, und thäte so viele andere gute Werke [7]).

Und Maximus selber sorgte wenigstens für eine offizielle Glückseligkeit. Er schuf sich angesehne Organe welche sein Lob in allen Tönen, allerorten, von allen Kanzeln erschallen ließen; er wußte Mittel zu finden, um jedes Zeichen der Unzufriedenheit zu unterdrücken. Selbst wer Amt und Vermögen eingebüßt hatte, oder wessen nächste Verwandte betroffen waren, durfte höchstens im Verborgnen seines Hauses vor Weib und Kind, oder im Auslande, unter dem Schutze der andern Monarchen, seine Klagen laut werden lassen. Im Reiche war Alles gezwungen, Freude zu athmen. Geheime Polizisten lauerten an jedem Ort, denunzierten jeden Laut, der nicht von Wohlbefinden, Liebe und Verehrung überfloß, und wehe dem Unterthanen welcher öffentlich nicht im Glück zu schwelgen schien [8]). Doch während der gallische Kaiser auf solche Weise log und trog, lügen und trügen ließ, behauptete er mit so lauter und anhaltender Frechheit, aufrichtig und gütig zu sein, daß selbst

in jener verlognen Zeit Jeden ſchauderte, dem noch ein Auge zum Sehen offen geblieben war, daß aber der ihm ergebne Klerus um ſo lecker jene Tugenden preiſen konnte, und manche gläubige Seele aus dem blinden Haufen ſich wirklich ſehr wohl unter einem ſolchen Kaiſer zu fühlen glaubte.

Ein Syſtem der Lüge, der unlauteren Speculation mit allem Heiligen zu ſelbſtiſchen und dynaſtiſchen Zwecken, wohl und geiſtreich durchdacht, bis ins Einzelne ausgearbeitet, durch alle Zweige der Verwaltung gegoſſen, kam mit dieſem Uſurpator auf den galliſchen Thron. Es theilte ſich von hier aus allen Lebenskreiſen mit und fand ſeine Fortſetzung in der äußeren Politik. Denn Maximus liebte es nicht, ſo plump und offen eingeſtanden wie bisher die Eroberer, ſeines Ehrgeizes willen Krieg zu führen. Ein großes, der Menſchheit oder einem weſentlichen Theil der Menſchheit heiliges Prinzip mußte es ſein, eine Frage der Civiliſation, des Chriſtenthums, für die er ſeine Legionen in das Land ſchickte, welches er beherrſchen wollte. Und in jener von Parteien zerriſſenen Zeit, wo Altes und Neues, wo die verſchiedenſten Dogmen und Intereſſen ſo ſchroff ſich gegenüberſtanden, konnte es dem aufmerkſamen und verſchmitzten Kopf nicht ſchwer fallen, ein ſchönes Wort für häßliche Zwecke auf ſeine Fahnen zu finden. Maximus hatte Gallien erobert und Gratian ermordet im Namen des Römerthums und ſeiner Civiliſation gegenüber dem mächtig anwachſenden Germanenthum im Reich. Er wartete jetzt drei Jahre lang, um eine ähnliche Idee zu finden, unter deren beſtechendem Klange er in Italien einbrechen und den jungen Fürſten ermorden könne, den er wie einen Sohn zu lieben behauptete.

Inzwiſchen arbeitete Maximus daran, vollkommen feſten Fuß in Gallien zu faſſen und die noch ſchwankenden Gemüther ganz zu gewinnen. Drei Stände namentlich ſtützten den Thron in jener Zeit. Die Büreaukratie, ſo weſentlich ſie war und ſo vornehm ſie galt, brauchte verhältnißmäßig am wenigſten berückſichtigt zu werden. Einige hohe Stellen am Hof und in den Provinzen waren neu zu beſetzen, Gratificationen unter die Großwürdenträger, die Präſidenten und ſo weit herunter auszutheilen als es ſonſt noch nöthig ſchien. Die Geſammtmaſſe der mittleren und niedrigen Civilbeamten ſchrieb ihre Akten, verübte ihre kleinen oder großen Ränke, Bedrückungen und Unterſchleife, forderte ihre Sporteln vom Volke, ganz gleich unter welchem legitimen oder unrechtmäßi-

gen Kaiser. Die Armee warf immer noch oft genug ihr Schwert als entscheidendes Gewicht über Leben und Tod des Augustus in die Wagschale. Sie konnte so ziemlich Alles was sie wollte; sie hatte Gratian gestürzt und Maximus erhoben. Jetzt gehörte sie noch dem Usurpator an. Ein seltsames Gemisch von knapper Strenge, zutraulichen und fast demüthigen Formen, Verhätschelung, grausamen Strafen und möglichst viel Geschenken war bei den zugleich rohen und verzärtelten, knechtischen und trotzigen römischen Soldaten von jeher geboten; und Maximus wird die nöthige Kunst auch hier geübt haben. Besonders in der Armee hatte die Mißgunst gegen das bevorzugte Germanenthum die Gemüther aufgebracht. Doch Maximus war zu verständig, um die Deutschen zu entfernen oder durch kränkende Unterdrückung zu reizen. Er rühmte sich sogar laut der unzähligen Menge von Barbaren, welche seinem Winke gehorchten. Die Alamannen und Franken, durch die reißend schnellen Erfolge des Usurpators über einen Fürsten wie Gratian, der so glänzende Siege den Alamannen abgewonnen hatte, in achtungsvolles Staunen versetzt, schlossen Verträge mit Maximus ab, in denen die Stellung von Contingenten und Hülfstruppen gewiß eher eine Bedingung war als der Tribut, von welchem ein unbewanderter Priester prahlend erzählt [9]). Die Hauptkraft in Maximus Armee blieben die Germanen, und die Provinzialen empfanden bald, welche Massen von Barbaren sie mit ihrem Gelde zu bezahlen hatten. Allein die Bevorzugung scheint aufgehört zu haben, deren sich die Deutschen unter den vorigen Kaisern erfreuten, und die wenigen Personen welche unter Maximus hervortreten, haben römische Namen. Nur ein Charietto stößt uns auf [10]).

Der katholische Klerus gewann immer höhere Wichtigkeit. Er war der unabhängigste Stand, doch von ihm hingen die Gemüther des regsamsten Theiles der Bevölkerung ab. Zwar entthronte er die Kaiser noch nicht, reizte nicht offen zur Rebellion, ließ sich in keine Verschwörung gegen den regierenden Monarchen ein: dies war gegen die Grundsätze seiner Religion, die er noch nicht, wie in späteren Jahrhunderten zurechtbog, um den Vasallen gegen den Lehnsherren, den Sohn gegen den Vater aufzustacheln. Allein er war unter Umständen ebenso kühn mit der Zunge wie der Soldat mit dem Schwert; er konnte die Millionen seiner Gläubigen für oder wider den Herrscher enthusiasmiren, konnte einem ungeliebten das Leben sauer, das Regiment bedrohlich machen, welches die

Armee ihm zu nehmen vermochte. Und auch von den Soldaten folgten nicht wenige seinen Lehren und Einflüssen. Maximus beabsichtigte, auf die Katholiken und ihre Priester sich zu stützen. Denn Häretiker gab es kaum in den glaubensreinen Ländern der gallischen Präfektur, außer den Priscillianisten; und die große Zahl der Heiden: größer als die der Christen vielleicht, ließ der kluge Gewalthaber von vornherein fallen, da er zwischen ihnen und den Katholiken zu wählen hatte. Jene morsche Gemeinschaft unbeweglicher und ermüdeter Geister war kein Boden mehr, um einen Thron darauf zu gründen. Deshalb ließ Maximus die Verfügungen Gratians gegen die heidnischen Culte und Priester in Kraft: er genügte damit den Katholiken und nützte seinen Kassen.

Das Feldgeschrei, unter welchem der Usurpator Gallien an sich gerissen, konnte den Ohren der Priester im Grunde nicht mißtönig sein. Denn das unaufhörliche Herbeiziehen großer Massen von arianischen und heidnischen Barbaren, die Verwerthung, die Begünstigung der Germanen in den allerhöchsten und einflußreichsten Aemtern, war der Orthodoxie des Imperiums keineswegs günstig. Es scheint, die Kirche entfaltete keine rege Missionsthätigkeit unter den aufgenommenen Barbaren; oder wenn es geschah, konnte sie sich eines bedeutenden Erfolges nicht rühmen. Und wo ein wichtiger Germane einmal den ewigen Christus bekannte, da gehörte er doch nicht zu den inbrünstigsten Söhnen der Kirche, an denen sie ein besonderes Wohlgefallen hatte. Einige Selbständigkeit gegenüber den Priestern, ihren Forderungen, ihren Ansichten vom Verhältniß des Staates zur Kirche, war ein Erblaster der Germanen. Ja die Zeit lag schon ganz nahe, wo das rückwärts gewandte Römerthum den offenen und dauernden Bund mit der strengsten Orthodoxie und Kirchlichkeit gegen das Germanenthum im Reiche schloß. Ein tiefer, doppelter, unversöhnlicher Zwiespalt ging durch die römische Welt. Heiden und Christen, Römer und Germanen schienen wie zwei von jenen Pflanzen, deren eine die andere auf demselben Boden vernichten muß. Genug, die germanische Frage war ein Punkt, in welchem der katholische Klerus unmöglich mit den nicänischen Kaisern, nicht einmal mit seinem Gratian und Theodosius völlig übereinstimmen konnte; und Maximus hatte von vornherein die Sympathieen der Priester einigermaßen für sich, da er gegen das Uebergewicht der Germanen aufzutreten schien.

Indessen, der bessere Theil des gallischen Klerus wenigstens fand zunächst mancherlei gegen den neuen Gewalthaber einzuwenden. Maximus war ein „Tyrann"; und die Kirche verdammte von Rechts wegen die Usurpation und den Thronraub in jeder Gestalt. Nur wenn der Rebell oder sonstige Thronräuber sich gegen einen ungläubigen Monarchen erhoben, wenn er im Lauf einer längeren Regierung die damaligen Formen der Frömmigkeit fleißig zur Schau getragen, die Priester geehrt und bereichert, der Kirche wesentlichen Vortheil gebracht hatte, dann war doch auch den Heiligsten unter dem Klerus die Menschlichkeit begegnet, daß sie die nützlichen Hände segneten, welche Aufruhr gestiftet, Thronraub geübt und sich mit dem Blute rechtmäßiger Kaiser befleckt hatten. Constantin I. verdankt dem Entzücken und den Vertuschungen dankbarer Priester den Namen des Großen; und kaum sprach oder schrieb in jenen Tagen ein Diener der Kirche von ihm, ohne die Bezeichnung des „Gottseligen" oder „nie genug zu Preisenden" beizufügen. Maximus dagegen hatte einen geliebten, brünstig frommen Kaiser in seiner Blüthe der katholischen Welt entrissen; hatte ihn ermorden lassen, wie heftig er die Blutthat auch leugnete. Daß Gratian für schmähliche Sektirer eine milde Gesinnung, für götzenanbetende Barbaren eine thörichte Schwäche bewiesen, konnte im Ganzen gegen die Tugend und Weisheit seiner feurigen Orthodoxie nicht in Betracht kommen. War doch sonst der Eifer des liebenswürdigen Monarchen, die Sekten und die Abgötterei niederzuwerfen, die Kirche zu erhöhen, lobenswerth und groß gewesen. Maximus aber hatte noch keine bedeutenden Proben seiner kirchlichen Gesinnung gegeben, außer der Taufe, welche seine Frevel einweihen sollen. Und der schlaue, ehrgeizige Thronräuber, der blutige Mörder des frommsten Fürsten schien ein ruchloser Mensch ohne Gefühl für die heiligste Sache der Menschheit sein zu müssen.

Trotzdem verließen, sobald der Usurpator in Trier eingezogen war, die Bischöfe Galliens und Spaniens ihre Städte, um sich im Hoflager an der Mosel einzufinden. Solche Aufwartung im Palast war seit Constantin Sitte bei jedem Thronwechsel geworden, und sie geschah vornehmlich aus zwei Gründen. Erstens wollte man die Gesinnungen des neuen Herrschers in Bezug auf das Dogma, auf die Behandlung der Streitfragen, auf die Gunst welche die Priester von ihm zu hoffen hätten, erforschen und möglichst bestimmen; man wollte ihm die Kirche, die eigne Diöcese

und sich selbst bestens empfehlen; man suchte hastig einander zuvorzukommen, um den Machthaber für die eigne Ansicht zu gewinnen und gegen die andern Glaubensparteien und deren Oberhäupter einzunehmen. Der Katholik stellte die Arianer, der Arianer die Katholiken, der Macedonianer die Acacianer als einen unbedeutenden, machtlosen, in der Auflösung, im Verschwinden begriffnen Bruchtheil der christlichen Heerde dar, welcher eigentlich der Beachtung nicht mehr würdig sei; und mit demselben Athem welcher ihre Ohnmacht behauptete und ihre Existenz beinah leugnete, forderten sie den Autokraten zur Verfolgung und Vernichtung jener ebenso gefährlichen als verruchten Falschgläubigen auf. Der zweite Grund war eine schöne Pflicht, welche die Diener der Religion der Liebe von jeher auf sich genommen und noch nicht ganz vernachlässigten. Sie baten um Gnade für Verurtheilte, um Freiheit für Gefangene und Erleichterung für Belastete; sie gingen die neuen Gewalthaber um Gut und Leben der proscribirten Anhänger des vorigen Kaisers an.

Da der Palast in Trier von Bischöfen wimmelte, hatte Maximus Gelegenheit, den merkwürdigen Stand der katholischen Hirten noch eingehender zu studieren und danach sein Betragen einzurichten. Seit den Tagen Constantins vereinigte der Klerus scheinbar ganz unvereinbare Gegensätze in sich. Kriechende Devotion und stolzer Unabhängigkeitssinn, Habgier und Opferfreudigkeit, sklavisches Fügen, kühner Trotz und edler Todesmuth schlossen sich bei den Priestern nicht aus. Sie forderten zur Liebe auf und verfluchten einander; schlau und begeistert, selbstsüchtig ohne Maß und hingebend, grausam und mildherzig, waren sie stets bereit, dem anders Glaubenden das Schlimmste anzuthun, für den eignen Glauben das Schlimmste zu erdulden und mit dem Glaubensbruder Alles zu theilen. In der Hand eines klugen und kräftigen Fürsten welcher das Schlagwort ihres Bekenntnisses verbreitete, konnten sie nachgiebig werden wie Wachs; einem Imperator der sie für ein anderes Wort binden wollte, entschlüpften sie bald, geschmeidig und glatt wie Schlangen, oder traten ihm sofort entgegen, streitbar, rauh und felsenfest, mit dem Pathos glühender Reden und dem Gift der Schmähung und Verleumdung. Trat aber der Ernst wirklichen Druckes ein, dann erhoben sich die Diener Gottes zu der entschlossenen Freudigkeit im Dulden und Sterben, welche nur die Frucht der Begeisterung für eine große Ueberzeu-

gung ist. Der orthodoxe Fürst welcher unabläſſig speudete, konnte den Klerus zu einer Schmeichelei und Beflissenheit herabwürdigen, widerlich für jede freiere Seele, deren es allerdings nur wenige gab: ein paar unter dem Klerus selbst und die meisten unter den Germanen. Dann war Gehorsam welcher die letzte Selbstachtung aufgiebt, die von Gott gebotene Lehre. Der Machthaber welcher sich karg und gleichgültig erwies, oder endlich doch glaubte, mit seinen Gaben einhalten zu müssen, wurde Anfangs mit sanfter Miene an seine christlichen Pflichten erinnert, dann sanft aber bitter getadelt, dann geschmäht und herausgefordert.

Diese Eigenschaften hatte Maximus erwogen. Der geschmeidige Tyrann zeigte den heiligen Männern, die sich in seinem Palaste drängten, daß er ihnen einen frommen Herren genommen, um ihnen einen frommeren zu geben. Er kam Allen mit Hingebung und ausgesuchter Verbindlichkeit entgegen, begnadigte wo sie baten, verfolgte wo sie denuncirten, gewährte was nur zu gewähren war, floß über von Versicherungen der Rechtgläubigkeit, des wärmsten Eifers für die Einheit und alle übrigen Interessen der katholischen Kirche. Einem so warmen Beförderer des Nicänums und der orthodoxen Priester konnte man endlich nicht umhin Glauben zu schenken, wenn er von seinen Schwüren nicht abließ, daß er keinen Theil habe am Blute des ermordeten Augustus, daß er sich den Purpur aufdringen lassen, nur um das Leben zu erretten. Bald ertönte Maximus Lob als das eines tugendhaften, gütigen, rechtschaffnen Monarchen von hundert Priesterlippen; und, was am höchsten galt, er ward gerühmt als ein ebenso feuriger wie nützlicher Freund der Kirche und ihrer Diener. Diese wurden berauscht von den Aussichten welche ihnen und ihrer Herrin winkten. Ihr Dank nahm die überschwänglichsten Formen an; ihre ferneren Bitten wurden mit erfindungsreichen und salbungsvollen Schmeicheleien begleitet; in dem Gedränge der heiligen Väter um den Kaiser her wollte Jeder den Andern überbieten, und das angenehme Gebahren der Liebe nahm bald den Charakter des weggeworfensten Kriechens an. Nur das Kleid und die seltsame Redeweise des Standes unterschied den Priester vom Hofschranzen, dessen Geldgier und eitle Ehrsucht alle Bedenken eines männlichen Herzens überwunden hatte. Selbst Kleriker, die auf Anstand etwas hielten, gestanden es schmerzlich ein, wie die priesterliche Würde sich in Gallien mit knechtischer Speichelleckerei zu den Füßen

des Usurpators niederwarf [11]). Der huldreiche Tyrann hatte den Klerus im Fluge, wie kurz vorher den Thron, gewonnen und zu allen Gegendiensten bereit gemacht.

Unter den Bischöfen welche den Hof bevölkerten, war Itacius von Ossonuba, der fanatische Feind der Priscillianisten [12]), einer der vortretendsten. Er bestürmte das Ohr des Kaisers mit seiner Wuth gegen die Sekte, welche den Sieg über seine Ränke und Verfolgungen davongetragen. In der ihm eigenen Art, laut, polternd und boshaft, trug er unter Lügen und Verleumdungen eine Geschichte von den schaudervollen Lastern und Missethaten der Wahngläubigen, von seinen gottseligen Bestrebungen und schrecklichen Leiden vor, und rief Zeter über die Schande welche der Kirche täglich widerführe, über das Entsetzen welches alle Frommen erfüllte, da eine scheusliche Sekte unter dem Schutze kaiserlicher, durch schnöde Bestechungen erlangter Freibriefe ihre Kirchen besitze, ihre Bischöfe habe, die Sacrilegien ihres Gottesdienstes begehe. Maximus sah nichts lieber, als daß der Führer der rechtgläubigen Partei ihm die Einladung entgegentrug, sich in die inneren kirchlichen Angelegenheiten zu mischen. Er bekam die katholischen Priester noch mehr in seine Hand und konnte sie noch wärmer verpflichten. Gratian hatte die Katholiken verletzt, da er den Priscillianisten Freiheit gewährte: Maximus beschloß eine leuchtende Probe zu geben, wie sehr die orthodoxe Welt mit dem Thronraube zufrieden sein dürfe. Er verordnete eine Synode in Bordeaux; hier sollten die Väter noch einmal über die Sache der Priscillianisten entscheiden. Kaiserliche Schreiben befahlen dem Präfekten von Gallien und dem Vicar in Spanien, alle Anführer der von jener Pest ergriffnen Menschen vor das Gericht der Synode bringen zu lassen. Sie trat 384 zusammen; doch ehe nur ein Bischof seinen Fuß zur Reise vom Hof oder aus seinem Sitze nach Bordeaux aufhob, wußte man schon, was die Priscillianisten zu gewärtigen hatten. Ihr Bischof Instantius wurde denn auch des Bisthums unwürdig und verlustig erklärt. Nach ihm sollte der Bischof Priscillian verhört werden; doch er appellirte an den Kaiser. Denn mußte er auch dessen Ansichten kennen, so hoffte er doch von Maximus selbst wohl noch Besseres als von der Dienstbeflissenheit und Wuth seiner priesterlichen Werkzeuge und Freunde. Die versammelten Väter hatten nichts gegen diese Appellation einzuwenden. Zwar gaben sie eins ihrer wesentlichsten

Rechte aus der Hand: die Befugniß, in dogmatischen und rein kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu urtheilen; doch ein so katholischer, viel gewährender Fürst durfte nicht vor den Kopf gestoßen werden, indem man ihm stolz und mißtrauisch die Gelegenheit abschnitt, sein Wort hören zu lassen; und wie dieses Wort lauten würde, dessen war man so ziemlich sicher, dafür konnte man nöthigenfalls noch wirken. Maximus nahm die Appellation Priscillians und den Beschluß der Synode mit Genugthuung entgegen. Auf seinen Befehl wurden alle Priscillianisten, Männer und Frauen, von Bordeaux nach Trier gebracht. Alle Väter eilten vom Concil wiederum an den Hof; ihnen voran die eigentlichen Lenker der Synode, die Dioskuren der spanischen Rechtgläubigkeit, Idatius von Merida und Itacius von Ossonuba. Die wilden Eingebungen dieser beiden Priester fanden bereitwilliges Gehör bei dem kaiserlichen Landsmann. Maximus berieth mit dem Haufen seiner Bischöfe die allerschärfsten Maßnahmen gegen eine Rotte rasender Häretiker, deren schauderhafte Verbrechen keines Mitleids würdig seien. Bald wußte man in Trier, daß eine peinliche Untersuchung geführt werden und Blut fließen sollte.

Von allen den christlichen Priestern am Hofe des Usurpators war es nur einer, welcher diesen wilden Absichten entgegentrat und die Sprache einer gewissen Milde und Anständigkeit redete. Der berühmte Bischof Martin von Tours nahm in Gallien fast noch eine höhere Stellung ein als Ambrosius von Mailand in Italien. Nur die Nachwelt hat ihn in das bescheidnere Licht zurücktreten lassen, welches ihm gebührt. Die Zeitgenossen nannten ihn einen apostelgleichen Mann; aber alle Apostel zusammengenommen haben nicht halb soviel Wunder gethan, Kranke geheilt, Todte auferweckt, Heiden durch ihre übernatürlichen Kräfte zum Christenthum bekehrt als Martin von Tours. Jeder einzelne von ihnen, geschweige der heilige Ambrosius, muß in dieser Hinsicht beschämt zurücktreten vor den gotterfüllten Leistungen dieses Heiligen [13]). Martin war der Sohn eines heidnischen Offiziers von Rang; und da die Kinder der Veteranen zum Kriegsdienst herangezogen werden sollten, wurde auch er Soldat, obgleich mit widerstrebendem Herzen. Denn ihn erfüllte schon früh das Ideal eines christlich ascetischen Lebens und die brennende Sehnsucht, ihm sich hinzugeben. Er ward ein Mönch in Waffen, ein fastender und betender Eremit unter den ausschweifenden Commilitonen, und bediente seinen Sklaven, um

ſich in der Demuth zu üben. Seitdem er im Winter einmal auf der Straße ſeinen Soldatenmantel mit dem Schwert durchhauen, um einen vor Froſt zitternden Bettler mit der Hälfte zu bekleiden, und ihm Nachts darauf Chriſtus erſchienen war, mit demſelben Mantelſtück angethan, von Engelchören umgeben, ſtockte die Fluth der Wunderthaten und himmliſchen Erſcheinungen nie mehr bei dem heiligen Martin. Er bekannte vor Julian dem Apoſtaten mit kühnen und begeiſterten Worten ſein Chriſtenthum, weigerte ſich ſtandhaft, im Kampfe Blut zu vergießen, forderte aber, als Beweis ſeines Muthes, unbewaffnet vor die erſte Schlachtreihe zwiſchen Freund und Feind geſtellt zu werden. Als Tages darauf die Schlacht beginnen ſollte, ſchickten die Germanen um Frieden; und kein Zweifel wird uns geſtattet, daß der Himmel zu Gunſten ſeines frömmſten Sohnes dem abtrünnigen Cäſar dieſen unblutigen Sieg geſchenkt habe. Endlich aus dem Kriegsdienſt entlaſſen, gab ſich Martin ganz einer ausgeſuchten Asceſe hin, verkehrte mit den hervorragendſten nicäniſchen Biſchöfen, wanderte nach Mailand, gründete ein Kloſter dort, wurde von dem arianiſchen Biſchof Auxentius auf das Wildeſte verfolgt und kehrte nach Gallien zurück.

Trotz all ſeiner leuchtenden Thaten blieb er noch ziemlich unberühmt, bis er den erſten Todten auferweckte, wobei ſich zwei Engel betheiligten. Von dieſer Zeit an wurde ſein Name in ganz Gallien genannt, und ſtand es feſt, daß Martin ein apoſtelgleicher Heiliger ſei. Doch der beſcheidne Mann verbarg ſich vor ſeinem Ruhm in einem Kloſter, das er in der Einöde gegründet, bis die Stadt Tours ihn zu ihrem Biſchof erwählte, nachdem die Gegner dieſer Wahl durch ein offenbares Himmelszeichen beſchämt zum Schweigen gebracht waren. Es muß im Jahre 375 geweſen ſein, daß Martin den Stuhl von Tours beſtieg [14]). Bald darauf ging er an den Hof Valentinians des Aelteren, als dieſer Kaiſer bereits eifrig zum Quadenfeldzuge rüſtete, den er nicht beenden ſollte. Der Biſchof richtete ſo viele und anhaltende Bitten an Valentinian, welche dieſer glaubte nicht befriedigen zu können, daß der heftige Monarch befahl, den zudringlichen Heiligen aus dem Palaſt zu weiſen und nicht wieder vorzulaſſen. Denn Valentinians zweite Gemahlin Juſtina, die böswillige Arianerin, hatte den Kaiſer gegen die frommen Prieſter des rechten Glaubens aufgehetzt, wie die Katholiken erzählten. Martinus nahm ſeine Zuflucht zum Gebet bei Tag und Nacht, wälzte ſich auf dem Boden, beſtreute ſein

Haupt mit Asche, aß und trank nicht, bis nach sieben Tagen ein Engel des Herren ihm gebot, in den Palast zu gehen. Dort fand der Bischof durch göttliche Veranstaltung alle Thüren offen und keinen Trabanten oder Soldaten welcher ihn abwies. Er drang ins Zimmer des Augustus ein; Valentinian wollte ihn leidenschaftlich anlassen, doch plötzlich stand der kaiserliche Sessel in Flammen und verbrannte dem Imperator die nächsten Körpertheile. Auf so nachdrückliche und schmerzhafte Zeichen blieb dem erschreckten Fürsten nichts übrig als aufzuspringen, den sichtbaren Liebling Gottes zu umarmen, verehrungsvoll zu küssen, reich zu beschenken und ihm mehr zu gewähren als er forderte. Man sieht, Martin von Tours hatte noch viel schärfere Waffen himmlischer Natur als Ambrosius von Mailand, um die Kaiser zu bezwingen. Es schien, den großen nicänischen Heiligen aller Länder vermochte keine irdische Gewalt mehr zu widerstehen.

Doch die größte Macht übte Martinus über die Heiden aus. Es muß unter Gratian gewesen sein, daß er seine kriegerische Thätigkeit gegen die Tempel und Idole begann; denn Valentinian I. würde selbst von diesem Heiligen eine so bittere Verletzung der Religionsfreiheit, eine so wilde Ruhestörung seiner Provinzen kaum geduldet haben. An der Spitze von fanatisirten Pöbelmassen, umringt von Mönchsschaaren aus den eben gegründeten Klöstern, zog Martinus, nach dem Muster seiner orientalischen Amtsbrüder, in Gallien umher, riß ein, brannte nieder, stürzte um was er fand, schlug den Widerstand der herbeieilenden Götzenpriester und ihres Volkes auf die nachdrücklichste Weise, am liebsten freilich durch Wunder zu Boden. Ein heiliger Baum, an welchen er die Art gelegt hatte, wollte auf ihn niederstürzen; doch die erhobne Hand und das Zeichen des Kreuzes zwang den bereits tief geneigten Stamm, augenblicks auf die andere Seite zu fallen. Das unzählige heidnische Volk, in dessen Angesicht dies geschah, bekehrte sich; die Mönche, welche eben noch gezittert hatten, jauchzten und weinten vor Freude. Das Feuer welches er in einen uralten und weitberühmten Tempel geworfen hatte, drohte ein nebenstehendes Haus zu ergreifen, aber der Wink des Heiligen gebot sofort den Flammen Halt. Ein Tempel, aus ungeheuren Felsstücken so fest gegründet, daß nach der Meinung menschlich rechnender Priester nur die lange Arbeit aufgebotner Soldaten ihn zusammenreißen konnte, widerstand dem Gebete des Heiligen nicht; denn ein Orkan

erhob ſich und raſirte an einem Morgen die Stätte des Dämons bis zu ihren Fundamenten fort. Beſonders die Bauern ſetzten der gotterfüllten Thätigkeit Martins ihre frevelhaften Verſuche entgegen; es kam zu blutigen Gefechten zwiſchen den heidniſchen und chriſtlichen Prieſtern und ihren Völkern. In einem dieſer Scharmützel drang ein beſonders frecher Bauer mit gezücktem Schwert auf den Biſchof ein; Martin warf das Pallium ab und bot ſeinen nackten Hals dem Streiche dar; doch wie der teufliſche Mörder ausholen wollte, ſtürzte er rücklings nieder und bat um Verzeihung. Ein andermal führten ſogar zwei geharniſchte Engel die Gottesſtreiter gegen die Knechte der Dämonen an, ſo daß der bisher kräftig vertheidigte Tempel erobert und umgeſtürzt, alle Altäre, Statuen und Bilder zu Staub zermalmt werden konnten.

Nach ſolchen außerordentlichen Wundern, denen Martin die Kraft ſeiner Predigten beigeſellte, blieb den Heiden nichts übrig als in hellen Haufen zu dem mächtigen Gott überzugehen, welchen der Biſchof von Tours ihnen brachte, und ſelbſt die Hände an die eben noch vertheidigten Heiligthümer zu legen. Es wird verſichert, daß Martin der eigentliche Bekehrer vieler Gegenden Galliens iſt; und wo noch vor Kurzem kaum ein Chriſt lebte, da ſtanden jetzt Kirchen, lagen Klöſter ſtatt der Tempel, Altäre und Götzenbilder, dicht über das Land geſtreut. Denn Martin iſt auch der eigentliche Begründer des Mönchthums nach orientaliſchem Muſter in Gallien; und bald war kaum eine Stadt, die ihre Prieſter nicht am liebſten aus den Cönobien Martins holte [15]).

Dieſer große Wunderthäter und Tempelverbrenner, Heidenapoſtel und Kloſterſtifter würdigte jetzt den Hof von Trier mit ſeiner Gegenwart. Er hatte ebenfalls auf der Synode von Bordeaux getagt [16]), und war mit ſeinen Amtsbrüdern zurück nach Trier gereiſt. Doch während die übrigen Biſchöfe ſich immer tiefer in die Niedrigkeit knechtiſcher Schmeichelei und Dienſtbefliſſenheit verloren, hielt Martinus allein die apoſtoliſche Würde vor dem Thron aufrecht. Er hatte ſich unter den ausſchweifend wunderlichen Formen damaliger Heiligkeit ein richtiges Gefühl für wahre Tugend bewahrt, und überſah nicht ſo leicht wie andere orthodoxe Prieſter moraliſche Fehler über den Eifer für das Nicänum und für die unumſchränkte Herrſchaft der katholiſchen Kirche. Unter dem ſchmutzigen Aſcetenkleide das er auch als reicher Biſchof beibehielt, war noch etwas von dem großen Prinzip der Wahrheit

wach geblieben, welche, wie sie das Gute hervorbringt, dauernd und rein auch nur durch gute Mittel und gute Menschen gefördert werden könne. Er hatte sich ebenfalls für einige Bedrückte und Verfolgte zu verwenden, und legte sein Wort für die Priscillianisten ein. Er tadelte laut und unaufhörlich den wüthenden Itacius und ermahnte ihn, von dem Scandal seiner Anklage abzustehen; er beschwor Maximus, nicht das Blut der Unglücklichen zu vergießen; es sei vollkommen genug, daß sie als Häretiker verurtheilt und aus ihren Kirchen getrieben würden; es sei ein bisher nicht erhörtes Unrecht, daß weltliche Richter über rein kirchliche Sachen entscheiden sollten. Und als er von Trier abreisen mußte, hatte seine Autorität den Kaiser wirklich zu dem Versprechen gebracht, daß wenigstens nichts Blutiges beschlossen werde.

Indessen, Maximus war nicht gewillt, sein Versprechen zu halten. Die Güter des reichen Priscillian, der Matrone Euchrocia, einer von den ergebensten Schülerinnen des Sektenführers, und der übrigen hervorstechenden Häretiker, winkten seiner Habsucht. Zudem hatten Justina und Valentinian II. bereits ihre arianischen Neigungen offen enthüllt. Die heftigen Kämpfe um die Basilika in Mailand waren Ostern 385 vorgefallen; der Bruch zwischen Ambrosius, „dem Thurm der Rechtgläubigkeit", in Italien, und dem Hofe dauerte fort. Je arianischer die Herrscher des Nachbarreiches sich zeigten, desto katholischer mußte Maximus werden, um auch dort die katholischen Priester und Laien zu gewinnen. Er lieh deshalb den wilden Rathschlägen zweier besonders erhitzter Bischöfe gern sein Ohr und befahl die peinliche Untersuchung. Evodius, der prätorische Präfekt dieses Jahres, ein Mann von Rauheit und Strenge, erhielt die Oberleitung des ersten Ketzergerichtes welches von Staatsbehörden instituirt worden ist. Der Bischof Itacius warf Alles beiseit was Scham, Menschlichkeit und priesterliche Würde hieß, und übernahm mit eherner Stirn das Amt des Anklägers auf Leben und Tod. Die Anklage lautete nicht vorzüglich auf irrige Glaubenslehren: man schob mit der Miene entrüsteter Tugend Vergehen wider die Sittlichkeit vor, welche nach römischem Gesetz mit Hinrichtung bestraft wurden. Häßliche und abenteuerliche Erfindungen, ausgebrütet von der beschmutzten Phantasie lüsterner Mönche und Priester, und ins Volk verbreitet von deren giftigen Zungen, wurden zu Beschuldigungsparagraphen formulirt. Es war das Geringste, daß die Priscillianisten Zau-

berei getrieben haben sollten; und schon hierauf stand ein schmerzhafter Tod. Man legte ihnen unter, sie hätten die Obscönität zum Prinzip erhoben und gingen demgemäß einer bestialischen und zugleich raffinirten Unzucht nach; sie versammelten sich zu nächtlichen Orgien unter dem Namen des Gottesdienstes, beteten nackt und sängen während der heißesten Umarmungen bezügliche Verse aus dem Virgil [17]). Verbrechen ähnlicher Natur hatten einst die Heiden den Christen zur Last gelegt; jetzt hatten die Christen gelernt, das traurige Geschäft noch besser zu betreiben.

Da die Anklage so lautete, konnte man sich bei dem Vorschreiten gegen die Sektirer und ihre Priester auf Gratians verständiges Gesetz vom Jahr 376 stützen, wonach kleine Vergehen wider die Ordnungen der Kirche von den Synoden gerichtet werden sollten, Kapitalverbrechen der Kleriker jedoch vor das Forum des Staates gehörten. Man war streng gesetzlich, indem man einen großen Frevel beging. Die in Trier eingekerkerten Priscillianisten wurden der Tortur unterworfen. Itacius und seine bischöflichen Spießgesellen standen bei den Folterknechten, weideten sich an den Zuckungen und Schmerzenslauten ihrer besiegten Feinde, legten ihnen die bösartigen Anklagen Punkt für Punkt in den Mund und hatten die Genugthuung, daß Priscillian und die andern Sektenpriester, von Nachtwachen, Fasten und Sorgen bereits gebrochen, daß eine schwache Frau wie Euchrocia, die entsetzlichen Qualen nicht ertrugen, sondern bekannten was ihre Peiniger verlangten [18]). Itacius triumphirte; aber das bis dahin unerhörte Verfahren eines Bischofs erregte bei den Priestern von einigem Anstandsgefühl denn doch eine so lebhafte Mißbilligung, daß Maximus in den Schlußverhandlungen seinen Lieblingsprälaten als Ankläger zurücktreten ließ, und einen hohen Fiscalbeamten vorschob. Endlich wurden der Bischof Priscillian, einige Diakone und andere Priester der Sekte und die Wittwe Euchrocia zum Tode verurtheilt. Sieben Personen starben für ihren Glauben durch das Schwert. Der Bischof Instantius nebst mehren Klerikern erlitten das Elend des Exils und die Confiscation ihrer Güter. Diese Verbrechen geschahen 385.

In späterer Zeit haben katholische Priester die Hinrichtung der Ketzer ohne Scheu gebilligt. Ein Papst wie Leo der Große spricht bereits offen seine Genugthuung aus [19]), und ein Chor kleiner Priester hat dessen Worte bis auf den heutigen Tag zu

den seinigen gemacht. Zu Ende des vierten Jahrhunderts hatte der Klerus bereits viel gesündigt, viel Thaten der Wuth und Zügellosigkeit begangen, hatte tapfer an Herzenshärtigkeit zugenommen; doch auf die Höhe der Weltanschauung welche das Blut Andersmeinender mit Freuden als nützlich für die Einheit der Kirche, als ein Gott wohlgefälliges Opfer unter Henkershänden fließen sieht, war die Mehrzahl der Priesterschaft noch nicht angelangt. Ein Rest von Geistesfreiheit und Milde, wie das ursprüngliche Christenthum sie lehrte, hatte bisher vom Aeußersten zurückgehalten. Und so schien es fürs Erste, als solle Maximus seinen Zweck verfehlen. Ein Schrei der Entrüstung und des Widerwillens ging durch die katholische Welt, als der Tyrann kühn die Consequenzen zog, zu welchen die Lehre von der absoluten Einheit des rechtgläubigen Bekenntnisses, von der nothwendigen Unterdrückung des Ketzerthums und den Diensten welche der Staat hierbei der Kirche zu leisten habe, über kurz oder lang immer führen mußte. Bereits Constantin I. hatte nach dem Concil von Nicäa den Tod auf die Verheimlichung arianischer Schriften gesetzt; Gratian die schwerste Strafe, wahrscheinlich den Tod, auf die Feier eines nichtnicänischen Gottesdienstes. Allein wer da wollte, der konnte in einer etwa eintretenden Hinrichtung die Folge des Ungehorsams gegen kaiserliches Verbot erblicken; und es verlautete wenig von solchen Executionen. Theodosius war bereits einen großen Schritt weiter gegangen, als er durch seine Ketzeredikte wider die Manichäer direkt den Glauben mit dem Tode bedrohte. Doch wenn ertappte Anhänger des Mani wirklich hingerichtet wurden, so geschah es vereinzelt in abgelegenen Distrikten des Reiches, in unauffälliger Weise, und die Christenheit sprach nicht weiter vom Ende eines unbedeutenden und abstrusen Häretikers. Wenn der Kaiser ein seltnes Thier im Vivarium erlegt erlegt hatte, so machte das mehr von sich reden. Daß heterodoxe Bischöfe von ihren Stühlen verjagt, ins Exil getrieben wurden, hatte einst als die Spitze der Glaubenstyrannei gegolten; jetzt war es alltäglich und selbstverständlich; nur die betroffne Religionspartei rief Gottes Fluch über die teuflischen Verfolger herab, und wußte daß sie ebenso verjagen und verbannen würde, wenn der Tag ihrer Herrschaft anbräche. Das Blut von Klerikern war schon öfter geflossen; Mönche und gottgeweihte Jungfrauen waren öffentlich ausgepeitscht worden; Militär hatte auf Schaaren von

Gläubigen eingehauen, Geiſtliche und Laien hatten die Kerker gefüllt. Allein es war in der Wuth religiöſer Straßenkämpfe um ein dogmatiſches Wort oder eine Kirche geſchehen; und der Staat ſah die Beſtraften mehr als Rebellen, weniger als Falſchgläubige an. In Gallien jedoch wurden die zahlreichen Häupter einer großen, vom vorigen Kaiſer ausdrücklich ſanctionirten Religionsgemeinſchaft aus dem Sitzungsſaal einer Synode in die Kerker geſchleppt; mit demonſtrativer Feierlichkeit, unter allgemeinem Aufſehen ſetzte der Staat ein Ketzertribunal von weltlichen Richtern ein; Biſchöfe traten vor die Seſſel der Laien als Ankläger auf Leben und Tod; ſie ſtiegen in die Folterkammer hinab und ſahen die Qual der Ketzer auf dem hölzernen Pferde, unter den eiſernen Krallen; das Todesurtheil ward in aller Form geſprochen; das Schwert des Henkers hatte ſieben Menſchenleben auf einmal zu vernichten. Noch verdammte die Kirche als blutigen Frevel, was ſie nicht lange nach dieſem Vorgang als nützliches Werk belobte und endlich als heiliges Werk vollziehen ließ. Auch in Italien wurden die hervorragendſten Prieſter: Ambroſius von Mailand, Siricius von Rom, der Nachfolger des 384 geſtorbenen Damaſus, mit Trauer und Abſcheu erfüllt.

Martin von Tours kam 386 wiederum nach Trier. Er hatte, neben andern wichtigen Geſchäften, abermals für Verfolgte ſein Wort einzulegen: diesmal für zwei vornehme und beſonders gravirte Anhänger Gratians, den Comes Narſes und den Präſidenten Leucadius [20]). Die Hofbiſchöfe und der Tyrann ſelbſt geriethen in Beſtürzung durch Martins Ankunft; denn bei der zweifelhaften Stimmung welche jetzt ein Theil des Klerus zeigte, konnte das Urtheil des berühmteſten galliſchen Biſchofs, welcher perſönlich bitter getäuſcht und erzürnt war und kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, ihnen unbequem, ja gefährlich werden. Martin bat für ſeine Schützlinge; er beſchwor den Kaiſer, wenigſtens von der weiteren Verfolgung der Prisciliianiſten abzuſtehen, nicht die bereits deſignirten Tribunen und Truppen nach Spanien abzuſenden, um dort gegen Leben und Gut aller Häretiker zu wüthen. Zugleich aber zeigte der Biſchof in der ſchroffen Art eines damaligen großen Heiligen dem Auguſtus ſein Urtheil über ihn und den Schwarm ſeiner Hofprieſter. Er tadelte nicht bloß mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Sprache die unchriſtlichen Handlungen der Italiener und ihres nichtswürdigen Oberhauptes, er ver-

weigerte ſtandhaft die Communion mit den befleckten Gottesdienern, und wie Ambroſius während ſeiner Friedensunterhandlungen, enthielt ſich der Biſchof von Tours jedes perſönlichen Verkehrs mit dem blutigen Gewalthaber. Maximus dagegen ließ nicht ab, ihn in den Palaſt, zur kaiſerlichen Tafel einzuladen. Doch laut und verletzend rief der heilige Mann, er werde nie der Tiſchgenoß eines Menſchen ſein, welcher zwei Kaiſer beraubt habe: den einen des Lebens, den andern des Reiches [21]).

Maximus beſann ſich, ob er heftig werden ſollte. Doch dieſer feine Rechner wußte faſt immer was am Platze war, und hatte entweder keine Leidenſchaft außer dem Ehrgeiz mehr, oder konnte ſie meiſterhaft verbergen und ſehen laſſen, je nach Zeit und Zweck. Und ſo, während der plumpe Itacius ſchmähte und tobte, den Biſchof von Tours ſogar des geheimen Prisciillianismus bezüchtigte, wozu die Magerkeit des Asceten ihm einen neuen Verdächtigungsgrund darbot, während alle Biſchöfe beſorgt und verwirrt den Kaiſer beſtürmten, ihm zu Füßen ſtürzten, ihn unter Thränen baten, er möchte ſeine imperatoriſche Gewalt brauchen gegen den ſtörrigen und frechen Biſchof welcher ſie alle bedrohe, ſchlug der gewitzte Maximus ganz andere Wege ein. Er blieb die Verbindlichkeit und Sanftmuth ſelbſt, er überhäufte den Heiligen welcher in demſelben Athem bat, zürnte und verdammte, mit Ehren und Liebesbeweiſen, verfolgte ihn mit Einladungen, verſicherte ihn ſeiner Tugend. Er wiederholte unaufhörlich die alten Klagen, wie der Purpur ihm durch die Soldaten aufgedrungen ſei; er betheuerte immer wieder ſeine Unſchuld am Tode Gratians; bewies klar den Willen Gottes, welcher aus dem unglaublich raſchen Erfolge des gewagteſten Unternehmens hervorleuchte, und rühmte ſich, wie unbefleckt ſeine Hände vom Blut aller Anhänger des geſtürzten Auguſtus wären. Er ging den Biſchof um vertrauliche Unterredungen an; er ſtellte ihm vor, wie die Ketzer nach Recht, Geſetz und ſtrenger Unterſuchung verurtheilt ſeien, und zwar von weltlichen Richtern, nicht auf Verläumdungen der Prieſter hin. Es lägen wirklich keine Gründe vor, weswegen Martin den unglücklichen Itacius und deſſen Genoſſen ſo ſchwer beſtrafen, ihnen den Segen ſeiner Communion entziehen wolle. Sei doch Itacius erſt vor wenig Tagen durch eine Synode ausdrücklich von jedem gehäſſigen Makel freigeſprochen. Doch während der ſchlaue Tyrann Bitten und Vorſtellungen verſchwendete,

machte er zugleich das Schickſal des Narſes und Leucadius, das Wohl und Wehe der Prisciliianiſten in Spanien von Martins Einwilligung abhängig, an der kaiſerlichen Tafel zu ſpeiſen und mit den Biſchöfen zu communiciren.

Martin ſah ſich allein ſtehen unter dem entarteten Klerus Galliens. Von den Prieſtern gefährlich verläumdet, vom Kaiſer ſchmeichleriſch angelockt, begann er zu ſchwanken. Da meldete man ihm beim Anbruch einer Nacht, daß wirklich die Schergen gegen ſeine Schützlinge abgeſendet wären. Seine Menſchenliebe überwand die letzten Bedenken; er eilte in den Palaſt und ſagte daß er nachgebe. Der erfreute Uſurpator feierte ſeinen Triumph mit prachtvollen Feſtlichkeiten und verhüllte ihn geſchickt unter ausgeſuchten Huldigungen. Zum Feſtmahl waren die höchſten Würdenträger befohlen: der prätoriſche Präfekt, die großen Palaſtbeamten, der Bruder und Oheim des Kaiſers. Maximus verſagte ſich das ironiſche Vergnügen nicht, dem beſiegten Biſchof auch den Anblick des diesjährigen Conſuls zu bereiten; es war Evodius, welcher dem Gericht über die Prisciliianiſten vorgeſeſſen hatte. Der geſchmeidige Imperator wollte den Becher nicht eher an die Lippen ſetzen, bis Martin denſelben durch den erſten Trunk geweiht habe; und es gab den Anlaß zu neuer Bewunderung, neuen Ovationen, als Martin, ſei es aus prieſterlichem Stolz, ſei es um auf ſeine Weiſe den Anweſenden ſein Urtheil über ſie zu zeigen, den Becher nicht, wie die Sitte forderte, dem Auguſtus ſondern ſeinem Presbyter reichte, als dem würdigſten Manne nach ihm ſelbſt.

Die Gemahlin des Kaiſers war eine der frommen Damen, welche in jenen Tagen immer häufiger wurden. Sie unterſtützte Maximus Politik, wo dieſelbe einen religiöſen Weg zu nehmen ſchien. Schon lange war ſie dem berühmten Heiligen von Tours mit ihren frommen Huldigungen nachgegangen, und hingelagert zu ſeinen Füßen, hing ſie Tag und Nacht an ſeinem Munde, um weinend deſſen evangeliſche Worte einzuſaugen und nach dem bibliſchen Muſter die Thränen mit ihren Haaren zu trocknen[22]). Martinus hatte vordem kein Weib berührt und ſchon von ferne das Geſchlecht als ſataniſche Verſuchung geflohen; doch bei aller ängſtlichen Scheu konnte er der Auguſta nicht entgehen. Sie bat ſich die Freude aus, dem großen Prieſter ganz allein, ohne Anweſenheit irgend eines Dritten, irgend eines Die-

ners, das Mahl bereiten zu dürfen. Sie selbst hatte die Speisen gekocht, trug sie auf, reichte dem Heiligen Waschbecken und Handtuch, eilte geschäftig hin und her, indessen Martin auf dem kaiserlichen Polster ruhte; sie mischte und kredenzte den Wein und glaubte das herrlichste Mahl ihres Lebens zu genießen, als sie einige Brosamen aß, welche Martin übrig gelassen.

Und noch höhere Wesen als Kaiser und Kaiserin drängten sich zu diesem Heiligen ohne Gleichen heran. Martin nämlich fühlte mit schmerzlicher Reue, daß er sich von dem klugen Imperator überwinden lassen. Der letzte Priester hatte sich gebeugt, welcher die Sittlichkeit und Würde des Standes in Gallien energisch vertrat; dem gesammten Klerus war das Beispiel gegeben, wie er sich zu dem verbrecherischen Usurpator fortan zu stellen habe, und Maximus saß doppelt fest auf dem Thron. Als Martin nun auch mit den Itacianern communicirt hatte, gerieth er in tiefe Gewissensnoth über seine nachgiebige Schwäche, die einem vollkommenen Abfall gleichkam. Doch ein Engel stieg hernieder um den Zerknirschten wieder aufzurichten; wir besitzen noch die tröstenden Worte des himmlischen Abgesandten. Und bald konnte Martin erkennen, daß ein Augenblick der Schwäche ihm nicht die seit so vielen Jahren besessene Wunderkraft genommen habe. Ein heidnischer Kaufmann aus Aegypten rief während eines Sturmes den Gott Martins an, da Isis, Jupiter und Neptun nicht halfen. Augenblicks legten sich die Wellen, und der Heide wurde Christ. Aber nach Martins Tode, welcher fünfzehn Jahre später eintrat und von außerordentlichen Erscheinungen begleitet war, bemerkten die Gläubigen fast noch eine Zunahme in den Wunderthaten des Verklärten. Zu Ende des sechsten Jahrhunderts konnte Gregor von Tours, der berühmte Geschichtschreiber der Franken und einer von den Nachfolgern des großen Martinus auf dem bischöflichen Stuhl, von den Wundern berichten, welche zu seinen Lebzeiten am Grabe des Verewigten geschehen sind. Er zählt im Ganzen etwa hundert und sieben auf. Der gläubige Historiker selbst, wenn er Zahnschmerzen oder Leibschneiden fühlte, durfte sich nur vor dem verehrten Grabe niederwerfen, und ohne Weiteres war die Erlösung da.

Die düstere und häßliche Tragödie welche Maximus in Gallien spielen ließ, hatte mit dem Tode der sieben Priscillianisten und den Leiden der übrigen ihr Ende nicht erreicht. Die Exilirungen

und Confiscationen dauerten fort; unter den ferneren Opfern stach der Bischof Hyginus von Corduba hervor. Ihn traf die Rache auf denkwürdige Art. Seine Denunciationen hatten den ersten Sturm gegen die unglückliche Sekte hervorgerufen; dann war er selbst zu den Verketzerten übergetreten. Jetzt ein gebrechlicher Greis, den nur eben noch der letzte Lebensfunken erwärmte, ward er von rohen Soldaten ins Elend des Exils geschleppt, und kaum blieb ihm ein armseliges Gewand, geschweige irgend eine Bequemlichkeit für die Mühen des harten Weges [23]). Doch was die gesammte Sekte betrifft, so zeigte auch sie die gewöhnlichen Folgen der Unterdrückung. Sie wuchs an unter den Händen ihrer Peiniger. Eine neue, glühende Begeisterung kam über sie. Der Geist ihres Stifters wirkte jetzt erst mit voller Macht. Der lebende Priscillian war bereits als Heiliger verehrt worden; den gemordeten umfloß der hellste Strahlenglanz des Märtyrthums. Die Priscillianisten wußten sich die Körper ihrer hingerichteten Priester und Märtyrer zu verschaffen; sie brachten dieselben nach Spanien und mit kühner Oeffentlichkeit bestatteten sie die theuren Todten unter religiösen Ehren und großen Leichenfeierlichkeiten. Auf den Namen Priscillians zu schwören ward Sitte bei dessen Anhängern, wie Andere die heiligsten Eide auf das Evangelium oder das Haupt des Kaisers ablegten. Das stärkste Band vielleicht das es giebt, das Band gemeinsamen Duldens, umschloß die Sekte und machte sie stark zum festen Widerstande indem sie sich ausbreitete. Aber dem rechtgläubigen Klerus ward die Verfolgung der Priscillianisten und die Theilung des Raubes ein fattgedüngter Boden zu fortwuchernder Zwietracht und Verwilderung. Umsonst erhob ein wohlmeinender Priester hier und da seine Klage, wie der wüthende Hader der Bischöfe Alles verwirre und zerreiße, wie sie das ganze Leben durch Haß oder Parteigunst vergifteten, wie statt der christlichen Tugenden, die zum Himmel oder zu den Sektirern geflohen waren, der Neid, der Zwist, die Habgier und der anmaßende Hochmuth, Angst, Zorn, Charakterlosigkeit und Abfall herrschten [24]). Doch solche Stimmen verhallten wie ein trauriger Seufzer im Sturm.

Hatte Maximus bei der blutigen Ketzerverfolgung die Absicht gehabt, den Priscillianismus auszurotten, die Einheit und das Ansehen der Kirche zu befördern, so war er gänzlich gescheitert. Wollte er den Klerus Galliens sich enger verbinden, so hatte er

einen ziemlich vollständigen Erfolg. Bezweckte er, den Rechtgläubigen Italiens sich lieb und wünschenswerth zu machen, so schien zunächst die Wirkung mindestens zweifelhaft. Indessen, die Handlungen des italischen Hofes dienten dem orthodoxen Thronräuber zur starken Folie. Die katholische Welt wurde zu gleicher Zeit durch zwei Verbrechen entgegengesetzter Art in Aufregung gebracht. In Italien waren es die frevelhaften Versuche Justinas und Valentinians, eine Kirche für ihre arianischen Blasphemieen an sich zu reißen, die Kämpfe mit dem großen Ambrosius, das Gesetz vom Januar 386, welches den homöischen Arianern den Gottesdienst zusicherte, den Katholiken welche sich dagegen auflehnen würden, den Tod androhte. In Gallien war es der Tod von Ketzern. Allein nach der ersten Entrüstung über ein bis dahin unerhörtes Ereigniß konnte Maximus, verglichen mit dem ketzerischen Valentinian, im Auge der meisten Katholiken nur gewinnen. Man ist so geneigt und geschickt, die Sünden seiner Partei zum Guten zu kehren. War ein zu weit getriebner Eifer für die heiligste Sache nicht besser als der verruchte Kampf für die Raserei des Sektenthums? Schien es nicht immerhin lobenswerther, irrgläubige Bischöfe und Weiber zu foltern und köpfen als gegen die leuchtendsten Priester der Wahrheit Soldaten auszusenden, wenn sie behaupteten, der Kaiser habe nicht das Recht, eine Basilika in seiner Residenz zu besitzen? Und wenn die Perfidie auch aller Ungläubigen mit Daumschrauben und Schwert ausgerottet würde, schien das nicht immer wünschenswerther als der entsetzliche Zustand, wo die Bekenner des ewigen Christus ihre heiligen Stätten den Schändungen der Arianer preisgeben sollten, wo die Diener der heiligen, dreieinigen Consubstanzialität aus den Kirchen, vielleicht von ihren Sitzen gestoßen werden sollten, wo über Jedem das Todesschwert blitzte, der seinen Glauben zeigte, indem er sich gegen das kaiserliche Gesetz empörte? In Gallien wurden die Ketzer verfolgt; in Italien verfolgten sie, und die ganze rechtgläubige Kirche begann ihr Wehe über einen Angriff zu rufen, welcher ohne Gleichen sei. Die Wahl zwischen Maximus und Valentinian schien demnach nicht schwer.

Dies ist die Stimmung der gallischen Priester welche über Maximus geschrieben haben; und besäßen wir mehr Aeußerungen italischer Kleriker, ohne Zweifel würden sie ähnlich lauten. Jedoch Ambrosius von Mailand sah tiefer, und behielt, wie Martin von

Tours, seine Abneigung gegen den Tyrannen bei. Und gerade Ambrosius war das Ziel, auf welches Maximus seine Angriffe richtete. Bereits 385 begann er zu klagen, des Bischofs betrügerische Reden und Machinationen hätten ihn in seiner Siegeslaufbahn aufgehalten, so daß er nicht in das wehrlose Italien eingerückt sei, als ihm, seinen Legionen und barbarischen Hülfstruppen niemand widerstehen können. Er fügte noch heftigere Vorwürfe gegen den General Bauto hinzu. Dieser Germane habe verrätherisch, während der Friedensunterhandlungen, die Alanen und Hunnen gemiethet um Gallien anzufallen; ja der überrheinische Barbar wolle die Herrschaft an sich reißen unter dem schwachen Scepter eines Knaben. Es war augenscheinlich darauf abgesehen, den tüchtigsten Feldherren Valentinians zu entfernen. Die Klagen des gefürchteten Mitauguſtus wurden immer lauter, seine Sprache gekränkter, seine Haltung drohender, und der Hof von Mailand fühlte sich sehr beunruhigt. Mit aus diesem Grunde mochten Justina und Valentinian 386 ihre Versuche um die Basilika endlich aufgegeben haben. Und da nunmehr eine Art äußerlicher Friede zwischen dem Kaiser und zwischen dem Volk und Bischof von Mailand herrschte, so ließ sich Ambrosius Mitte oder Ende 386 bereitwillig finden, eine zweite Gesandtschaft an Maximus zu übernehmen. Denn er war nur in religiösen Dingen der bittere, unduldsame Gegner Valentinians. Das weltliche Interesse seines Monarchen fand einen loyalen und warmen Vertreter in ihm, der ebenso liebevoll wie edeldenkend war, wo das Dogma erlaubte, unbeirrt menschlich zu bleiben. Ambrosius trat die Gesandtschaft zur Rechtfertigung Valentinians, des Generals Bauto und seiner selbst um so lieber an, als er zugleich einen Akt der Pietät gegen den ermordeten, frommen und ihm so theuren Imperator vollziehen konnte. Gratians Leiche lag noch immer unbestattet in Gallien; man fürchtete, Maximus werde irgend einen entehrenden Unglimpf an ihr ausüben, und Ambrosius sollte sie als Friedenspfand für den Hof von Mailand erbitten.

Maximus wollte auch diesmal nicht den ruhmreichen und ehrwürdigen Bischof in Ambrosius sehen, sondern nur den Gesandten eines Herrschers mit dem er zürnte. Er empfing ihn wieder im Consistorium statt in einer Privataudienz. Jetzt aber trat Ambrosius zurück, als der Kaiser ihm den Kuß der Begrüßung geben wollte. Denn, sagte er, damals sei er als Gesandter eines

schwachen und Frieden suchenden Fürsten gekommen, heute eines gleichstehenden. Ambrosius widerlegte mit starken Worten die Vorwürfe des gallischen Kaisers; er klagte mehr an als daß er entschuldigte und vermittelte; er führte Schwerter statt Balsam im Munde. „Vergleiche dein Betragen und das Valentinians!“ rief er dem Tyrannen zu. „Du hast es veranstaltet, daß Rhätien von Feinden überschwemmt wurde; Valentinian hat dir mit seinem Golde den Frieden erkauft.“ Es ward dem Bischof leicht, die Beschuldigungen gegen Bauto und sich selbst als überaus dreist und nichtig abzuweisen. Er kam auf die Leiche Gratians. „Siehe jenen“, herrschte er den Kaiser an, „der zu deiner Rechten sitzt. Valentinian konnte seinen Schmerz an ihm rächen und ließ ihn geehrt zu dir sich begeben. Er sandte dir deinen Bruder lebend zurück, du gieb ihm den todten wieder. Aber du schützest vor, der Schmerz der Soldaten könne sich bei den Leichenfeierlichkeiten erneuern. Sie haben ihn verlassen als er lebte, werden sie den ermordeten vertheidigen? Was fürchtest du den Todten, den du hingeschlachtet hast als du ihn erhalten konntest? Du sagst: ich habe meinen Feind aus dem Wege geräumt. Er war nicht dein Feind sondern du der seinige. Wenn ich nicht irre, so bringt der Usurpator den Krieg, der legitime Kaiser vertheidigt sein Recht.“

Maximus glaubte hier zornig werden zu müssen; es kam zu heftigen Erörterungen zwischen dem Augustus und dem Bischof, und jeder forderte den anderen auf, sich nicht zu erhitzen. Als Ambrosius das Consistorium verließ war der Kaiser noch gereizter als zuvor; nichts hatte der Bischof erreicht; selbst die Leiche Gratians wurde nicht bewilligt.

Von den religiösen Vorgängen in Gallien und Italien sprach Maximus kluger Weise kein Wort mit Ambrosius. Denn er wußte, daß derselbe in Bezug auf die Priscillianisten und Itacianer die gleiche Ansicht mit Martin von Tours hegte, der wahrscheinlich zu eben dieser Zeit am Hof von Trier sich aufhielt und ebenso mit Schmeicheleien und Ehren wie der priesterliche Gesandte Valentinians mit Beweisen der Mißstimmung überhäuft wurde. Was aber die arianischen Tendenzen Justinens und Valentinians betraf, so wollte Maximus sie zum Vorwand für einen Einbruch in Italien benutzen; und es wäre seiner Sache wenig günstig gewesen, wenn Ambrosius ihm auch hier die Larve abgerissen hätte; wenn der größte Bischof Italiens, wenn der katho-

lische Bischof welcher am unmittelbarsten vom Arianismus angegriffen, am lebhaftesten gegen ihn aufgetreten war, ihm geantwortet hätte, daß er sich in die inneren Vorgänge eines anderen Reiches nicht zu mischen habe, daß es ihm nicht zukomme, Fragen der Religion mit dem Schwerte zu schlichten, daß er die Verbrechen der Habgier nicht steigern solle durch das Verbrechen frommer Heuchelei und göttlicher Vorwände für die abscheulichsten Zwecke. Doch Maximus wurde noch um vieles ungnädiger, als er bemerkte, daß Ambrosius sich gleich Martin von der Communion mit den Itacianern fernhielt. Er suchte ihn nicht, wie den berühmtesten Bischof seines eigenen Imperiums, durch Huldbeweise und Ueberredungen zu gewinnen; er wußte wohl, dies würde bei Ambrosius vergeblich sein. Er gab ihm den bündigen Befehl, sich ohne Verzug aus Gallien zu entfernen. Ambrosius erfuhr noch mit schmerzlichem Mitgefühl, wie der greise Hyginus von Corduba auf grausame Weise ins Exil getrieben wurde. Er ging die betreffenden Großen am Hofe an, sie möchten dem bejammernswerthen Greise wenigstens die nothdürftigsten Gegenstände menschlicher Gewohnheit nicht versagen; allein sie wiesen ihn mit unehrerbietiger Barschheit und Kürze ab. „Ich wurde selbst hinausgetrieben" berichtet der Bischof und pries Gott als er die gallische Gränze überschritten hatte, denn er und viele andere glaubten, er werde Maximus Nachstellungen nicht lebend entkommen.

Ambrosius sandte einen Bericht über seine gänzlich gescheiterte Legation an Valentinian voraus [25]), da er in Sorgen war, man würde in seiner Abwesenheit den Mißerfolg rasch zu Verläumdungen und Intriguen gegen ihn benutzen. „Lebe wohl Imperator", endete der Brief, „und sei mehr auf deiner Hut vor einem Menschen, welcher unter dem Deckmantel des Friedens den Krieg anspinnt." Dies war in der That Maximus Politik, besonders von jetzt ab. Er sah mit herzlicher Befriedigung auf die Vorgänge in Italien, auf die Wirkungen des Gesetzes vom Januar und die Mißstimmung der Katholiken. Wie vordem der Gegensatz römischer Civilisation und germanischer Tüchtigkeit das Reich Gratians zerrissen, dem jungen Kaiser das Leben gekostet hatte, so zerrütteten die kirchlichea Streitigkeiten Valentinians Reich immer mehr, und Maximus hielt die Zeit gekommen, diese unglücklichen Zustände für seine ehrgeizigen Pläne zu verwerthen. Er rüstete stark, zog die Legionen und Geschwader aus Britannien, Gallien

und Spanien zusammen, nahm von den germanischen Nachbarvölkern große Haufen in Sold [26]) und begann, sich in die religiösen Händel Italiens zu mischen. Als er noch Offizier in Britannien war, hatten seine geschickten Ränke die Unzufriedenheit der römischen Provinzialen und Legionen gegen Gratian vergrößert und benutzt. Der dritte Theil der römischen Welt war der Lohn seiner Verschlagenheit und Keckheit geworden. Jetzt sollte ihm ein ähnliches Spiel gleichen Gewinn bereiten. Er war den Römern Galliens und Spaniens als Feind des überhand nehmenden Germanenthums erschienen: er wollte sich den erregten Katholiken Italiens, Illyriens und Afrikas als einen rechtgläubigen Freund anpreisen, der das Ketzerthum unerbittlich hasse, die Einheit der Kirche über Alles stelle und mitfühlend die Kümmernisse zu erleichtern trachte, welche ein gottesleugnerischer Kaiser seinen eignen Unterthanen auferlege. Die Katholiken verwünschten Justinen und Valentinian; sie sollten voller Liebe und Hoffnung über die Alpen blicken und Maximus als ihren Retter herbeisehnen.

Zu diesem Zweck sandte Maximus, etwa zu Anfang 387, zwei höchst geschickt verfaßte Briefe nach Italien. Der eine war an Siricius, den Bischof von Rom. Er rechtfertigt Maximus blutige Maßregeln gegen die Priscillianisten. Der Kaiser redet die Sprache des guten Gewissens, der Zufriedenheit mit sich selbst, wie der Redliche sie fühlen darf, der Frömmigkeit und ehrfürchtigen, verbindlichen Dienstfertigkeit. Er bietet sich an, jeden Wunsch des römischen Bischofs zu erfüllen. Er versichert daß er mit allen Kräften bestrebt sei, den katholischen Glauben, die Einigkeit der Bischöfe zu erhalten, und rechnet es sich zum hohen Verdienst an, die großen Unordnungen beseitigt zu haben, die er bei seinem Regierungsantritt vorgefunden; denn sie hätten leicht unverbesserliche Uebel herbeiführen können. Es war kaum möglich daß der Brief seine Wirkung verfehlte, besonders wenn man seine Sprache und Anerbietungen mit dem Verfahren Valentinians verglich, welches die Katholiken als die wüthendste Verfolgung betrachteten.

Der zweite Brief war an Valentinian selbst; ein Meisterstück der Gottesfurcht, Aufrichtigkeit und väterlichen Besorgniß. Der Stil, welchem eine gewisse Eleganz nicht fehlt, scheint zu beweisen, daß Maximus nicht ohne klassische Lektüre noch ohne Uebung mit der Feder war. Er versichert den jungen Mitaugustus seiner

wahrhaftigsten Treue, seiner wärmsten Liebe, seiner emsigsten Beflissenheit für dessen Wohl. Wenn er nicht diese Gefühle hätte, dann, gestünde er, könnte ihm die wilde Unordnung, der Krampf, welchen jetzt, wie man sage, die katholische Christenheit in Valentinians Provinzen erleiden müßten, nur zur Freude weil zum Nutzen gereichen. „Denn was könnte einem der dein Feind wäre, wünschenswerther sein, als daß du gegen die Kirche Gottes, das ist gegen Gott selbst, Feindseliges unternimmst und dort sündigst wo schon zu irren unverzeihlich ist?“ Unter dem Vorwand dieser sorgenvollen Liebe schildert Maximus die Maßregeln Valentinians und den daraus erfolgten Zustand in dessen Reich mit absichtlicher Uebertreibung. „Ich habe gehört, — denn das Gerücht duldet nichts Verborgenes, besonders wenn die Völker davon reden, — daß durch neue Edikte deiner Mildigkeit den katholischen Kirchen Gewalt angethan ist, daß Priester in den Basiliken belagert werden, daß Geldbußen verhängt, Todesstrafen dekretirt werden, daß der allerheiligste Glaube unter dem Namen, ich weiß nicht was für eines Glaubens umgestoßen werde.“ Er richtet in feierlichem Ton die Frage an Valentinian: „glaubt deine mir so ehrwürdige Serenität, sie könne die Religion vernichten, welche einmal in die Seelen der Menschen eingezogen, welche von Gott selber gestiftet ist? Wie viel Zwietracht wird dieses Beginnen erregen!“ ruft er bekümmert und warnend aus, „welche Kämpfe werden daraus entspringen, wie häufige und verderbenbringende Aufstände! und welche Gebete der Frommen werden zum Himmel dringen, wenn unter den Christen das Schauspiel einer Verfolgung entsteht!“ Er fordert endlich den Mitaugustus auf, dem ganzen Italien, dem ehrwürdigen Rom, allen Provinzen ihre Kirchen, ihre Priester wiederzugeben und sich nicht dazwischen einzudrängen. Denn es zieme sich vielmehr, daß diejenigen ihren Irrthum ablegten, welche von der katholischen Kirche durch arianische Interpretation abgefallen seien, als daß sie den Rechtgläubigen jene Verkehrtheit einflößten [27]).

Dieser Brief eines mächtigen Kaisers welcher jedem Wort mit überlegnen Legionen Nachdruck geben konnte, mußte den größten Eindruck auf die unzufriednen Katholiken Italiens machen. Und Maximus scheint eifrig Sorge getragen zu haben, daß die Kunde seiner frommen That sich verbreitete; denn lateinische und griechische Kirchenhistoriker berichten davon [28]). Justina und ihr

Sohn zitterten vor dem Mörder Gratians; allein sie hielten es weder ihrem Gewissen noch ihrer Würde angemessen, ihre religiöse Freiheit und die Herrschermacht im eigenen Reiche den Befehlen des falschgläubigen Usurpators zu unterwerfen. Das Gesetz vom Januar 386 blieb in Kraft, und der erfreute Maximus hatte was er wünschte: einen prunkenden Vorwand um seine Ländergier zu befriedigen. Seine Haltung wurde noch drohender. Er könne nicht dulden, versicherte er immer lauter, daß im Glauben der Väter und in der kirchlichen Ordnung das Geringste verändert würde. Den Vorwurf daß er tyrannisch nach Valentinians Diadem zu greifen beabsichtige, wies er ebenso dreist mit demselben heiligen Abscheu von sich, wie den Mord Gratians. Er suchte die Gläubigen zu überzeugen, daß er nicht ein so ungeheures Heer von Provinzialen und Germanen zusammenziehe, daß er nicht Valentinian bekriegen wolle, um Gewalt zu üben, sondern weil er als ein rechtgläubiger Fürst, dessen Religion angegriffen sei, das Recht habe, einen ketzerischen Monarchen unschädlich zu machen [29]). Und bald priesen hervorstechende Priester das schöne Feuer seiner Begierde, den Makel der Usurpation von sich abzuläutern, sich als einen wahrhaft legitimen Fürsten zu zeigen, da er im Interesse der Religion seine Heere gegen Italien marschieren ließ [30]). Maximus war bereits mit dem Fluche belastet, der Kirche das erste große Beispiel zur Hinrichtung von Akatholiken gegeben zu haben. Er schien sich doppelt fluchwürdig machen zu wollen, indem er das Beispiel des widersinnigsten und gräßlichsten aller Kriege, des Religionskrieges gab. Und wenn er im Namen der heiligsten Idee auch vielleicht nicht das ganze italische Reich an sich riß, so hoffte er wenigstens ein paar Provinzen dem seinigen einzuverleiben [31]).

Schon standen seine Heere zum Einbruch bereit; allein auch Valentinian war auf der Hut, und Maximus fand dieselbe Schwierigkeit wie vor vier Jahren: die engen rauhen wohlbesetzten Alpenpässe. Er hielt sie beinah für unüberwindlich, ja sie konnten gefährlich werden. Und kamen sie wirklich in seine Gewalt, so folgten Sümpfe, Seen, Schluchten, Defileen aller Art, welche dem Vertheidiger wohlbekannt und an und für sich schon günstiger als dem Angreifer waren. Maximus liebte ohnehin nicht den offenen, so zu sagen ehrlichen Krieg, wo Feldherrnkunst und Tapferkeit den Ausschlag geben. List und Ueberraschung sollten auch diesmal das

ihrige thun. Deshalb, während alle Welt auf den Beginn des Glaubenskrieges wartete, ließ dessen Held auf einmal Friedensworte hören, stand von seinen Forderungen ab und willigte in alle Vorschläge welche eine neue Gesandtschaft Valentinians überbrachte. Der mailändische Hof war um so beglückter durch den plötzlichen Wechsel in Maximus Gesinnung, als Pannonien wieder von barbarischen Einfällen heimgesucht wurde. Die weiteren Verhandlungen nahmen einen immer vortrefflicheren Verlauf, und endlich wurde der Syrer Domninus nach Trier gesandt, um den Frieden und die neue Freundschaft vollkommen zu befestigen.

Die Schlauheit der Syrer war berühmt, und Domninus galt als ein ganz besonders kluger Mann. Seine Erfahrung und Treue wurden nicht weniger gepriesen, er war ein langjähriger vertrauter Freund Valentinians nnd eifrig besorgt für das Wohl seines jungen Kaisers. Allein in Maximus fand der Syrer seinen Meister. Der listige Kaiser überhäufte ihn mit einer Fülle von Ehren, Liebesversicherungen und Geschenken, zeigte ihm sein redlichstes Gesicht, redete seine innigste und edelste Sprache, bis Domninus den Betheuerungen, daß Valentinian keinen besseren Freund als Maximus habe, wirklich Glauben schenkte. Der erwünschte Frieden war bald abgeschlossen; Domninus wollte den Rückweg antreten, und Maximus stellte ihm einen Theil seiner Armee zur Verfügung, um die Truppen Valentinians in Pannonien zu verstärken.

Der Legat, glücklich über diesen letzten, unerwartet großen Erfolg seiner Sendung, stellte sich an die Spitze der Truppen und führte sie selbst zu den letzten Alpendefileen bis fast ins Herz Italiens hinein. Heimlich folgte Maximus mit dem Gros seines Heeres und traf durch vorangeschickte Wachen die sorglichsten Maßregeln, daß sein Marsch dem betrognen Gesandten nicht verrathen würde. Und sobald er Nachricht hatte, daß die gefürchteten Uebergänge im Besitz seiner Soldaten seien, brach er mit allen Legionen in stürmender Eile durch dieselben hindurch und stand, im Herbst 387 [82]), beinahe schon vor Mailand, ehe die bedauernswerthe Justina und ihr junger Sohn eine Meldung erhielten, welche sie schrecklich aus ihren Friedensträumen aufrüttelte. Betäubt, ohne Vorbereitung, fast ohne Schutz wie man war, konnte nur die eiligste Flucht retten. Wer seiner Religion, seiner Stellung, seines Vermögens halber den Tyrannen fürchten mußte,

folgte der Auguſta und dem kaiſerlichen Kinde. Der große chriſtliche Senator und Präfekt Probus, einer der reichſten Männer des Abendlands, leuchtete unter dem beſtürzten Schwarm hervor; der General Bauto muß einige Zeit zuvor geſtorben ſein.

Das ſtark befeſtigte Aquileja ſcheint der Ort geweſen zu ſein, wo man den erſten Schutz ſuchte [83]), und war bald mit vornehmen Flüchtlingen angefüllt. Aber die Heere des ſchlauen Eroberers nahten unaufhaltſam, und der Schrecken eines Mannes welchem bisher Alles wie im Spiel gelungen war, ſchritt ihnen voran. In Aquileja herrſchte vollkommene Auflöſung; Beſtürzung und Mangel an Truppen verſcheuchte jeden Gedanken der Vertheidigung. Der bittere Entſchluß, das ererbte Reich zu verlaſſen, mußte gefaßt werden; denn kam der junge Kaiſer lebend in die Gewalt ſeines frommen Gegners, ſo war ihm der Tod gewiß. Juſtina, Valentinian, Alle welche für Leben und Freiheit fürchten mußten, warfen ſich auf Schiffe, und wagten nicht eher, ſich einigermaßen ſicher zu fühlen, bis ſie Griechenland umſegelt und den Hafen von Theſſalonica in Theodoſius Provinz Macedonien erreicht hatten. „Nun koſtet Valentinian die Früchte der mütterlichen Rathſchläge!“ riefen die Katholiken warnend und triumphirend, „nun erleidet die Jeſabel ſelbſt das Exil, mit welchem ſie die Heiligen bedrohte!“ [84])

Maximus hatte den Thron von Italien faſt ohne Schwertſtreich gewonnen, wie den von Gallien vor vier Jahren. Nur einige Städte litten unter den Folgen der Heereszüge oder vielleicht kurzer Belagerungen. Sie alle, Placentia, Regium, Modena, Bologna, Claterna [85]) lagen am nordöſtlichen Fuße der Appenninen auf der Hauptſtraße von Mailand nach dem ſüdlichen Italien. Rom erkannte ſchnell den Sieger an, und Symmachus, der erſte Senator, ſah ſich gezwungen, einen Panegyrikus auf den betrügeriſchen Thronräuber zu ſprechen. Er that es vor Maximus ſelbſt [86]), wahrſcheinlich als Legat der Curie. Inzwiſchen ſandten Juſtina und Valentinian von Theſſalonich Boten nach Conſtantinopel, um Theodoſius anzuflehen, jetzt endlich, nach dieſer neuen Unthat wenigſtens, möge er den Uebermuth rächen, den ein niedriger Emporkömmling an dem ganzen Kaiſerhauſe Valentinians verübe.

Hatten die frommen Motive, mit denen Maximus ſeinen räuberiſchen Einbruch beſchönigte, die Katholiken gewinnen ſollen,

so waren sie auf Theodosius, den großen Feind und Vertilger des Arianismus, der die Rechtgläubigkeit über Alles setzte, nicht minder fein berechnet. Maximus brauchte nach dem Gelingen seiner That niemand mehr als Theodosius zu fürchten; und dieser Kaiser war durch die Nachrichten aus Thessalonich und Italien in den allerlebhaftesten Conflikt gebracht. Auf der einen Seite stand der Mörder Gratians, eines jungen liebenswerthen Kaisers, dessen Andenken Theodosius ehrte, den er geliebt hatte, welchem er das Diadem verdankte. Zudem war Theodosius durch seine Verbindung mit der Prinzessin Galla der Schwager des beraubten Valentinian, der Schwiegersohn Justinens; er gehörte selbst zum Valentinianischen Hause. Endlich mußte er als legitimer Fürst der natürliche Feind jeder Usurpation sein; abgesehen von einem angebornen Mitgefühl für Nothleidende hatte er für Valentinian das Interesse welches jeden Legitimen mit Seinesgleichen verbindet; und es konnte ihm nicht gleichgültig sein, daß ein ruheloser, ländergieriger, gefährlicher Mensch der kein Verbrechen scheute, sein Nachbarherrscher würde; er mußte sich sagen, daß der Krieg mit dem Emporkömmling über kurz oder lang doch unvermeidlich sei. Andrerseits aber war dieser Usurpator ein eifriger Katholik, und wenn er auch in der Verfolgung der Priscillianisten vielleicht zu weit gegangen, so hielt Theodosius diesen Fehler doch verzeihlich gegen die gräuliche Unfrömmigkeit seiner Schwiegermutter und seines Schwagers. Setzte er diese wieder auf den Thron, so begünstigte er das Schlimmste: den Arianismus, das Attentat auf den reinen Glauben, den Teufel selbst, während Maximus das Ketzerthum in Italien vertilgen, die Einheit der Kirche wiederherstellen würde.

Theodosius eilte deshalb nicht so rasch zum Kriege wie man erwartete; und seine Gegner legten dies Zaudern seiner üppigen Trägheit bei: er könne sich nicht entschließen, den Freuden des Palastes zu entsagen, nachdem er allerdings die früheren Kriege ziemlich gut beendet und die zerrütteten Zustände im Reiche nothdürftig geordnet habe [37]). Theodosius schrieb zunächst einen vorwurfsvollen Brief an den flüchtigen Kaiser. Valentinian dürfe sich über sein Unglück und die Erfolge des Tyrannen nicht wundern; denn er, der Kaiser bekriege die Frömmigkeit, der Tyrann dagegen bringe ihr Hülfe, bewehrt mit den Waffen des Glaubens. Dem Gläubigen stehe Gott, der Verkündiger und Gesetzgeber des

Glaubens, immer bei [88]). Nicht lange nach diesem eindringlichen Schreiben brach er mit einem Theil des constantinopolitanischen Senats nach Thessalonich auf. Seinen ältesten Sohn Arcadius hatte er dem Senat empfohlen, ihn in die Arme des vornehmsten Senators und Redners Themistius geführt, und ließ ihn als Augustus in der Hauptstadt des Orients zurück. In Thessalonich angelangt, kam er seinem jungen Schwager mit Liebe und Freundlichkeit entgegen, gewährte ihm alle kaiserlichen Ehren, suchte seine Traurigkeit zu lindern und vor Allem, ihn von der Krankheit des Ketzerthums zu heilen.

Indessen erfüllte es Valentinians Anhang, ja sogar die mitgenommenen Senatoren, mit Befremdung und Ungeduld, daß Theodosius keine entschiednen Maßregeln zur Züchtigung des Thronräubers traf. Im Gegentheil, er knüpfte längere Verhandlungen mit Maximus an. Er forderte ihn durch Gesandte auf, Valentinian die entrissene Herrschaft zurückzugeben, damit der Frieden erhalten bleibe. Ein abschlägiger Bescheid auf dieses Verlangen war vorauszusehen. Doch schickte Maximus seinerseits Gesandte mit Vorschlägen an Theodosius, denn ihm scheint ein Krieg jetzt nicht erwünscht gewesen zu sein. Suchte er aber den letzten Monarchen welcher seinem Streben nach der Universalherrschaft entgegenstand, durch verfängliche Bedingungen zu täuschen und zu übervortheilen, so fand er in Theodosius einen ebenbürtigen Diplomaten. Theodosius hielt die Gesandten des Tyrannen möglichst lange fest, nahm ihre Vorschläge nicht an, wies sie nicht zurück, und da er den Krieg als unvermeidlich erkannte, begann er die sorgsamsten und umfassendsten Rüstungen. Aus allen Provinzen Asiens und Europas, vom Caucasus, Taurus und von der Donau wurden die schweren und leichten Truppen, Legionen und Schwadronen zu einer bunten Einheit von Bewaffnungen, Nationaltypen und Sprachen in Illyrien zusammengezogen.

Doch den wichtigsten Bestandtheil machten abermals die Germanen aus, wie auch in Maximus Heer; und die Römer sahen mit Genugthuung, wie dieselben bepelzten Gothen, welche vor Kurzem gegen die römischen Adler gekämpft hatten, jetzt eifrig unter ihnen dienten, wie sie als gehorsame Soldaten durch die Provinzen marschierten und sie vertheidigen sollten, welche sie eben noch geplündert hatten; wie Hunnen und Alanen, einst ihre schrecklichen Bundesgenossen, auf den Namensruf im Dienste horchten,

mit den Nachtwachen alternirten und sich vor einer Strafe für Nachlässigkeit fürchteten, wie dagegen vielen Provinzialen der Kriegsdienst erlassen werden konnte [39]). Dem Heere wurden vier Generale vorgesetzt, zwei deutsche und zwei römische. Timasius erhielt den Oberbefehl über die Infanterie; Promotus, bisher Commandant (dux) von Thracien, den über die Kavalerie. Er war einer von Theodosius besten Generalen; schon 383 hatte er ein großes, aus den verschiedensten Völkern zusammengelaufenes Barbarenheer, als es unter seinem Führer Odotheus in Thracien einbrechen wollte, so blutig abgewiesen, daß das Bett der Donau mit Leichen angefüllt war, und auch die Erschlagenen am Ufer kaum gezählt werden konnten. Noch berühmter machte ihn sein wichtiger Sieg über die Ostgothen, welche 386 das Reich überfallen wollten. Durch List, Geschick und Kühnheit wendete Promotus diese schwere Gefahr ab; die große Masse von Gefangenen reihte Theodosius in das römische Heer ein, und sie kamen ihm jetzt gegen Maximus vortrefflich zu Statten [40]). Von den beiden deutschen Generalen Richomer und Arbogast wird nicht gesagt, welche Truppen sie befehligten; doch sollte Arbogast sich das größte Verdienst im bevorstehenden Feldzug erwerben. Theodosius selbst konnte um so zuversichtlicher das Heer in Illyrien concentriren, als sein Verhältniß zum persischen Könige sich immer günstiger gestaltete. Er hatte eine neue Gesandtschaft nach Ktesiphon, vielleicht diesmal unter dem jungen Vandalen Stilicho, abgeschickt; und ihr Erfolg war so groß, daß ein sicherer Frieden, wenn auch noch kein Bündniß geschlossen wurde [41]). Bald kamen persische Gesandte mit Seiden, Juwelen und auserlesnen Thieren an, und die eitlen Römer prahlten mit einer erfabelten Unterwürfigkeit des einst so übermüthigen, jetzt bezähmten Perserreiches.

Die Verhandlungen mit Maximus und die Rüstungen gegen ihn hatten etwa drei viertel Jahre gedauert. Um die Mitte 388 war auch der religiöse Unterricht Valentinians und Justinens so gut wie beendet. Valentinian, fast noch ein Kind, unselbständig, hingebender Natur, war schnell durch seinen großen Schwager von der Consubstantialität Gottes und Christi überzeugt. Justina, gedemüthigt, beraubt, hülfeflehend, durch den Erfolg geschlagen, wandte wohl nicht viel mehr gegen die göttliche Wahrheit des Glaubens ein, den ihr Beschützer für den zurückzugebenden Thron verlangte. So war dies Bekehrungswerk gelungen; Theodosius

brauchte nicht mehr fürchten für den Arianismus zu kämpfen, und brach im Mai oder Juni 388 gegen Maximus auf [42]). Kaum war es bekannt, daß der Krieg zwischen Theodosius und Maximus ausbrechen werde, so fielen die Herzen der Katholiken vom Usurpator ab und flogen dem orientalischen Kaiser zu. Wohl waren beide Gegner orthodox, beide unterdrückten das Ketzerthum, aber Saul hatte nur Tausend erschlagen, David Hunderttausend. Der Sieg über den Priscillianismus, ohnehin nur scheinbar und durch ungewöhnliche Grausamkeit befleckt, kam nicht auf gegen die glorreiche, weit ausgedehnte Bewältigung des Arianismus und der Abgötterei. Maximus war ein Räuber und Tyrann, Theodosius ein legitimer und anspruchloser Fürst; Maximus ein höchst zweideutiger Charakter, Theodosius einer der aufrichtigsten und edelsten Römer in jener Zeit. Selbst die priesterlichen Schriftsteller welche bisher Maximus wohlwollten, wenden sich jetzt zu Theodosius. Es kam hinzu, daß Maximus eben jetzt durch eine Handlung der Vernunft und Billigkeit die Christen beleidigte. Sie hatten in Rom eine Synagoge niedergebrannt. Die Klage der Juden kam an Maximus, und er befahl, die Brandstifter zur Rechenschaft zu ziehen. Dies setzte die Christen in Flammen als eine Verfolgung, eine Begünstigung der Juden, ein Sieg des Judenthums über den wahren Glauben. Sie waren fest überzeugt, daß Maximus nichts Gutes bevorstünde, da er sich zum König der Juden gemacht habe. Ambrosius von Mailand theilte vollkommen diese Ansicht, und er wünschte beinahe selbst die Synagogen anzuzünden, damit keine Stätte auf Erden sei, wo Christus verleugnet würde [43]).

Maximus befand sich in augenscheinlicher Verwirrung als es zum Kriege mit Theodosius ging. Er hatte noch nicht gehörig festen Boden in Italien gefaßt; ihm fehlte, was er für seine Feldzüge liebte: er konnte seinen Gegner nicht überlisten und überrumpeln: Theodosius war zu klug und wohl vorbereitet dazu; er fand keine große Idee, unter deren Klange seine Truppen marschieren konnten, denn jetzt war es zu offenkundig, daß es sich um Herrschaft und Leben handelte; er hatte noch keine Anhänger in den Ländern seines Gegners, deren Herzen ihm entgegenkamen, deren Zungen und Hände für ihn arbeiteten. Allein er führte auch gegen Theodosius zunächst die Waffen der List und Verschwörung. Auch im Reiche des oströmischen Kaisers suchte Maxi-

mus einen wunden Punkt, den die Eile ihm auszukaufen gestattete, und er fand ihn abermals im Germanenthum. Germanen, wie gesagt, bildeten einen Haupttheil des oströmischen Heeres. Theodosius hatte namentlich westgothische Hülfsvölker aus den thracischen Föderaten zum Kriegszug aufgeboten. Hierzu kam die Menge der Ostgothen welche 386 gefangen und dem römischen Heer einverleibt worden, endlich waren die Reihen der Legionen und Geschwader voll von Deutschen aus den verschiedensten Nationen und von anderen Barbaren. Es bestanden aber, namentlich unter den Westgothen, zwei Parteien; die eine wollte die beschworenen Verträge brechen, die andere dem wohlgesinnten und freigebigen Imperator die Treue bewahren. Diese Fragen wurden mit kühner Oeffentlichkeit verhandelt; selbst an der kaiserlichen Tafel, in Gegenwart des Augustus, kam es zum Blutvergießen zwischen den erhitzten Parteien. Jetzt wandte sich Maximus, während er noch mit Theodosius verhandelte, an die unzufriedenen Barbaren im Heer, und stachelte sie durch blendende Aussichten auf große Geschenke zu Verschwörung und Aufruhr an. Wirklich folgte eine Anzahl Germanen dieser Verführung. Schon war Alles bereit, und Theodosius ganz mit dem Marsche nach Westen beschäftigt, während sein Leben auf den Klingen der verschwornen Germanen lag. Indeß kam der gefährliche Anschlag eben noch zur rechten Zeit ans Licht; die Entdeckten flohen in die Einöden und Sümpfe Macedoniens, wurden verfolgt, zum großen Theil niedergemacht, und Theodosius setzte seinen Marsch weiter fort [44]).

Maximus war gescheitert mit dem Versuch, die Germanen in Theodosius Heer zu benutzen. Bald darauf, als er bereits im Kriege lag, ward er selbst von den Germanen angegriffen. Er hatte zwar Verträge mit den Alamannen und Franken geschlossen, und führte große Contingente aus beiden Völkern gegen Theodosius. Dies hinderte jedoch deren Landesbrüder, namentlich die Franken nicht, Gallien anzugreifen, als Maximus und seine große Kriegsmacht entfernt und ernstlich beschäftigt waren. Die Anwesenheit des jungen Augustus Victor, welchen Maximus in Gallien zurückgelassen hatte wie Theodosius seinen Sohn Arcadius in Constantinopel, flößte den Franken keine Achtung ein; ebenso wenig das dort gebliebene Heer unter den Generalen Nanninus und Quintius, denen der Usurpator seinen jungen Sohn anvertraut hatte. Die Franken durchbrachen den Gränzwall, erfüllten die Provinz

Germanien mit Verheerung und Mord, und setzten sogar das wohlbefestigte Köln in Furcht. Ein Theil kehrte, mit Beute überladen, ins Frankenland um und ließ die reichsten Gegenden wüst zurück; ein anderer Theil plünderte weiter. Ihm lieferten Nanninus und Quintius eine glückliche Schlacht im Kohlenwalde, den nordwestlichen Abhängen der Ardennen zwischen Sambre und Schelde.

Der vorsichtige Nanninus rieth von einem Rachezuge ins wilde und unbekannte Gebiet der Franken ab. Sie seien vorbereitet, und die Kenntniß des eigenen Landes gebe ihnen eine gefährliche Ueberlegenheit. Doch der unternehmende Quintius war durch den Erfolg kühn geworden; die beiden Generale konnten sich nicht vereinigen, jeder bestand auf seinem Sinn; Nanninus ging nach Mainz zurück, Quintius setzte mit dem getheilten Heer bei Neuß über den Rhein. Die Franken hatten sich auf alte germanische Art tief ins Waldgebirge zurückgezogen. Die römischen Soldaten drangen ungehindert vor, rechneten es sich zum großen Triumph an, die verlassenen Dörfer niederzubrennen, beraubten sich selbst damit der nützlichsten Sicherheitspunkte, und brachten die Nächte unter dem schaurigen Rauschen unbekannter Wälder in steter Angst vor Ueberfällen zu. Gegen die Mitte des dritten Tages geriethen sie ermüdet auf Irrwege, die Reihen lösten sich auf, die Unordnung wurde allgemein und plötzlich stand das aufgelöste Heer in einer hügligen, beschwerlichen Waldöde, wo ringsumher die Franken gewaltige Hecken und Verhaue aufgeworfen hatten. Bestürzt wollten die Römer in die Ebene hinab; doch kaum tönten die Hörner zum Rückzuge, als überall, hinter jedem Strauchwerk, jedem Baum die gefürchteten Franken sich zeigten. Von ihren hohen, sicheren Standorten wie von Festungswerken herab schossen sie vergiftete Pfeile, deren leichtester Ritz schon tödtlich war, auf das römische Heer, das jetzt in betäubter Hast, wild durcheinander, von den Waldhügeln zur sumpfigen Ebene sich wälzte, um dort, Fußvolk wie Reiterei, im Schlamme zu versinken. Die Römer hatten den gefährlichen Wald geflohen und flohen wieder zurück, weil er noch eher Rettung als die Ebene versprach. Die Legionen und Schwadronen wurden niedergehauen, die Befehlshaber lagen todt, nur eine Handvoll Soldaten rettete sich in Schlupfwinkel und im Dunkel der endlich eingetretnen Nacht [45]).

Unterdessen ward in Illyrien der Kampf um den Thron entschieden. Theodosius hatte Justinen und Valentinian zu Schiffe,

unter dem Schutz einer kleinen Flottille, nach Rom geſandt; denn er wußte, daß die Römer die unglückliche Kaiſerin Mutter und ihren beraubten Sohn mit Freuden empfangen würden, weil die Stadt dem Tyrannen abgeneigt war[48]). Vielleicht verſprachen ſich die heidniſchen Römer von einem Gewalthaber welcher Andersgläubige folterte und hinrichtete, noch weniger als von Valentinian. Die Katholiken hatte Maximus ſeit ſeinem gerechten Urtheil zu Gunſten der Juden zu Feinden; und die ganze reiche Stadt, an ihrer Spitze die begüterten Senatoren, mochte die berüchtigte Finanzverwaltung des galliſchen Kaiſers fürchten, die einem Raubſyſtem ähnlicher als einer Beſteuerung ſah. Die Abſendung jener kleinen Flotte, die Anweſenheit des italiſchen Kaiſers auf ihr, gab Maximus den Gedanken, Theodoſius habe es auf einen Seekrieg abgeſehen. Vielleicht auch hatte der kluge Theodoſius abſichtlich dieſes Gerücht verbreitet. Deshalb ſammelte Maximus raſch eine große Zahl geeigneter Schnellruderer, warf einen bedeutenden Theil ſeiner Truppen auf ſie, und ſetzte dieſer Flotte den Mörder Gratians, den General Andragathius vor, welcher, wenn es möglich war, den jüngeren Bruder wie den älteren abthun ſollte. Maximus ſelbſt führte den andern Heerestheil durch Norditalien, die Päſſe der juliſchen Alpen und Illyrien ſeinem wichtigſten Feinde entgegen, und erfuhr mit Schrecken zu ſpät, daß Theodoſius die geſammte Armee hinter ſich habe. Allein er brauchte ſeine Sache keineswegs verloren geben, wenn er ein kluger und tapfrer Feldherr war. Er beſaß immer ein achtunggebietendes Heer; er hatte die ſchon von Natur ſchwierigen Alpenpäſſe außerordentlich feſt gemacht; ſelbſt in Illyrien, an den Gränzen ſeines Reiches, geſchlagen, konnte er ſich hinter jene faſt uneinnehmbaren Bollwerke zurückziehen und den General Andragathius herbeirufen. Doch jetzt, wo ein wirklicher Krieg zu führen war, wo Maximus den Gegner nicht bereits in Händen hatte, ehe noch das erſte Signal zum Angriff tönte, jetzt zeigte er ſeine ſtrategiſche Unzulänglichkeit, ſeine ängſtliche Verwirrung nach dem erſten Unglücksfall gegenüber den hohen Kriegstalenten, der kühnen Entſchloſſenheit, den exacten Entwürfen und Bewegungen des orientaliſchen Kaiſers.

Die erſte Schlacht wurde bei Siscia an der Save geſchlagen. Maximus Armee hielt außerhalb der Stadt die Ufer des Fluſſes beſetzt. Theodoſius war eben jenſeit angelangt, ſein Heer noch beſtaubt und unausgeruht vom langen Marſch; doch er beſchloß

den Angriff, denn er glaubte seinen Soldaten etwas zutrauen zu dürfen, die er durch Cordialität und reiche Geschenke willig gemacht, durch knappe Subordination und seinen belebenden Geist mit kriegerischem Feuer erfüllt hatte. Kaum bliesen die Hörner zum Angriff, so gab die Kavalerie den Pferden die Sporen, setzte in den Fluß, schwamm hindurch und die Infanterie folgte. So stürmisch war das Vordringen, daß die bestürzten Maximianer geworfen wurden fast ehe sie an Vertheidigung dachten; und der Beginn des Kampfes fiel beinah mit der Eroberung des Schlachtfeldes zusammen. In angstvoller Hast drängte das geschlagne Heer nach Siscia, um hinter den Mauern Schutz zu finden. Aber die Gräben wurden mit Leichen angefüllt, und noch in den Thoren mordeten die Truppen des Theodosius. Andere Flüchtlinge wollten über die Save, und wurden im Flusse niedergehauen, welcher durch die Menge der Leichen anschwoll und sich roth von Blut färbte. Der General welcher Maximus Heer in dieser Schlacht befehligt, „der Fahnenträger des sacrilegen Aufstandes", wie Anhänger des Theodosius ihn nannten, war unter der Menge der Ertrinkenden.

Doch entschied die erste Schlacht keineswegs. Wahrscheinlich am Eingang der Save in die Alpen stellte sich Maximus Heer in guter Ordnung der schnell vorrückenden feindlichen Armee entgegen. Marcellinus, der Bruder des Tyrannen, „die eigentliche Kraft der verruchten Rebellion, die Megäre des Bürgerkrieges", commandirte diese Schlacht. Sie begann regelmäßiger als die von Siscia. Theodosius, und wie es scheint auch Marcellinus, hatten so ziemlich nach den Vorschriften der damaligen Taktik ihre Truppen aufgestellt. An den beiden Flügeln der ausgedehnten Angriffscolonne stand die schwere Reiterei; die erste Schlachtreihe bildeten die beweglichen Fähnlein und die leichte Infanterie in einzelnen Abtheilungen; dahinter standen die quadratförmigen, wuchtvollen Körper der Legionen. Zuerst wurden die Speere und Pfeile gewechselt; unter dem Hagel der Wurfgeschosse rückten beide Colonnen zum Angriff vor. Von Tagesanbruch bis zum Abend dauerte der Kampf; die Maximianer fochten mit einer Tapferkeit welche mit der Verzweiflung eines Gladiators verglichen wurde, dessen letzte Hoffnung sein Stück Eisen sei. Endlich siegte die größere Disciplin in Theodosius Heer. Die loseren Schlachtordnungen des Usurpators wurden durchbrochen, der Rückzug mußte angetreten werden und ging mit unglücklicher Langsamkeit von

Statten, da, wie es ſcheint, die engen Eingänge in die Alpen ſich verſtopften. Dicht auf den Rücken der Geſchlagenen hingen die Verfolger, hieben mit den Schwertern auf ſie ein oder durchbohrten ſie mit den Speeren, die aus kürzeſter Entfernung geworfen wurden. Ein wirrer Knäuel von Flüchtenden, Kämpfenden und Verſtümmelten, von Blutenden und Sterbenden, von Reitern, Wagen und Fußſoldaten, Jeder vom Anderen gedrängt und aufgehalten, ſtrebte den Bergen zu. Erſt die Nacht endete das Niedermetzeln und gab den Erretteten Gelegenheit, in der Zerſtreuung auf Höhen und in Flußthälern ihr Heil zu ſuchen. Marcellinus ſelbſt ſcheint dieſen Tag des Unglücks nicht überlebt zu haben. Die Truppen begannen dem Stern des Uſurpators zu mißtrauen, ihn ſelbſt und ſeine Führung zu verachten. Große Haufen gingen zu Theodoſius über, legten ihre Waffen vor ihm nieder, warfen ſich zur Erde, küßten ſie und baten um Verzeihung und Aufnahme. Der erfreute Kaiſer empfing ſie mit Wohlwollen; um ſo mehr vielleicht, als es hauptſächlich Germanen geweſen zu ſein ſcheinen. Denn ein Lobredner preiſt den Sieger, daß er die Bittenden huldvoll zu Römern gemacht habe [47]).

Maximus Herrſchaft neigte ſich ihrem Ende zu, noch raſcher als er ſie vor den Augen der geblendeten Römer aufgerichtet hatte. Die bittere Frucht eines langen Lebens voll ehrgeiziger Entwürfe, geiſtreichen Betruges, gewiſſenloſen Raubes ward in wenigen Tagen gekoſtet. Der kecke Uſurpator verlor die Faſſung, als das gewohnte Glück ihn verließ. Hämona, das heutige Laibach, in einer rings von Bergen umſchloſſenen Thalfläche, beherrſchte alle Alpenpäſſe die von Oſten und Weſten kamen. Maximus hatte es zum Mittelpunkt ſeiner ſorgſam gezogenen Befeſtigungslinien gemacht. Es mußte um jeden Preis vertheidigt werden, und konnte ſich lange halten. Aber ſchon hatte der Uſurpator in ſeiner Verwirrung die öſtlichen Defileen aufgegeben; der erſtaunte Theodoſius ſchrieb es der beſonderen Gnade Gottes zu, daß er die gefürchtetſten Punkte ohne Vertheidiger fand, und um Hämona ſelbſt ſcheint wenig oder gar kein Blut gefloſſen zu ſein. Man konnte glauben, heitere Feſte ſollten gefeiert werden, als Theodoſius den Mauern und Thürmen der wichtigen Stadt nahte. Die Thore waren mit Blumen geſchmückt, die Säulen mit Kränzen umwunden, Freudenfeuer brannten, das Volk eilte in dichten Maſſen herbei, um ſeine Neugier am Anblick des Siegers und der Soldaten zu ſättigen. Geſänge,

Musikchöre und Reigen wurden für nöthig gehalten. Die Nobilität des Ortes und seine ersten Corporationen durften am wenigsten bei der Begrüßung des neuen Machthabers fehlen. Die Senatoren von Hämona schritten in würdiger Procession dem Einziehenden vor die Thore entgegen und versicherten ihn ihres ungemessenen Glückes. Selbst das heidnische Priestercollegium wagte nichts als Triumph und Beseligung zu zeigen bei dem Erscheinen des christlichen Monarchen, welcher die Olympier wie kein anderer beleidigte und beraubte. Sie zogen in vollem Ornat, bekleidet mit den Purpurgewändern und den hohen, heiligen Mützen vor das Thor.

Inzwischen hatte Maximus die letzte Besinnung verloren. Er gab jede Vertheidigung der Alpen auf; alle die mühsam verschanzten Uebergänge diesseit Hämona, überaus leicht zu behaupten, von Theodosius als das Schwerste im ganzen Kriege gescheut, wurden von Soldaten entblößt, oder die Besatzungen ohne jeden näheren Befehl ihrem eigenen Schicksal überlassen. Dem Tyrannen waren alle Zügel der Kriegführung entglitten, seine besten Generale, die bisher für ihn gehandelt, waren todt oder abwesend, seine Soldaten irrten in den Bergen herum. Maximus selbst warf sich athemlos, von einigen mauriſchen Reitern, seiner braunen Lieblingsgarde, begleitet, in das stark befestigte Aquileja, die wichtigste und größte Stadt des östlichen Norditaliens, welche aber nur von einer schwachen Besatzung gedeckt war. Auf Geschwindmärschen, mit einer Eile welche kaum für möglich gehalten wurde, rückte Theodosius ihm nach. Dem Heere voran eilte noch der Franke Arbogast mit auserlesenen Truppen [48]). Unvermuthet langte er vor den Thoren Aquilejas an; ein kurzes Gefecht mit einer Handvoll Soldaten öffnete den Eingang, und Theodosius Truppen drangen in die Straßen von Aquileja. So schnell ging dieser entscheidende Vorgang von Statten, oder so geschickt wurde der Verrath ausgeübt von dem man sprach [49]), daß Maximus keine Nachricht von der Eroberung Aquilejas, seiner letzten Hoffnung, erhielt. Er saß auf einem kaiserlichen Thron und theilte Geld an seine Soldaten aus, als schon die Soldaten des Theodosius zugegen waren. Sie stürzten ihn vom Thron herab, rissen ihm das Diadem vom Kopfe, den Purpur von den Schultern, die Purpurschuhe von den Füßen, schnürten ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppten ihn vor Theodosius. Dieser hielt dem Usurpator in

maßvoller und würdiger Sprache seine Verbrechen am römischen Reiche vor; aber, wenn wir seinem Lobredner glauben wollen, so ward sein Mitleid rege, als er den bleichen, zerbrochenen und verstummten Gegner vor sich sah. Er veränderte die Farbe, seine Sprache wurde milder, doch ließ er es geschehen, als die Soldaten den Tyrannen fortrissen, um einen Spruch der Gnade zu verhüten.

Drei Meilen vor Aquileja wurde Maximus durch Soldatenhände zum Tode befördert; am 27. August oder 28. Juli 388 [50]). So endete dieser schlaue und geistreiche Usurpator, dessen große Gaben unter anderen Umständen und bei einem anderen Charakter dem römischen Reiche manchen Nutzen hätten bringen können. Denn er wußte etwas von den leitenden Ideen seiner Zeit. Aber er hatte fünf Jahre lang das Reich erschüttert und verwüstet, indem er die heiligen Namen der Civilisation, des römischen Ruhmes und des christlichen Glaubens für seine selbsüchtigen Zwecke verwerthete. Unter anderen Conjuncturen würde er auch der germanischen Frage gerecht geworden sein.

Unterdessen hatte der General Andragathius mit seiner Flotte alle Buchten und Inseln des ionischen Meeres nach den Schiffen Valentinians durchsucht, welcher schon längst glücklich in Italien gelandet war. Und während Theodosius den Usurpator in einer großen Schlacht nach der anderen besiegte, erwartete dessen größter General von Tag zu Tage, die Flotte mit der feindlichen Armee solle in Sicht erscheinen. Als ihm der Ausgang des Landkrieges endlich gemeldet wurde, verzweifelte der Mörder Gratians und stürzte sich ins Meer. Es blieb noch der junge Augustus Victor unschädlich zu machen. Arbogast wurde von Theodosius mit diesem Auftrage nach Gallien gesandt. Die Armee welche dort unter dem Befehl der Generale Syrus und Charietto [51]), — unzweifelhaft eines Germanen, — gegen die Franken gesammelt war, hätte vielleicht die Alpenpässe erfolgreich vertheidigen können. Doch als der berühmte Franke Arbogast mit seinen Truppen nahte, scheint sie ohne Schwertstreich sich ergeben zu haben, und der Sohn des besiegten Usurpators wurde getödtet. Nach dieser Execution ließ Theodosius nur maßvoll Strafen eintreten und gewährte mit ehrfürchtiger Bereitwilligkeit die Begnadigungen welche der heilige Ambrosius forderte [52]). Den Arianern wurden die Kirchen entrissen, die katholische Einheit wiederhergestellt, soweit dies von Maximus noch nicht geschehen war [53]). Hierauf ließ Theodosius

die erstaunten Römer eine Handlung von kaum noch erhörter Großmuth bewundern. Er gab Valentinian alle Länder welche seine Heere dem Usurpator abgewonnen und begnügte sich mit dem Drittheil des Reiches, wie er es von Gratian empfangen. Er konnte dies mit um so mehr Zuversicht für den Bestand des wahren Glaubens thun, als die gefährliche Ketzerin Justina, die Verführerin ihres Sohnes, um diese Zeit ihr schwergeprüftes Leben beschlossen hatte. Indessen übte Theodosius fortan eine Hoheit über Valentinian aus, welche der Gratians über seinen Bruder, und der Valentinians I. über Valens sehr nahe kam. Und man muß sagen, daß vom Jahre 388 an Theodosius thatsächlich das ganze römische Reich regierte.

„Siehe da", ruft ein Priester aus, welcher Maximus ursprünglich wohlgesonnen war, „siehe da, wie unter christlichen Monarchen, zu christlichen Zeiten die Bürgerkriege beigelegt werden, wenn sie nicht zu vermeiden sind. Theodosius setzte seine Hoffnung auf Gott, nur durch den Glauben war er größer, denn er führte ein viel geringeres Heer, und stürzte sich auf den Tyrannen. Siehe, er gelangte zum Siege, die Stadt ist eingenommen, der Tyrann ergriffen, der General welcher blutiger war als der Tyrann, ist zum Selbstmord getrieben, so viel Fallstricke sind zerschnitten, so ungeheure Rüstungen zunichte gemacht, und doch hat niemand eine List gebraucht, niemand hat eine Schlachtreihe aufgestellt, kaum ist ein Schwert aus der Scheide gezogen, und mit dem Tode jener Beiden war Alles abgethan." [54]) Die Hinrichtung des Augustus Victor und einiger Anderen verschweigt der fromme Historiker. So wurden die Anschauungen, Lehren und Berichte der damaligen Volkslehrer, der Priester, von den Ereignissen.

Das Christenthum und das Germanenthum waren seit Constantin I. die eigentlich treibenden Mächte im römischen Reiche geworden. Seit Gratian, Theodosius und Maximus bestimmen sie noch deutlicher die Politik der Kaiser und die Geschichte des Staates; und im nächstfolgenden Zeitraum werden dieselben Bedingungen immer herrschender. Theodosius blieb drei Jahre in Italien, um dort die Verhältnisse nach seinem Sinne zu ordnen. Auch an ihn stellten die Heiden das Gesuch, den Altar der Victoria

wieder aufrichten zu dürfen; allein er schlug es noch kürzer ab als Gratian und Valentinian vordem. Und schon that er entschiedenere Schritte gegen den Cultus der alten Staatsreligion. Im Jahre 391 kehrte Theodosius nach dem Orient zurück und ließ Valentinian in Gallien unter der Leitung des Franken Arbogast. Dieser energische Minister führte wieder eine so auffallende Bevorzugung der Germanen, namentlich der Franken ein, wie Gratian und Merobaudes bei weitem nicht gethan. Valentinian dagegen stellte sich zur anderen Partei; augenscheinlich wollte der junge Kaiser das Römerthum gegen seinen Minister schützen und begünstigen. Zudem war er jetzt eifrig orthodox, Arbogast hingegen ein eifriger Götteranbeter wie es scheint. Der steigende Konflikt zwischen dem Augustus und seinem germanischen General endete damit, daß Valentinian eines Morgens erwürgt im Bette gefunden ward. Arbogast, als eingewanderter Barbar, wagte nicht, den Purpur selber anzulegen. Er gab dem Notar Eugenius, einem lauen Christen, das Diadem, welcher dem Heidenthum Zuneigung erweisen und den Altar der Victoria wieder aufrichten mußte. So zeigte sich eine neue Combination: die neue Macht des Germanenthums verband sich mit der alten Staatsreligion.

Allein Theodosius besiegte 394 den Franken Arbogast und dessen Scheinkaiser Eugenius. Er hatte den gefährlichen Feldzug ganz als Religionskrieg aufgefaßt. Bald hiernach starb er, am 17. Januar 395, und es trat die letzte Theilung des Reiches unter Theodosius mönchischen Söhnen Arcadius und Honorius ein. Und wiederum ist es ein deutscher Minister, der Vandale Stilicho, welcher den Hof des Honorius und das weströmische Imperium lenkt. Das Programm seiner Regierung war: fortgesetzte Schließung der Tempel, doch Erhaltung aller heiligen Bauten, Statuen und Kunstwerke als Denkmäler einer großen Vergangenheit, als Zeichen vom Siege des Christenthums, als Schmuck des Landes und als Erzeugnisse von unübertrefflicher Schönheit und bildender Kraft; bürgerliche Gleichberechtigung der Heiden mit den Christen, aber die katholische Kirche als Staatskirche. Neben diesen verhältnißmäßig freieren religiösen Grundsätzen die Verwerthung des hoch angewachsenen Germanenthums in dem erforderlichen großen Maßstabe für das Reich. Seine Verwerthung, schon als das einzige Mittel, seine Gewalt unschädlich zu machen und das überall von Germanen angegriffene Reich zu erhalten. Stilicho regierte dreizehn Jahre,

und fiel 408 als das Opfer einer Reaction des römiſchen Weſens im Bunde mit der unduldſamſten, finſterſten Orthodoxie. An der Spitze der Verſchwörung gegen ihn ſtand ſein Schwiegerſohn und Kaiſer Honorius. Denn von jetztab nehmen die Kaiſer, thöricht und zu ſpät, Partei gegen die neue Macht des Germanenthums, welche ſie ſelbſt herbeigezogen und bevorzugt hatten, um endlich vor ihr zu erſchrecken. Die Miniſter dagegen, beſſere Staatsmänner fortan, ſind gewöhnlich für das Germanenthum. Jene Reaction unter Honorius beförderte was ſie verhindern wollte. Die Antwort des Germanenthums war der Einbruch Alarichs und ſeiner Weſtgothen. Stilicho hatte ihn beſiegt, zurückgehalten, gelenkt und verwendet bis dahin. Jetzt brach Alarich unter dem Vorwande, die Ermordung ſeines Freundes rächen zu müſſen, in Italien ein; denn er brauchte den Ermordeten nicht mehr zu fürchten. Hiermit beginnt die Zerſtückelung des weſtrömiſchen Reiches durch die arianiſchen Germanen.

Anmerkungen.

Erſtes Buch, erſtes Kapitel.

1) Hist. August. Fl. Vopisci Probus, c. 14. — 2) Ibid. 20.

3) Ibid. 15, der zugleich prachtvolle und ſubmiſſe Bericht des Kaiſers an die Patres Conscripti über ſeine Germanenſiege.

4) Hist. Aug. Carus 5. — 5) Carinus init. — 6) Eutrop., ed. Dietsch, IX. 18: sed dum bellum adversum Sarmatas gerit, nuntiato Persarum tumultu cet.

7) Daß Aper den Carus zum Weiterrücken bewogen, erzählt Vopisc. Carus 8. Die außerordentlichen und zweideutigen Umſtände bei Carus Tode, Apers ferneres Verhalten laſſen einen weit angelegten Plan deſſelben ſchon bei Carus Lebzeiten vermuthen. Vopiscus ſcheut ſich, vielleicht aus perſönlichen Gründen, das letzte Wort über Apers Schuld auszuſprechen. Aber er weiß offenbar, daß ein Meuchelmord geſchehen ſei, und von wem.

8) Carinus 17. — 9) So laſſen ſich die Berichte des Vopiscus (Carinus 18), Eutrop. IX. 20 und der beiden Victoren ungezwungen vereinigen. Vopiscus, welcher kurzweg einen Sieg Diocletians berichtet, iſt hier mit Vorſicht aufzunehmen: ſeine, im kaiſerlichen Auftrage geſchriebene Geſchichte fließt über von Verehrung Diocletians. Leider hat Zoſimus hier eine Lücke.

10) Victor epit. 39, 1. Eutrop. IX. 19. Gibbon, Kap. 13 zu Anfang, verbindet beide Angaben und macht den Vater zum Freigelaſſenen. Libertinen ergriffen oft die Schreiberbeſchäftigung. Iſt dieſe Conjectur an ſich anziehend und nicht unwahrſcheinlich, ſo iſt es doch noch anziehender und hat nicht weniger Wahrſcheinlichkeit für ſich, Diocletian wirklich als einſtigen Sklaven zu denken. Seine Erſcheinung würde noch bedeutender, das Recht des überlegnen Geiſtes träte noch klarer hervor.

11) Hist. Aug. Numerian. 13: nimia pervicacia motus inquieti pectoris comprimentis.

12) Die Schrift de mortib. persecut. des ſogenannten Lactantius: nam erat hujus malitiae: quum bonum quid facere decrevisset, sine consilio faciebat, ut ipse laudaretur, quum autem malum, — in consilium multos cet. Ebenſo Eutrop. IX. 26: moratus callide fuit, — et qui severitatem suam aliena invidia vellet explere. Burckhardt in ſeinem vortrefflichen Buche: Die Zeit Conſtantins des Großen meint zwar, „die Herrſcheridee welche ihn beſeelte, läßt ſich auf den populären Unterſchied von beliebt und verhaßt garnicht ein“, doch es ſcheint rathſam, dem vereinigten Zeugniß von Heiden und Chriſten zu glauben und danach das Urtheil über Diocletians Regierungsart zu bilden.

13) Auf dieſe Bürcaukratie näher einzugehen, iſt hier natürlich nicht der Ort. Kurz geſchildert wurde ſie in der Einleitung. Was Diocletian und was Conſtantin I. ſchuf, wird wohl nie ganz unterſchieden werden. Die Schrift de mort. p. und Eusebius hist. eccl. erwähnen ſchon viele Beamte mit den neuen bürcaukratiſchen Namen unter Diocl.; ſo könnte man glauben, D. habe bereits

das Hauptsächlichste gethan. Der sog. Lactantius macht denn auch D. einen starken Vorwurf daraus: VII. 4. Der Heide Zosimus dagegen wirft Constantin die neue Organisation vor: II. 32, 3; 33. Die Christen beschuldigten den Heiden, die Heiden den Christen. Die Römer sahen mehr das Unliebsame als das Nothwendige in der Bürcaukratie, deren Anfänge bekanntlich von Hadrian stammen. Ueber die neuen Einrichtungen: Tillemont hist. des empereurs, im Diocletien und Constantin; Gibbon, Kap. 13 u. 17. Manso, das Leben Constantins des Großen S. 125 ff. Naudet, Changements dans l'administration de l'empire romain sous les règnes de Dioclet., Const. Bethmann-Hollweg, Handbuch des Civilprozesses I. S. 19—213. Burckhardt, die Zeit Constantins des Großen S. 48—75; 452—454. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung III. Kap. 18, S. 78—142. Joann. Laurent. Lydus, de magistratibus. Notitia dignitatum, Böckings klassische Ausg. Die Commentare des Gothofredus zum Codex Theodosianus; des Cujacius zum Cod. Justinianeus. Auch der Index II., Status aulicus cet. in Wagners Ausgabe des Amm. Marcellinus, und die entsprechenden Noten Bd. II. u. III. Ritter, De Diocletiano, novarum in republica institutionum auctore commentatio, Bonn bei Cohen 1862.

14) Die Notitia dignitatum utriusque imperii. Ueber die Zeit ihrer Abfassung: Böcking, de N. D. utr. imp. Bonn 1834.

15) v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung III. 119—122 schließt aus Vegetius de re milit. II. 6, daß die alte etatsmäßige Stärke der Legion von 6100 Mann Fußvolk und 728 Reitern beibehalten sei. Dies gäbe dann, die Legionen, Auxiliartruppen, die alae und sonstigen Kriegshaufen zusammen gerechnet über 1 Million im stehenden Heer. v. W. unterscheidet natürlich zwischen etatsmäßiger und effectiver Stärke, und nimmt, gegen Gibbon, an, letztere sei bei den Legionen kaum unter 4000 M. herabgesunken. Das gäbe noch immer, zusammen mit den übrigen Truppen c. 650,000 M. Ob nun Vegetius wirklich von der etatsmäßigen Stärke zu seiner Zeit (im 5. Jahrh.) redet, ist bei seiner verworrenen Schreibart höchst zweifelhaft, wenn er auch immerfort das Präsens gebraucht. Man vergleiche z. B. cap. 2, lib. II., wo er den Unterschied zwischen Legionen und Auxiliartruppen auseinandersetzen will, und offenbar wieder mehr den alten als den neuen Begriff der auxilia vor Augen hat. Aber Agathias, hist. lib. V. 35, pag. 305, ed. Bonn. sagt, der normale Kriegsetat unter den Kaisern sei 645,000 Mann gewesen (*δεῖον γὰρ ἐς πέντε καὶ τεσσαράκοντα καὶ ἑξακοσίας χιλιάδας μαχίμων ἀνδρῶν τὴν ὅλην ἀγείρασθαι δύναμιν*). Dies kommt ungefähr heraus, die etatsmäßige Stärke der Legion auf 4000 Mann gerechnet. Denn bei der Art, wie die Byzantiner noch immer das gesammte römische Reich, auch nach dem Untergange des weströmischen, als zu Recht bestehend ansahen, meint Agathias hier unzweifelhaft die Normalstärke für das ganze Imperium. Die effective Stärke war sicherlich auch unter Diocletian viel geringer. Die Klagen über ihr Zusammenschmelzen unter den späteren Kaisern sind mannigfach und bekannt. Was der sog. Lactantius VII. sagt, D. habe die Armee viel mehr als vervierfacht, ist nicht die größte von seinen hyperbolischen Unsinnigkeiten. Xerxes mit seiner Million hätte beschämt zurücktreten müssen.

16) Eusebius hist. eccl. ed. Heinichen, VIII. 1, pag. 6 u. 7. — 17) de mort. pers. IV. „exsecrabile animal Decius".

18) Dieses Numen wird seit Diocletian namentlich von den Panegyritern häufig erwähnt und unter Danksagungen angebetet. Doch hat man in diesem Numen nicht die Person des noch lebenden Augustus zu sehen, wennschon die Anbeter von Profession das irdische und das himmlische Wesen oft mit großer Geschicklichkeit confundirten.

19) Euseb. hist. eccl. VIII. 1. — 20) Das Edikt muß man aus Euseb. VIII. 2 und de mort. pers. 13 zusammenstellen.

21) Burckhardt S. 337 u. 338 bemerkt treffend, daß ein bloßes Beharren im Christenthum nicht der Grund dieser Hinrichtungen sein konnte, da hierauf nur Degradation und Entfernung vom Hofe stand. Aber er glaubt ein Complott mehrer Christen annehmen zu müssen: etwa um Diocletian zu beseitigen

und einen christlichen Kaiser aufzustellen. Man hat solch ein Complott Einzelner natürlich nicht der gesammten Christenheit zur Last zu legen. Aber Complottiren lag überhaupt dem Charakter der Christen fern. Und welche Aussichten hatten sie selbst für den Fall des Gelingens? Waren nicht Galerius und Maximian Herculius da? War ihnen Constantius Chlorus nach einer solchen Unthat sicher? Auch findet sich nirgend die geringste Andeutung. In den späteren Edikten des Galerius und Maximinus Daza, deren Wortlaut wir besitzen, würde sicherlich eine Spur davon vorhanden, ja es würde stark betont worden sein. Irgend ein Heide hätte davon gesprochen, Diocletian und seine Mitkaiser würden es laut verkündet haben, um ihre Maßregeln zu motiviren. Die Inschrift zu Ehren Diocletians sagt nicht: sie wollten den Staat umstürzen, sondern: sie stürzten ihn um: remp. evertebant; d. h. sie waren dem Staate gefährlich; ein alter Vorwurf und gewiß ein Hauptgrund der Verfolgung für D. Die That jenes hohen Beamten welcher das Edikt herabriß, braucht nicht auf eine Hoffnung allgemeiner Erhebung gedeutet zu werden. Sie war wirklich unsinnig: aber diese Art von Unsinnigkeiten beging der Enthusiasmus der Christen oft. Herausfordernder Trotz und Hohn lag in ihrem Wesen; er zeigte sich vielfach in der diocletianischen Verfolgung und noch offener und heftiger unter Julian. Tempel anzuzünden die geöffnet werden sollten, und sich der Brandstiftung laut zu rühmen, Tumulte zu erregen, Schmähslieder zu singen, den Kaiser persönlich zu beleidigen, allenfalls einen aufgestandenen Usurpator zu unterstützen: das waren Handlungen ihres religiösen Eifers wenn sie sich angegriffen fühlten. Sie intriguirten gegen mißliebige Glaubens- und Amtsbrüder, aber sie complottirten nicht gegen die Kaiser. Vielleicht erklärt meine Darstellung den Beginn und die wachsende Heftigkeit der Verfolgung.

22) Euseb. hist. eccl. VIII. 3. — 23) Gibbon, Kap. 16 zu Ende, stellt eine Ueberschlagsrechnung auf, wonach in der ganzen Verfolgung noch nicht 2000 Personen den Tod erlitten hätten. Aber daß Euseb. de martyr. Palaest. 13 in Palästina nur 92 Märtyrer aufzählt, läßt für die andern Länder keinen sichern Schluß ziehen; und es scheint zu gering, anzunehmen, Palästina habe den sechszehnten Theil aller Märtyrer aufzuweisen. Es wird nicht einmal unter den Ländern genannt, wo die Verfolgung am heftigsten war; dies sind Afrika, Mauritanien und Aegypten. (Euseb. hist. eccl. VIII. 6.) Auch läßt sich eher annehmen, daß die Provinzen welche den Residenzen des Galerius, Maximian und Maximin näher lagen, im Allgemeinen den entfernteren nicht nachgestanden haben. Eine neue Quelle erzählt das Martyrium des heil. Coluthus in Aegypten; s. der heil. Coluthus von Uhlemann, in der Zeitschr. für historische Theologie von Illgen, fortgesetzt von Niedner, Jahrg. 1857. Doch kann man auch aus diesem koptischen Manuscript auf die Zahl der in Aegypten Getödteten keine Schlüsse machen. Auch dort ist nur von einer „zahllosen Menge" die Rede. Diese Formel ist fast stehend, namentlich bei den christlichen Schriftstellern jener Zeiten, wo wir von „Einigen" oder „Mehren" sprechen würden. Das aber ist leider unumstößlich wahr, daß die Zahl aller Märtyrer welche das Heidenthum geopfert hat, wie Nichts verschwindet gegen die Masse der Christen, welche die Christen selbst während einiger Jahre des 16. Jahrhunderts gemartert, geschlachtet und verbrannt haben.

24) Ueber Diocletians wahrscheinliches Thronfolgesystem vorzüglich Burckhardt a. a. O., S. 42—50.

25) Euseb. de vita Const. I. 22, berauscht sich in dem Glück, diese Scene zu schildern, und kann die weise That des Heeres nicht genug preisen. Eumen. paneg. VI. 8. Victor epit. 41. Zosim. II. 9 init. — 26) Euseb. hist. eccl. VIII. 17; de mort. pers. 34 u. 35.

27) Incerti paneg. Constantino 4, 4: illum denique spoliatorem templorum cet. In der Beurtheilung des Maxentius haben Heiden und Christen einen Punkt der Uebereinstimmung gefunden.

28) In Spanien hatte eine kurze Verfolgung stattgefunden; einige spanische Märtyrer werden genannt.

29) De mort. pers. 15. Ueber den Monotheismus: Burckhardt S. 247, 249, 262 ff.

30) Die Panegyriker erwähnen vieler fränkischen Völkerschaften welche Constantin geschlagen, und auch der Alamannen (Nazar. 18). Aber nur von den Brukterern wird gesagt, daß er sie den Thieren vorgeworfen, und der Grund ausdrücklich angeführt (Eumen. 12). Die andern Gefangenen werden zu Sklaven oder Soldaten gemacht sein, oder zu Colonen, was für das Land günstiger war als das Sklaventhum. Es ist kein Grund anzunehmen, daß Constantin nicht auch zu dieser Zeit wie später dem Beispiel seiner Vorgänger folgte, obgleich es für diese Jahre nicht ausdrücklich bezeugt wird. Dies kommt wohl daher, weil es den Römern als etwas noch viel Glänzenderes in die Augen stach, wenn Germanen im Circus zerrissen wurden als wenn sie das verwüstete Land cultivirten.

31) Zosim. II. 14. — 32) Euseb. h. eccl. IX. 9. Im Edikt des Const. und Licin wurden die Zusammenkünfte der Christen ausdrücklich gestattet. Die Vision und das Labarum, welche Euseb. v. C. I. 28—32 mit so glänzenden Farben beschreibt, haben in der Kirchengeschichte noch keinen Platz. Doch der sog. Lactantius de m. pers. 44 erwähnt die Vision bereits. Die Schlacht selbst beschreibt Zosim. II. 15—17 am ausführlichsten. Er und Lactantius erzählen das sibyllinische Orakel; Heide und Christ glauben gleich ernstlich an dessen Wahrhaftigkeit.

33) Das Edikt von Mailand, welches man füglich nicht mehr ein Toleranzedikt sondern ein Freiheitsedikt zu nennen hat, steht de mort. pers. 48 im lateinischen Wortlaut; nur der Anfang fehlt. Diesen giebt Euseb. h. eccl. X. 5 in sehr schlechter griechischer Uebersetzung. Darüber daß das Edikt von Mailand das Christenthum nicht zur religio licita machte, sondern das ganz neue, eigentlich unantike, christliche Prinzip allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit einführte, vorzüglich Neander, allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Bd. II., Abth. 1., Abschn. 1.

34) De mort. pers. 46, 12. — 35) Das Gebet des Engels: de m. p. 46: Summe Deus, te rogamus, sancte Deus, te rogamus. cet. Ein wahrhaft christlicher Engel würde nicht umhin gekonnt haben, den Namen Christi oder sonst einen bezeichnenden Ausdruck einzuflechten. Constantins Armeegebet: Euseb. v. C. IV. 19: *Σὲ μόνον οἴδαμεν θεόν· σὲ βασιλέα γνωρίζομεν.* cet.

36) Euseb. h. eccl. IX. 10. — 37) Diese frommen Betrachtungen schließen die Schrift de m. pers. — 38) Anonym. Valesii ad calcem Ammiani Marcellini, ed. Wagner, I. p. 611 u. 612. — 39) Zosim. II. 18, 1 u. 2. — 40) Ammian. XV. 5, 33. — 41) Cod. Theod. VIII. 16 u. Gothofreds Commentar. — 42) Euseb. h. eccl. X. 8, ed. Heinichen, p. 276; aber Victor epit. und Libanius pro templis (ed. Reiske II. p. 161) widersprechen. Euseb. v. C. I. 51—54, 58. II. 66. Ueber die Verfolgung aber vgl. den Text S. 94 nach Note 63. — 43) Euseb. h. eccl. X. 8. p. 278. — 44) Anon. Vales. p. 613.

45) Ueber den Krieg zwischen Constantin und Licinius am ausführlichsten: Zosim. II. 22—28; Anonym. p. 613 u. 614. Euseb. v. C. II. 16 u. 17 läßt nicht Constantins Waffen sondern sein Gebet den heidnischen Drachen besiegen. C. ward durch Wunder und himmlische Erscheinungen gestärkt; L., seine Anhänger und Städte durch Geisterheere entsetzt oder entzückt, je nach ihrer Richtung. Die Christen faßten diesen Krieg als Religionskrieg auf, s. namentlich v. C. II. 3; er hatte den profansten Charakter der Herrschgier, aber seine Folgen waren wichtig für die Religion. C. erließ nach seinem Siege ein neues Edikt für die licinianischen Provinzen, aus dem man ungefähr den Umfang der eben beendeten Christenverfolgung ersehen kann: Euseb. v. C. II. 24—42. Manso, Leben Const. d. Gr. S. 99 u. 100 giebt das Wesentlichste aus der unendlich langen Verfügung.

46) Ueber den Gothenkrieg von 331 und 332: v. Wietersheim, Völkerwanderung III. 197—207. Besonders Bessell, Die Gothen, i. d. Encyclop. v. Ersch u. Gruber, S. 113—115. Er giebt alle einschlagenden Quellen. Diese

beiden Forſcher haben Aſchbach, Geſchichte der Weſtgothen S. 16—18 weſentlich ergänzt und berichtigt. Ich habe indeſſen geglaubt, von Beſſell noch etwas abweichen zu müſſen. Der kaiſerliche Kameelaufſeher Colocerus verdient als Uſurpator kaum der Erwähnung. Seine That war mehr die eines Verrückten. Er wurde ans Kreuz geſchlagen. Victor de Caes. 41.

47) Er pflegte Trajan das Mauerkraut zu nennen, weil deſſen Name an allen Wänden ſtand. Victor epit. Ueber das wieder aufkommende Spionirweſen der agentes in rebus (Staatsboten), deren ſpäter 10,000 wurden, vorzüglich Gibbon Kap. 17 und Wagners index aulicus zum Ammian. Naudet, changements, II. p. 241, 329, 330.

48) Der heil. Athanaſius von Alexandrien in Tyrus 335. — 49) Ueber die Ceremonialſatzungen beſonders die Canones der Synoden von Elvira, Neocäſarea, Nicäa, Laodicäa. Vgl. Ziegler, Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der kirchlichen Verfaſſungsformen, I. S. 56 ff.

50) Origenes tract. in Matth. 31, 32. Homil. 11 in Exod. §. 6. — 51) So der römiſche Biſchof Damaſus gegen ſeinen Nebenbuhler Urſinus. Ammian. XXVII. 3, 12; 5, 9. Socrat. IV. 29. Sozom. VI. 23. — 52) Chrysostom. (Opp. ed. Montfaucon, XI. p. 506, u. Montfaucons Diatriba 4), ſchildert die Arten und die Frechheit dieſer Bettler. Die ganze angeführte Stelle t. VII. 658.

53) Ambros. Opp. ed. Benedict. de offic. II. 16; cf. Tillemont, h. d. emps. Gratien art. 14. Cod. Th. XIV. 18. — 54) Chrysost. homil. XI. §. 5, t. XI. 87.

55) Faſt alle Kirchen- und Profangeſchichten nehmen an, Conſtantin habe das Chriſtenthum zur Staatsreligion erklärt. Nur in 3 Werken fand ich bisjetzt meine Anſicht. Niedner, Kirchengeſchichte. Beugnot, h. de la destruct. du paganisme en occident, I. p. 186 ſagt: mais aucune loi ne déclarait le christianisme rel. de l'état; und ſein Buch giebt ihm Raum, dieſe Anſicht näher auszuführen. Burckhardt, Abſchn. 9 ſtellt das Verhältniß ebenſo dar, obgleich er vorher einmal ſagt, das Chriſtenthum könne von nun ab als Staatsreligion betrachtet werden. C.'s beide Edikte beim Antritt der Regierung über die bisher licinianiſchen Reichstheile (Euseb. v. C. II. 24—42; 48—60) werden gewöhnlich als Beweiſe angeführt. Sie ſind durch die Hand eines offenkundigen Fälſchers, des Biſchofs Euſebius gegangen; und ſind ſie ächt, ſo können ſie doch nur als perſönliche Glaubensbekenntniſſe C.'s aufgefaßt werden, deſſen wirkliche religiöſe Abſichten aber ſich gleich darauf, beim Bau von Conſtantinopel durch unzweifelhafte Thatſachen ganz anders kundgaben. Zweitens ſtützt man ſich auf ein Geſetz des Conſtantius von 341, Cod. Th. XVI. 10, 2; wo es heißt, Conſtantin habe die Opfer verboten. Dergleichen Berufungen auf nicht vorhandene Geſetze eines Vorgängers kommen oft vor, beſonders gern, wie es ſcheinen möchte, bei mißliebigen Maßregeln. In dieſem Falle aber iſt es erſtaunlich, daß ein ſo epochemachendes Edikt nicht aufbewahrt ſein ſollte. Und überall beſtanden die Opfer und Culte fort. Leicht möglich auch, daß nur die Privatopfer gemeint ſind. C. hat mehre Tempel ihrer Schätze beraubt (Liban. ed. Reiske, pro templis, t. II. p. 162, 183—185). Aber viele Kaiſer thaten das vor ihm. Noch von Maxentius, doch wahrlich einem Heiden, wird es ausdrücklich bezeugt (paneg. ine. Const. 4, 4). Wahrſcheinlich zog C. die Gilter der nicht mehr oder kaum noch benutzten Tempel ein. Von dieſem Gelde baute er Conſtantinopel, und in dieſer Stadt heidniſche Tempel. v. Laſaulx, Untergang des Hellenismus, S. 30 ff. hat ſo ziemlich alle Notizen geſammelt, welche für eine feindſelige Haltung gegen die alte Staatsreligion ſprechen könnten. Allein die wohlverbürgten ſagen nichts, und die etwas beweiſen würden, ſind vereinzelte, meiſt allgemein gehaltne Behauptungen des lügenhaften Euſebius oder ſpäterer, faſt noch mehr verdächtiger Kirchenſchriftſteller, die noch dazu vielfach von ihm abgeſchrieben und ſeine Angaben erweitert haben. Dieſe Kirchenſchriftſteller nehmen den Mund ſehr voll, und wenn ein Tempel ſeines unſittlichen Dienſtes wegen geſchloſſen wird, ſo heißt es, C. vernichtete von Grund aus die Stätten der Finſterniß. Man legte dem in Religionsſachen ſo maßvollen Kaiſer die Maßloſigkeit der eignen Wünſche

unter. Fast von allen Kaisern bis auf Arcadius und Honorius heißt es der Reihe nach: sie vernichteten die Abgötterei von Grund aus und zerstörten alle Tempel. Demnach fing jeder Kaiser die bereits vollendete Arbeit seines Vorgängers von Frischem an. Am Tage des Thronwechsels müssen alle zerschlagenen Statuen wieder aufgestanden, alle Tempel wieder ganz geworden sein. Man hat dies als eins der vielen Wunder anzusehen welche damals geschahen. Solche Angaben der Kirchenautoren, denen man durchaus folgen wollte, haben viel Verwirrung in die Geschichte der Kirche und des Unterganges des Hellenismus gebracht. Ein Aufsatz Niedners über Constantin und das Christenthum war mir nicht zugänglich; er stimmt mit meiner Ansicht überein, und wird sie gründlicher belegen.

56) Euseb. v. C. IV. 54. — 57) Cod. Th. XII. 5, 2. Er hatte dasselbe schon 2 Jahre vor seinem Tode, 325 gethan. C. Th. XII. 1, 21.

58) Das Treffendste über diesen Punkt sagt Gfrörer, Kirchengeschichte II. 16—20, dem ich mich hier anschließe. Vgl. aber auch Gieseler, Kirchengeschichte I. §. 89 u. 90.

59) Tillemont, mém. eccl. VI. du schisme des D. hat die Hauptquellen zusammengefügt. Neander, Kirchengeschichte II. Abth. 1., Geschichte der Kirchenspaltungen. Gfrörer II. Kap. 7. Ribbeck, Donatus und Augustinus.

60) Euseb. h. eccl. VIII. 1. — 61) Die Aeußerung des Philosophen Themistius gegen Valens, Socrat. IV. 32; Sozom. VI. 36. Heiden mußten bereits die Christen zur Duldsamkeit untereinander ermahnen. — 62) Alexanders Brief bei Socrat. I. 6. Theodoret. I. 3; Mansi collect. conc. II. zum Concil von Nicäa. cf. Sozom. I. 15.

63) Euseb. v. C. II. 61. cf. Socrat. I. 6. Theodoret. I. 5. Gregor Nazianz. orat. I. 34. — 64) Socrat. I. 6. — 65) Euseb. v. C. III. 10, und die vorhergehenden und folgenden Kapitel.

66) Die neueren kirchengeschichtlichen Darstellungen des Concils von Nicäa und der folgenden arianischen Streitigkeiten, auch Hefele, Conciliengeschichte; Baur, die christliche Lehre von der Dreieinigkeit ꝛc., machen Constantin viel zu sehr zum Spielball der ihn dogmatisch gängelnden Bischöfe, namentlich des Hosius von Cordova und Eusebius von Nicomedien. C. mußte immer nur die entgegengesetzten Dinge nachbeten, die man ihm eben vorsagte. Davon steht wirklich nichts in den Quellen, ebensowenig von den verschmitzten Parteiintriguen, welche den Kaiser umgarnten und hierhin und dorthin zogen. Die Quellen sind ausführlich genannt bei Tillemont, mém. eccl. VI., und Mansi II. p. 635 seq.; es kommen hinzu die neu aufgefundenen Festbriefe des Athanasius, aus dem Syrischen übersetzt und erläutert von F. Larsow 1852, besprochen von Hesler: Athanasius als Vertheidiger der Homousie, bei Illgen und Niedner, Zeitschr. für die hist. Theol. 1856. Jener Irrthum konnte nur entstehen, weil man die Persönlichkeit des Kaisers zu wenig bedachte. Ein so eminenter Mann, der die kaiserliche Autorität über die Kirche auf geniale Weise mit erstaunlicher Raschheit durchsetzte, läßt sich nicht von ein paar Bischöfen, — gegen ihn fast lauter kleine Geister, Athanasius ausgenommen, — herumziehen. Er wechselte nicht seine Meinungen je nachdem dieses oder jenes Parteihaupt in seine Nähe kam, sondern dieses kam in seine Nähe, weil er seine Politik verändern wollte. Letztere richtete C. nicht nach den Zuflüsterungen untergeordneter Menschen sondern nach der Lage der Dinge ein, wenn er nämlich die Lage selbst nicht autokratisch bestimmen konnte; so erlangte er leicht die Herrschaft über die Situation wieder. In Hinsicht C.'s auf dem Concil von Nicäa hat man zuletzt zu wählen zwischen den Angaben des Athanasius und Eusebius. Ich gestehe, daß ich hier dem Letzteren mehr traue, was allerdings etwas sagen will. Athanasius schrieb apologetisch und polemisch und macht gelegentliche Angaben. Eusebius schreibt zusammenhängende Geschichte, erklärt die späteren Streitigkeiten und das Verhalten C.'s besser, und stimmt mehr mit dessen Charakter zusammen. Das Richtigste scheint mir hier zu treffen: Stark, Versuch einer Geschichte des Arianismus; ein sonst ziemlich veraltetes Buch. — Was den Charakter des Concils

von Nicäa betrifft, ſo gehen auch proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker gern über deſſen viele und arge Anſtößigkeiten fort, obgleich manche es andrerſeits zu nichts als einem Intriguengeflechte machen. Die katholiſchen gar wollen ihm noch immer eine Glorie geben, welche unleidlich iſt, wenn man die Quellen, — lauter chriſtliche und überwiegend orthodoxe — kennt. Selbſt einem Möhler gelingt der Verſuch nicht ganz. In ſeinem Werke: Athanaſius der Große und ſeine Zeit ſchlägt er einen ſehr begeiſterten Ton an, verſchweigt jeden häßlichen Zug, nimmt wunderbühnliche Anecdoten auf, und muß doch wider Willen Einiges durch die Zeilen blicken laſſen, was ihm nicht lieb iſt.

67) Bei Theodoret. I. 8. — 68) Socrat. I. 14. Sozom. II. 16. — Die Kirchenhiſtoriker von Tillemont (mém. eccl. VI. note 8 sur le conc. de Nicée) bis Stark a. a. O. II. 18. bezweifeln die Aechtheit dieſes Briefes. Dagegen Neander, bei Erzählung der arianiſchen Streitigkeiten, der ſich namentlich gegen Walch, Ketzergeſchichte wendet.

69) Ich bin auf Conſtantins Reichstheilung näher eingegangen, weil man die verſchiedenſten Berichte darüber lieſt. Der Anonym. Vales. 35 ſagt beſtimmt, daß Dalmatius nur das Gothiſche Ufer beſaß; er hat bekanntlich gute Quellen und iſt einer der zuverläſſigſten Autoren. Nur ſo erklärt es ſich auch, daß D. eine ganz paſſive Rolle nach C.'s Tode ſpielte. Er war als ein von Conſtans abhängiger Fürſt dem Conſtantius an Rang nicht gleich, und die Leiche lag nicht, wie man geſagt hat, in ſeinem Gebiet. Er hatte ſehr wenig anzuordnen in Conſtantinopel, wenn er überhaupt dort war. Daß D. und Hannibalian in einer gewiſſen Unterordnung ſtanden, ſagt Zosim. II. 39: *συνῆρχον δὲ αὐτοῖς, τρόπον τινά*, cet.

Erſtes Buch, zweites Kapitel.

1) „*ταξίαρχος*", Euseb. v. C. 68; hier wohl im allgemeineren Sinne nicht blos für Legionskommandeurs genommen. Soviel geht aus den Andeutungen und Vorwürfen, dem verdächtigen Abſpringen und Verſchweigen der heidniſchen und chriſtlichen Schriftſteller hervor, daß Conſtantius eine große Schuld trug. Hauptquellen: Euseb. v. C. IV. 65 sq. Ammian. XXI. 16, 8. Julian. epist. ad Athen. Athanas. ep. ad Solitarios. Zosim. II. 40. Eutrop. X. 9. Die beiden Victor.

2) Zosim. II. 41 init.; ſeine übrige Erzählung iſt ganz falſch. Die erwähnte Reichstheilung am klarſten: Victor epit. 41. Näheres v. Wietersheim, Völkerwanderung III. 254 u. 255.

3) Conſtantins Edikt bei Orosius VII. 28. und Anonym. Val. 34 faſt mit denſelben Worten. Ueber das Fortbeſtehen der heidniſchen Culte: Beugnot, h. de la destruct. du p. I. Constantin. Ueber die beginnende Maßloſigkeit der Chriſten ibid. S. 116.

4) Firmic. Maternus de errore prof. relig. 17, 21, 29 zu Ende.

5) Conſtantius 341 in einem Geſetz an d. prätoriſchen Präfekten des Orients. Cod. Th. XVI. 10, 2. „Die Superſtition ende, der Wahnſinn der Opfer ſei unterdrückt. Wer gegen das Geſetz des hochſeligen Fürſten, unſers Vaters, und gegen dieſes Gebot unſerer Gnaden wagen ſollte, die Opfer zu celebriren, der ſoll in Strafe fallen." Conſtans gab ſolch ein Geſetz nicht. Wahrſcheinlich 346 erwähnt er nur beiläufig, daß alle Superſtition auszurotten ſei. C. Th. XVI. 10, 3.

6) Chryſost. ed. Montfaucon, Diatriba IV. p. 191. Die Diatr. III. u. IV. ſind das Lehrreichſte was man in der Kürze über das religiöſe Leben, das Sektengewirr, die ſpeculativen und abergläubiſchen Meinungen jener Zeit leſen kann; vgl. auch Müller, de genio, morib. et luxu aevi Theod. I. p. 32—38.

7) Beugnot I., Constantius et Constans.

8) Dies ſagt am klarſten Baur, die chriſtliche Kirche, 4.—6. Jahrhundert, S. 82 ff. Doch ſcheint mir die Anſicht zu weit zu gehen, der arianiſche Streit ſei kaum noch ein dogmatiſcher geweſen, ſondern ein politiſcher zwiſchen der

kaiserlichen und hierarchischen Macht. Die ganze Art der Kämpfenden, die Symbola und Synodalschreiben zeigen den religiösen Charakter des Streites zu deutlich. Auch müßten die Schriften der Kirchenväter den politischen Standpunkt mehr betonen, wenn er in erster und nicht erst in zweiter Reihe gestanden hätte. Dem homousischen Theodosius I. unterwarfen sich die homousischen Bischöfe des Orients ebenso willig wie die arianischen dem arianischen Constantius und Valens; nicht weniger die Bischöfe Galliens dem homousischen Maximus.

9) Anders sind die Tumulte bei Athanasius Zurückkunft kaum zu erklären; man müßte denn mit seinen Feinden in ihm selbst den Anstifter sehen. Socrat. II. 15.

10) Er brachte einen Brief des Constantin II., zu seinen Gunsten geschrieben, und publizirte ihn gestissentlich. Socrat. II. 3. Sozom. III. 2. Athanas. apolog. c. Arianos. Opp. ed. Benedict. t. I. pars I. p. 141.

11) Theodoret. II. 6. Athanas. apolog. p. 121 sq. Hilarii Pictav. Opp. rec. Oberthür. t. I. de synod. 34. Socrat. II. 20. Sozom. III. 10—12. Mansi III. 1 sq. Das Concil von Sardica erließ auch ein Schreiben an Julius von Rom. Hier ist die Rede von schismatischen Wölfen, häretischen Hunden, Schlangen, Teufeln ꝛc.

12) Socrat. II. 22, 23. Sozom. III. 20, 21. Philostorg. h. eccl. III. 12. Theodor. II. 6. — 13) Ueber Constans Charakter Eutrop. X. 9. Die Victoren. Zosim. II. 42. Zonaras XIII. 5 u. 6. Ammian. XVI. 7, 5. — 14) Zosim. II. 42. Zonar. XIII. 6. Ammian. XV. 5, 16. — 15) Eckhel, doctrina numm. VIII. 122. — 16) Zosim. II. 54. Eutrop., Victores. — 17) Juliani Opp. ed. Spanheim. orat. I. p. 34. — 18) Victor, de Caes. 41.

19) Eutrop. X. 15: „vir egregiae tranquillitatis". Ueber Constantins Charakter: Ammian. XXI. 16. XIV. 9, 2. XVI. 8, 10. Zosim. III. 95. Die Victoren. Libanius ed. Morelli (Reiskes Ausg. ist mir augenblicklich nicht zur Hand), vorzüglich tom. II., die Reden auf Julian und an Theodosius (or. 12) passim. Julian. ep. ad Athen.; ein Brief welchen Julian zur Rechtfertigung seiner Schritte gegen C. schrieb, der aber keine Anklage enthält, welche von anderen Autoren nicht in viel schärferen Ausdrücken bestätigt würde. S. auch des Hilarius libri c. Const. t. II. bei Oberthür.

20) Vict. de Caes. 42. Die Quellen für Nepotians Usurpation hat Tillemont, Constance art. 19 mit besonderer Genauigkeit gesammelt.

21) Nach Zonar. XIII. 8 hatte Constantius ein Heer von 80,000 Mann; Magnentius nur 36,000 M.: unbedingt eine falsche Angabe. Gibbon, Kap. 18, Anm. 86 meint, Magnentius müsse wenigstens 100,000 M. geführt haben, da er die ganze Macht des Occidents, Römer und Barbaren vereinigte. Doch ist zu bedenken, daß der verhaßte Usurpator in allen Provinzen Truppen zurücklassen mußte, um Aufstände niederzuhalten. C. dagegen vereinigte die Truppen Asiens, Aegyptens und Europas bis zum adriatischen Meer. Zonar. wird nur insofern Recht haben, daß C. eine große Uebermacht besaß.

22) Sulp. Sever. hist. sacra, ed. Lipsiae, II. 38. Ich sehe keinen Grund, diese Scene als ein „albernes Mährchen" zu verwerfen. Sie ist ganz im Charakter des Constantius, des Valens und der Zeit. C. brauchte nicht feige das Schlachtfeld zu verlassen, wenn er in eine Kirche trat, die auf demselben lag. Man kämpfte bis tief in die Nacht (Zosim. II. 51, 3. Zonar. XIII. 8 A.); um so gebotener konnte es scheinen, daß der Kaiser eine Zeit lang die Kirche als festen Standpunkt wählte, um in der Dunkelheit sicherer zu finden zu sein.

23) Ammian. XV. 5, 33. Julian. orat. I. ad Const. p. 48 B. Zonaras a. a. O. — 24) Zosim. II. 51, 1. Eutrop. X. 12. Victor epit. 42. — 25) Victor de Caes. 42.

26) Zosim. II. 53, 4. Liban. orat. X. p. 269 A. Julian. ad. Athen. p. 287 A. sagt mit Bezug auf diese Briefe und die später von Constantius geschriebenen: *Κελτῶν ἔθνους, ὃ δὶς ἤδη τοῖς πολεμίοις ἐξέδωκεν.* Die Alamannen zeigten Julian die Einladungsschreiben des Constantius vor: Socrat. III. 1. Sozom. V. 2.

27) Ammian. XVI. 12, 4 u. 5. — 28) Des Conſtantius Thaten nach Beſiegung des Magnentius bilden den düſtern Eingang in Ammians Geſchichtswerk wie es uns vorliegt. Die erſten 13 Bücher fehlen leider.

29) Cod. Th. XVI. 10, 4 ad Praef. Pr. Italiae; lex 5 verbietet die nächtlichen, d. i. die magiſchen Opfer.

30) Schon Conſtantin I. verbot 319 u. 321 die Privatharuſpicin.: C. Th. IX. 16, 1 u. 2. XVI. 10, 1. Conſtantius ſcharfe Edikte: IX. 16, 4—6. Den erwähnten Proceß erzählt Ammian. XIX. 12. Solche Proceſſe wegen Orakelbefragung wiederholen ſich ſpäter in erſchreckender Weiſe. Valentinian I. und Valens wütheten förmlich gegen die Divinatoren und Zauberer. Ammian. XXVIII. 1. XXIX. 1 u. 2. XXX. 5, 11. Zosim. IV. 13. Socrat. IV. 19. Sozom. VI. 35. Philost. IX. 15. Zonar. XIII. 16. Eunapius vitae philos. ed. Wyttenbach, vit. Maximi. Dergleichen war nicht gegen das Heidenthum als ſolches gerichtet, wie dies wohl angenommen iſt (Laſaulx Unterg. des Hellenism. S. 57); doch traf es meiſt Heiden, weil Chriſten ſich vom Zauberweſen ferner hielten, und ſich mit Wundern durch Gebet, mit Prophezeiungen und außerordentlichen Kuren ihrer Heiligen begnügten. Auch der heilige Chryſoſtomus wäre den Gerichten verfallen, wenn er ein Zauberbuch nicht rechtzeitig in den Orontes geworfen hätte: Opp. IX. 293.

31) Beugnot I. über Conſtantius. — 32) Liban. orat. funebr. in Julian. p. 253. — 33) Liban. pro templis ed. Gothofred. p. 23. cf. Ammian. XXII. 4, 3. Selbſt chriſtlichen Biſchöfen wurde dies zuviel, allerdings homouſiſchen. Hilarius c. Const. liber unus 10. Liberius von Rom bei Sozom. IV. 11. — 34) Socrat. II. 36. Sozom. IV. 9. Sulp. Sever. h. sacra II. 39. Tillemont mém. eccl. VII. Mansi III. 234 seq.

35) Ammian. XXI. 16, 18. — 36) Julian. ep. 52 Bostrenis. Er nennt Samoſata, Cycicum, Paphlagonien, Bithynien, Galatien „und viele andere Völkerſchaften", p. 436. — 37) Hilar. de Synod. §. 38. — 38) Ueber die Synode von Rimini und Seleucia: S. Sever. II. 41. Athan. de syn. Ar. et Sel. Opp. I. 716 seq. Socrat. II. 37—40. Sozom. IV. 17—24. Hieron. c. Luciferianos. Epiphan. Haeres. 73. Theodor. II. 15. Philost. IV. 12. Tillem. mém. eccl. les Ariens. Mansi III. 294 seq.

39) Eunap. v. phil. ed. Wyttenb. p. 46 seq. — 40) Jul. ſchreibt an Maximus, ep. 38 p. 415 C.: Die Götter gebieten mir, keuſch und gut zu leben ſoviel in meinen Kräften ſteht. Sie verſprechen die ſchönſten Erfolge unſerer Mühen wenn wir nicht träge ſind.

41) Julians Charakter und Entwicklungsgang iſt hauptſächlich zu entnehmen aus ſeinen Briefen, ſeinem Manifeſt an die Athener, dem Miſopogon und den Cäſaren; aus Ammian. XXV. 4. und XV.—XXV. passim. Eunap. v. phil. namentlich Jamblich, Chryſantius, Maximus und Priscus. Libanius Reden auf Julian; Socrat. III. 1—21. Sozom. V. Eutrop. u. Victor. Zosim. beſonders III. 1, 2, 8, 9; er nennt ihn den Großen V. 2. Tillemont ſtellt die Chronologie feſt und ſammelt die Ausſprüche über Julian in etwas parteiiſcher Weiſe. Gibbon. Wiggers, Julian der Abtrünnige in Illgens Zeitſchr. f. d. hiſt. Theol. 1837, eine mit Gerechtigkeitsſinn verfaßte Abhandlung. Vorzüglich Neander, Kaiſer Julian und ſein Zeitalter. Strauß, der Romantiker auf dem Thron der Cäſaren. In einem merkwürdig hitzigen Buch ſucht Auer (Julian der Abtrünnige im Kampf mit d. Kirchenv.) zu beweiſen, daß Julian ein ſehr ſchlechter Menſch geweſen iſt. Er ſchreibt die Invectiven des heil. Gregor v. Nazianz nach. Die übrige reichhaltige Literatur in Pauly's Realencyclopädie.

42) Gregor Naz. ed. Paris. 1730 orat. III. p. 71. — 43) Ammian. XV. 8, 15—17.

44) Chnodomar ſtarb bald in Rom. Ammian. XVI. 12 nennt 7 vereinigte Alamannenkönige, darunter Urſicinus und Serapio, ein römiſcher und ein griechiſcher Name. Römiſches Weſen drang ebenſo in die germaniſchen Gaue wie germaniſches ins römiſche Reich. Serapio hieß eigentlich Agenar; ſein Vater welcher lange in Gallien gelebt hatte und in die griechiſchen Myſterien einge-

weiht worden, nannte ihn Serapio. Ammian. XVI. 12, 25. Ueber die Schlacht bei Straßburg vorzüglich Gaupp, die germaniſchen Anſiedelungen, S. 149 ff. Huſchberg, Allamannen und Franken, S. 253 ff. v. Wietersheim Völkerwanderung III. 307 ff.

45) Julians Brief an Conſtantius: Ammian. XX. 8. — 46) Ueber die Wohnſitze der attuariſchen Franken; Zeuß, die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme, S. 341 u. 342. — 47) Jul. ad. Athen. p. 286 B. u. 287 A. Ammian. XXI. 3, 4 seq.

48) Zosim. III. 10, 11. Mamertin. gratiarum actio Juliano, bei Jaeger Paneg. lat. §. 7 ſagt treffend: wer jene Eile bedenkt, der wird glauben, der Imperator habe nichts weiter vollbracht; wer die Menge des Vollbrachten erwägt, wird nicht glauben, daß geeilt worden ſei." Er beſchreibt, wie am linken Donauufer die Barbaren, am rechten die römiſchen Provinzialen zuſammengeſtrömt ſeien, um die Flotte zu ſehen. Gibbon Kap. 22.

49) Cod. Th. XVI. 2, 16 an das Volk von Antiochien. — 50) Socrat. III. 1. Jul. ep. 52 p. 436 A. — 51) So der Biſchof Lucifer von Cagliari, als er das meletianiſche Schisma in Antiochien zugleich mit Euſebius von Vercelli ſchlichten wollte. Die Sekte der Luciferianer hielt ſogar des heiligen Athanaſius Grundſätze für zu lax, und zählte noch im 5. Jahrhundert mehre Gemeinden. Hieron. adv. Lucif.

52) Ammian. XXII. 5, 3—5. — 53) Jul. ep. 43 init. Sozom. V. 5. — 54) Jul. ep. 42, p. 422 u. 423. — 55) Ammian. XXV. 4, 20. — 56) Greg. Naz. orat. III. p. 84, 85. — 57) Asterius homil. p. 56 bei Combefis, auctarium nov. — 58) Socrat. III. 13. — 59) Jul. fragm. p. 298. — 60) Greg. Naz. or. III. p. 82 A.

61) Greg. Naz. or. III. p. 101 u. 102. Soz. V. 3 u. 16. Julian. ep. 49 ad Arsacium. Er klagt, fragm. p. 305, nochmals die heidniſchen Prieſter an, welche kein Mitleid für die Armen hätten. Dies machten ſich die abſcheulichen Galiläer zu Nutze und verführten mit ein paar elenden Almoſen die Götterverehrer in die Kirchen.

62) Jul. ep. 49 u. 63 Theodoro pontif. — 63) Jul. Misop. 361—363. — 64) Socrat. III. 16; Sozom. V. 18.

65) Eine Blüthenleſe aus Gregor von Nazianz or. III., IV., X. Spätere Kirchenhiſtoriker wie Sozom. Theodor. haben ſie fleißig benutzt. Ein neuerer Hiſtoriker nennt jenen Heiligen einen ruhigen Biedermann: Auer, Julian der Abtrünnige. Gregors Verdienſte um die Ausbreitung des Chriſtenthums, ſeine Standhaftigkeit, ſeine Liebesfähigkeit, die freilich ſchroff an einen wilden Haß gränzte, in Ehren, allein wenn ein ausgezeichneter Biſchof ſo ſprach, dem ſeine hervorragende Stellung ſchon die Verpflichtung zu einem gewiſſen würdevollen Maß auferlegte, wie mochte erſt Stimmung und Sprache der andern Chriſten ſein!

66) Ueber den als Bekenner verehrten Theodorus in Antiochien: Ruſin. I. c. 36. Theod. III. 2. Sozom. V. 2. Socrat. III. 18, 19. cf. August. civit. D. XVIII. 52. Wo nur immer ein Märtyrer oder Bekenner unter Julian genannt wird, da kann man ſehen, daß die Heiden, durch herausfordernbes Betragen gegen die Götter und deren Verehrer, durch Niederbrennen von Tempeln ꝛc. gereizt, Julians Ermahnung zur Geduld vergaßen. Nur ein Fall ſcheint ausgenommen; und zwar im Abendlande. Zu Imola (Forum Cornelii) ward der chriſtliche Schullehrer Caſſian von der Jugend, die ihn ſeiner mürriſchen Strenge wegen haßte, und jetzt glaubte ihr Mäthchen kühlen zu dürfen, auf ſchauderhafte Weiſe umgebracht. Prudentius, passio Cass. 106 Verſe, beſchreibt den Tod mit widerlicher Ausführlichkeit. Doch ſteht es nicht feſt, ob Caſſian wirklich unter Julian gelitten: (des Obbarius Note).

67) Von Julians Perſerkrieg handeln: Ammian. XXIII.—XXV. 3. Zosim. III. 12—30. Julian. ep. 27 Libanio giebt einige Details über die Rüſtungen. Liban. or. Parent. 108 seq. Sozom. VI. 1, 2. Socrat. III. 21. Greg. Naz. or. IV. p. 113—117.

68) Ammian. XXIV. 8, 3. — 69) Julians Verwundung, Rede und Tod

erzählt Ammian in ergreifender Weiſe. Das geforderte Waſſer wurde bei den Chriſten zum Tigris, von dem man noch einen Tagemarſch entfernt war. In den Tigris, fabelten ſie weiter, verſuchte Julian ſich unbemerkt zu ſtürzen, damit der Glaube ſich verbreite, er ſei von den Göttern direct in den Himmel gehoben. Greg. Naz. or. IV. p. 117 B, C.

70) Greg. or. III. init. IV. p. 122, 123. — 71) Socrat. III. 21. — 72) Tillem. Julien art. 27 zählt die Viſionen auf. — 73) Socrat. III. 24. — 74) Sozom. VI. 2. — 75) Laſaulx, Unterg. des Hellenismus hat dieſe Stellen aus Gregor von Nazianz und Chryſoſtomus geſammelt, S. 80 und 81. — 76) Prudent. apotheosis v. 450 seq.

77) Nur beim Beginn ſeiner Laufbahn hatte er zuverſichtlich an den Philoſophen Maximus geſchrieben: „mein ganzes Heer iſt fromm", ep. 38 p. 415. — 78) Amm. XXV. 5 beſchreibt die Wahl. — 79) Jovians Aeußeres und Charakter: bei Amm. XXV. 5, 6 u. 10, 14 seq. Eutrop. X. 17. Vict. ep. 44: „laetus ingenii".

80) Agathias, ed. Bonn. IV. 25. — 81) Greg. Naz. or. IV. 118 B. Zosim. III. 32. — 82) Themistius ed. Dindorf., or. V. 66—70. Soz. VI. 3 über die der Kirche wieder gewordenen Begünſtigungen. — 83) Theod. III. 22. — 84) Eunap. v. phil. Maxim. p. 57. — 85) Socr. III. 24, 25 beſchreibt dieſe Scenen aufrichtig und lebhaft.

86) Athanas. Opp. ed. Benedict. I. 784 e. Vgl. die ungnädige Behandlung der bittenden Arianer von Alexandrien welche Athanaſius mit Genugthuung erzählt ibid. 782 u. 783.

87) Näheres über das Mönchthum als hier gegeben werden kann, beſonders bei Helyot, hist. des ordres mon. Fehr, Geſchichte der Mönchsorden. Bd. I. Biedenfeld, Geſchichte des Mönchsweſens I. Mangold, de monachatus orig. et causis. Möhler, Geſchichte des Mönchthums, geſammelte Schriften II.; eine geiſtvolle Apologie des Mönchthums um jeden Preis. Evelt, das Mönchthum in ſeiner inneren Entwickelung. Auch die betreffenden Abſchnitte bei Neander und Gfrörer.

88) Athanas war des Antonius begeiſterter Freund, Schüler und Biograph. Opp. Bened. I. p. 793 seq. — 89) Biographie des Pachomius in Act. Sanct. 14. Mai p. 287 seq. — 90) Rufin., v. Patr. 7. — 91) Sozom. VI. 33. — 92) ibid. — 93) Die Langeweile der Mönche beſchreibt Cassian. de institut. coenob. X. 1.

94) So ſchildert Chryſoſtomus die Mönche, um ihr Leben den Gegnern zu empfehlen, und die Eltern zu tröſten, deren Kinder ſich von ihnen riſſen, um in die Einöden zu gehen. adv. oppugnatores vit. monast. Opp. t. I. p. 53 seq.

95) Zosim. V. 23. — 96) Eunap. v. phil. ed. Wyttenb. Aedesius, p. 44 u. 45. — 97) Rutil. Namant. itinerar. I. 439—451. S. auch Liban., namentl. pro templis passim. — 98) Greg. Naz. or. III. p. 77, 78.

Erſtes Buch, drittes Kapitel.

1) Tacit. Germ. 23, 33, 37. — 2) Zosim. I. 37 fin. cf. 26 fin. — 3) Ueber Aurelian vorzüglich Gibbon K. 11. Pauly Realencyclopädie. v. Wietersheim Völkerw. III. Kap. 14. — 4) Zosim. III. 31—35. Amm. XXV. 9. Eutrop. X. 17. Agathias IV. 25, p. 263.

5) Probus drang allerdings 277 bis zur rauhen Alp und zum Gränzwall vor: hist. Aug. Prob. 13. Er erreichte ſogar eine zweite Schanzreihe jenſeit des limes, deren Spuren noch vorhanden ſind. (Am ausführlichſten erzählt dies Huſchberg, Allamannen und Franken, S. 146 ff. Vgl. v. Wietersheim Völkerw. III. S. 20 ff.; und über den Gränzwall: Buchner, Charte von Baiern zur Zeit der Römer. Jaumann, Colon. Sumlocenne etc. Buchner, Reiſen auf d. Teufelsm. Leichtlen, Schwaben unter den Römern. Gok, der römiſche Gränzwall v. d. Altmühl ꝛc.) Jedoch 280 bereits waren die Alamannen wieder in Gallien (Prob. 18;

Proculus 13). Wäre Probus abermals über den Rhein gegangen: so hätte sein Biograph diese That gewiß gepriesen. Von 279 oder 280 ab kann wohl die Eroberung des Zehntlandes als definitiv betrachtet werden. Probus Nachfolger in Gallien war der Cäsar Carinus. Es scheint, Gallien war wieder angegriffen; denn C. bekam „ad Gallias tuendas" ausgesuchte Truppen mit. Unter Maximian Herculius sprechen die Panegyriker schon vom Rhein als der besten Gränze gegen die Germanen (Mamert. VII. 3); d. h. man hatte es aufgegeben, das Zehntland wiederzugewinnen.

6) Liban. ed. Morel. or. III. p. 138 A, B. Uebrigens sagt L. von den Gothen ebenfalls: sie hielten Ruhe für ein Unglück: orat. III. ed. Reiske p. 303. Es galt eben von allen Germanen.

7) Tacit. beschreibt sie Germ. 6; und Agath. II. 5 p. 74. — 8) Ammian. XVII. 12 sagt, die Bewaffnung der Juthungen sei der sarmatischen ähnlich und beschreibt diese. Die Parallelstellen in Wagners Noten. — 9) Interessant darüber Ammian. XXVI. 5, 7.

10) Die merkwürdige und wichtige Erscheinung der deutschen Unterthanen im römischen Reich scheint mir noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Nur einzelne Aufsätze existiren darüber, denen ich Wesentliches verdanke: v. Sybel, deutsche Unterthanen des römischen Reichs, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, 1844. Zumpt, über die historische Entwicklung des Colonats, rhein. Mus. 1843. Böcking über die Läten und Gentilen, Anm. zur notit. dignit. Schriften welche diese Verhältnisse sonst noch erwähnen: wie Savigny, über den römischen Colonat; Gaupp, germ. Ansiedl. im röm. Weltreich; v. Wietersheim Völkerw.; Pallmann, Gesch. der Völkerw. ꝛc. werden noch citirt werden.

11) Nazar. pan. Constantino, 18. — 12) Incert. pan. 23 und Eumen. pan. 10, 12. — 13) Cod. Th. XV. 12, 1; die zum Gladiatorenstande verurtheilten Verbrecher sollten in die Bergwerke geschickt werden. — 14) Symmach. epist. II. 46. — 15) Eumen. paneg. 12. — 16) Eunap. exc. Bonn. p. 49 fin.

17) Gellius, noctes atticae XII. 1, 17 sagt von den Ammen, sie seien meist externae et barbarae nationis. Höchst wahrscheinlich waren es besonders germanische.

18) Die Gedichte des Ausonius, welche Bissula besingen. Böcking hat sie übersetzt und im Anhange seiner Uebersetzung der Mosella herausgegeben. Berlin 1828. — 19) Treb. Pollio v. Claud. 9: impletae servis barbaris provinciae. Nec ulla fuit regio quae Gothum servum triumphali quodam servitio non haberet.

20) Ammian. XXII. 7, 8. — 21) Chrysost. I. diatr. Montf. optimat. et divit. luxus cet. — 22) Synesius, or. de regno, ed. Krabinger, 21 und namentlich 22 zu Ende.

23) Paulini (Enkel des Dichters Auson) Eucharisticum, ed. Daumius 1681; bei Gelegenheit des Einfalls der Gothen unter Athaulf in Gallien v. 321—23. Krafft, die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern I. Abth. 1. S. 62 ff. giebt einen Auszug aus dem ganzen, höchst lehrreichen Gedicht. Es steht bei Daum p. 152—172.

24) Ammian. XXXI. 6, 5. — 25) Zosim. V. 42. — 26) Theodosius der Große: de colon. Palaestinae: Cod. Just. XI. tit. 50. Ein Gesetz von 370 an den Procur. Africae u. August. civit. D. X. 1 erwähnt die Colonen in Afrika. Gothofred giebt im Paratitl. z. lib. V. t. 9 des C. Th. das Material über den Colonat in großer Reichhaltigkeit. Nur einige Stellen aus Chrysostomus sind ihm entgangen. Diese trägt Müller nach: de genio moribusque aevi Theodosiani. Außerdem mehre Stellen der hist. Aug., der Paneg. ꝛc.; zu finden bei Zumpt a. a. O. (cf. Note 10). Dazu Savigny: über den römischen Colonat; vermischte Schriften Bd. 2 mit Nachträgen.

27) C. Th. V. t. 9, 10, 11. Cod. Just. XI. t. 47—68. — 28) So wird der Acker genannt: C. J. XI. 47, 13. — 29) C. J. XI. 50, 51. Gesetze Theodosius des Großen in Betreff der Colonen in Palästina und Thracien.

30) Conſtantius I. Geſetz 333: C. Th. V. 9, 1. — 31) Geſetze gegen die Donatiſten. C. Th. XIII. 5, 52 u. 54. — 32) Savigny, Col. S. 22—37. vgl. die folgende Abhandlung: römiſche Steuerverfaſſung, namentlich Abſchn. 1 und 4. — 33) In Thracien und Illyrien nach dem weſtgothiſchen Einbruch. C. J. XI. tit. 51 und 52. Geſetze Theodoſius des Großen.

34) C. J. XI. 47, 15. — 35) C. Th. XI. 16, 5 de extraordinariis. Geſetz Conſtans' 343. XIII. 1, 8 u. 10. Geſetze Valentinians I. und Valens, 370, 374. — 36) Vegetius de re milit. I. 6 u. 7. — 37) C. Th. VII. 13, 5. — 38) Chrysost. VII p. 614 A. B.

39) Die Belege bei Müller, aev. Theod. I p. 20. — 40) In welchen Fällen ſie ganz frei über ihr Vermögen disponiren konnten: Savigny Col. S. 30—31. — 41) Eine wichtige Stelle bei Salvian. de gubern. D. V. 8 u. 9. Die ſocialen Bedrängniſſe der Römer werden dort ſehr lebhaft und detaillirt beſchrieben. — 42) Zeuß, die Deutſchen ꝛc. S. 584, 585; vgl. 117.

43) Ueber die Anſiedelung M. Aurels: Dio Cass. LXXI. 11, 12; hist. Aug. Marcus 22; Xiphilin Auszug LXXI. 19. cf. v. Wietersheim, Völkerwanderung II. p. 74, 75. Zumpt, Colonat p. 11 ff. Doch nimmt er an, die Jazygen, denen unter gewiſſen Bedingungen der Handel mit den Roxolanen geſtattet wurde, ſeien auch Colonen geweſen. Es war das Volk der Jazygen zwiſchen Donau und Theiß, deſſen Handelsweg zu den Roxolanen durch das römiſche Dacien ging. Einige raſche Bemerkungen bei Pallmann, Völkerw. I.

44) Hist. Aug. Claudius 9 (cf. Note 19). Ich habe etwas frei überſetzt; der Sinn iſt wohl derſelbe. cf. über Claudius Maßregeln Zoſim. I. 46.

45) Zosim. I. 68. — 46) Cambden, Britannia, Lond. 1607; introd. p. 136. — 47) v. Wietersheim, Völkerwanderung III. 23 u. Anm. 22.

48) Claudian, de 4. Cons. Honor. v. 450; laud. Stilich. I. 96; cf. Zosim. IV. 51. Ob Claudius unter Baſtarnen Gothen verſtanden, ſcheint mir höchſt zweifelhaft, da ihm der Name Geten ſo geläufig iſt. Es können aber transdanubiſche Baſtarnen geweſen ſein. Die Baſtarnen ſind keineswegs mit den erwähnten Ueberſiedlern aus der Reihe der ſelbſtändigen Völker verſchwunden (Zeuß S. 442), ſondern Diocletian muß längere Zeit mit ihnen kämpfen und ſiedelt neue Schaaren an. Eutrop. IX. 25. Oros. VII. 26. Leicht möglich, daß ſie ſich danach friedfertiger in ihren alten Sitzen hielten, und gerne Miethsſchaaren für Rom ſtellten.

49) Zosim. I. 71. Eumen. paneg. 18; etwas willkürlich und unklar über dieſe Franken: Bornhak, Geſchichte der Franken I. S. 151. — 50) Eumen. 9. 21. — 51) Zosim. II. 21. 22. — 52) Sozom. IX. 5; C. Th. V. 4, 3. de bonis milit. ed. Wenck. S. die Bemerkungen bei Zumpt, 35 ff.

53) Zeuß S. 582, 583. v. Sybel, deutſche Unterthanen S. 29 entzieht die Vandalen und Burgunder welche Probus in Britannien anſiedelte, dem Colonatsverhältniß und giebt ihnen Beibehaltung deutſchen Rechtes. Doch ſind ſie, ſoviel ſich ſehen läßt, unter denſelben Bedingungen angeſiedelt wie die Chamaven und Attuarier, welche v. Sybel dem Colonat zuweiſt.

54) Ammian. XXVII. 5, 5. — 55) Durch die Aushebung hörten die Colonatsverbindlichkeiten von ſelber auf. Savigny S. 21. — 56) Doch mußten ſie Kopfſteuer und Canon an den Herren weiter zahlen. Ueber das Verhältniß der Prieſter und Mönche aus dem Colonenſtande zum Gutsherrn: Savigny S. 16, 17.

57) C. J. XI. 47, 15. — 58) Ammian. XXVIII. 1. XXIX. 2. — 59) Amm. XIV. 7, 9. XV. 5, 6. XVI. 4, 1. XX. 2, 5. 4, 3. 8, 13. XXVII. 10, 12. Not. dign. orient. p. 38; occid. p. 42. C. Th. ed. Gothofr. I. p. 348.

60) Nirgend iſt von gentiliſchen Ländern die Rede wie von lätiſchen. Honorius' Geſetz von 402 Vicar. Africae, C. Th. VII. 15, 1 ſcheint eher gegen gentiliſche Aecker zu ſprechen: wenn dort unter Gentilen überhaupt die Truppengattung und nicht Barbaren im Allgemeinen verſtanden ſind. Es ſagt, daß vordem an Gentilen Gränzäcker ausgegeben ſeien, und daß ſie auch fortan: „vel ad Gentiles, si potuerint inveniri, vel certe ad veteranos non immerito transferenda.“ Bedeutet hier „Gentile“ die Truppengattung, ſo iſt der Zuſatz si

potuerint inveniri nur verständlich, wenn die Gentilen, deren auch in Afrika um diese Zeit standen (C. Th. XI. 30, 62, ann. 405), ursprünglich keine Aecker besaßen, sondern zur Belohnung etwa für lange Dienste, zur Altersversorgung ꝛc. Gränzäcker gegeben wurden. Konnte es sonst schwer halten, Gentilen zu finden? und hatten sie bereits Grundstücke, wozu sie von dort auf abgelegene Gränzäcker bringen? Für emeritirte Gentilen dagegen war dies eine sehr passende Maßregel, und sie mag im Dienstvertrag der freiwillig eintretenden Barbaren ausgemacht gewesen sein.

61) Not. dign. occid. p. 119, 120, 122. Ueber die Gentilen im Allgemeinen Böcking Anm. p. 1081—1093. Er will daß in die Gentilenhaufen nur Sklaven, und nur sarmatische Sklaven aufgenommen wurden, macht die Sueven zu Quaden, und rechnet diese nebst den Taifalen zu den Völkern, welche die Römer Sarmaten nannten. Den Taifalen spricht er das Germanenthum ab, wegen des argen Verhältnisses zu ihren Knaben, von dem die Römer erzählten (Ammian. XXXI. 9, 5). Eine sehr erfreuliche Deutung dieses Verhältnisses jedoch hat Pallmann gegeben, Völkerwanderung I. 16, und „Knappen bei den Germanen in der Zeit der Völkerwanderung" gedruckt in den deutschen Forschungen.

62) Vgl. v. Wietersheim, Völkerw. III. S. 128, 129. — 63) Ueber die Läten s. die außerordentliche Abhandlung Böckings, not. dign. occ. p. 1044—1116. Doch ist dessen Ansicht, die Läten seien aus übergelaufenen germanischen Hörigen, den sogenannten Liten gebildet worden und hätten daher ihren Namen erhalten, wohl nicht stichhaltig. Gaupp, Ansiedelungen, S. 169 ff. ist der umgekehrten Meinung, die ins Abendland eingezogenen Germanen hätten erst von den Römern Namen und Verhältnisse der leti überkommen. Was die Herleitung des Namens betrifft, so werden wir uns nach der Menge von Versuchen wohl bescheiden müssen, das unfehlbar Richtige hier nicht finden zu können. Fast jede Sprache der alten Welt hat die Mutter dieses Wortes sein sollen.

64) Ammian. XX. 8, 13. — 65) not. dign. occ. 119, 120. — 66) Böcking p. 1045. — 67) Ammian. XVI. 11, 4—7: laeti barbari, ad tempestiva furta sollertes, cet.

68) Hierauf führen Julians Worte, or. I. p. 34 a, daß Magnentius ein ἀνδράποδον von Constans Vorfahr, und nicht einmal ein freier Mann gewesen: μὴ τοῦτο παρ' ἡμῶν λαβόντι.

69) Tacit. hist. I. 59. II. 43. V. 25. Annal. II. 8. Plutarch. Otho 12. Dio Cass. LV. 24. Gruter inscr. 73, 9. — 70) Tacit. Germ. 28. Strabo IV. p. 194. Tacit. Annal. XII. 27. Hist. IV. 26. 79.

71) Ueber die wahrscheinliche Identität jener Sigambern und der Gugerner: Zeuß, die Deutschen, S. 85. Dagegen Leo, Malbergische Glossen §. 4. Dafür v. Sybel, Deutsche Unterth. S. 17. Die Mattiaken im heutigen Wiesbaden, habe ich nicht Grund zu erwähnen, da sie auf dem rechten Rheinufer blieben.

72) Die Zahl ist sicher, wenn die Sarmaten des Anonym. Val. p. 615 wirklich diese Vandalen sind. Mir scheint es zweifelhaft. Der Anon. nennt zu bestimmt Sarmaten, und giebt nicht Pannonien sondern Thracien, Scythien, Macedonien, Italien als die Provinzen an, wohin sie vertheilt wurden. Euseb. v. C. IV. 6 unterstützt ihn. Sonst sehr unzuverlässig, kann er in diesem Punkt als gewichtiger Zeuge gelten. Er lebte in zu enger Verbindung mit Constantin und dem Hof, um nicht genau zu wissen ob Sarmaten oder Vandalen angesiedelt wurden. Es kommt hinzu Hieron. chronicon ad 337 und Ammian. XVII. 12, 17. 13, 19. XXIX. 6, 15, welche nur von Sarmaten reden, die in der Heimath von ihren Sklaven bekriegt worden seien. So schlechte Ethnologen die Römer waren, Sarmaten und Vandalen hätten sie unterschieden. Daß auf die Vandalen auch der Name Sarmaten paßt, hat mich v. Wietersheim, Völkerwanderung III. S. 200 nicht überzeugt. Die Sarmaten welche Auson. Mosella init. erwähnt, bringt Zeuß, p. 692 ebenfalls mit den obenerwähnten Sarmaten in Verbindung. Die Ansiedelung der Vandalen bei Jordanis 22 ist allerdings nicht mit der der Sarmaten und den vorhergehenden Kriegen in Verbindung zu bringen. Dies ist auch nicht

nöthig: es waren eben zwei von einander unabhängige Facta. Ich habe trotzdem von „vielleicht 300,000 Vandalen“ geſprochen, weil es wahrſcheinlich iſt, daß die Reſte der Vandalen nicht viel größer oder kleiner waren.

73) Claudian. I. Stil. I. 35 seq. — 74) Cl. ibid. I. 51—68. — 75) Procop. de h. Vand. II. 6. — 76) Ammian. XVII. 8, 9: jamque precantes potius quam resistentes.

77) So laſſen ſich die vier Berichte: Amm. XVII. 8; Jul. ad Athen. p. 280; Liban. epil. in Jul. ed. Reiske I. p. 546; Zosim. III. 6 u. 8 vereinigen. Daß zwei Feldzüge anzunehmen ſind: Zeuß S. 330; Müller lex salica S. 87; v. Sybel, Deutſche Unterthanen S. 20. Vgl. v. Lebebur, Land und Volk der Brukterer S. 77.

78) Buch, S. 444 ff. — 79) Philostorg. II. 5 giebt die kappadoziſche Herkunft des Ulfila an. Dieſe Nachricht ſo abſolut zu verwerfen wie Pallmann, Völkerwanderung I 64 f. es thut, ſcheint eine etwas kühne Kritik. Weſtgothiſche Unternehmungen nach Kappadocien, von denen die mangelhaften Quellen nichts ſagen, können ſtattgefunden haben. Weſtgothiſche Einzelſchaaren können ſich den größeren oſtgothiſchen Zügen angeſchloſſen und Kriegsgefangene in die Heimath zurückgebracht haben. Durch Sklavenhandel und auf verſchiedenen anderen Wegen konnten kappadoziſche Kriegsgefangene nach Weſtgothien kommen. Beſſell, Leben des Ulfila S. 118 f. drückt ſich etwas zweifelnder aus, und hält ſich faſt nur an den gut gothiſchen Namen, und den Umſtand, daß Ulfila mit Anderen zur Geſandtſchaft verwandt wurde. Gerade weil Ulfila von urſprünglich römiſcher Herkunft war, konnte er dazu verwandt worden ſein. Genug, wenn nicht neue Quellen entdeckt werden, bleibt des Ulfila Herkunft unſicher. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila S. 36 neigt mehr zu Philost. Ihm folgt Krafft I. S. 217 f.

80) Beſſell, S. 102. Daß Ulfila 328, und zwar als Geiſel ins Reich kam, vermuthet Beſſell S. 119. — 81) Fragmente des Biſchofs Auxentius über Ulfila, mitgetheilt von Waitz a. a. O. p. 20. — 82) Auxent. fragm. p. 18. — 83) Jordanis 51. — 84) Jul. ad Athen. p. 285: ἄνδρες στρατιῶται, καὶ ξένοι καὶ πολῖται cet. — 85) Ammian. XX. 4, 4.

86) Die Mattiaken waren vermuthlich aus den Gegenden des heutigen Wiesbadens angeworbene Germanen, wo früher die Mattiaken wohnten. Cf. Zeuß S. 99. Wenigſtens mögen dieſe Auxiliartruppen urſprünglich daher den Namen erhalten haben, und großentheils noch im 4. und 5. Jahrhundert durch Freiwillige aus dem alten Mattiakenland ergänzt worden ſein.

87) Böckings Verzeichniſſe, Regiſter und Noten zur not. dign. — 88) Ueber Chariettо: Ammian. XVII. 10, 5. XXVII. 1, 2. Zosim. III. 7. Eunap. ed. Bonn. p. 65, 5. 106, 18. — 89) Nicht zu den illustres ſondern zu den spectabiles: Böcking, n. d. orient. p. 262.

90) Synesius de regno, 18. cf. Corippus de laudib. Justini min. III. 157—245. IV. 224—231, abgedruckt: not. dign. occid. p. 322, 396 u. 97. — 91) Sidon. Apollin. carm. XII. ad Catullin.

92) Anfang 5. Jahrh. ward die germaniſche Tracht der Zanchen, Brachen und langen Haare für Rom bei ſtrengen Strafen unterſagt, als eine der ehrwürdigen Stadt unanſtändige Mode: C. Th. XIV. 10, legg. 2, 3, 4.

93) Veget. r. milit. III. 18 giebt genau an, wie der Barit eingeübt, wann er angewandt werden müſſe. Ammian. erwähnt ihn häufig. Hauptſtellen: XVI. 12, 43 und XXVI. 7, 17, wo die Kornuten und Braccaten, die Jovier und Victoren ihn anſtimmen. Außerdem XXVIII. 5, 6. XXXI. 2, 8. 12, 11. Er vergleicht ſeinen Ton mit dem Donner eines Waſſerfalls der an Felszinken zerſchellt. Tacitus erwähnt ihn hist. IV. 18. Müllenhoff ſchreibt Einiges über ihn in ſeinem Aufſatze: de antiquissimae poesis ratione atque indole. Kiliae 1847. — 94) Prudent. c. Symmach. II. 808—19.

95) De mort. pers. 38, 5. Welches Volk gemeint iſt, kann nicht mehr angegeben werden. Germanen waren es wohl jedenfalls. Hierher gehört die Stelle: Mamertin. paneg. Maximiano 16 u. 17 von den Zerwürfniſſen der Thervingen, Gothen, Taifalen, Vandalen, Gepiden ꝛc. unter ſich. Karpen, die von Diocle-

tian und Maximinian angesiedelt wurden, können es nicht gewesen sein, da die Kaiser selbst und nicht die Gothen diese besiegten: Eumen. pan. Const. 10. Euseb. chron. Eutrop. IX. 15. Jordan. 16. Victor de Caes. 39. Genug, es war eine der so häufig aufgenommenen germanischen Volksschaaren, daß die Quellen ihrer gar nicht mehr ausdrücklich sondern höchstens einmal beiläufig erwähnen.

96) Vict. epit. 41: cunctis qui aderant annuentibus, sed praecipue Croco Alemannorum rege, auxilii gratia Constantium comitato. — 97) cf. N. 68 u. 72. — 98) S. Note 30 des 1. Kapitels. — 99) Themist. ed. Dindorf orat. XV. 190 d, 191 a. — 100) Euseb. v. C. IV. 7. — 101) Euseb. v. C. IV. 6.

102) Ammian. XXI. 10, 8: quod barbaros omnium primus aduscque fasces auxerat et trabeas consulares. Man hat Julians Worte auch auf Constantins religiöse Neuerungen beziehen wollen, doch deutlich gehen sie nur auf die Stellung, welche Constantin den Barbaren einräumte. — Victor Caes. 41: ni parum dignis ad publica aditum concessisset, scheint nicht die Barbaren zu meinen, wenn man weiter liest. Ebensowenig Nazar. pan. IX. 35, den Manso, Geschichte Constantins S. 237 Note 1 citirt als Beleg für die Begünstigung der Barbaren durch Constantin. Nazar. redet nur von Provinzialen welche in den römischen Senat kamen. Eher könnte Rutil. Namat. itiner. I. 12 u. 13 so gedeutet werden: Religiosa patet peregrinae curia laudi, nec putat externos, quos decet esse suos. Die ins Reich aufgenommenen Barbaren waren Peregrinen. (Walter, Geschichte des römischen Rechtes, Kap. 40, § 331). Daraus würde sich das interessante Factum ergeben, daß Constantin Barbaren in den Senat von Rom gebracht habe, wie es bald in Constantinopel geschah. Doch dies ist sehr unwahrscheinlich, und der Name Peregrinen hatte sich noch für die Provinzialen im Gegensatze zu den Einwohnern Roms erhalten, selbst offiziell: C. Th. VI. 36. Auch um die Bewohner einer Provinz von einer anderen zu unterscheiden, wird er noch gebraucht: C. Th. I. 12, 1. IX. 1, 10.

103) Vict. Caes. 41. Eutrop. X. 9. Zonar. XIII. 5 u. 6. Zosim. II. 42. — 104) Liban. ed. Morel. II. 591 D: *βαρβάρους ἀνθρώπους*. — 105) Amm. XXI. 8, 1. — 106) Amm. XIV. 10, 7 u. 8. 11, 24. XX. 2, 5. XXI. 12, 16. XXVI. 7, 4. — 107) Vict. ep. 42. — 108) Amm. XV. 5, 7: etiam nulla re perterrente timidior. — 109) Amm. XV. 5 u. 6 erzählt Silvans Geschichte ausführlich. — 110) Vict. Caes. 42. Hieron. Chr.

111) Jul. or. ad. Const. I. p. 89 seq. II. 183 seq. Diese Geiselstellung, zu der auch Malarich erbötig war, scheint bezeichnend dafür, daß man die Germanen als römische Unterthanen doch immer noch wie eine Art Fremdlinge auf Vertrag ansah, mit denen unter gewissen Verhältnissen zu verkehren sei wie mit den Ausländischen.

112) Jul. ad. Ath. p. 280 C, D. Diese Stelle ist öfters auf die Salier allein bezogen. Doch der Zusammenhang im Brief zeigt klar, daß Julian die meisten Kriegshaufen aus den jenseits des Rhein bekriegten Germanen bildete. Die kriegsgefangenen Attuarier (Amm. XX. 10, 2) sind unzweifelhaft ins Heer gesteckt oder angesiedelt. Daß Julian aus den Chauken Truppen zog, sagt Zosim. III. 81. Seine Quaden sind Chauken; manche machen sie zu Chamaven.

113) Amm. XXI. 10, 8. XXII. 7, 2. Mamert. grat. act. 28—30. — 114) Amm. XXV. 6, 13—15. — 115) Amm. XXV. 8, 11. 10, 6—8. Der beschreibne Malarich schlug den hohen Posten aus, und Jovinus, einer der letzten römischen Generale von Auszeichnung, behielt denselben. — 116) Socrat. III. 26.

117) Amm. XXV. 10, 12 u. 13. Vict. epit. 44. Eutr. X. 18. Oros. VII. 31. Zosim. III. 35. Zonar. XIII. 14. Hieron. ad Heliod. 15. Socrat. III. 26. Soz. VI. 6. Chrysost. Homil. in Philipp. spricht von vergiftetem Wein. Baron. ann. 364. Eine sehr anziehende Biographie Jovians hat der Abbé la Blettrie verfaßt; ihr folgt Gibbon. — 118) Chrysost. t. I. p. 570.

119) Das späte Chron. Paschale, ed. Bonn. p. 555 behauptet die Mitwirkung des Senats; dies ist vielleicht eine Verwechselung mit den hohen Civilbeamten. Ammian, der selbst zugegen war, sagt (XXVI. 1, 3) einfach: pote-

statum civilium militiaeque rectores. Wie ſehr übrigens das Heer als der hauptſächlichſte Faktor betrachtet wurde, geht daraus hervor, daß die meiſten vom Civil nichts ſagen.

120) Salluſt's Reſignation erzählt Zosim. III. 36 und Zonar. XIII. 14. Amm. ſchweigt davon. Daß Salluſt Valentinian empfohlen: Philost. VIII. 8. Zonar. XIII. 14, cf. 15.

121) Die Scene auf dem Marsfelde beſchreibt Amm. XVI. 2. cf. Theodor. IV. 6; Soz. VI. 6; Philost. VIII. 8. Letzterer berichtet die Schilderhebung. — 122) S. Buch. S. 293 ff. — 123) Cedren. I. p. 541. — 124) Näheres S. 272 f. — 125) Cod. Th. IX. 16, 9; Amm. XXX. 9, 5. — 126) Sozom. VI. 7. Auch Ambros. ep. XXI. 2 ed. Benedict. ſagt, Valentinian habe gewollt und ſogar durch Geſetze beſtimmt, daß Glaubensfragen nur von den Prieſtern entſchieden werden ſollten.

127) Die angeführten Geſetze C. Th. XIII. 1, 5 u. 6; XVI. 2, 20. — 128) C. Th. IX. 38, 3 u. 4; VIII. 8, 1. IX. 40, 8. — 129) Themist. or. de religionib. 155 c, d. Wir beſitzen dieſe Rede nur lateiniſch. — 130) Soz. VI. 7. — 131) Näheres Seite 437—443.

132) So die Fabel, Valens habe den Unſinn begangen, 80 homouſiſche Kleriker, die von einer Geſandtſchaft an ihn nach Conſtantinopel zurückkehrten, auf einem Schiffe verbrennen zu laſſen. Dieſe Hiſtorie, von homouſiſchen Autoren beweglich genug geſchildert, ſpukt noch immer in neueren Kirchengeſchichten.

133) So der heilige Hilarius. Valentinian befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Tillem. mém. eccl. X. St. Ambroise, art. 6. Hilarius hat eine lange und heftige Schrift c. Auxentium verfaßt.

134) Nach ſeinen Biographen waren ſehr bedenkliche Verſuche darunter. Er ließ Angeklagte foltern, um grauſam zu erſcheinen, Dirnen in ſeinen Palaſt bringen, um für unzüchtig zu gelten. Das Volk glaubte ihm ſo wenig, wie wir genöthigt ſind, ſeinen Biographen zu glauben.

135) Hauptberichte über Ambroſius Wahl ꝛc.: ſein Biograph Paulinus u. Theodoret IV. 6 u. 7. Die Biographie der Benedictiner ſtellt die Quellen ziemlich vollzählig zuſammen.

136) Theod. V. 21. — 137) C. Th. XVI. 1, 1. — 138) Das Nähere Beugnot, h. d. l. destruct. du pagan. t. I. l. 5, ch. 3 u. 4, l. 6. — 139) C. Th. X. 1, 8. Peyron fragm. Cod. Th. Comment. acad. Taurin. t. 27, p. 165. — 140) C. Th. XII. 1, 75, a. 371. — 141) Ambros. de fide I. 13, 84; cf. Lasaulx S. 87. — 142) Themist. or. VI. 72.

143) Amm. XXVIII. 5, 15. — 144) ibid. 5, 4. XXIX. 4. 7. — 145) Amm. XXI. 3. XXVI. 8, 2. XXIX. 1, 2—4. Mone, Urgeſchichte des badiſchen Landes, S. 213 bezieht das ex duce auf Vadomars einſtige Herzogswürde bei den Alamannen. Doch es geht auf das Commando in Phönizien. — 146) Zosim. IV. 12.

147) Dieſe Germanen nennt Amm. XXVII. 2, 6. XXIX. 4, 7. — 148) Merobaudes war Valentinians II. Verwandter: Vict. epit. 45. Dies konnte nur ſein, wenn er eine Verwandte Valentinians I. geheirathet hatte. cf. Tillem. Gratien. art. 2. — 149) Walter, Geſchichte des römiſchen Rechtes § 31. cf. Note 102.

150) Ich nenne ein Geſetz Valentinians I. nicht im Text, weil ich ihm nicht die Bedeutung geben kann, die ihm mehrfach zugeſchrieben iſt: Nulli provinciali, cujuscunque ordinis aut loci fuerit, cum barbara sit uxore conjugium, nec ulli gentilium provincialis femina copuletur. Quod si inter provinciales atque gentiles affinitates ex hujusmodi nuptiis exstiterint, quod in iis suspectum vel noxium detegitur, capitaliter expietur. C. Th. III. 14. Man hat dies Geſetz ſo aufgefaßt, als ſei die Ehe zwiſchen den Römern und den ins Reich aufgenommenen Barbaren verboten. Aber iſt es zu denken, war es durchzuführen, daß der Staat viele hunderttauſende ſeiner Unterthanen zur Eheloſigkeit verdammte? Denn wo ſollten alle die Germanen und dazu die ſonſtigen Barbaren, die bis nach Afrika, Aegypten und Meſopotamien zerſtreut lebten, ſtets barbariſche Frauen herbekom-

men? Was für ein schädliches Gesetz für die überaus wünschenswerthe Volksvermehrung! Wie blutig und zugleich unmöglich in der Durchführung! Wie konnte man die Ehe zwischen einem Germanen und einer Römerin für verdächtig und schädlich halten, wenn man denselben Germanen die höchsten Vertrauensämter im Frieden und Kriege, sogar gegen die Germanen gab? War es logisch, ihnen das einfache Recht vorzuenthalten, eine römische Gattin zu nehmen, wenn man ihnen die römische Consulartoga gab? Valentinian hätte durch die Vermählung des Merobaudes mit einer Verwandtin seinem eigenen Gesetz ins Gesicht geschlagen. Gründe welche das Connubium empfahlen, habe ich angeführt; stichhaltige Gründe dagegen sind mir noch nicht vorgekommen. Auch hießen die ins Reich aufgenommenen Ausländer nicht mehr Barbaren, sondern Peregrinen; vielfach waren sie auch wohl römische Vollbürger. Das Gesetz kannte sie nur als solche, also als einen Theil der Provinzialen, und hätte wenigstens von Peregrinen sprechen müssen. Historiker und sonstige Schriftsteller konnten allenfalls noch von Barbaren reden: das Gesetz nicht mehr, wenigstens nicht ohne nähere Bestimmungen. Der C. Th. nennt öfters Barbaren (VI. 1, 1; VII. 12, 1; IX. 14, 3 etc.; s. Gothofredus Verzeichnisse). Ueberall meint es damit solche, die in keinem Unterthansverhältnisse zum Reiche stehen, obschon Gothofredus im Gegensatze zu den übrigen Commentatoren anderer Ansicht ist. Allenfalls lassen sich die Völkerschaften darunter begreifen, die nach eigenem Recht im Imperium lebten, wie Vandalen, Salier, kleine Gothen. In unserm Gesetz heißt also barbara uxor eine Frau von jenseits der Gränze, vielleicht auch eine Frau aus jenen Völkern. Kein Provinziale, also auch kein im Reiche wohnender und dienender Germane soll sich von außerhalb eine Frau nehmen. Zweitens soll keine Provinzialin sich mit einem Gentilen vermählen. Es fragt sich, was hier Gentile bedeutet, ob ein Gentilsoldat oder ein Barbar von außerhalb. Die erste Bedeutung müßte befremden. Es ist nicht recht erfindlich, warum die Ehe eines solchen Gentilen mit einer Römerin verdächtig oder schädlich sein sollte. Im Gegentheil, sie konnte dessen Treue für das Reich nur stärken und eine erwünschte Nachkommenschaft erzielen. Auch wäre die Wendung ulli gentilium, und die Gegenüberstellung einer so wenig zahlreichen Menschenklasse wie die der Gentilsoldaten gegen den weiten Begriff der Provinzialen und Barbarinnen, so ohne alle nähere Bestimmung, gar zu ungeschickt. Das gentilis entspricht offenbar der barbara uxor. Es ist bekannt, daß gentilis und barbara promiscue für Ausländer gesagt wurde. So auch der Cod. Th. in einem Gesetz desselben Valentinian von 364. XII. 12, 5: cum legati Gentilium venerint cet. Gentile heißt in unserm Gesetz also unfraglich nichts als Barbar, Ausländer überhaupt. Die Gränzen des römischen Reiches wurden als die Gränzen der Eheschließung festgesetzt. Kein Provinziale sollte eine Ausländerin, keine Provinzialin einen Ausländer heirathen. Möglich daß die Germanen im Reiche sich noch oft nach einer Germanin von jenseit des Rheins und der Donau umsahen, und daß man dies verhindern wollte. Valentinians Gesetz wäre also eher zu Gunsten der Ehen zwischen Germanen und Römern im Reiche. Nur die obenerwähnten Völker mögen ausgeschlossen gewesen sein. Die Ehe des Gothen Fravitta erzählt Eunap. Bonn. p. 53. Auch jener Alamanne Agilo welcher bei Constantius so viel galt, war mit einer vornehmen Römerin vermählt (Ammian. XXVI. 6, 7); doch wahrscheinlich schon längere Zeit vor Valentinians Regierung.

151) Ammian. XXVIII. 2, 10. — 152) Näheres über Britannien und Afrika Seite 390—401. — 153) Amm. XXVI. 5, 7 seq. Valentinian's Alamannenkriege erzählt ausführlich Amm. XXVI. 5; XXVII. 1; 2; 10. XXVIII. 2; 5. XXIX. 4. XXX. 3. Einiges giebt Zosim. IV. 9; 12, doch ungenau und anecdotenhaft. Hieron. chr. Symmach. laud. II. Valent. in Symm. orationes ed. A. Mai. — 154) Vales. not. ad Ammian. XXVI. 5, 7. Böcking, not. dign. orient. p. 234—246.

155) Daß der Krieg nie ruhte, sondern auf angeführte Art von den Alamannen bis 374 fortgeführt wurde, geht klar aus Ammian hervor, wenn derselbe auch diese für Rom so wenig ehrenvolle Thatsache möglichst ins Dunkle rückt.

So sagt er XXVII. 2, 11: praeter haec (den Siegen des Jovinus) alia multa narratu minus digna conserta sunt proelia per tractus varios Galliarum, quae superfluum est explicare cet. Ferner wird es bewiesen durch Randos Einfall; ferner durch die Stelle: (Vithicabius) ardores in nos semper succenderet bellicos; nullo genere potuit superari; cujus post necem aliquatenus hostiles torpuere discursus, (XXVII. 10, 3 u. 4); ferner XXVIII. 5, 8: quibus commentis (Valentinianus) Alamannorum et Macriani regis frangeret fastus, sine fine vel modo rem romanam irrequietis motibus confundentes; ferner XXIX. 4, 2 u. XXX. 3, 3. Es ist eine dreiste und komische Großsprecherei, aber nicht ungewöhnlich bei den Römern, wenn Symm. laud. II. Valent. 5 sagt: magnum a te munus sumit Alamannia, quod nonnulla interim relinquis intacta; dies ward 370 dem Kaiser ins Gesicht gesagt.

156) Ammian. XXVIII. 5, 7 — 157) cf. Seite 187 u. 88. — 158) Ueber die Burgunden besonders Derichsweiler, Geschichte der Burgunden 1863. Doch wird dem Verfasser kaum beizupflichten sein, wenn er die erwähnten Salzquellen von Hall nach Kissingen verlegt. Amm. XXVIII. 5, 11 sagt ganz allgemein: quod salinarum causa (Burgundii) Alamannis saepe jurgabant. Er sagt nicht, daß zu dieser Zeit nur die Alamannen des Macrian mit den Burgunden kämpften. Ueberhaupt die Alamannen thaten es, und thaten es öfter. So behalten die Forscher wohl Recht, welche die angeführte Stelle mit XVIII. 2, 15 in Verbindung bringen, wo Hall deutlich genug bezeichnet wird. Im Allgemeinen glaube ich, bezieht man die Kriege der Alamannen mit Valentinian und den Burgunden zu einseitig nur auf Macrian und dessen Gebiet. Schon aus den, Anm. 155 angeführten Stellen, sowie aus Ammians ganzer Darstellung geht hervor, daß fast alle, wenn nicht alle Gaue und Könige Theil nahmen. Darum verwüstete Valentinian auch mehre Gaue 374 (Amm XXX. 3, 1). — Erwägt man dies, so erhält der Alamannenkrieg ein ganz anderes Ansehen. Es ist ein langer, hartnäckiger Volkskrieg. Nur daß die Alamannen nicht große Gesammtunternehmungen ausführten, sondern den kleinen Krieg vorzogen, der auf die Dauer nicht minder empfindlich wurde. Mit einem einzigen Gau, selbst wenn ein Macrian ihn führte, würde Valentinian wohl noch fertig geworden sein. Macrian aber war der Leiter des ganzen Volkes.

159) Amm. XXVIII. 5, 9. — 160) Amm. XXX. 5, 13. — 161) Amm. XXX. 6; Socr. IV. 31. Soz. VI. 36. Zosim. IV. 17. Vict. ep 45. Hieron. chr., epist. 60, 15. ed. Maffei et Vallarsi. Idatius fasti Philost. IX. 16.

162) Die Divinitätserklärung bei Auson. grat. act. p. 286: pater divinis honoribus consecratus. Des Ambr. Ueberzeugung: de obitu Val. II., 55. Er stützt sich namentlich auf die leidenschaftliche Weise, in der Valentinian unter Julian den Gottesdienst störte, cf ep. XVII. 16.

Zweites Buch, erstes Kapitel.

1) Hist. Aug. Claudius 13, Aurelian. 44. — 2) Die Geschichte des General Gratian erzählt Amm. XXX. 7, init. — 3) S. 208. Amm. XVI. 11, 4—7. — 4) Philost. VII. 7. — 5) Socr. IV. 1; Sozom. VI. 12; Theod. III. 16; Philost. VII. 7; Oros. VII. 32. Chr. Pasch. p. 549. Zos. IV. 2; Ambros. obit. Valent. II — 6) Amm XXV. 10, 6—9.

7) Valentinians Charakter bespricht ausführlich Amm. XXX. 8 u. 9; einzelne Züge an vielen Stellen. Die übrigen Autoren, Victor, Symmachus, Ausonius, Ambrosius, Zosimus, Cedrenus, Zonaras etc. bringen nichts Wesentliches hinzu.

8) Auson. grat. act. ed. Bip. p. 285. — 9) Ambr. ep 21, 2. Socrat. IV. 1. — 10) Socr. ibid. — 11) Anon. Vales. p. 260.

12) So sind Socrat. IV. 31 und Chron. Pasch. ad 369 zu vereinigen. — 13) Sulp. Sever. dial. II. 5, ed. Lipsiae 1709. — 14) Ambr. obit. Val. 35, 36; ep. 53. — 15) Auson. Mosella. Böcking hat eine Uebersetzung mit Einleitung

und Noten gegeben: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1844; auch eigens abgedruckt.

16) Amm. XXVII. 6. — 17) Symm. orat. ed. Mai. — 18) Amm. XVII. 9, 4. — 19) Sein Benehmen im gothischen Kriege S. 486—88.

20) Zu Anfang des Krieges war Merobaudes noch nicht magister militum (Amm. XXX. 5, 13). Nach Valentinians Tode muß er diese Stellung schon gehabt haben; denn er steht über allen andern Generalen an der Spitze des Heeres und leitet alle Angelegenheiten. Zosim. IV. 17 giebt ihm bereits vor Valentinians Tode den Oberbefehl.

21) Die Vorgänge in Bregetio, so bezeichnend für die Zustände im Reich, und wichtig für manches Folgende, erzählt Amm. XXX. sehr unklar. Man muß ihn interpretiren. Vict. ep. 45 und Zos. IV. 19 erklären nichts. Gibbon, K. 25 schiebt Alles auf die Ehrsucht der Offiziere, wozu kein Anhalt vorhanden ist. Ammian sagt gerade das Gegentheil.

22) Wichtig für diese Ansicht Diocletians ist eine Stelle: hist. Aug. des Spartian, vit. Severi 20; der Autor redet den Kaiser an und weist nach, wie die Söhne der Imperatoren immer schlechte Herrscher waren. Er bringt Diocl. offenbar dessen eigne Ansicht zurück.

24) In den Panegyrikern liest man am häufigsten von allen Schriften den Sohn als Nachfolger des Vaters gepriesen. Allein nicht, um das Prinzip der Erbfolge aufzustellen oder besonders zu rühmen, sondern weil man Alles beibringt, um noch mehr Glanz auf das gepriesene Haupt zu werfen. Hierzu war natürlich die höchste Abkunft sehr geeignet. So wird die Erbfolge nur sehr mittelbar gepriesen; unmittelbar wird es der Nachfolger, und in zweiter Reihe der Vorgänger. Nun aber waren die Panegyriker fast durchgängig Heiden.

25) Eine merkwürdige Stelle bei Veget. r. milit. II. 5. Vegetius war Christ.

26) Amm. XXVI. 4, 3: participem quidem legitimum potestatis, sed in modum adparitoris morigerum; XXVI. 5, 1: concordissimi principes, unus nuncupatione praelatus, alter honore specie tenus adjunctus; cf. XXVII. 4, 1. Die Gesandtschaft der Macedonianer bei Socr. VI. 10. Das Manifest bei Theod. IV. 8, s. auch Gaisfords Note dazu. Der Senator Themistius preist Valens in öffentlicher Rede wegen seines Gehorsams. „δι' εὐπειθειαν του κοινωνησαντος" besitze Valentinian das ganze und doch getheilte Reich. or. VI. 76b. Valens war sonst sehr eifersüchtig auf seine Autorität den Unterthanen gegenüber. Wenn diese also in feierlicher Anrede sein unselbständiges Verhalten gegen den Bruder loben durften, so scheint es klar, daß hier ein offizielles Verhältniß vorlag, daß Valens jenen Gehorsam als ein treues Festhalten an eingegangenen Verbindlichkeiten, als Erfüllung einer Regentenpflicht anerkannt wissen wollte. Der Poet Ausonius stand an Valentinians Hof in großem Ansehen, wie Themistius in Constantinopel; er sprach die dortigen Meinungen öfter aus; und er braucht für das Verhältniß der Brüder fast dieselben Worte wie Themistius:

(Valentinianus) partitur regnum, neque dividit unum,
Omnia solus habens, atque omnia dilargitus.

Versus Paschales, Edyll. I. Spätere hatten für diese feinen Unterschiede keinen Sinn mehr; sie bekamen den Eindruck als sei Valentinian der alleinige Augustus im ganzen Reich gewesen, und lassen Valens erst nach dessen Tode Augustus werden: Cedren. I. p. 547.

28) Chronologie des Cod. Th. Ueber die Reichstheilung zwischen Gratian und Valentinian II. im Allgemeinen: Tillem. Gratien, note 3. — 29) Eunap. p. 48 u. 49. cf. Zos. IV. 24. Bessell, Gothen, Encycl. von Ersch u. Gruber verwirft diese Notiz als von Tadelsucht eingegeben. Doch entspricht sie ganz den Verhältnissen und Charakteren, und erklärt spätere Vorgänge. Auch Amm. XXXI. 12, 1 u. 7 erwähnt Valens Neid auf Gratian.

30) Münzen Gratians im Berliner Kabinet. — 31) Ein Abriß von Ausonius Leben in Böckings Einleitung zur Uebersetzung der Mosella. — 32) In

Auson. Opp. ed. Bip. — 33) Aus. grat. act. p. 285, 299. Symm. ep. X. 2. — 34) plus verecundus quam reipublicae intererat; Rufin. hist. eccl. II 13.

35) Auson. grat. act. passim. — 36) Amm. XXXI 10, 18. Symm. ep. I. 13; laud. in Grat., in den Oratt. ed. Mai; Auson. grat. act. passim. — 37) Gratian ſchrieb ſeinem Lehrer Auſonius: er habe Gott um Rath gefragt, als er ihn zum Conſul ernennen wollen. grat act. 293.

38) Rufin. II. 13. — 39) Philost. X. 5. — 40) Dies ergiebt ſich aus einer Vergleichung der Chronol. Cod. Th. mit den Daten der betreffenden Geſetze. — 41) Ambr. de fide init.

42) Gratians 1. Geſetz ſelbſt und deſſen Datum ſind uns nicht genau bekannt. Doch Gr. beruft ſich auf daſſelbe im 2. Geſetz und ſcheint ſeine Ausdrücke zu wiederholen: C. Th. XVI. 5, 4. Dem „olim“ gemäß iſt das 1. Geſ. ſo früh als möglich anzunehmen. Gothofredus ſetzt es ſogar in den December 375. Jedenfalls hatte Gr. große Eile, den Grundſatz ſeines Vaters aufzugeben. Das 3. Geſetz: C. Th. XVI. 5, 5.

43) Hauptquellen über die Donatiſten: Optat. de schism. Donat. ed. Dupin, Augustin. c. Petiliani litt., c. Gaudentium, c. epist. Parmeniani ad Donatistas post Collationem. t. IX. ed. Maurin, einige Briefe, t. I. Dazu Tillem. mém. eccl. t. VI. art. Donat. Neanders und Gfrörers Kirchen-Geſchichten. Ribbeck, Donatus und Auguſtinus.

44) Optat. I. 13, 19; acta Conc. Cirtens. ad calc. Opt. p. 175. — 45) Opt. III. 7, p 60. — 46) August. ſagt zwar, ep. 105, 9: Tunc Constantinus prior contra partem Donati severissimam legem dedit. Hunc imitati filii ejus talia praeceperunt. Doch nach Allem was vorliegt, muß man annehmen, daß Conſtans zunächſt die letzten, günſtigen Edikte beſtätigte, und etwa nur die harten Ausdrücke Conſtantins I. dabei wiederholte.

47) Optat. III. 1, nullus erat primitus terror, nemo viderat virgam, cet. Daß ſchon bei Conſtans früheren Einheitsverſuchen Gewalt gebraucht wurde, weiſt Ribbeck nach. — 48) Opt. III. 3. — 49) Ibid.

50) So iſt anzunehmen nach Aeußerungen des Optat. und dem Verlauf der Dinge. Selbſt Tillemont ſieht ſich dazu gezwungen: Donat. art. 49. — 51) August. c. lit. Pet. III. 25. Er ſpricht dies mehrfach in ſeinen Schriften gegen die Donatiſten aus. Ebenſo Opt III.

52) Aug. ad Donat. p. Coll. 54: ignominiosissima indulgentia de exsilio (Donat.) relaxavit.

53) Opt. II. 15. Im Text ſteht Conſtantin; es muß Conſtantius heißen: nicht Conſtans wie man gemeint hat. Opt. ſchildert die ganze Zeit der Unterdrückung, nicht blos die 2 Jahre unter Conſtans. Auch ſpricht er II. 16 vom Apoſtaten als vom Nachfolger jenes Kaiſers: deinde alter — — — secutus est imp. Conſtantius kann auch leichter Conſtantin werden als Conſtans. — 54) Opt. III. 3, p. 56.

55) Aug. c. l. Pet. III. 25. Näheres über Romanus und die Wirren die er veranlaßte: Seite 392 ff. — 56) Ueber die Donatiſten unter Firmus: Aug. c. ep. Parm. I. 10, 11. c. l. Pet. II 83. ep. 87, 10.

57) Aug. ep. 93, 43. Valentinians Geſetz: C. Th. XVI. 6, 1. — 58) Aug. l. Pet. II. 131; ep. 87, 8. cf. Ribbeck, S. 258. — 59) C. Th. XVI. 6, 2; über Flavian Aug. ep. 87, 8. — 60) Die Schreiben der Synoden und des Kaiſers im append. C. Th. ed. Ritter; letzter Band; cf. Note 68. Das Geſetz C. Th. XVI. 5, 5. — 61) Aug. l. Pet. II. 83. — 62) Beſonders bezeichnend: Aug. ep. Parm. I. 10; ep. 133; ep. 29, 12.

63) Das Nähere bei Tillem. mém. eccl. Ambroise, art 11; ſeinen weiteren Conjecturen wird man nicht folgen können. — 64) Ambr. ep. II. 2. — 65) Symmach. ep X. 41. — 66) Weiteres bei Planck, Geſchichte der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverf. I. p. 629 ff. — 67) Amm XXVI. 2. XXVIII. 1.

68) Hauptquellen über das Schisma: Amm. XXVII. 3, 12. 9, 8. Socr. IV. 29. Soz. VI. 23. Rufin. II. 10. Hieron. chr. Die Schreiben der Synoden von Rom und Aquileja und Gratians im append. C. Th. und bei Mansi III.

p. 615. 624. 627. Endlich die praef. ad. libell. Marcellini et Faustini Presbytt. ad. Impp. ed. Sirmond 1650. Dieser Bericht hält ganz zu Ursinus, die anderen, außer dem unparteiischen Ammian, zu Damasus. Aber ich glaube, mit der immer noch nöthigen Vorsicht wird der Praef. am meisten zu trauen sein, wenigstens was die Thatsachen betrifft, die allerdings einseitig beleuchtet sind. Das Libell ist eine Bitte an Valentinian II. und Theodosius um Hülfe gegen die Gewaltthätigkeiten des Damasus. Die Bittsteller werden sich gehütet haben wirklich falsche Thatsachen anzugeben, die eine eventuelle Untersuchung als Verläumdungen enthüllen konnte. Und was besonders für sie spricht: Theodosius gewährte ihre Bitten in einem huldvollen Schreiben (bei Sirmond). Zu diesen Quellen vorzüglich Tillem. m. eccl. t. VIII. Damase. Amedée Thierry, in der revue des deux mondes, 15. November 1864. Th. steht ganz auf Seiten des Siegers. Die Erzählung ist lebhaft und geistvoll; doch ich bekenne, hinter ihren kühnen Ideengängen, Combinationen, Conjecturen und Zeitangaben oft athemlos zurückgeblieben zu sein. Ebenso bekenne ich, manches interessante Detail in den mir bekannten Quellen nicht gefunden zu haben. Genannt möge noch werden Gröne, die Papstgeschichte, 1864, I. S. 96 ff.

69) Gröne erwähnt den Eid, aber nicht daß Damasus ihn brach. So macht er denn die Gegenpartei zu einstigen Anhängern des Felix. Gerade das Umgekehrte fand statt. Ueberhaupt, es ist erstaunlich, was Alles auf der einen Seite 97 behauptet und verschwiegen wird, um einen „Papst" zum fleckenlosen Heiligen zu machen.

70) Marc. praef. p. 9. — 71) Marc. p. 8 u. 9. — 72) Marc. p. 9; ep. Conc. Rom. 378, init. — 73) Ueber Prätextat Hieron. c. Joan. Jerosolymit. II. p. 415; Amm. XXVII. 9, 8. Das Einkommen römischer Familien und Senatoren bespricht Olympiodor ed. Bonn. p. 470; cf. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms I. p. 176. — 74) Rufin. II. 10. Socr. IV. 29. — 75) ep. Conc. Rom.; rescript. Grat. — 76) ep. C. Aquil. I. — 77) ep. C. Rom.

78) laudata et spectata sinceritas tua: offizielle Titulatur und Anrede. — 79) C. Th. XVI. 2, 3, mit Gothofreds Commentar. — 80) Marcell. lib. precum p. 69. — 81) Id. 65—69. — 82) Id. 97.

83) Näheres vorzüglich Planck I. 656 ff., und überhaupt den ganzen Abschnitt S. 624—672. — 84) 1. Corinth. 6, 1 ff. — 85) Planck I. 320. — 86) Die ganze merkwürdige Stelle: Amm. XXX. 4.

87) Planck, a. a. O. Der Bischof Silvanus von Troas übergab die Jurisdiction sogar einem Laien unter seiner Aufsicht, da alle seine Kleriker zu habsüchtig waren. Socr. VII. 37.

88) C. Th. XVI. 2, 24; die Edikte der übrigen Imperatoren XVI. 2, 1—24. — 89) Amm. XXVII. 3, 14 und 15; Sulp. Sever. dial. I. 21. — 90) Hieron. ep. 52, 5 c; Sever. h. s. I. 23. — 91) Gratians Gesetz C. Th. XIII. 1, 11; Constantius Gesetze XVI. 2, 8 und 10; cf. 14. — 92) Chrysost. Opp. I. diatr. 3 und 4. — 93) Chrysost. I. p. 791 und 793. — 94) Amm. XIV. 6, 18 und 19. — 95) Ambr. Hexae. III. c. 1, 15. obit. Valent. 15.

96) Die Gesetze für die Schauspieler: C. Th. XV. 7, 1—9, mit Gothofreds Commentar. Dazu über das Schauspielwesen Müller de gen. et mor. aevi Theod. Leider reichen Friedländers Darstellungen Bd. II. nicht bis in diese Zeit; doch thut er einzelne Blicke in dieselbe.

97) Auson. gr. act. p. 286: indulgentissimo: docet securitas erroris humani.

Zweites Buch, zweites Kapitel.

1) Hieron. ep. ad Ageruchiam, 17.

2) Meine Ansicht über Aetius kann ich hier natürlich noch nicht eingehend motiviren. Fürs Erste verweise ich auf Leo, Universalgeschichte, II. Auflage 3, S. 89, der treffend sagt: zwischen diesen barbarischen Völkern und ihren

Heerkönigen war Aetius mit seiner barbarischen Gefolgschaft im Grunde ebenfalls ein barbarischer Heerkönig ꝛc.; und auf dessen Vorlesungen über deutsche Geschichte I. Vorl. 26—28, wo das Auftreten des Aetius ausführlicher beschrieben ist. Leos Auffassung scheint mir die richtigste von allen mir bekannten.

3) Amm. XXX. 10, 3: ut erat sollertis ingenii. Zosim. IV. 17, 1: στρατιωτικῶν ἔργων ἐμπειρίαν ἔχειν παρὰ τοὺς ἄλλους δοκοῦντα. — 4) S. Sever. h. s. II. 48 u. 49. — 5) Seite 523 f. — 6) Zos. IV. 33; V. 34. — 7) v. Wietersheim, Völkerwanderung III. S. 88. — 8) Symm. oratt. ed. Mai, pro patre 8; Amm. XXVIII. 1, 57.

9) Symm. ibid.: interea nos opperiebamur ut principatus ultio talia vindicaret, vos expectabatis, ut senatus argueret, cet. — 10) Amm. XXVIII. 1, 45—47. — 11) Hieron. chr. 376 plurimi nobilium occisi. — 12) Zweimal spricht Symmachus von externis moribus. l. l. 7 und 9.

13) Man hat die Verlesung des kaiserlichen Schreibens mit der des oben erwähnten Gesetzes auf den 11. oder 13. August 366 zusammengeworfen. (Gothofreds Commentar zum C. Th. IX. 1, 13; Tillem. Gratien art. 3 und Note 4). Aber man hat zu Symmachus Dankbrief an Gratian (ep. X. 2) nicht den Brief an Ausonius (I. 13.) genommen. Beide sprechen offenbar von demselben kaiserlichen Schreiben; und letzterer schildert die Neujahrssitzung.

14) Symm. ep. IV. 4. — 15) Zos. V. 29. — 16) Synes. de regno, 22; cf. Note 102, B. I., K. 3.

17) Julian war in großer Verlegenheit, als die Chamaven sich feindlich zeigten, denn sie konnten die Zufuhr aus Britannien verhindern. Eunap. p. 42. cf. Amm. XVIII. 2, 3: annona, a Britannis sueta transferri; und Zos. III. 5, 3. — 18) Hieron. t. II. adv. Jovinian., II. 7; cf. ep. 69, 3. — 19) Amm. XXVII. 8. XXVIII. 3.

20) Pacat. paneg. Theod. 5 erwähnt den Sarmatensieg, der also unzweifelhaft ist, obschon kein andrer Autor von ihm spricht; er scheint nach dem Einfall ins Land der Alamannen stattgefunden zu haben. Auch den Sieg am Baal erwähnt Pacat.; hierüber Tillem. Valentinien I. art. 17.

21) Amm. XXVIII. 6, 12 erwähnt das stipend. debitum; XXVII. 9, 1 die militaris secordia et aliena invadendi cupiditas. — 22) Zos. IV. 16. Amm. XXX. 7, 10. — 23) Pacat. 3, 6; 6, 12. — 24) Amm. XXX. 2, 9 seq. — 25) Oros. VII. 33. Hieron. chr. 376. — 26) Zos. IV. 16, 6. Die Verbrechen Marcellians, den Einbruch der Quaden und Jazygen, die Tapferkeit des Theodosius erzählt Amm. XXIX. 6.

27) Tillem. Valentinien I. art. 18 trägt das Meiste über Probus zusammen. Doch kann er sich nicht entschließen, das Nachtheilige über den Christen, das Amm. XXIX. 6 und XXX. 5 erzählt, zu glauben oder nur näher anzuführen (auch art. 13 nicht). Er macht vielmehr Ammian zu einem parteisüchtigen, gehässigen Heiden. — 28) Hieron. chr. Rufin. II. 12.

29) Ueber diesen Unterschied ist viel vermuthet worden. Deutsche Völker, besonders Vandalen sind mit hineingezogen. Alles gegen Sinn und Wortlaut der Quellen: Amm. XVII. 13, XXIX. 6. Hieron. chr. 337. Anon. Val. p. 615. Euseb. v. C. IV. 5; cf. Note 72, B. I. K. 3. Das Einfachste wird sein, an einen Zwiespalt im Volke selbst zu denken, wo der nördliche Theil den südlichen auf längere Zeit unterjochte. Denn „servi" brauchen nicht Haus- und Feldsklaven, es können auch streng Unterworfene sein. Bei dem neu ausbrechenden Kampfe wurden dann 300,000 der bisher herrschenden Jazygen getrieben, bei Constantin um Aufnahme zu bitten. Die anderen zogen sich nördlicher, und ihre letzten Haufen, Familien und sonstigen Angehörigen verließen das bisher unterworfene Land, wo sie sich zahlreich aufgehalten, wie es die Natur solcher Verhältnisse mit sich brachte.

30) Pacat. 9 schildert des Theodosius Aufenthalt in Spanien; die Stelle ist offenbar eine der wahrsten und am wenigsten ausschweifenden der Lobreden. — 31) Amm. XXVIII. 6, 28. — 32) Ibid. 29.

Zweites Buch, drittes Kapitel.

1) Hist. Aug. Gord. 34. Die Geschichte der Gothen ist so oft untersucht und dargestellt, fast jede einschlagende Quellenstelle so vielfach citirt und ausgelegt, daß ich mit Citaten wohl etwas sparen darf. Auch sind die Meinungsverschiedenheiten über einzelne Punkte so zahlreich und mit solchem Scharfsinn vertheidigt und bekämpft, daß es schwer und vielleicht kaum wünschenswerth sein möchte, viel Neues herbeizubringen. Man hat hier beinahe nur auszuwählen und den Gründen Anderer für oder gegen beizutreten. Es wird daher billig gefunden werden, wenn ich in dem kurzen Ueberblick den ich nur geben kann, mich neuer Aufstellungen, oder der Polemik oder der näheren Begründung meiner Angaben möglichst enthalte. Es würden unverhältnißmäßig mehr Noten als Text werden. Hoffentlich werden Kenner dieses Zeitraums bemerken, daß ich mit den Quellen, den älteren und neueren Hülfsmitteln nicht ganz unbekannt bin.

2) Beffell, Gothen (Ersch und Gruber), S. 121. — 3) Diese Nachricht des Jordan. 18 scheint mir nicht zu übergehen. Ich bemerke hier gleich, daß das Blutbad in Philippopolis (Amm. XXXI. 5, 17) wohl nicht mit dem jetzigen Einzuge der Gothen in Verbindung zu bringen ist. Schon das Verhältniß zu Priscus brachte eine mildere Behandlung mit sich. Eher nach dem letzten Siege über Decius mag es geschehen sein, wenn überhaupt auf diesem Zuge. Daß Ammian es so weit vom Kriege mit Decius trennt, spricht sehr für irgend eine spätere Zeit.

4) Das Gedicht des Commodian. im Spicileg. Solesmense und bei Bunsen, Hippolyt, II. p. 662 seq. Ueber Decius: den Abschnitt in de mort. persec. — 5) Zos. I. 37, 2. Daß diese Völker Alamannen und Markomannen waren, steht aus den anderen Quellen fest. — 6) Zos. I. 36, 1. — 7) C. Th. VII. 1, 1. — 8) Amm. XXII. 7, 7 seq. — 9) Themist. or. X. 136 d, 137 a, b. — 10) Amm. XXVI. 6, 11; augenscheinlich sind es Westgothen. — 11) Themist. X. 136 a, b.

12) Ueber Procops frühere Schicksale Amm. XVII. 14, 3. XVIII. 6, 17. XXIII. 3, 2. XXV. 9, 12. XXVI. 5, 6. Zosim. IV. 4 u. 5. Philost. IX. 5 stimmt mehr Ammian bei, der wesentlich von Zosimus abweicht. Ich halte mit Gibbon des Zosimus Angaben, einzelne Ungenauigkeiten abgerechnet, für richtiger. Seine Quellen waren im Orient, wo man des Procop Geschichte näher kennen mußte. Einzelne Züge tragen den Stempel der Authenticität.

13) Zos. IV. 7, 1 sagt: *Ῥωμαίων τε γὰρ τάγματα καὶ βαρβάρων αὐτῷ πλῆθος προσετίθετο. πλῆθος* kann kaum etwas anderes bedeuten als eine Menge Barbaren aus den Provinzen. Denn Zosimus spricht nachher noch von den Hülfstruppen welche die Gothen stellten und den Zuzügen aus anderen barbarischen Nationen.

14) Amm. XXVI. 10, 3 sagt, die Gothen sandten 3000 Mann. Zos. IV. 7, 3 sagt 10000 M.; vielleicht wendet Zosimus die Gesammtzahl der Germanen in Procops Heer auf die gothischen Truppen allein an.

15) Eunap. p. 46 seq. Zos. IV. 10 folgt ihm. Anders Amm. XXVII. 4, 1; 5, 1 u. 2. Doch sind beide Angaben zu vereinigen. — 16) Themist. or. X. 134 c.

17) Daß noch andere Gothenfürsten zugegen waren, sagt Themist. or. X. 132 d: ich sah *στρατηγὸν Ῥωμαίων ἐπιτάττοντα Σκυθῶν βασιλεῦσι.* v. Wietersheim, Völkerwanderung IV. S. 20 ff. will, der Krieg sei eigentlich mit Hermanarich geführt; die Westgothen seien diesem damals noch unterworfen gewesen; Athanarich sei nur dessen Stellvertreter im Kriege und bei den Unterhandlungen gewesen. Keine Quelle sagt hiervon etwas. Themistius wäre der Letzte gewesen, der sich diesen Schmuck für seine Lobrede entgehen ließ, Valens zum Sieger über den berühmten Hermanarich zu machen. Ebensowenig weist der Gang des Krieges und der sonstigen Geschichte darauf hin.

18) Themist. or. X. 134—138. — 18) (aus Versehen ist zweimal Nr. 18 gesetzt) Amm. XXVI. 10, 6—15.

19) Diese Reflexion macht der arianische Kirchenhistoriker Philost. IX. 15 bei Erzählung des Orakels. Fast alle christlichen Historiker melden dasselbe; noch Zonaras, aber mit großer historischer Verwirrung. Zosimus verurtheilt merkwürdiger Weise die Divination als thörichte Spielerei. Amm. XXIX. 1 u. 2 dagegen interessirt sich sehr für sie, und verweilt lange bei ihr und ihren Folgen. Noch XXXI. 14, 8 kommt er auf das Orakel zurück, um zu zeigen wie Alles eingetroffen sei.

20) Eunap. v. philos. Maxim. p. 59 seq. — 21) Socr. IV. 6; vgl. über die Naturerscheinungen Amm. XXVI. 10, 15. Ueber die kirchlichen Händel verbreitet sich Socr. IV.; Soz. VI. folgt ihm wie gewöhnlich und schmückt ihn mit einigen Anecdoten aus. Theodor. IV. ist noch erbitterter und übertreibt noch mehr. — 22) Socr. IV. 12. — 23) Amm. XXX. 2, 6.

24) Köpke, deutsche Forschungen, S. 102—106. Dahn, in seinem vorzüglichen Buche die Könige der Germanen II. S. 90 seq. sucht ein Abhängigkeitsverhältniß der Westgothen von Hermanarich bis kurz vor den Hunneneinbrüchen zu begründen. Leider vermag ich ihm ebensowenig zu folgen wie Wietersheim. Wann die eigentliche Trennung erfolgt sei, wird wohl nie ganz fest bestimmt werden; im Kriege 367—369 tritt die Selbständigkeit der Westgothen klar hervor; nirgend ist von Hermanarich die Rede. Dahn führt zwei unsichere Stellen des Jordan. an, die selbst im besten Fall seine Ansicht nur sehr gezwungen stützen würden.

25) Ich sehe keinen Grund, die Angabe des Jordan. 24 zu verwerfen. Nichts ist möglicher, als daß ein damaliger Gewaltherrscher das Weib eines untreuen Großen tödten ließ, und daß deren Verwandte Blutrache übten. Die Aechtheit solcher Züge kann es wenig verdächtig machen, daß spätere Lieder sie befangen.

26) Sozom. II. 6. Philost. II. 5. — 27) Krafft, Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern, ist der Ansicht, daß Bischof und Presbyter bei den Gothen dasselbe waren, wie bekanntlich in der ersten Zeit der Kirche. Doch die beiden von ihm angeführten Stellen zeigen dies wohl kaum, und die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Denn die Gothen überkamen alle kirchlichen Verhältnisse, Würden und Benennungen von den Römern, bei denen das Amt des Bischofs von dem des Presbyters seit dem 3. Jahrhundert schon so weit getrennt war.

28) Epiphanius c. 80 haereses. h. 70 berichtet von den Audianern. S. 386 (ed. Paris. 1564) spricht er von den gothischen Bischöfen. Der Urianus in Mesopotamien den er kurz vorher nennt, ist ein anderer als der gothische.

29) Daß mehre gothische Fürsten die Verfolgung anstellten, sagt der Brief der gothischen Gemeinde, Acta SS. 12. April, §. 3: „*οἱ κατὰ Γοτθίαν μεγιστᾶνες.*“ Auch sonst sind von dieser Mehrheit Spuren. Ich bezweifle, daß der rex Graecus (Epiph. 368) und der Jungerich (act. SS. 26. März) mit Athanarich identifizirt werden dürfen.

30) Pallmann, Völkerwanderung I. 80 sagt kurzweg: „Ricetas war kein eingeborner Gothe und auch für Saba läßt es sich mit Bestimmtheit nicht behaupten. Die Quellen, act. SS. 15. September und der Brief der gothischen Gemeinde, behaupten mit Bestimmtheit die gothische Geburt; beide im §. 1. Man wird ihnen folgen müssen.

31) Mir ist nicht recht klar, wie man eine so glaubhafte, viele spätere Verhältnisse aufklärende Nachricht wie die vom Zwiespalt des Athanarich und Fritigern, von der Hülfe des Valens und der daraus resultirenden Mission bei den Gothen verwerfen mag, blos weil Socrat. (IV. 33) sie bringt und nicht Ammian. Auf diese Art wird man den besten Autor doch nicht zur historischen Bibel des 4. Jahrhunderts machen können, daß Alles nicht wahr sei, was er nicht enthält. Solch ein Autoritätsglaube verträgt sich doppelt schlecht mit der sonst eingerissenen Zweifelsucht. Ammian verschweigt Manches, was uns jetzt wichtig erscheint:

er konnte jene gothischen Verwickelungen für nicht bedeutend halten. Alles wohinein das Christenthum spielt, übergeht er fast grundsätzlich, wie alle Heiden damals; sein umfangreiches Werk giebt nur Weniges über die religiösen Dinge die das ganze Reich bewegten. Doch auf den Zwiespalt zwischen Athanarich und Fritigern weist er wirklich hin XXXI. 3, wo er Athanarich nur mit einem Theil der Gothen gegen die Hunnen ziehen läßt. cf. Note 33. Oros. VII. 33 erzählt wie Socr., die Gothen hätten Valens um christliche Lehrer gebeten, und er hätte ihnen Arianer gesandt.

32) Jord. 48. Amm. XXXI. 3. 33) Daß Athanarich nur mit einem Theil der Gothen auszog, der größere Theil aber unthätig blieb, sagt klar Amm. XXXI. 3; namentlich: Gothorum reliquas gentes; und populi pars major quae Athanaricum attenuata necessariorum penuria deseruerat. Das Plusquamperfectum zeigt an, daß es nicht erst geschah nachdem Athanarich geschlagen worden, sondern vorher. Hiermit erklärt sich auch der fernere Verlauf der Thatsachen und das Verhalten des Athanarich. Am mittleren Dniestr muß die Schlacht geschlagen sein. Athanarich geht von dort rasch zu den supercilia Gerasi, den Quellen des Sereth, und in die steilen Berge.

34) Ammian wird hier unklar. Wallmann I. 107 f. verwirrt ihn noch mehr. Am meisten Licht scheint mir Wietersheim IV. 75 zu geben.

35) Die Stelle Eunap. fragm. 46 hat die Forscher befremdet. Wenn man aber die früheren Verhältnisse bedenkt, wie ich sie zu skizziren versucht: die alte Feindschaft des heidnischen Athanarich und des christlichen Valens; den religiösen und politischen Antagonismus des Fritigern und Athanarich; die Mission auf Valens Anordnung, so stimmt sie vortrefflich, und bestärkt Socr. IV. 33.

36) Eunap. p. 48 u. 49. — 37) Jord. 25. — 38) Amm. XXXI. 4, 1—6 unterscheidet genau die auxilia welche die Gothen stellen wollen und die tirocinia und colendae Thraciae partes, welche Valens zur Bedingung macht.

39) Diese Nachricht (Jord. 25) ist nach allem Vorhergehenden nicht unglaubhaft. Eunap. exc. 46 zu Ende scheint auf Aehnliches hinzudeuten. Ebenso Theod. IV. 37.

40) Die Diöcese Thracien, heute Bulgarien, Rumilien und Dschesair, hatte sechs Provinzen: Europa mit Constantinopel, Rhodope, Hämimontis, Thracien, Mösia II. oder inferior, Scythien.

41) Jord. 26. — 42) Im nächsten Kapitel werde ich zu beweisen suchen, daß die Sarmaten wirklich ins Reich gefallen waren, und Theodosius sie bekriegte, was lange bezweifelt worden. Daß der Einbruch des Athanarich in ihr Land (Amm. XXXI. 4, 13) sie noch mehr dazu antrieb, liegt auf der Hand bei der Natur der damaligen Völker.

Zweites Buch, viertes Kapitel.

1) „ex communi sententia" Amm. XXXI. 7, 5.

2) Wie dies geschah, darüber namentlich Mamert. grat. act. 15—19. Ueber Richomer Liban. de vita s. Opp. ed. Morel. II. p. 67 u. 68. Symm. ep. III. 54—69. C. Th. VII. 1, 13. Fasti Idac. Zosim. IV. 54, 55. Gregor. Turon. II. 9 erzählt, er habe in den Consularlisten gelesen, wie der Frankenkönig Theodemir, Richomers Sohn, und seine Mutter Ascyla, hingerichtet seien. Theodemir scheint der Sohn unseres Richomer gewesen zu sein, und ist wahrscheinlich nach dessen Tode unter Arcadius oder Honorius hingerichtet. Augenscheinlich war Theodemir wie einst sein Vater ins Reich übergetreten, hatte aber nicht dessen glückliche Erfolge. Valesius rerum Francic. II. p. 60 hat die Stellen über Richomer gesammelt.

3) v. Wietersheim IV. S. 81 will ad Radices, ein Militairposten zur Deckung der Hämusstraße. Kein Codex unterstützt diese Lesart. Eine so große kreisförmige Wagenburg wäre in dieser engen Gebirgsgegend unmöglich gewesen.

Ferner, der Rückzug der Römer nach Marcianopel, der Gang des ganzen Feldzuges ist nur erklärlich, wenn die Schlacht ad Salices war.

4) Veg. r. milit. I. 20. — 5) Amm. XXXI. 8, 8: adulta virginitas, castitasque nuptarum — mox profanandum pudorem cet. — 6) Socrat. IV. 38. — 7) Amm. XXXI. 9, 4. — 8) Amm. XV. 4, 2—6.

9) Dies muß der Fall gewesen sein, denn der Linzgau allein, wie groß auch immer, konnte eine Kriegsmacht von 40,000 nicht aufstellen, und, nachdem 30,000 gefallen, dem gesammten römischen Heer noch einen starken Widerstand entgegensetzen.

10) Gibbon wirft ihn mit Merobaudes zusammen. Ob dieser König Mallobaudes derselbe ist mit Mellobaudes, gegen welchen König Macrian fiel, scheint mir höchst zweifelhaft, obgleich es meist stillschweigend angenommen wird.

11) cf. Schöpflin, Alsatia illustr. I. p. 52—54, 193—197, 420—422, 461 sq., 468, 518. Ein Aufsatz von Coste über Argentovaria, eine bei Grusenheim aufgefundene Station, im Bulletin de la société p. la conserv. des monum. hist. d'Als. war mir nicht zugänglich.

12) Wietersheims Interpretation von Ammians Schlachtbericht kann ich nicht folgen. Die calles consitas arboribus und die angustae sind hier nur Wald- und Hohlwege. Daß Gratian die Alamannen in den Rücken faßte, ist nicht nothwendig. Die pannonischen Truppen waren schon lange vor der Schlacht mit den gallischen vereinigt worden, Gratian selbst nicht nach Pannonien gegangen; er brauchte also um so weniger in diesem Augenblick von Osten oder Süden zu kommen. Der kritische Gibbon hat wohlweislich aus Ammians ungenauer Erzählung nichts Genaueres herausseben wollen. Berichte nebst Amm. XXXI. 10, 6 seq.: Oros. VII. 33. Hieron. chr. Vict. epit. 47.

13) Schöpflin, Als. ill. I. p. 422. cf. Eckhel, doctr. numm. VIII., art. Gratian.; er beschreibt die einzelnen Münzen. — 14) Auson. grat. act. p. 286 spricht von einer traductio Alamann. Für die Einreihung ins Heer (Amm. XXXI. 10, 17) wäre dies ein ziemlich ungeeigneter Ausdruck. — 15) Amm. XXXI. 10, 21 u. 22.

16) Amm. XXXI. 1, 2 sagt nicht geradezu, daß es religiöse rixae et tumultus waren, in denen dieser Ruf gehört wurde. Aber kaum konnten es andere sein. Nur sie kamen so häufig, namentlich in Antiochien vor und gaben die Dreistigkeit und Wuth für solche Majestätsverbrechen und gottlosen Wünsche. Von politischen Unruhen in Antiochien würde irgendwo die Rede sein; daß religiöse Erbitterung dort herrschte, geht aus den Kirchenhistorikern hervor.

17) Theod. IV. 30. — 18) Zos. IV. 21. — 19) Ueber Sebastian berichten Amm. XXXI. 11 u. 12 u. Zos. IV. 22, 23, 24 sehr verschieden. — 20) Diese Leistungen sind ganz unklar bei Amm. XXXI. 12, 14 in einer vielleicht verdorbnen Stelle angegeben. — 21) Oros. VII. 33. Jord. 22. Greg. Naz. or. 43 p. 795 ed. Paris. 1778. — 22) Zosim. IV. 24 unzweifelhaft nach Eunap. Philost. IX. 17. — 23) Theod. V. 2.

24) Ueber Gratians Gesetzgebung: C. Th. XVI. 5, 5. Socr. V. 2. Soz. VII. 1. Theod. V. 2. Baron. 378, §. 33. Tillem. mém. eccl. Ariens art. 136; hist. des emp. Gratien art. 8. — 25) Ambr. de fide I. prol. §. 3. II. 16; die drei letzten Bücher von d. f. sind später, auch auf Gratians Wunsch geschrieben. s. III. prol.

26) Dieser Kampf des Theodosius mit den Sarmaten ist von Baron. 379 angezweifelt. Gibbon, Kap. 26, Note 110 erklärt ihn für eine Verwechselung mit dem Krieg von 374; v. Wietersheim IV. 116 für ein albernes Mährchen des höchst unzuverlässigen Theodoret (V. 5); denn Themistius in seiner Lobrede, 379, würde ihn erwähnt haben. Wirklich erwähnt ihn Themistius geradezu, und leitet von ihm die Ernennung zum Kaiser ab (or. XIV. 182 C). Er vergleicht Theodosius mit Epaminondas, den die Thebaner ebenfalls vom Soldaten zum Staatslenker beriefen. Dann fährt er fort: *ἐξ ἐκείνου δὲ καὶ σὲ ἐκάλουν ἐπὶ τὴν βασιλείαν Ῥωμαῖοι, ἐξότου Σαυρομάτας λυττῶντας καὶ τὴν πρὸς τῷ ποταμῷ γῆν ἅπασαν ἐπιδραμόντας μόνος ἀνέστειλας, ὑποστὰς σὺν ὀλίγῃ*

δυνάμει καὶ οὐδὲ ταύτῃ ἐξειλεγμένῃ. Καὶ νῦν ἐπὶ τοιαύτῃ πίστει παρακεκλημένος εἰς τὴν βασιλείαν cet. Dann geht Themiſtius zum Lobe Gratians wegen dieſer Berufung über. Wäre es möglich dieſen Sarmatenſieg noch deutlicher zu bezeichnen, dann thäte es Pacat. Er ſpricht c. 9 von Theodoſius Entfernung aus dem Staatsdienſt und ſeinem Leben in der ſpaniſchen Verbannung. c. 10, 2 ſagt er dann: vix tecta Hispana succeperas, jam Sarmaticis tabernaculis tegebaris: vix emerita arma suspenderas, jam hosti armatus instabas, vix Iberum tuum videras, jam Istro praetendebas. Dann kommt Pacat. darauf, wie ſehr Theodoſius durch dieſen Krieg des Diadems ſich würdig machte, und wie er es erhielt. Auch nennt Auson. grat. act. 286 Gratian Sarmaticus; es geſchieht nach damaliger Anſchauung, welche die Siege der Feldherren dem Kaiſer beimaß. Wiederum liegt hier ein Beiſpiel vor, daß die Kirchenhiſtoriker in ihren politiſchen Angaben nicht ganz ſo geringſchätzig betrachtet werden dürfen, wie es jetzt geſchieht, nachdem man ihnen früher Alles glauben wollen.

27) Tillem. Grat. art. 9 u. note 14. Nur rechnet er jetzt ſchon Obermöſien und Dacien zum orientaliſchen Illyrien. Aus Zos. IV. 34 geht aber hervor, daß dieſe Länder noch unter Gratian ſtanden. Gratian geſtattet Safrach und Alatheus den Durchzug durch Obermöſien. Bedenkt man dies, ſo hebt ſich auch die Schwierigkeit, daß auf das abendländiſche Concil von Aquileja 381 die Biſchöfe aus Möſien und Dacien kamen, während die Biſchöfe aus Macedonien nach Conſtantinopel gingen. Obermöſien kam erſt durch des Theodoſius Theilung 395 an den Orient.

28) Chronol. C. Th. — 29) C. Th. XVI. 5, 5. cf. S. 304 u. 323. — 30) Ambr. de spir. s. I. 19—21. Tillem. Ambr. 21 ſetzt die Beſchlagnahme 380 an, da de spir. 381 geſchrieben ſei. Die Zeit läßt ſich nicht genau beſtimmen; es iſt wahrſcheinlicher, daß die Kirche bald nach Gratians Abreiſe von Mailand ſequeſtrirt wurde; 380 kann Gratian ſie zurückgegeben haben.

31) Paulin. vit. Ambr. 11, u. Tillem. Ambr. art. 20. — 32) Socr. V. 6. Soz. VII. 4. Zos. IV. 24. Jord. 27; auch Pacat. 11 ſagt: specto excidium Galliarum. — 33) So wird Idat. chr. u. fasti, Prosper u. Marcellin. chr. aufzufaſſen ſein, die von vielen und großen Siegen ſprechen. — 34) Zos. IV. 30. — 35) id. IV. 25 „στρατιωτικῆς ἀρχῆς“; der erwähnte Brief: Greg. Naz. ep. 136. — 36) Themist. or. XIV. 181 b.

37) Zos. IV. 33 u. 34 erzählt geographiſch und chronologiſch ſehr verwirrt. Jord. 27 iſt kürzer aber verſtändlicher und dient zur Orientirung im Zoſimus.

38) Pallmann, Völkerwanderung I. 139 ſpricht von Abtretung Südpanoniens und des anſtoßenden Theils von Möſien. Jord. 27, den er citirt, ſagt das nicht. Er hätte noch eher für ſeinen Zweck Zos. IV. 34 citiren können; aber auch aus dieſem erhellen nur die im Text angeführten Bedingungen, aus denen das „foedus“ Gratians beſtand. Jordan. confundirt offenbar dieſen Vertrag mit dem foedus welches bald darauf Gratians Feldherren mit den Weſtgothen ſchloſſen. Schon Köpke, Anfänge des Königthums 116, war ähnlicher Meinung wie Pallmann. Zeuß welchen er citirt, vermuthet nur Unterhandlungen wegen Abtretung; allein καταλαβεῖν heißt hier offenbar nur betreten, nicht in Beſchlag nehmen, wenn man das folgende διὰ Παιονίας ἐπὶ τὴν Ἑσπερον διαβῆναι hinzunimmt. Pallmann ſetzt außerdem dieſen Frieden in die Zeit, wo Gratian den Theodoſius zum Kaiſer ernennt. Es iſt klar aus Jordan. und Zoſimus, daß er ſpäter geſchloſſen ward. Auch das Datum, 11. Januar, iſt falſch.

39) Ambr. ep. 15 de morte Achol. Die Geſchichte des Eliſa: 2. Könige 6, 14 seq. — 40) August. confess. VI. 6: das ganze Kapitel iſt außerordentlich ſchön. Auguſtinus beneidet einen fröhlichen Bettler, zu deſſen Ruhe er ſelbſt, von tauſend Trieben aufgeſtachelt, wohl nie gelangen würde. Aug. c. lit. Petil. III. 25. — 41) Ueber Arbogaſt: Philost. XI. 1, 2 cum notis Gothofredi et Valesii. Socr. V. 25. Eunap. ed. Bonn. p. 111, 112. Greg. Turon. II. 9. Zosim. IV. 33. Claudian. 3. cons. Honor. v. 66; 4. cons. Honor. v. 74. Oros. VII. 35. Paulin. vita Ambr. 26. Vales. rerum Franc. II. p. 71, 72.

Tillem. Theodose art. 68. Im Allgemeinen wollen die Christen ihm übel, die Heiden wohl.

42) Dies, wie überhaupt die Stellung und Wirksamkeit der Germanen im Reich ist bisher nicht genug hervorgehoben. Ueber die Thätigkeit des Bauto und Arbogast: Zos. IV. 33. Mit ihm ist Jord. 27 gut zu vereinigen, wenn man von Flüchtigkeiten und willkürlichen Einzelheiten absieht.

43) Böcking, not. dign. occ. p. 584. — 44) Socr. V. 10. — 45) Jord. 28. — 46) Idac. fast. 382. cf. Oros. VII. 34; auch Köpke, Anfänge des Königthums 119. — 47) Claud. in Eutr. II. 153—300. — 48) Jord. 29; außerdem über die Friedensbedingungen Jord. 28. Zos. IV. 33; vorzüglich Themist. or. 16, und Synes. de regno 23.

49) Eine zusammenhängende obgleich kurze Geschichte der Priscillianisten giebt Sulp. Sever., hist. s. II. 46—51. Die andern Quellen: Acta Concil. Caesaraugust. und Toletan. bei Harduin, Acta concil. I. p. 805, 989 seq.; epist. Innocentii I. (Harduin p. 1021, Mansi III. 1066), epist. Hieronym. Augustin. de haeres.; c. mendacium; Oros. ad August. de errore Prisc.; Leo Magnus ep. 93, cet., nennt ausführlich: Lübkert, de haeresi Prisc. Tillem., mém. eccl. Prisc. sammelt die Nachrichten, am liebsten den Schmutz welchen priesterliche Verleumdung auf die Priscillianisten geworfen. Von den Neueren schrieben ausführlich über die Priscillianisten: Schröckh, Kirchengeschichte XI. S. 315—363. Neander II. Abth. 3. Gfrörer II. 571—582. Lübkerts Monographie ist vortrefflich. Ein sehr wunderliches Buch, besonders für unser Jahrhundert, ist: Geschichte des Priscillianismus von Mandernach, Priester der Diöcese Trier. Es will „die wunderlichen Berichte einzelner neuerer Geschichtschreiber» berichtigen, und „zur Erkenntniß des Wesens aller Reformation" beitragen. Es ist ein Beitrag zur Kenntniß ultramontaner Geschichtschreibung, und noch kritikloser als parteiisch, wenn das möglich ist. Schließlich erklärt sich Mandernach ganz einverstanden mit der Hinrichtung der Ketzer, welche damals bei allen bessern Priestern die äußerste Entrüstung hervorrief.

50) Sulp. Sever. II. 46 schildert den Charakter des Priscillianismus. — 51) Ueber die Morallehre der Priscillianisten vorzüglich Lübkert p. 37. — 52) Selbst Sever stellt die beiden Führer der Orthodoxen an den Pranger. — 53) Harduin I. p. 805. S. auch Hefele, Conciliengeschichte I. S. 719. Mandernach druckt die canones ab. — 54) Sever. II. 49.

55) Dies geht aus den Briefen des Ambrosius und des Concils an Gratian hervor. Ambr. ep. 10—12; ep. 13 an Theodosius. Die Acten des Concils abgedruckt in Ambr. Opp. ed. Bened. bei den Briefen. Mansi III. p. 601 seq. Harduin I. p. 826 seq. übersetzt von Fuchs, Bibliothek der Kirchenversammlungen des 4. und 5. Jahrhunderts II. S. 432 seq. Hefele, Conciliengeschichte II. S. 33 seq.

56) Dies wenigstens sind die Gründe, die Ambr. ep. 10 angiebt, und die er unzweifelhaft auch brauchte, um Gratian zu bestimmen.

57) Hierüber, und über die von Waitz aufgefundenen Brieffragmente arianischer Bischöfe: Bessell, Ulfila, S. 1—17. Pallmann, Völkerwanderung I. S. 80 sieht „gothische Bischöfe arianischen Bekenntnisses aus Mösien auf dem Concil in lebhaftem Kampf mit den Orthodoxen".

58) C. Th. XVI. 1, 2. — 59) Gregor Nyssen. Opp. III. 466 D, or. de Dect. filii. Sozom. VII. 6. C. Th. XVI. 4, 2; dies Gesetz ist von 388. — 60) Socr. V. 7. Soz. VII. 5. — 61) Greg. Naz. carmen de vita t. II. p. 21, 22, ed. Paris 1636.

62) Ueber den ökumenischen Charakter der Synode besonders Hefele II. S. 3 und §. 100. Er druckt die canones ab. Doch geht er rasch über den Charakter der Synode und der versammelten Väter fort. Diesen schildert Greg. Naz. in sehr dunklen Farben: de vita p. 25—28, or. I. p. 33, epist. p. 814, carm. X. p. 81. Gregor wurde zuerst von der Synode als Bischof von Constantinopel sanctionirt und dann abgesetzt. Gibbon Kap. 27 giebt eine sehr lebhafte Schilderung der Synode. Auch Gfrörer II. 301 seq.; er betont hauptsächlich die

ehrgeizigen Ränke und Zwistigkeiten der großen Metropoliten, und die Eifersucht zwischen den Kirchen von Constantinopel und Alexandrien. Mansi III. 521 seq. giebt die Quellen, canones und Briefe.

63) Des Theodosius Ketzeredikte C. Th. XVI. 1, und XVI. 5. Gesetz 9, a. 382, verfügt den Tod (summum suppl.) gegen die Manichäer und Audianer (quicunque in unum Paschae diem non obsequenti religione convenerint). Alle Aufpasser und Denunciaten sollten auf die unglücklichen Sektirer fahnden. Denunciation wurde zur Pflicht gemacht, und die Strafe suspendirt, welche sonst den falschen Ankläger traf.

64) Socr. V. 9 u. 10. — 65) Greg. Naz. t. II. p. 21 A. — 66) Athanas. or. I. c. Arian. 26.

67) Ueber diesen letzten Punkt, wie überhaupt von der Prädispostion des germanischen Heidenthums für das Christenthum und speciell für den Arianismus spricht Krafft ausführlicher als es hier gestattet ist. — 68) Dies geht hervor aus C. Th. XVI. 5, 12. — 69) Jord. 25. — 70) Zosim. IV. 29.

71) Zosim. IV. 33. Beugnot, h. de la destr. du pagan. ist auch in den Abschnitten über Gratian und Theodosius werthvoll; doch hat er hier einige falsche Daten und gewagte Ansichten. Auch setzt er, einseitig auf den Codex Theodosianus gestützt, das Verbot des heidnischen Cultus zu spät an. Aus Zosimus, der in diesem Punkt sicher genau ist, vereint mit Sozom. VII. 20, der indessen ungenau gleich vom Anfang der Regierung spricht, ergiebt sich klar, daß Theodosius gleich nach seinem Einzug in Constantinopel gegen das Heidenthum vorschritt. Die anderen Hauptquellen: Liban. pro templis, de vita s. und der Codex Theodosianus.

72) C. Th. XVI. 7, 1. — 73) C. Th. XVI. 10, 7. — 74) Liban. pro templ. ed. Gothofr. p. 13—15. — 75) Zosim. IV. 27; 28; 32; 33; Philost. XI. 2.

76) Diese Theorie liegt Ambros. ep. 17 u. 18 an Valentinian II. zu Grunde und wird dort näher ausgeführt; or. de obit. Theod. §. 38 wird Josias Beispiel aufgestellt wie die Abgötterei zu vernichten sei. Die Schrift des Firmicus Maternus an Constantins Söhne s. Note 4, Buch 1, Kap. 2.

77) „Republik" blieb bekanntlich der Name auch für den Kaiserstaat. — 78) Ambr. ep. 17, 16. — 79) Diese Bestimmungen sind zu entnehmen aus der Relatio Symm. (ep. X. 61); Ambr. ep. 17 u. 18; C. Th. XVI. 10, 20.

80) Ueber die Curia Julia und Victoria: Dio Cass. XLIV. 5; XLVII. 19; LI. 22; auch Sueton. August. 35, Caligula 60; Herodian. VII. 28. Prudent. c. Symm. II. init. Claud. 6. cons. Honor. v. 597. S. Art. Victoria in Pauly's Realencyclopädie.

81) Ambr. ep. 18, 32. — 82) Zosim. IV. 36. Orelli Inscript. 1118. Eckhel, Doctr. numm. VIII. p. 389 de pontif. max. — 83) C. Th. XVI. 7, 2 u. 3. — 84) Jord. 29. — 85) Zos. IV. 33, 5; Synes. de regno, passim. — 86) Ambr. ep. 20, §. 9, 12, 20; ep. 57, 3.

87) Diese Verhältnisse ergeben sich am klarsten aus der Notit. dign. mit Böckings Registern und Noten, verbunden mit der Lectüre des Ammian und Zosimus; dazu C. Th. de re milit. mit Gothofreds Commentar. Sie sind sehr wichtig für den ganzen Verlauf der Geschichte; aber noch nicht gehörig gewürdigt und dargestellt. Ins Detail zu gehen ist hier nicht der Ort; eine eigne Monographie würde erforderlich sein. — 88) So Amm. XXXI. 10, 18. Zos. IV. 35, 3. Dasselbe deuten Rufin. II. 13 und Vict. 47 an.

89) Soweit wollen wir Pallmann, Völkerwanderung I. 139 u. 171—173, nachgeben. Aber was eben nur einige Wahrscheinlichkeit hat, behauptet er als schlechthin gewiß. Er hätte sich in Betreff der Alanen noch mehr auf Jord. 31 berufen können, wo doch wenigstens steht: Vandali et Alani, permisso principum Romanorum utraque Pannonia resedere, als auf Jord. 27; auch die wichtigere Stelle Zos. IV. 34 ist nicht erwähnt; hier aber ist nur vom Vertrage des Safrach und Alatheus mit Gratian die Rede. Von der alanischen Leibwache sagt Vict. 47: paucos ex Alanis, quos ingenti auro ad se transtulerat. Dies klingt mehr als

hätte Gratian ſie jenſeit der Gränze geworben; auch wäre für einen alaniſchen Trupp aus ſeiner eignen Provinz ſoviel Gold nicht nöthig geweſen.

90) Dahns vortreffliche Note (die Könige der Germanen I. S. 261) welche die wichtigſten Quellen und Hülfsmittel angiebt, überhebt mich einer Auseinanderſetzung. Die ſtricte Behauptung des Procop. b. G. I. 1, die Alanen gehörten zur gothiſchen Familie, iſt in jeder Hinſicht maßgebender als des Amm. XXIII. 5, 16 beiläufige Bemerkung, man nenne die früheren Maſſageten jetzt Alanen. S. auch Wietersheim II. 346—350.

91) Amm. XXXI. 2, 21 seq. — 92) Dies ſcheint Greg. Tur. I. 43 ſagen zu wollen; und es iſt ſehr glaublich, denn ganz ohne Verdienſt würde er von den Soldaten ſchwerlich zum Kaiſer proklamirt worden ſein. Weiteres über Maximus Leben: Pacat. 31. Zos. IV. 35. Auson. de clar. urb. Aquileja v. 7 seq.

93) Pacat. 24. — 94) Sulp. Sever. v. Martini 23; dial. II. 7. Oros. VII. 34. — 95) Gildas, liber querulus de excidio Brit. c. 10. — 96) Pacat. 23. — 97) Gild. ibid.; Pacat. 24. — 98) So wenigſtens Socr. V. 11 u. Soz. VII. 13. — 99) Ambr. obit. Valent. 79. Psalm. 61, 17.

100) Ambr. ps. 61, 24 u. 25 giebt den genaueſten Bericht über Gratians Tod, eingekleidet in eine Vergleichung mit den Leiden Chriſti und deſſen Mördern Judas, Pilatus und Herodes. Dazu Hieron. ep. 60 ad Heliodor. 15. Rufin. II. 14. Zos. IV. 35 (mit mehren Irrthümern); Oros. VII. 34; die Chroniken. Socr. V. 11 u. Soz. VII. 13 bereits mit ſagenhafter Ausſchmückung. Ein Beiſpiel der ſpäteren chriſtlichen Geſchichtſchreibung: Chron. Pasch. ad 380: Juſtina, die Arianerin, habe Gratian als einen Katholiken ermorden laſſen, als er eben aus dem Circus in Conſtantinopel gehen wollte.

101) Baron. ad 381, §. 110. Tillem. Priscill. art. 8. — 102) Ueber Merobaudes und Ballio: Pacat. 28. Ambr. ep. 24, 11. — 103) Zos. V. 39.

Drittes Buch, erſtes Kapitel.

1) Paulin. v. Ambr. 12. — 2) Ueber die Friedensverhandlungen: Ambr. ep. 24, beſonders §. 1—3, 6—9; obit. Valent. 28, und Rufin. II. 15: Valentinianus — hostis metu perterritus, simulatione oblatam pacem a Maximo simulans ipse quoque libenter amplectitur.

3) Ihre Sitze werden durch Amm. XVII. 6, 1 ziemlich genau beſtimmt. Im Allgemeinen über die Juthungen: Zeuß, S. 312 f. v. Wietersheim, Völkerwanderung, passim. — 4) Genaueres über das oſtrömiſche Reich im Jahre 383 mit den Belegen: Tillem. Theod. art. 14. — 5) Themist. or. XVIII. 220 d. Socr. V. 11. — 6) Zos. IV. 37.

7) Oros. VII. 34, 35; nur wirft er die Ereigniſſe von 383—384 und 387—388 zuſammen. Symmachus dankt für die Stadtpräfektur ſowohl Valentinian als Theodoſius: ep. X. 22 u. 23. Doch war es üblich bei dergleichen offiziellen Schreiben, alle regierenden Kaiſer anzureden, der Idee gemäß, daß ſie alle nur eine Herrſchaft über das eine Reich führten. Auch die relatio Symmachi, die nur an Valentinian eingereicht wurde, redet Theodoſius und ſogar Arcadius an. Auch der libell. Marcell. et Faust. (Buch II., K. 1., Nr. 68) wendet ſich an Valentinian und Theodoſius. Jeder Imperator erließ die Geſetze für ſeinen Reichstheil im Namen aller Mitauguſti. Die beiden andern erwähnten Stellen: Ambr. ep. 17, 12; ep. 24, 11.

8) Symm. ep. X. 61; auch abgedruckt in Ambr. epist. — 9) Ambr. obit. Val. 19. — 10) Ambr. ep. 17. — 11) ibid. 15: puerum te esse lapsum. — 12) ep. 18. — 13) Ambr. obit. Val. 19; ep. 57, 3. — 14) Von den dogmatiſchen und ethiſchen Grundſätzen des Ambroſius handelt Böhringer, die Kirche Chriſti, Bd. I., Abth. 3, S. 54—80. — 15) Ambr. sermo c. Auxent. 29.

16) Ueber die Streitigkeiten zwiſchen Ambroſius und dem Hof 385: Ambr. ep. 20 sorori; vita Ambr. zuſammengeſtellt von den Benedictinern, 70, 71.

Tillem. Ambr. art. 38—42. Ausführlich auch Gfrörer II. 597 ff. Böhringer, S. 27 ff., ziemlich übereinstimmend mit ihm.

17) D. h. wenn du usurpatorisch nach meinem Diadem strebst und mich entthronen willst. — 18) ep. XXI. 9. — 19) c. Auxent. 22. — 20) Rufin. II. 15, 16. Soz. VI'. 13; des Benevolus ferneres Leben war das eines Heiligen und Asceten, und erwarb ihm die andächtige Bewunderung aller Mitbürger. Tillem. Ambr. art. 43. — 21) C. Th. XVI. 1, 4.

22) Die rationalistischen Kirchenhistoriker des 18. Jahrhunderts urtheilen hier unbefangener als die des 19ten. Für das 17. Jahrhundert ist eine Probe aus Baron. (ad 386) bezeichnend genug: Justina Augusta, acrioribus stimulis agitata, rabie feminili, mente perversa, correpta furore, instar furia furit, et veluti Baccha oestro percita debacchatur.

23) Valentinians Brief bei Baron. 386 §. 40, 41. S. auch Tillem. Theod. art. 29. — 24) Ambr. ep. 21 Valentiniano, 13. — 25) Hauptquellen für 386: Ambr. sermo c. Auxent. ep. 21 u. 22 sorori. Paulin. vit. Ambr. 13—18. Augustin. conf. IX. 6, 7. Civit. D XXII. 8.

26) Sacharja 5. Der Vergleich ist nicht ungeschickt, und beißend genug; jener Brief war ein Fluch, der ausging über alles Land, und alle Diebe und Meineidige freisprach.

Drittes Buch, zweites Kapitel.

1) Sulp. Sever. dial. II. 6; III. 11 nennt ihn vir omni vitae merito praedicandus, si vel diadema non legitime — — impositum repudiare, vel armis civilibus abstinere licuisset; ferner bonus, multis bonisque artibus praeditus, aber avarus, depravatus consiliis sacerdotum, callidus; und vit. Mart. 23 gar ferocis ingenii virum et bellorum civilium victoria elatum. Der Presbyter Oros. VII. 34: vir quidem strenuus et probus atque Augusto dignus, nisi contra sacramenti fidem per tyrannidem emersisset. Erleuchtetere Priester, wie Ambrosius und Martin von Tours blieben stets anderer Meinung. Der Heide Zosimus charakterisirt ihn durch seine Erzählung ganz gut: IV. 35; 42 seq. Ebenso Gildas lib. quer. 10. Dagegen malt Pacat. nur schwarz und ungeheuerlich.

2) Ambr. ep. 24, 11. — 3) Pacat. 28. — 4) Noch 386 hatte Martin von Tours für zwei Anhänger Gratians zu bitten: Sever. dial. III. 11. — 5) Ambr. ep. 24, geschrieben 386; die ersten Hinrichtungen der Priscillianisten wurden 385 vollzogen. cf. Lübkert Priscill. §. 30. S. weiter unten.

6) Pacat. 25, 26. — 7) Sever. dial. III. 11. — 8) Pacat. 25. — 9) Oros. VII. 35; des Maximus Worte: Ambr. ep. 24, 4; Ambrosius sagt zu ihm (§. 8): cum tu miniteris imperio Romano barbarorum auxilia et turmas transalimitanas, quibus commeatus provincialium tributa solvebant. — 10) Greg. Tur. II. 9. — 11) Sever. v. Mart. 20. — 12) Vgl. S. 523 ff.; die fernere Geschichte der Priscillianisten erzählt Sever. h. s. 49—51.

13) Sein Leben und besonders die Unzahl seiner Wunder erzählen detaillirt: Sever. v. Mart. u. diall. Gregor Tur. de mirac. b. Mart. Paulinus carmen; gesammelt von Jordansky, biogr. vett. S. Mart. Confess. Posonii 1817. — 14) Baron. 375 §. 3; nota ad vit. Mart. 7 in der Ausgabe Sulp. Sever. Lugdun. Batav. 1647. Tillem. Mart. art. 3 setzt 371 oder 372. — 15) Sever. v. M. 7—14 über die Heidenbekehrung und Klostergründung.

16) Prosp. chr. 386: inibi similiter a. S. Martino episcopo et ab aliis episcopus haereticus judicatus, appellavit ad Caesarem. Daß Severus Martins Anwesenheit nicht erwähnt, ist kein Beweis dagegen. Denn alle seine Worte über Martin haben einen apologetischen Zweck, die Beschlüsse der Synode aber tadelt er; und er konnte Martins Anwesenheit um so eher verschweigen, als er nirgend geradezu genöthigt ist, sie zu erwähnen.

17) Sever. II. 50. Hieron. ep. 133 ad Ctesiph. 3. Die Verse Georg.

II. 325. — 18) Pacat. 29. Große katholische Heilige waren unmenschlich und unhistorisch genug, die ausgepreßten Geständnisse für klare Schuldbeweise zu nehmen und ihr gehässiges Urtheil damit zu belegen. So Hieron. ad Ctesiph. und in Jesai. c. 64; so vor Allen Papst Leo der Große ep. ad Turribium 16. Auch moderne Historiker, wie Manbernach, sind nicht besser. Augustin ist noch vorsichtiger, de haeres. 71.

19) Leo ad Turr. init. — 20) Sever. dial. III. 11—13. v. M. 20. Das Folgende muß 386 geschehen sein; denn Evodius wird als Consul genannt. — 21) Sever. M. 20: er meint mit dem letzteren Valentinian II., dem nach Gratians Tode Gallien zustand. — 22) Sever. dial. II. 6—8. — 23) Ambr. ep. 24, 12. — 24) Mit dieser Klage beendet der Presbyter Sever. seine Kirchengeschichte. — 25) ep. 24 erzählt die Gesandtschaft, ihre Motive und ihren Verlauf. — 26) Sozom. VII. 13.

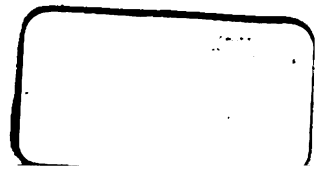
27) Baron. 387 giebt Maximus Briefe; er will, daß Maximus an Siricius geschrieben, als er bereits in Italien war. Tillem. mém. eccl. Sirice art. II. hat gute Gründe dafür, daß er aus Gallien schrieb. Anfang 387 wie Tillemont will oder Ende 386 ist der Zeitpunkt.

28) Rufin. II. 16. Theod. V. 14. — 29) Soz. VII. 13. — 30) Rufin. II. 16: qui se exuere tyranni infamia et legitimum principem gestiret ostendere cet. — 31) Zos. IV. 29, 1. — 32) Valentinian war Anfangs September noch in Mailand. C. Th. Chronol. — 33) Wenigstens nennt es Zosimus fortwährend und sagt IV. 43, daß Maximus seine Truppen dorthin gegen Valentinian führte. — 34) Theodor. V. 14. Rufin. II. 16. — 35) Baron. 387 §. 59. — 36) Socr. V. 14. — 37) Zos. IV. 43 seq. — 38) Theod. V. 15.

39) Pacat. 32, 33, 39; ferner über Theodosius Rüstungen, seinen Aufenthalt in Thessalonich; seine Verhandlungen mit Valentinian und Maximus: Rufin. II. 17. Augustin. civ. D. V. 16. Socr. V. 12. Soz. VII. 14. Theod. V. 15. Zos. IV. 43—45 (mit einer Anecdote von der Galla). Philost. X. 8. Oros. VII. 34 u. 35.

40) Zos. IV. 35 u. 38. — 41) Pacat. 32: data atque accepta dextera. cf. Oros. VII. 34. — 42) Er war 30. April noch in Thessalonich; 10.—16. Juni in Stobi, nicht allzu weit davon entfernt. C. Th. Chron. — 43) Ambr. ep. 40 Theodosio, anno 388, §. 8. u. 23. — 44) Zos. IV. 45. — 45) Greg. Tur. II. 9 nach Sulp. Alexander.

46) Zos. IV. 45. Er (45—47) und Pacat. 32—45 geben den Hauptbericht vom Kriege. Außerdem besonders Oros. VII. 35. Einiges, aber großentheils Flüchtiges oder Falsches die meisten der, Note 39 genannten Autoren. Auch Ambr. ep. 40. — 47) Pacat. 36. — 48) Oros. VII. 35 und Pacat. 39. Auch Zos. IV. 46 spricht von der überraschenden Schnelligkeit. Daß Arbogast die Truppen führte, geht aus Orosius hervor. — 49) Soz. VII. 14.

50) Ersteres nach Socr. V. 14; letzteres nach Idac. fast. — 51) Greg. Tur. II. 9. — 52) Ambr. ep. 40, 25. — 53) Soz. V. 14. — 54) Oros. VII. 35.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.